# Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
# Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und achtzigster Theil,
welcher die Art. **Tanz und Tanzkunst** bis **Taube** enthält.
Mit einer Kupfertafel und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1842.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 11/48

Coburger
Landes
Bücherei

# T.

Tanz und Tanzkunst. Die Theil 179 angeführten verschiedenen gesellschaftlichen Tänze kommen bei allen kultivirten Völkern, sowohl in Europa, als außerhalb desselben vor, nur daß sie verschiedentlich modificirt erscheinen, besonders da, wo man noch eigene Nationaltänze hat, wie z. B. in Spanien ꝛc. — Die Tänze der Türken sollen einen mehr ernsthaften Charakter haben, und nicht sowohl in künstlichen Schritten und Versetzungen der Füße, als in Wendungen des ganzen Körpers, insbesondere der Arme und Hände bestehen. Dieses ist bei ihnen die größte Kunst, worein sie so viel Ausdruck und Grazie legen, als möglich. Die Stellungen und Bewegungen der Füße sind durch die lange Kleidung versteckt, daher es darauf auch weniger ankommt. Die Türken erlernen das Tanzen, wie bei uns, nach Regeln; die Knaben lernen es von männlichen Lehrern, die Mädchen werden von Frauen darin unterrichtet. Letztere bringen es zu einer größeren Vollkommenheit, als die Mannspersonen, und dieses geht wohl aus der Lebensart der Frauen in den Harems hervor, in welchen alle Künste des Vergnügens geübt werden,

und sie sich diesen ganz hingeben können, und deshalb müssen sie auch darin zu einiger Fertigkeit gelangen. Es soll ungewöhnlich seyn, daß zwei oder mehrere Mädchen oder Frauen zusammen tanzen, sondern Eine läßt sich mit ihrer Geschicklichkeit sehen, und die Andern klatschen ihr Beifall zu. Indessen soll dieses Tanzen nur eine frivole Erziehung bei den Türkischen Frauenzimmern verrathen, wie sie in den Harems gewöhnlich ist, denn die rechtlichen Frauen der Türken soll man nur sehr selten tanzen sehen; indessen läßt sich hierüber wohl schwer genau Auskunft geben, da sie den übrigen Europäern selten zu Gesicht kommen und meistens in den Harems versteckt sind. Es giebt aber bei ihnen öffentliche Tänzerinnen, wie bei den Alten, welche sich in den Häusern bei Gastmählern für Geld sehen lassen, und den Tänzerinnen der Römer nichts an Unverschämtheit nachgeben. Ihre größte Kunst besteht in unzüchtigen Stellungen und Bewegungen, worin sie es weit gebracht haben sollen. Sie selbst sind solche Personen, die, wie gewöhnlich, im Stande der Verachtung leben, der ihnen durch den augenblicklichen Beifall, den man ihrem schlanken und beweglichen Körper zollt, schlecht vergütet wird. Auch Denon beschreibt diese Tänzerinnen in seiner Reise in Nieder- und Ober-Aegypten während der Feldzüge des Generals Bonaparte*). Man nennt sie in Egypten Almé's; es sind eine Art Bajaderen, wie die in Hindostan. Denon sagt von ihnen: „Wir verlangten von den Schechs uns Almé's zu bringen, allein die Regierung des Landes (Egypten) machte einige Schwierigkeiten, ihnen die Erlaubniß, zu uns zu kommen, zu ertheilen; denn von den Blicken der Ungläubigen entweihet konnten sie ihren Ruf verlieren, ja sogar um ihr Gewerbe kommen. Hieraus läßt sich

*) Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet, von D. Tiedemann. Berlin, 1803. S. 86 u. f.

abnehmen, wie tief ein Franke in den Augen eines Muselmannes herabgesetzt ist, weil ihre liederlichsten Frauenzimmer noch durch unsern Blick entweihet werden können. Einige alte wieder gut zu machende Beleidigungen, die Anwesenheit eines Generals, und vor allem die zweihundert Soldaten, schafften die Hindernisse weg; die Almé's kamen, und wir merkten an ihnen nicht, daß sie an den politischen Rücksichten und den religiösen Bedenklichkeiten der Schechs Antheil hatten; sie machten uns jedoch mit zierlicher Grazie das streitig, was wir glaubten für die geringste Gefälligkeit halten zu müssen, nämlich ihre Augen und ihren Mund zu enthüllen; denn das Uebrige ward uns gleichsam aus Zerstreuung überlassen, und in kurzem nicht mehr daran gedacht, daß man uns etwas zu verbergen hätte; doch zeigte sich Alles nur durch gefärbte Gazen und schlecht befestigte Gürtel, die nachläßig mit einem nicht reizlosen, und mir etwas Französisch vorkommenden Spaße wieder in Ordnung gebracht wurden. Sie hatten zwei Instrumente, einen Dudelsack und eine Trommel aus einem irdenen Topfe, mitgebracht, worauf mit den Händen getrommelt wurde. Es waren ihrer sieben, zwei tanzten, die andern sangen unter der Begleitung von Castagnetten, die wie kleine Zimbeln in der Größe eines Laubthalers gemacht waren. Die Bewegung, womit sie solche an einanderstießen, gab ihren Händen und Fingern einen unbeschreiblichen Reiz. Ihr Tanz war anfangs wollüstig, aber bald wurde er ausschweifend, und stellte nichts als den sinnlichen Rausch auf eine grobe und unanständige Art vor; und was diese Gemälde noch ekelhafter machte, bestand darin, daß Einer von den beiden Musikanten, deren ich erwähnt habe, in dem Augenblicke der größten Ausgelassenheit mit einer dummen Miene die Berauschung störte, womit der Auftritt schließen sollte. Sie tranken Branntwein aus großen Gläsern, wie Limonade, auch waren sie, obgleich hübsch und jung, doch erschöpft und verblühet,

zwei ausgenommen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit zwei berühmten Pariser Frauenzimmern hatten. Die Grazie ist so sehr eine bloße Naturgabe, daß Josephina und Hanka, die keine andere Erziehung hatten, als welche für das niedrigste Gewerbe in der verdorbensten Stadt gehört, als sie nicht mehr tanzten, alle feinen Manieren der beiden Weiber hatten, denen sie glichen, und die liebkosende sanfte Wollust, die sie ohne Zweifel denen aufbehalten, welchen sie ihre geheimen Gunstbezeugungen verschwenden. Man läßt diese Almé's bei allen ihren Ausschweifungen, ihrer schlechten Lebensart, in die Harems kommen, um die jungen Mädchen in Allem, was sie ihren Männern angenehmer machen könne, zu unterweisen; sie geben ihnen Unterricht im Tanzen, Singen, in der Grazie, und in allen wollüstigen Künsten. Es ist nicht zu verwundern, daß da, wo die Wollust den Weibern zur vornehmsten Pflicht gemacht wird, die, welche die Galanterie als ein Gewerbe treiben, die Lehrerinnen des schönen Geschlechts sind; sie werden an den Gastgeboten zugelassen, die sich die Großen einander geben, und auch ein Ehemann läßt sie rufen, wenn er sein Harem einmal aufheitern will." So weit Denon. — Auch du Mont, der ihre Tänze in Asien mit angesehen, beschreibt sie so: „Sie machen im Tanzen allerlei Bewegungen mit den Schenkeln oder Lenden, drehen die Augen, stellen sich manchmal ohnmächtig, und machen tausend Stellungen, welche die verworfensten Weiber nicht in Europa machen würden."—Nichts soll aber toller seyn, als die Tänze Türkischer Bauern, welche in Verdrehungen und Bewegungen des Körpers bestehen, die unbeschreiblich sind. Sie springen mit Heftigkeit umher, stampfen mit den Füßen, schlagen mit einem dicken Stocke, den sie in den Händen halten, gegen den Fußboden und gegen die Wände, und schreien wie Besessene. Diese heftigen Bewegungen des Kopfes, der Arme und der Beine setzen sie so lange fort, bis sie

nicht mehr können, da sie dann genöthiget sind, sich auszuruhen, und oft wie betäubt hinsinken. — An einem Feste bei einer Beschneidung wurde dasselbe von Arabern und freigelassenen Schwarzen gefeiert. Die Weiber tanzten im Kreise mit Stöcken in den Händen, theilten sich dann in Paare, schlugen die Stöcke von Zeit zu Zeit über dem Kopfe zusammen, wobei sie einigermaßen Takt beobachteten, und zu der ohnehin ziemlich unharmonischen Musik ein wildes Geschrei machten. Ein Paar sonderte sich darauf von den übrigen ab und tanzten mit Castagnetten. Jenen Tänzen der Türkischen Bauern verdient nichts besser an die Seite gesetzt zu werden, als die religiösen Tänze der Derwische. Chandler hatte Gelegenheit, einen solchen Tanz in dem Tempel der Winde mit anzusehen. Der Tempel der Winde ist ein achteckiges Gebäude, an dessen Seiten auswärts Bilder der Winde zu sehen waren. Man findet eine Beschreibung und Abbildung davon in Potters Archäologie. Die Derwische faßten sich an und bildeten einen Kreis. Mit langsamen Schritten wurde angefangen sich fortzubewegen nach einer ebenfalls langsamen Musik. Von Zeit zu Zeit hörte man von ihnen den Ausruf: Alla! (Gott). Nach und nach wurde Musik und Bewegung geschwinder, auch die Ausrufungen verdoppelten sich: Alla! la illa ill Alla! (Gott! er ist der einzige Gott!). Immer schneller und schneller wurde die Musik, und eben so schnell drehete sich der Kreis der Tänzer. Die Ausrufungen wurden stärker, und es kamen, außer den erwähnten, noch andere Sprüche hinzu. Jetzt riß sich der erste Derwisch, wie im Taumel des Entzückens, aus dem Kreise, trat in die Mitte, und drehete sich im Mittelpunkte des Kreises um sich selbst herum, indem er auf den Zehen des einen Fußes ruhete, der gleichsam die Achse war, und mit den Zehen des andern Fußes sich die drehende Bewegung gab. Nachdem er sich eine Weile allein in der Mitte gedrehet

hatte, so rissen sich nach und nach mehrere aus dem Kreise, welcher dadurch immer enger wurde, bis etwa fünf in der Mitte seyn mochten. Sowohl die Bewegung des Kreises, als die Wirbel, worin sich die mittleren Derwische dreheten, wurden immer schneller, und die Geschwindigkeit der Letzteren stieg bis auf einen erstaunlichen Grad; ihre aufgelöseten Haare flogen um die Schultern, ohne sie zu berühren. Die übrigen Derwische tanzten immer um die mittlern herum, schrien mit Heftigkeit ihre Ausrufung her, und bewegten dabei den Kopf rückwärts und vorwärts. Dieses trieben sie so lange, bis einige ohnmächtig niederfielen und in jene Extase verfielen, worin sie göttliche Gesichte und Offenbarungen zu haben vorgeben. Diesen Zustand hält man für einen natürlichen Erfolg einer so heftigen Anstrengung und einer so taumelerregenden Bewegung. Man gewahrt in unsern Balletten zuweilen eine Nachahmung dieses sonderbaren Wirbeltanzes. — Von dem Tanze der neuen Griechen, sowohl des neuen Königreichs, als auch derjenigen, die sich noch unter Türkischer Hoheit befinden, ist schon Th. 179, S. 633, Einiges gesagt worden; sie haben noch Manches von den alten Griechen davon beibehalten. Auch der Kranichtanz (Geranos) ist noch daselbst im Gebrauche. Reisebeschreiber, welche Griechenland durchreiseten, um die Sitten und Gebräuche der Einwohner kennen zu lernen, berichten uns, daß der Tanz der neuen Griechen lustig und aufgeräumt sey. Es giebt zwei Arten des Tanzes. Die erste Art ist eine Art Dorf-Courante, welche von zwei zu zweien getanzt wird, und die zweite Art ist der Gavotte oder dem Branle ähnlich, zu welchem jeder hinzutreten kann, sowohl Männer als Weiber, und solches untermischt, wie in Frankreich beim Passe-pied; indessen ist dennoch ein Unterschied zwischen diesem Tanze und dem Passe-pied, indem man sich bei diesem die Hand ganz natürlich giebt, und in dem Tanze der

Griechen sind die Hände so verschlungen, daß die rechte Hand des Tänzers die linke Hand der Tänzerin erfaßt, die ihm zur linken Seite steht, und daß seine linke Hand die rechte von derjenigen erfaßt, die zu seiner rechten steht, und so geht es fort bis zum Letzten. Derjenige, welcher den Branle aufführt, reicht Niemanden die Hand; er hält nur einen Schnupftuch bei einem seiner Zipfel, und giebt den andern seiner Dame, damit er einen hinlänglichen Raum behält, um seine Maaßregeln zu nehmen, und den Branle nach seiner Fantasie zu drehen und zu wenden. Anfangs beginnt der Tanz ganz ernsthaft im Pas der Sarabande, indem man zwei Schritte vorwärts und drei Schritte rückwärts thut, sobald man aber nach und nach anfängt, warm zu werden, so wird der Tanz lustiger, man fängt an zu hüpfen und zu laufen, und solches immer nach den Regeln der Kunst, wodurch der Tanz an Unterhaltung gewinnt. Der Anstand der Griechen selbst soll sehr viel zur Schönheit des Tanzes beitragen, und dann auch, daß sie sehr aufgeräumt und lustig sind. — Der Tanz der neuern Perser geschieht zwar nach der Musik und taktmäßig, jedoch ohne Kunst, ohne regelmäßige Schritte, und ohne bestimmte Touren, meistens im Kreise herum. Jeder hüpft für sich allein, wie er Lust hat, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße, und zwar so stark, als möglich, um den Körper stark zu erschüttern. Die Tänze bei den rohen oder noch wenig Kultur besitzenden Nationen in Afrika und Amerika findet man in den Artikeln Süd-Afrika und Süd-Amerika, Th. 178, erwähnt. — Die Tänze der Wogulen bestehen, nach Pallas, in kurzen Versetzungen und Fortbewegungen der Füße, welche dabei immer dicht an einander gehalten werden. Es pflegen immer nur zwei Personen mit einander zu tanzen. Sie bewegen sich gegen einander in einfachen oder durchschlungenen Kreisen, so daß gemeiniglich Einer dem Andern den Rücken zukehrt. Sie halten mit beiden Hän-

den weiße Tücher in die Höhe, und machen damit und mit dem Kopfe allerlei Affecten, ausdrucksvolle Bewegungen, und taktmäßige Zuckungen. — Der Ostiaken Tänze sind sehr sonderbar und eigenthümlich, auch von verschiedener Art, aber alle pantomimisch nachahmend und größtentheils lächerlich; sie erfordern viel Anstrengung und Uebung. Die vorgestellten Handlungen sind von den Geschäften hergenommen, welche diesem Volke am wichtigsten sind, und am öftersten vorkommen, nämlich von der Jagd verschiedener Thiere und Vögel, und dem Fischfange. Die Stellungen, der Gang und die Sprünge der Thiere werden in diesen Tänzen auf eine sehr komische Art nachgeahmt. So stellen die Tänzer z. B. die Geschäfte der Zobeljagd, den Gang des Kranichs, den Flug und Raub der Mäusefalken und andere dergleichen Dinge durch ihre Bewegungen dar. Auch äffen sie das Betragen anderer Nationen, z. B. der Russen, nach. Diese satyrischen Tänze sind ihnen die liebsten. Der Kranichtanz ist sehr mühsam, indem sich der Tänzer dabei unter einem Pelze verbirgt, den er an einen langen Stock befestiget, wodurch eine Figur gebildet wird, die ungefähr die Gestalt eines Kranichs hat. Dieser Kranichtanz soll aber nicht als Gegenstück zu dem Geranos der alten Griechen aufgestellt werden können. — Die Tänze der Samojeden bestehen in beständigem Drehen im Kreise, ohne daß die Tänzer darin sonderlich von der Stelle kommen. Dabei schnarchen sie einige Töne statt der Musik. — Die Tänze der Kalmücken sind theils theatralische, theils Gesellschaftstänze. Die Ersteren sind die züchtigen Tänze und Solos, welche am meisten von unverheiratheten Mädchen, die einzeln auftreten, aufgeführt werden; sie bestehen bloß in taktmäßigen weichlichen Geberden und Leibesbewegungen, wobei die Tänzerin sich kaum von der Stelle bewegt, und nur den Takt mit den Füßen anzeigt. Die jungen Männer tanzen dagegen paarweise mit allerlei lächerlichen, auch

wohl unzüchtigen Bewegungen nach mauriſcher und tatariſcher Art. Ueberhaupt aber gebrauchen die Kalmücken, gleich den Armenianern, die Hände und Arme im Tanzen am meiſten, und die Füße weniger noch als die Tataren.— Die Tatariſchen Tänze beſtehen aus mannigfaltigen, zum Theil wollüſtigen Bewegungen des Körpers und der Arme, welche bald geſchwinder, und bald langſamer ausgeführt werden, und viel Fertigkeit bei den Tänzern vorausſetzen. Die Füße werden dabei nicht ſehr vom Boden erhoben, ſondern nur nebeneinander und voreinander auf verſchiedene Arten verſetzt. Sprünge und große lebhafte Pas kommen nicht dabei vor, ſo daß man ſagen kann, daß mehr der übrige Körper und die Arme, als die Füße bei dieſen Tänzen zu thun haben. Die Bewegungen werden mit Pfeifen und Händeklatſchen begleitet. Das Geſagte gilt von den Tänzen der Männer. Die Frauensperſonen haben eine ſehr einfache und für den Zuſchauer ziemlich unterhaltende Art zu tanzen; ſie drehen ſich nämlich mit Verſetzungen der Füße langſam im Kreiſe oder um ſich ſelbſt herum, und thun dabei ſehr verſchämt. Eine alte Frau ruft ein Mädchen nach dem andern auf, ſtellt es auf den Platz hin, wo es dann ſeine Touren macht, und die Hand vor das Geſicht hält. Nachdem es ſich eine Weile gedrehet hat, iſt der Tanz vorbei, und ein anderes Mädchen kommt an die Reihe. — Bei den Kamtſchadalen beſtehen die Tänze, wie bei den Oſtiaken, in Nachahmungen des Ganges und der Stellungen der Thiere, wie ſie ſolche auf der Jagd zu beobachten Gelegenheit haben, nur haben ſich die Letztern ein Thier zum Vorbilde gewählt, das eben nicht zum Lehrer des Tanzes geſchickt iſt, nämlich den Bären. Die genaue Nachahmung der ungeſchickten und tölpiſchen Bewegungen dieſes Thieres macht die größte Kunſt des Kamtſchadaliſchen Tänzers aus. Die zum Theil poſſirlichen Stellungen ſollen ſich nicht beſchreiben laſſen. Man kann

nur im Allgemeinen davon bemerken, daß der Körper immer gebückt ist, die Knie gebogen sind, und die Arme so gut, als möglich, die Bewegung der Vordertatzen des Thieres nachmachen. Es giebt zwar mehrere Abänderungen in den Tänzen dieser Nation, allein der Bärentanz, auf den sich die Kamtschadalen etwas zu Gute thun sollen, ist der Grund ihrer ganzen Orschestik. — Bei den Sumatranern kommt der Kriegs- und der Gesellschaftstanz vor. Der Erstere hat mit dem Pyrrhischen Tanze der Griechen viele Aehnlichkeit; er besteht in heftigen Verdrehungen des Leibes, und in allerlei Sprüngen, womit zwei Partheien nach dem Takte aus einer gewissen Entfernung auf einander losgehen, wie Streitende. Sie sind mit Lanzen und Dolchen bewaffnet, und gerathen oft in eine solche Wuth, daß sie die Alten, welche als Zuschauer zugegen sind, mit Gewalt auseinander bringen müssen. Diese Kampfspiele werden an gewissen Tagen im Jahre, und insbesondere am Ende der jährlichen Feste oder des Monats Ramadan gehalten. Die gewöhnlichen Gesellschaftstänze dieser Nation sind für den, der an Europäische Tanzkunst gewöhnt ist, theils zu schläfrig, theils zu frei. Es tanzen entweder zwei Frauenspersonen, oder zwei Mannspersonen, oder zuletzt Alle vermischt. Ihre Bewegungen dabei sind sehr langsam, der Körper wird vorwärts gebogen; die Damen schlagen sich von Zeit zu Zeit mit einem Fächer, den sie in der Hand halten, sanft an den Ellenbogen, oder fassen die Enden ihres seidenen Salendangs, und breiten sie hinter sich aus, so wie unsere Damen ihre Schürzen und Röcke mit spitzen Fingern angreifen und zierlich ausbreiten. Die ganze Stellung und Bewegung ist gezwungen, und manchmal etwas frech, nach unsern Begriffen; indessen sollen sie damit keine unzüchtigen Ideen verbinden. Den Takt halten sie sehr genau, und die Tänzer unterstützen sich einander sehr gut, obgleich sie nicht nach vorgeschriebenen Touren tanzen, sondern sich willkührlich hierhin

und dorthin bewegen. Die Europäischen Tänze kommen ihnen lächerlich vor. Zwei Personen, die ein Menuet tanzen, kommen ihnen vor, wie zwei Kampfhähne, die wechselsweise gegen einander und zurückgehen; die Contretänze sind ihnen zu heftig und zu verworren. — Die Delawaren und Irokesen haben verschiedene Arten von Tänzen, da sie große Liebhaber des Tanzes sind. Jede feierliche Zusammenkunft ist mit einem Tanze verbunden, ja es vergeht fast keine Nacht, da nicht ein Tanz gehalten wird, zu welchem sich die Jugend beiderley Geschlechts begierig einfindet. Den alltäglichen oder gewöhnlichen Tanz halten sie entweder in einem großen Hause oder auf einem freien Platze, um ein Feuer herum; sie tanzen im Kreise, und haben allemal einen Vortänzer, nach welchem sie sich richten. Die Mannsleute sind voran, und die Weiber schließen den Kreis; diese tanzen mit vielem Anstande, als wenn es die ernsthafteste Handlung wäre; sie lachen nicht, reden nicht mit den Mannsleuten, noch weniger scherzen sie mit ihnen, welches ihnen keinen guten Namen machen würde; sie hüpfen oder springen auch nicht, sondern schlagen nur mit einem Fuße an den andern wechselsweise ein wenig vor und dann wieder rückwärts, doch so, daß sie immer etwas vorwärts kommen. Auf diese Art glitschen sie mit großer Leichtigkeit wieder zurück. Dabei halten sie sich sehr gerade, und lassen die Arme am Leibe herunter hangen. Die Mannsleute hüpfen, stampfen dabei, daß der Boden zittert, und jauchzen überlaut; dabei kann man recht sehen, wie gelenkig und wie leicht sie auf den Füßen sind. Ihre Musik besteht in einer Trommel, die einen schlechten Ton giebt, aber dennoch zu ihrem Zwecke tauglich genug ist, indem sie nur dazu dient, den Takt anzugeben, welchen die Indianer, wenn ihrer auch noch so viele zusammen tanzen, immer sehr genau beobachten. Ist ein Tanz ganz zu Ende, so ruhen sie ein wenig aus, der Trommelschläger hört aber nicht auf zu trommeln

und dazu zu singen, bis ein anderer Gang anfängt. Ein solcher Tanz währt gewöhnlich bis nach Mitternacht. Bei einem andern Tanze, der nur für Mannspersonen ist, stehen sie nach der Reihe dazu auf, und jeder tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit. Er besingt dabei seine eigenen oder die Thaten seiner Vorfahren, und die Gesellschaft, die in einem Kreise auf dem Boden um ihn herum sitzt, giebt durch einen sehr rauhen Ton, den sie Alle zugleich mit großer Heftigkeit ausstoßen, den Takt an. Von diesen gewöhnlichen Tänzen sind diejenigen verschieden, die nur bei besondern Gelegenheiten gehalten werden, worunter auch der Friedenstanz gehört, welcher auch der Pfeifentanz genannt wird, weil das Calumet oder die Friedenspfeife in einem solchen Tanze überreicht wird; er ist der vornehmste. Die Tänzer geben dabei einander die Hände, und hüpfen in einem geschlossenen Kreise eine Weile herum; plötzlich läßt der Vortänzer die Hand eines seiner Nachbarn los, den Andern aber hält er fest, hüpft auf einem Flecke, dreht sich im Kreise herum, und zieht auf diese Weise die ganze Gesellschaft an sich, daß sie sich gleichsam um ihn herumwickelt, und endlich Alle in einem Haufen beisammen sind; schnell fahren sie aber wieder auseinander in ihre vorige Ordnung, und halten bei allen diesen Wendungen einander immer an den Händen fest, welches die Kette der Freundschaft vorstellen soll; auch wird ein Gesang dazu angestimmt, der blos für diese Feierlichkeit gemacht ist. — Der Kriegstanz, den sie nur halten, wenn sie in den Krieg ziehen, oder aus demselben zurückkommen, ist fürchterlich. Niemand nimmt Theil daran, als die wirklichen Krieger, welche sich dazu bewaffnen, als wenn sie gleich gegen den Feind zu Felde ziehen sollten. Der Eine von ihnen trägt eine Flinte oder das Kriegsbeil, der Andere ein langes Messer, der Dritte eine Kriegskeule, womit sie um sich schlagen und zu erkennen geben, wie sie mit ihren Feinden umgehen

wollen oder schon umgegangen sind. Dabei stellen sie sich so wild, daß es für den Uneingeweiheten schauderhaft anzusehen ist. Ein Anführer fängt den Tanz an, und besingt dabei seine und seiner Vorfahren Heldenthaten. Wenn er dann mit der Erzählung einer merkwürdigen That fertig ist, schlägt er mit seiner Kriegeskeule aus allen Kräften gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise zu diesem Zwecke in die Erde gesetzt worden. So tanzt hernach ein Jeder, wie die Reihe an ihn kommt, besingt die Thaten seiner Familie, und beschließt mit einem Schlage an den Pfahl. Zum Schlusse tanzen sie alle zugleich, welches der fürchterlichste Auftritt ist, indem sie die schrecklichsten und gräßlichsten Stellungen annehmen, und einander zu zerschlagen, zu zerhauen, und zu durchstechen drohen. Mit außerordentlicher Fertigkeit wissen sie aber den Stößen oder Schlägen auszuweichen. Um den ganzen Auftritt noch gräßlicher zu machen, erheben sie ein eben so wildes Geschrei, als sie in Schlachten zu thun pflegen, so daß man sie für einen Haufen rasender Leute halten sollte. Bei diesem Tanze brauchen sie zuweilen auch eine Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Laut von sich geben. Die Irokesen stellen den Kriegstanz auch oft zu Friedenszeiten an, um ihrer Heldenthaten von Zeit zu Zeit feierlich zu gedenken. — Der Opfertanz wird bei den Opferfesten und andern öffentlichen Friedensbezeugungen gehalten. — Die übrigen Tänze der hier nicht erwähnten Nationen in Asien, Afrika, Amerika ꝛc. kommen so ziemlich mit den angeführten, und den schon Th. 179 beschriebenen Tänzen überein, wenigstens sind die Abweichungen nicht so merklich, daß sie hier noch einer besondern Erwähnung bedürfen.

Was die höhere Tanzkunst, Fr. la haute danse, anbetrifft, so wird diese von den Tänzern von Profession, den Solotänzern und Figuranten, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, ausgeführt, und

solches auf den Theatern in Balletten, Pantomimen oder auch auf großen Bällen, Hofbällen 2c. Es sind die eigentlichen theatralischen Tänze, die zur Belustigung des Hofes und des Publikums auf den Schaubühnen entweder als Zwischenspiele zwischen den Aufzügen einer Oper, oder als besondere Nachspiele beim Schlusse einer Vorstellung, die aber mit dem Stücke selbst keine weitere Verbindung haben, gegeben werden. Die hauptsächlichsten Pas, welche in dem theatralischen Tanze gebraucht werden, sind schon oben beschrieben worden; auch ist der eigentliche Zweck der höheren Tanzkunst und ihr Unterschied von der gemeinen schon Th. 179 erklärt worden. — Man theilt die theatralischen Tänze oder Ballette in vier Klassen: 1) In ernsthafte Tänze, von hohem Charakter, oder in hohe pantomimische Tänze, die von Solotänzern und Tänzerinnen ausgeführt werden, also Solotänze von hohem ernsthaften Charakter sind. Sie erfordern viel Feinheit und Geschmack, die meiste Kunst in Stellung und Bewegung, nicht eben hohe und schwierige Sprünge und Kapriolen, aber desto mehr langsame und schwebende Pas, die nicht geringe Geschicklichkeit des Körpers in Haltung des Gleichgewichts voraussetzen. Diese Tänze haben ihre Entstehung hauptsächlich dem berühmten Noverre in seinen Lettres sur la Danse zu verdanken. Man wählt gern zu diesen Tänzen Personen von großem und schönen Wuchse und edlem Anstande, weil diese sich zu den hohen oder erhabenen Charaktern am besten schicken. Hierzu kommt nun noch Feinheit des Ausdrucks und der Pantomime, die besonders geschickt seyn muß, Alles auszudrücken, was die Leidenschaften in Geberden hervorbringen, oder wie äußere Geberden alle Leidenschaften, die im Innern stürmen, durch das stumme Spiel ausdrücken. Alle Situationen oder Lagen des Lebens werden durch die Stellungen im Tanze und durch die feine Mimik ausgedrückt, und so, daß sie

die Zuschauer in Bewunderung hinreißt. — 2) Demi-Caractères, Tänze, welche Handlungen und Lagen aus dem gemeinen Leben darstellen, wie sie in gesitteten Ständen vorfallen. Sie erfordern weniger erhabenen Anstand, aber doch Feinheit des Geschmacks und Zierlichkeit in Stellung und Bewegung. — 3) Komische Tänze, die zwar nicht ausgelassen, aber doch lebhaft, oft muthwillig sind, stets aber etwas Belustigendes und Fröhliches haben, und Sitten, Lustbarkeiten und Liebeshändel der untern Volksklassen, öfters auch der höhern, darstellen. Die lebhaften, in die Augen fallenden Bewegungen erfordern Leichtigkeit und Schnelligkeit, und die Pantomime tritt hier in voller Wirksamkeit. — 4) Groteskken, welche die niedrigste Klasse von Tänzen darstellen, und einen abenteuerlichen, ausgelassenen Charakter haben. Sitten und Begebenheiten, wie sie in den niedrigsten Volksklassen gebräuchlich sind oder vorkommen, machen den Gegenstand der Groteske aus. Der Groteskentänzer zeigt seine Stärke in seltsamen hohen Sprüngen, nimmt sich die Freiheit, diese nicht genau nach der Cadenze der Musik abzumessen, und ist weniger in Gefahr, seine Rolle zu outriren oder übertreiben, weil ihm hierin ein freies Spiel bleibt; er also auch die seltsamsten und närrischten Geberden, ohne anzustoßen, zeigen kann, weil sie zur Groteske gehören. Der wahre Künstler wird indessen auch hier, bei aller Freiheit, die ihm zusteht, doch immer in den Schranken eines gewissen Anstandes bleiben, um die Groteske auch anziehend für den zu machen, der mit höheren Ansprüchen an die theatralische Kunst das Theater besucht. — Jede der genannten vier Klassen kann nun entweder blos Sitten und Charaktere schildern, oder eine bestimmte Handlung mit Verwickelung und Auflösung darstellen. In der letztern Art zeigt sich sowohl die Kunst des Ballettkomponisten, als des Tänzers in ihrer ganzen Größe. Da hier nicht der Ort ist,

weitläufig über diese theatralische Tanzkunst in Beschreibung derselben zu seyn, so kann hier nur auf die oben erwähnten Briefe Noverrens verwiesen werden, welche Aufschluß über diese Kunst in allen ihren Theilen geben. Hier noch Einiges über das Ballett im Allgemeinen. Nach genaueren Untersuchungen der höhern Tänze der Alten, sollen diese noch sehr von dem verschieden seyn, was die Neuern nachher Ballett genannt haben; denn jene waren eben so sehr Gestikulation, Mimik, als Tanz; die vorzustellenden Gegenstände wurden darin nicht bloß, wie in dem Ballette der Neuern, durch eine allgemeine Bewegung des ganzen Körpers, oder allenfalls durch eine, dieser allgemeinen Bewegung desselben, angemessene, mit ihr harmonirende, und ihr untergeordnete Bewegung der einzelnen Gliedmaßen, sondern durch die beziehungs- und bedeutungsvolle Bewegung der Letztern ausgedrückt; auch scheinen sie nur darauf bedacht gewesen zu seyn, die Gegenstände, welche sie vorstellten, selbst hervortreten zu lassen, und nicht ihre Kunst in den reizvollen Bewegungen des Körpers. Daher waren ihre Tänze reine Pantomimen, und der Begriff, welchen sie mit dem Worte ὀρχησις, Saltatio, verbanden, war nicht immer derselbe, den wir mit dem Worte Tanz, Danse, verbinden. Indessen heißen, bei dem Lucian, jene Tänze auch auf die vorher angezeigte Art, nur war die Bewegung des Körpers dabei abgemessen, und wurde von der Musik geleitet, welches nicht immer der Fall bei unsern Pantomimen ist; auch stellen sie, diesem gemäß, alle Arten von Handlungen dar, und Noverre selbst gesteht in seinen Briefen über die Tanzkunst, S. 18: „Daß die Kunst der Pantomime, welche Benennung er auch seinen Balletten giebt, heut zu Tage weit eingeschränkter ist, als sie unter der Regierung des Augustus war; daß es eine Menge von Gegenständen giebt, die sich vermittelst der Geberden nicht ausdrücken lassen, daß Alles, was ruhige Unterredung heißt, darin nicht mehr Statt

finden kann.“ Blankenburg will den Werth der Ballette des Noverre weder erkennen, noch herabwürdigen, will jedoch, daß Alles darin immer mehr auf malerische Stellungen der handelnden Personen, als auf völlige Verdeutlichung der Sache selbst hinauslaufe, und wenige seiner Ballette würden, wenn man den Inhalt derselben vorher nicht genau wisse, ganz vollkommen, und in allen ihren Theilen verständlich und begreiflich seyn. Mit den Pantomimen der Alten sollen sie aber nicht zu vergleichen seyn. Dagegen bestehe das große Verdienst des Noverre in Verbannung der hölzernen Symmetrien und Tanzmeistermanieren aus dem Ballette; sogar seine, auch von Sulzer angenommene, Vergleichung zwischen dem Ballette und dem historischen Gemälde, und die daraus für jenes gezogenen Folgerungen sollen keine scharfe Prüfung aushalten, wenigstens sollen dergleichen Aehnlichkeiten nicht sehr brauchbar in einer Theorie seyn. — Das Ballett der mittleren Zeiten unterscheidet sich von der Pantomime der Alten nicht bloß dadurch, daß es mit Reden untermischt war (eigentlicher Gesang war nicht immer damit verknüpft), sondern auch dadurch, daß keine, mit dem Erstern unzertrennliche Gestikulation dabei Statt fand. Man findet dergleichen Ballette aus jener Zeit nur größtentheils bei den Franzosen. Die glänzendsten und schönsten hat der Turnir-Hof gegeben. Ihr Erfinder war ein Graf Aglio. Von Deutschen sind nur zwei, von einem David Schirmer verfertigte und zu Dresden in den Jahren 1650 und 1655 von dem Hofe aufgeführte bekannt. Das erste heißt ein Ballett vom Paris und der Helena, und das zweite das Ballett der Glückseligkeit. Cahüsac sagt überhaupt von ihnen: „Sie hatten zwar viel Bewegung, aber keine Handlung; der Tanz malte einige Personen der Fabel und Geschichte, allein das Gemälde glich dem gewöhnlichen Gemälde, welches nur einen Augenblick darstellen kann. Der zusammengesetzte

Tanz, der die Leidenschaften ausdrücken sollte, konnte nur im Vorbeigehen darin Platz finden.“ — Gegen Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hörte das Ballett, in so fern es bloßer Tanz ist, oder das, was man so nannte, in Frankreich auf, etwas für sich allein bestehendes dieser Art zu seyn. Es wurde mit dem musikalischen Drama, der Oper, verbunden, also mit Gesang; der Tanz wurde den Worten ganz untergeordnet, und sollte nur die Handlung beleben, sie vollständiger machen, also auch in Vokal- und Instrumentalmusik liegen. Hieraus entstand nun diejenige Dichtungsart, welche bei den Franzosen noch jetzt Ballett heißt, und welches auch die Deutschen angenommen haben. Quinault war der Erfinder dieser Anwendung des Tanzes, und das Fest des Bacchus und der Liebe, im Jahre 1671 aufgeführt, das erste Werk dieser Gattung; er nannte es jedoch noch nicht Ballett, sondern Pastorale, verfertigte aber späterhin zwei Stücke unter jenem Titel: den Triumph der Liebe und den Tempel des Friedens. Allein in diesen musikalischen Dramen führt eigentlich weder der Tanz die Handlung, noch die Handlung eigentlich den Tanz herbei. Die auftretenden Personen hatten keinen eigenen Zweck, sie erschienen nicht, um irgend eine Handlung für sich selbst auszuführen; sie waren Werkzeuge in der Hand des Dichters, um die Zuschauer zu belustigen, und dem Könige Ludwig dem Vierzehnten Schmeicheleyen zu sagen. Erst La Motte führte im Jahre 1697 wirkliche selbstthätige Wesen in das Ballett ein; denn in seiner Europe galante, welche in dem gedachten Jahre erschien, und wozu Campra die Musik machte, entspringt Tanz und Gesang aus der eigenen Gemüthsstimmung der handelnden Personen; sie wollen durch jene entweder Liebe erwecken oder bezeugen ꝛc. Dieses Stück ward in der Folge Muster des Balletts, und der Charakter desselben dahin bestimmt, daß, so wie in der

Oper, Tanz und Gesang, und so auch Belustigung, sich aus dem Stoffe der Handlung entwickeln, so entwickele sich in dem Ballette aus dem Tanze und Gesange eine Handlung; jene sind also die Grundlagen dieser. Deshalb hat eben die Handlung weder in den Stücken des La Motte, noch in den Stücken seiner Nachahmer eine Einheit; denn die verschiedenen Entreen machen kein unter sich und durch sich selbst verbundenes Ganze, sondern eben so viel kleine Handlungen aus, welche nur durch gleiche Zwecke, oder allgemeine gleiche Beziehungen, die mit den verschiedenen einzelnen Handlungen nichts gemein haben, mit einander verknüpft worden sind. Auch ist der Tanz auf keine Art charakteristisch darin, das heißt, er stellt keine besondere Handlung dar, noch unterscheiden sich z. B. in der Europe galante die vier darin auftretenden Nationen durch die Eigenheiten desselben von einander; man tanzt darin, um zu tanzen, und man muß ein Franzose seyn, um dem La Motte, sagt Blankenburg, die Erfindung so hoch anzurechnen, wie es geschehen ist; sie leitete indessen sehr bald zu ähnlichen. Schon im Jahre 1699 verfertigte Regnard das Carnaval zu Venedig, welches Campra in Musik setzte, und in welchem an einen doppelten Liebeshandel unter gewöhnlichen Leuten verschiedene Vergnügungen des Carnavals, und also auch Tänze geknüpft sind, ohne daß sie mit der Handlung selbst auf andere Art in Verbindung stehen, als in so fern sich diese zur Zeit des Carnavals zuträgt. Er nannte dieses Stück Comedie-Ballet, und obgleich viel frühere Stücke der Französischen Bühne, welche Zwischenspiele hatten, wie Psyche, die Prinzessin von Elis, George Dandin, der eingebildete Kranke, der bürgerliche Edelmann ꝛc. ꝛc. von Molière, schon diesen Namen führen, so ist er nachher doch nur derjenigen Gattung geblieben, von welcher sich der Tanz nicht trennen läßt, da er sich doch von den angeführten Dramen tren-

nen läßt, ohne daß diese am Zusammenhange verlieren; denn er bildet hier nur Zwischenspiele, die fortfallen können, und nur als eine Ergötzung des Publikums dienen, und von Neuem auf das Stück spannen; aber dieses Stück wirkte minder, als ein ähnliches Stück des genannten La Motte: le Carnaval et la Folie; auch soll dieses, wenn von theatralischen Vergnügungen die Rede ist, den Vorzug verdienen. Der Tanz wird darin durch die handelnden Personen selbst ausgeführt, oder doch veranlaßt, und dieses wird wahrscheinlich dadurch, daß diese Personen übernatürliche und allegorische Wesen: der Gott Plutus, die Jugend, die Thorheit und das Karnaval, sind, obgleich der Dichter auch wirkliche Wesen, wie einen Trupp Matrosen, einen Dichter, einen Musikus ꝛc. als Untergebene der Thorheit mit eingeführt hat. — Eine dritte Gattung des Balletts ist die Pastorale, das Pastorale-Ballett, deren Erfindung sich auch von La Motte herschreibt. Auch nannte Quinault sein vorzüglich aus Tänzen zusammengesetztes Fest des Bacchus und der Liebe Pastorale; aber in der Issé des La Motte, die bereits im Jahre 1697, und vermehrt im Jahre 1708 auf dem Theater erschien, hängt der Tanz mehr mit der Handlung der Personen zusammen, oder vielmehr das Stück hat eine für sich selbst bestehende Handlung, und die darin tanzenden Schäfer, Faunen, Satyren, Driaden ꝛc. verbinden damit einen eigenen Zweck. Alle diese Gattungen haben in der Folge verschiedene Abänderungen erlitten oder Zusätze erhalten. — So führte z. B. Danchet, im Jahre 1710 in die von Campra gesetzten: Fêtes Venitiennes komische Entreen oder Tänze ein, auch brachte man Helden, Könige, Fürsten ꝛc. in das Ballett, welches, zur Unterscheidung von dem gewöhnlichen, Ballet heroïque genannt wurde. — Füselier machte im Jahre 1723 mit seinen von Colin de Blamont in Musik gesetzten Fêtes grecques et romaines den

Anfang einer wichtigen Verbesserung des Balletts. Er versuchte darin den Tanz wirklich darstellend zu machen, oder einen Theil der Handlung wirklich tanzen zu lassen. Er brachte aber den Tanz unschicklich an. Er ließ z. B. den Kampf der Ringer in den Olympischen Spielen dadurch vorstellen, indem dieser Kampf, der eigenen Anlage seines Stückes nach, schon geendiget war. Den wichtigsten Schritt that aber Cahüsac mit seinen, im Jahre 1747 gespielten und von Rameau gesetzten Fêtes de l'Hymen et de l'Amour. Er verband darin nicht nur die Maschinerien mit dem Ballette, sondern der Tanz in seinem Stücke ist auch zugleich ein wesentlicher nothwendiger Theil des Inhalts; allein das Stück schien keinen Beifall zu finden, und der wirklich handelnde oder Handlung ausdrückende Tanz ist dadurch nicht auf dem lyrischen Theater eingeführt worden. An Tanzdramen aller Art, das heißt, an Ballets, Comédies-Ballets und Pastorales-Ballets, hat es indessen nicht gefehlt. Außer den bereits genannten Dichtern haben J. F. Duché, Joseph de Cartout, de la Bruère, Mich. de Bonneval, J. Fr. de la Noue, Fr. Aug. de Moncrif, Fr. Arouet de Voltaire, Pierre Chr. Roy, Fried. Marmontel, Sedaine, Brunet, Monnier, Coudray, Desfontaines und Andere deren noch geschrieben, und außer den angeführten Komponisten haben Blaise, der Marq. von Brassac, Bois-Mortier, Colasse, J. J. Mouret, Gervais, Fr. Francoeur, Bourgeois, Mondonville, Grenet, de la Garde, Fr. Rebel, Royne, Mich. Monteclair, de la Barre, Ch. Sodi, Rob. des Brosses, J. B. Foulquier, Monsigny, Floquet, Agolan und Andere dergleichen gesetzt. Nur wenige von den älteren haben sich auf dem Theater erhalten; denn außer der Europe galante spielte man von diesen nur noch bis zur Republik les Elemens, les Amours des Dieux, Zelindor Roi des

Sylphes, und die Fêtes grecques et romaines. Uebrigens sind in den eigentlichen Französischen, und auch Italienischen, Opern immer noch Tänze oder Ballette als Zwischenspiele geblieben; sie stehen aber selten in einer genauen Verbindung mit dem Stücke, oder sind vollkommen gut darin angebracht, und noch übler wirkt es, daß nicht die handelnden Personen der Oper, sondern andere sie ausführen; auch herrscht in ihnen immer, wenn man die Kleidung der Tänzer ausnimmt, die größte Einförmigkeit.—Zuletzt versuchte Noverre aus dem Tanze etwas allein für sich Bestehendes zu machen, oder bloß durch ihn ganze Handlungen darzustellen, wie ihm schon als Schriftsteller Cahüsac, Diderot, Rousseau und Andere vorgearbeitet haben; sogar eine Tänzerin, die Madame Sale, hatte bereits im Jahre 1732 den Pygmalion, die Ariadne 2c. 2c. ziemlich glücklich, tanzend, dargestellt, und an den sogenannten Pantomimen, besonders bei der Italienischen Komödie, hatte es nie gefehlt. Uebrigens sind die stummen Schauspiele bei allen Völkern, auch bei den rohesten, anzutreffen. Von den Mimen und Pantomimen der alten Deutschen giebt eine Abhandlung im achten Bande des neuen Büchersaals der schönen Wissenschaften und freien Künste von Sander einige Nachricht.

Man hat es immer in Zweifel gezogen, daß das Ballett Eindruck machen könne, indem der Tanz wohl ergötze und das Auge verblende, aber die Pantomime nicht auf den Zuschauer wirke, den Ausdruck immer nur halb verständlich lasse, und um so mehr bei demjenigen, der davon wenig Kenntnisse besäße. Wenn aber eine historische Handlung in einem Gemälde auf uns einwirkt, bei uns Empfindungen hervorbringt, so kann es auch durch das Ballett geschehen, und hier um so mehr, da durch die Pantomime diejenigen Andeutungen gegeben werden, welche den Charakter der darstellenden Personen des Ballets weit mehr hervorheben;

dann kann das Ballett auch eine Reihe von Handlungen darstellen, und diese mit einer dazu passenden Musik begleiten, welche die Eindrücke der Pantomime verstärkt, die Empfindungen erhöhet, wovon uns der Maler nur eine Scene ohne weitere Eindrücke geben kann, ohne eine musikalische Sprache, und ohne den Genuß erhöhender Mittel, des Tanzes. Man wird zwar hier immer einwenden können: Warum man interessante Handlungen, die das Drama vollkommen vorstellen kann, durch ein stummes Spiel vorstellen soll? Warum dergleichen Handlungen durch die Pantomime im Tanzen ausdrücken, die sich durch die Rede im Handeln auf der Bühne zu Jedermanns Verständniß so deutlich geben lassen? Wozu kann also das Ballett nützen? Welche Zwecke kann es erfüllen, doch nur diejenigen, das Auge und Ohr zu ergötzen, ohne wohlthätige Empfindungen zurückzulassen, die auch der Zuschauer mit nach Hause nimmt. Hier kann man einwenden: daß es Handlungen giebt, die von der Art sind, daß sie kein großes Feld brauchen, um vorgestellt zu werden, und wiederum andere, die zwar ein ausgedehntes Feld haben, sich aber mehr auf eine allgemeine Handlung beziehen, die Empfindungen sich so zu sagen zu einer einzigen zusammendrängen. Wie z. B. der Einzug eines Helden, der von einem erkämpften Siege zum Wohle seines Volkes zurückkehrt, das er gerettet hat, und von den Bürgern mit der Freude, dem Danke und der Ehrfurcht, die er verdient, empfangen wird. Eine solche Vorstellung kann am besten durch ein Ballett oder den Schauspieltanz nachgeahmt werden; hier kann durch Tanz und Pantomime Alles ausgedrückt werden, was in der Seele der ihn Empfangenden vorgeht; aber es gehört noch etwas mehr dazu, als künstliche Sprünge und manierliche Schritte; es gehört dazu den freudigen Empfang im Tanze auszudrücken, und dergleichen Handlungen giebt es eine Menge, wo man Ehrfurcht, Dank, Freude ꝛc. in Mienen, Geberden

und Bewegungen vorstellen kann; denn dergleichen Handlungen schicken sich nicht für das Drama, aber zum Ballette eignen sie sich vorzüglich. Dieses wäre nun bloß bei einzeln stehenden Balletten; aber eben so gut kann man sie auch mit dem Drama oder der Hauptdarstellung des Schauspiels in Verbindung bringen; denn der Tänzer hat gerade das in seiner Gewalt, wodurch die Leidenschaften sich am kräftigsten ändern. Wenn er nun nach geendigtem Drama, oder zwischen den Aufzügen, die Eindrücke, die dann die stärksten seyn müssen, durch die Mittel, die er hat, unterhält, und den Gegenstand, der nur das Herz oder den Geist beschäftiget, in neuen Gesichtspunkten zeigt, so kann er sehr viel zur Wirkung des Stückes beitragen. In so fern also die Schauspiele wichtig sind, und kräftig auf so manche große und erhabene Handlungen zum Wohle, eben so auch auf Gebrechen und Schwächen des Volks zur Belehrung einwirken, eben so kann es auch das Ballett thun, wenn es gehörig behandelt worden, so daß Tanz, Pantomime und Musik eben dergleichen Wirkungen hervorbringen, wenn auch anders modificirt. Bei der Vorstellung in Balletten scheint das Sittliche weit leichter, als das Leidenschaftliche ausgeführt zu werden. Ballette, die bloß einen allgemeinen sittlichen Charakter haben, die Fröhlichkeit, oder Ernsthaftigkeit, oder anständige Sitten ausdrücken, ohne eine besondere Handlung vorzustellen, sind die leichtesten. Wenn man uns nun nach einem interessanten Drama, je nachdem es einen lustigen oder traurigen Ausgang gehabt hat, in einem Tanze diese Empfindungen überhaupt, nach dem besondern Gepräge der Sitten des Volks, bei dem die Handlung geschehen ist, vorstellt, so wird ein solcher Tanz seine gute Wirkung nicht verfehlen. — Besondere Handlungen in dem Ballette vorzustellen, ist schwer, weil es leicht ins Abgeschmackte fällt. Es soll daher auch nicht die Handlung selbst, sondern nur eine Allegorie derselben dargestellt

werden. Hat der Ballettmeister eine bestimmte Handlung gewählt, so muß er die vorzüglichsten Momente darin zuerst aufsuchen, so viele dann in der Handlung vorkommen, so viele Absätze oder Perioden hat auch sein Ballett; dann muß er wieder diejenigen Momente herausheben, welche die Hauptsache in seiner Vorstellung sind. Was zwischen diesen Momenten liegt, ist von mäßigem Inhalte, wozu er schickliche Tänze erfinden muß, die dem Charakter und den Sitten der aufzutretenden Personen gemäß sind; dabei muß jedoch alles Pedantische in den Stellungen und Bewegungen vermieden werden, welches nachtheilig wirkt, und die Handlung einförmig macht, weil dann alle Tänzer wie Marionetten erscheinen. — Die Charakterballette richten sich in Kleidern, Geberden, Stellung und Schritten nach dem, was sie vorstellen sollen. Wenn z. B. Vulkanshöhle, wie in derselben Achilles Schwert geschmiedet wird, vorgestellt werden soll, so geschieht der Aufzug der Cyklopen in ihren Schurzfellen, mit Hämmern auf den Achseln, um einen Ambos; bei der Vorstellung der Elisäischen Felder, dem Hinscheiden eines Helden, der Aufführung von Charons Kahn, wird ein Tanz von Geistern, bei Tragödien, von Furien vorzustellen seyn. — Bei grotesken Tänzen erscheinen verschiedene seltsam gekleidete Personen in den wunderlichsten Trachten, Stellungen und Bewegungen, und führen entweder einen trunkenen Bauer-, Zigeuner-, oder einen Harlequinstanz auf. Hierher gehören auch die bizarren Tänze nach den Landesgewohnheiten, die Pickelhäringstänze, in welchen ein tüchtiger junger Landmann mit einem drellen Bauermädchen sich künstlich herumschwingen, und alle nur mögliche Drehungen und Schwingungen nach ihrer Manier verrichten; daher die Dorf-, Hochzeits- und Kirmeßtänze, die Erndtefesttänze ꝛc., die in Balletten aufgeführt werden, in welchen ein Dorfgalan oder ein Hirt mit seiner Phyllis ein Solo aufführt, das in Zwischenakten

von den übrigen Dorfbewohnern in Reihen- und andern Tänzen accompagnirt wird. Auch die Schwelg- und Saufgelagstänze gehören hierher, wo trunkene Handwerker, Bauern, Soldaten ꝛc. sich im Tanze produziren und alle nur mögliche Stellungen annehmen, die bei Betrunkenen vorkommen. Diese letzteren Tänze müssen jedoch sehr fein gehalten werden, um nicht anstößig zu erscheinen, und beim Publikum, statt die Lachlust zu erregen, Anstoß und Widerwillen erwecken. Die Harmonischen Tänze sind diejenigen, worin das Geklirr der Waffen bei Kriegern und Fechtern, das Schlagen mit den Hammern, wie z. B. bei den Cyklopen, nach dem Takte der Musik geschieht, welches selbst bei den Fechtern mit dem Geklappere und Geklirre der Schilder und Schwerter nach dem Takte und der Cadenz der Musik geschieht; nur durch die Beobachtung des Förmlichen bei diesen Tänzen, ohne dadurch in das Plumpe und Gemeine zu gerathen, tritt auch hier die Kunst der Tänzer hervor, indem sie anständig belustigen und doch die frivolen Scenen darstellen. — Einzelne Arten theatralischer Tänze sind die Loure (s. Th. 81, S. 165), von ernsthaftem und erhabenen Charakter, die Chaconne, Passacaille (s. Th. 107, S. 961), Gique, Gavotte, Pastorale (s. Th. 108, S. 111), Musette (s. Th. 98, S. 449), Sarabande ꝛc. ꝛc. Der letzte Tanz, die Sarabande oder Sarabanda ist ein Spanischer Tanz, der gleichfalls mit einer gewissen Grandezza, oder einer gewissen Gravität getanzt wird, wie viele ältere Spanische und Französische Tänze. Er war zu seiner Zeit in Spanien sehr beliebt, besonders wegen seiner kurzen Melodie oder Musik, die immer zum Tanze den $\frac{3}{4}$, zum Spielen zuweilen den $\frac{2}{3}$ Takt, langsam geschlagen, erfordert, und zwei Reprisen hat. Sie hat keine andere Gemüthseinwirkung, als die Ehrsucht, doch hat die Tanzsarabande eine engere und dabei gravitätischere Einrichtung, als

die Spiel- und Gesangsarabande; sie läßt keine laufenden Noten zu, weil die Grandezza solche nicht leiden kann, sondern ihre Ernsthaftigkeit fest und steif behält. — Die Chaconne oder Ciacone hat Vieles mit der Passacaille gemein. Die Musik ist $\frac{3}{4}$ Takt, und der Tanz gewährt mehr Befriedigung in der Ausführung und im Anschauen, als Anmuth; indessen soll die Befriedigung auch nur der Zweck dieses Tanzes in der Oper seyn, daher er auch nur zu solchen Balletten gewählt wurde, die nur den Genuß, nicht die Kunst bezweckten. Da die Chaconne auch gesungen wurde, so verband man oft beides, Tanz und Gesang. — Die Gique ist ein munterer Tanz, $\frac{6}{8}$ Takt, der von den Alten nicht so gebraucht wurde, als von den Neuern, weil sie die großen und ganzen Noten liebten, und $\frac{6}{4}$ Takt setzten. In den laufenden und muntern oder kühnen Passagen kommt der Gique die Sarabande, in der Accentuation die Passepieds, aber in der Taktart die Siciliane nahe, nur mit dem Unterschiede, daß Letztere viel langsamer geht, und weniger munter, weniger hüpfend, aber um so zärtlicher und auch anmuthiger von Charakter ist. — Die Gavotte ist ein Tanz, von dem die Melodie zwei Reprisen hat, jede von vier, acht und mehreren Malen, vier Mensuren und zwei Tempo. Jede Reprise soll immer mit dem zweiten Tempo anfangen, und mit dem ersten aufhören. Die Bewegungen der Gavotte sind gewöhnlich anmuthig, oft munter, und manchmal auch zärtlich und langsam. Die Alten haben die Gavotte aus verschiedenen Ringeltänzen zusammengesetzt, und dabei mancherlei Sprünge und Bewegungen angebracht; sie hat aber späterhin, bei der Vervollkommnung der Tanzkunst, eine ganz andere Gestalt erhalten wie vormals, wenn sie gleich noch die Kreisform beibehalten worden. — Die neuen Italienischen Ballettänze, sogenannten Pantomimen, oder das pantomimische Ballett, sollen keine große

Würdigung verdienen, obgleich sie auf der Bühne auch in Deutschland nicht ohne Beifall aufgenommen worden sind, welches man jedoch dem Reize der Neuheit zuschreiben will. Sie sind größtentheils niedrig komisch; es kommen darin hauptsächlich vier Charaktere vor, die unter dem Namen Harlequin oder Arlequin, Polichinell, Scaramouche und Pierrot bekannt sind. Der Harlequin dient, nach Pauli (der diese Charaktere in seinen Elemens de la Danse sehr richtig bezeichnet), zu allen Nachäffungen und affenartigen Possierlichkeiten; der Polichinell zu allen Pantomimen, welche die linkischen und gelähmten oder verstümmelten Menschen darstellen; der Scaramouche zur Nachahmung aller Pedantereyen und Ungereimtheiten, und der Pierrot für die edle Einfalt und die Albernheiten. Er fügt hinzu: „Das Italienische Theater von Riccoboni zeigt uns, daß die drei ersten Charaktere uns von den Komödien der Alten überkommen sind, und daß der Harlequin der Mime der Römer ist; der Polichinet die Figur, welche sie Maccus nannten; der Scaramouche ist der alte Doktor, nur Pierrot ist eine neue Erfindung des Italienischen Theaters.“ — Der theatralische Tanz zeigt daher die Vollendung in der Tanzkunst; denn er beschränkt sich nicht blos auf die mannigfaltigsten Bewegungen der Füße und Arme, die auch in der niedern Tanzkunst die möglichste Ausübung erhalten; nicht auf den körperlichen Anstand, der sich auch in der eben erwähnten Tanzkunst zeigt, sondern er zeigt die Grazie des Körpers durch schöne Stellungen und Wendungen, giebt durch Geberden die Sprache des Herzens oder Gemüths, oder alle verwickelten Regungen des Geistes zu erkennen, und zieht durch die Art der Darstellung seiner ihm zugetheilten Rolle die Zuschauer zur Bewunderung hin, und dieses sowohl im Solo, als im Vereine mit den Figuranten, indem auch hier Alles mit Präcision in einandergreifen muß, um

Ausdruck und Empfindung bei der hüpfenden graciösen Körperbewegung den Zuschauern zu offenbaren. — Auch die Musik muß bei den theatralisch-pantomimischen Tänzen von eigener Gattung seyn; denn sie macht gleichsam den Text zu dem Gange und den Geberden des Tanzes aus; sie muß daher auch die Gemüthsbewegungen andeuten, die der Tänzer darzustellen und auszudrücken hat. Allein nicht blos beim theatralischen Tanze verdient die Musik eine besondere Berücksichtigung, sondern auch in der niedern Tanzkunst; denn auch hier muß sie dem Charakter des Tanzes ganz angemessen seyn, und es ist daher keine leichte Sache, eine gute Tanzmusik zu schreiben; am schwersten sind die Nationaltänze, welche in der Melodie, im Rhythmus, in den Einschnitten und Schlußfällen, so viel Eigenes und von einander Abweichendes haben, wohin z. B. die Polonaisen und Ungarischen Tänze gehören. So weit die Tanzkunst, als Kunst betrachtet. Jetzt nun noch Einiges über die Vortheile und Nachtheile dieser Kunst in Rücksicht auf die Gesundheit des Körpers und auf die Moralität, worüber von den Erziehern und Erzieherinnen viel gestritten worden, indem sich viele Stimmen dafür und dagegen erhoben, andere wieder den Mittelweg einschlugen und das Tanzen nur unter gewissen Modifikationen für erlaubt halten. Ein ungenannter Schriftsteller sagt im neuen Hannöverschen Magazine vom Jahre 1798 in einer Abhandlung über das Tanzen als Erziehungsmittel, und auf die Gesundheit des Körpers betrachtet, sehr wichtige Worte, die auch noch jetzt, in neuester Zeit, ihre vollkommene Anwendung finden, und woraus ich Folgendes heraushebe:

> Es ist gewiß kein unbedeutender Vorzug unseres Zeitalters (1790ger Jahre), daß man auch die Grenzen der Erziehung weiter ausgedehnt hat, als sie noch einige Jahrzehende früher gesteckt waren, und über der

intellektuellen Bildung der Jugend die körperliche keineswegs verabsäumt. Je mehr man eingesehen hat, daß neben der intellektuellen und sittlichen Veredelung des Menschen, sogar seine Brauchbarkeit für die Gesellschaft von der Entwickelung, Uebung und Bildung aller körperlichen Anlagen und Kräfte abhängt, so erkennt man um so mehr die Nothwendigkeit, auf dieselbe eine gewissenhafte Sorgfalt zu verwenden. Diese Richtung, welche die Pädagogik in unsern Tagen — Dank sey es den Bemühungen so vieler achtungswürdiger Männer! — genommen hat, läßt dann auch Jeden, den entweder sein besonderer Beruf, als Erzieher, oder sein ächt philantropischer Sinn veranlaßt, Rathschläge zu geben, durch deren Befolgung etwas zur möglichen Vervollkommnung des physischen Menschen beigetragen werden kann, nicht ohne Grund hoffen, daß er, wenigstens bei dem bessern Theile der Gesellschaft, nicht ganz ungehört bleiben wird. — Jene eifrigen Bemühungen unserer Zeit, aus dem Menschen auch in Rücksicht auf seinen Körper das zu machen, was er nach der Bestimmung und den vernehmlichen Winken der Natur werden soll, setzt aber leider! immer noch die Mode, und wie man ihn nennt, der gute Ton, Hindernisse und Schwierigkeiten entgegen, welche in der That nicht unbeträchtlich sind. Daher erklärt es sich vielleicht, wie es kommt, daß man in unsern Tagen, wo man auf der einen Seite der physischen Erziehung, wie sie es verdient, alle Sorgfalt widmet, auf der andern sich aber wieder große Sorglosigkeit und arge Verstöße gegen ihre anerkannten Vorschriften zu Schulden kommen läßt. — Welcher Vater, welche Mutter, und welcher Erzieher, möchte es wohl gern zugeben, daß er mit den pädagogischen Mitteln, den physischen Menschen zu vervollkommnen, unbekannt wäre? und wer würde von ihnen, wenn er sie und seine Pflicht kennt, nicht gern Gebrauch machen? Dieses geschieht auch wirklich; denn wer kennt nicht die Bemühungen so vieler verdienstvoller Männer, deren Namen kommende Geschlechter noch mit Rührung und Dank nennen werden; wer kennt sie nicht, die Bemühungen dieser verdienstvollen Männer in öffentlichen und Privat-Erziehungsanstalten? Man ist darauf bedacht, durch

alle möglichen Mittel die körperlichen Anlagen und Kräfte zu entwickeln, zu üben, und zu bilden, und eben dadurch dem Körper den Grad von Haltbarkeit, Gewandtheit und Geschicklichkeit zu geben, dessen er fähig ist, den er erreichen kann, und folglich erreichen soll. Man frägt jetzt nicht mehr bei jeder körperlichen Uebung, die man mit dem Kinde vornimmt: „Wird es davon auch künftig in seinem besondern Berufe oder Amte Gebrauch machen können? oder schickt sich so etwas für den Stand, in welchem es geboren ist?" Man hat glücklich diese Theorie, wobei Alles auf den baaren Ertrag berechnet war, verlassen. Man fängt nach den Anweisungen und dem Rathe sachkundiger Männer immer mehr an, schon von der Wiege her auf diese Art das Kind zu erziehen, und ist oft unermüdet, diesen eingeschlagenen richtigen Weg zu verfolgen. So wächst vielleicht der muntere Knabe in der Fülle der Gesundheit heran, so entknospt sich vielleicht das junge Mädchen an der Hand der sorgsamen Mutter — und beide machen schöne Hoffnungen für die Zukunft in der Seele der Eltern rege. Aber ach! voll banger Besorgniß begleitet diese jungen Blüten das Auge des Welt- und Menschenkenners; denn er kennt die gefährliche Klippe, an welcher schon manche schöne Erwartung scheiterte. Sie nähern sich dem bedenklichen Zeitpunkte, auf welchem sich die Jugend, das Jünglings- und Jungfrauenalter, von der Kindheit scheidet; ihre Verhältnisse werden mannigfaltiger, und je aufmerksamer die Welt auf einen ihrer jungen Bürger ist, um so größer sind gewöhnlich die Ansprüche, welche sie an ihn macht, desto kostbarer die Opfer, welche er der streng gebietenden Mode zu bringen sich, anfangs oft wider seine Neigung, entschließen muß. So verhält es sich, wie mich dünkt, mit dem Tanzen. Der Sohn oder die Tochter des Mannes im hohen oder mittlern Stande hat vielleicht kaum das sechste oder achte Jahr erreicht, so vertraut man sie den Händen und der Sorge des Tanzmeisters an, gewiß selten in der Absicht, in welcher es doch geschehen sollte, sondern weil es die Mode so will, und um sie recht frühzeitig in den Stand zu setzen, daß sie an öffentlichen, glänzenden Vergnügungen Antheil neh-

men können. Wenn hier nun der Versuch gemacht wird, das Tanzen aus ernstern Rücksichten zu betrachten, als es gewöhnlich geschieht, so soll damit keinesweges der Verdacht erregt werden, als gehe dieses von einem Feinde des Tanzens aus, nein, der Verfasser ehrt vielmehr darin eine öffentliche Ergötzung, eine Erholung nach langen anhaltenden Arbeiten, und ein Zeichen des Frohsinnes bei gewissen Gelegenheiten, welches durch sein hohes Alter gleichsam dazu geheiliget ist. Dies ist es wenigstens bei dem Naturmenschen immer — Ausbruch der Freude. Er hüpft und tanzt, weil und wann er vergnügt ist; jetzt tanzt man, um vergnügt zu werden. Bei jenem erregt und veranlaßt die Freude den Tanz, jetzt soll der Tanz die Freude erzeugen; selten aber findet man auf dem Tanzsaale die Freude, wenn man sie nicht dahin mibringt. Der Tanz ist zu ehren, so lange er in den Schranken bleibt, welche ihm eine richtige Diätetik setzt, als ein vortreffliches gymnastisches Mittel, dem Körper Gewandtheit und Anstand zu verschaffen, ihn zu stärken, und hierbei zugleich den Geist zu erheitern. „Das Tanzen — dieses sind die Worte eines verehrungswürdigen praktischen Erziehers — sollte anfangs mehr lehren, den Körper gerade und doch nicht steif zu halten, gerade, sicher, und fest zu gehen, sich mit Anstand zu bewegen, und in allerlei Stellungen zu erhalten. Dazu müßte der Erzieher den Tanzmeister zu bringen suchen. Dies ist brauchbarer fürs ganze Leben, als die wirklichen Tänze, die auf die Bildung des Körpes oft weit weniger Einfluß haben, als man denken sollte (Niemeyers Grundsätze der Erziehung ꝛc. S. 159)." In diesen diätetischen Schranken verdient der Tanz eines Jeden Empfehlung, indem er gewiß zur Erhaltung und Beförderung der Gesundheit des Körpers das Seinige beiträgt. Er gewährt den Gliedern des Körpers eine Bewegung, welche in ihrer Art einzig ist, und vor jeder andern den Vorzug verdient; denn alle andern Bewegungen, welche für den Körper so heilsam und nothwendig sind, um Stockungen zu verhüten, entsprechen nicht in dem Grade ihrer Bestimmung, als er. Gewöhnlich wird durch sie die ganze Maschine nur durch einzelne Stöße, die immer unterbro-

chen werden, erschüttert, oder es werden dabei nur einzelne Theile bewegt, indeß die übrigen ruhen. Oft ist die Bewegung nur schwach und so unmerklich, daß man keine besondere Veränderung des Kreislaufes der Säfte davon erwarten kann. Ganz anders verhält sich dieses beim Tanzen; denn hier wird jedem Theile des Körpers seine Thätigkeit angewiesen, und alle werden in Bewegung gesetzt. Indessen die Füße und Arme nicht ruhen, uud die Biegsamkeit der Glieder geübt wird, nimmt auch der Unterleib an ihrer Bewegung beständigen Antheil, und eben dadurch werden die Säfte in den feinsten Gefäßen in Umlauf gebracht, und die Absonderung und Mischung des Blutes befördert. In dieser Rücksicht wird also so wenig der Arzt, als der Erzieher das Tanzen seinen Zöglingen versagen, sondern der Letztere wird diese dazu sogar ermuntern und anleiten, weil er dadurch die Festigkeit ihres Körpers, und die Gewandtheit, Biegsamkeit und Gelenkigkeit der Glieder zu befördern mit Grunde hoffen darf. — Wer will es auch dem Jünglinge, wer dem jungen Mädchen verargen, welchem die Natur Gesundheit gab, nun auch die Mittel zu gebrauchen, durch deren Anwendung ihr Wuchs ausgebildet, das Ebenmaaß und jenes unschätzbare Geschenk der Natur, die Gesundheit, befördert, die Anlagen zur körperlichen Vollkommenheit entwickelt, und die Schönheit des Körpers erhöhet werden kann? Es ist auch sogar nothwendig, diese körperliche Uebung, wenigstens beim weiblichen Geschlechte, zu begehen; denn dieses Geschlecht wird, wenigstens von Jugend auf, von der Leibesbewegung ab-, und zum Sitzen angehalten, gleichsam als wenn ihr Körper nicht dieselben Bedürfnisse hätte, und dieselben Forderungen an sie machte, als der Körper des Knaben und des Jünglings. Auch ist wohl unter allen gymnastischen Uebungen, wodurch der Körper des Knaben abgehärtet, biegsam und geschmeidig gemacht wird, kaum eine, welche der Anstand, die körperliche Beschaffenheit und das Herkommen, dessen Stimme doch nicht ganz überhört werden darf, dem jungen Mädchen erlaubte, wenn es nicht das Tanzen seyn sollte. Das Tanzen kann man daher für das einzige Mittel halten, das zweite Ge-

schlecht mit Kraft auszurüsten, um nicht vor der üblen Witterung und andern unangenehmen äußern Eindrücken sogleich zu erschrecken, ja man kann es für das Mittel halten, dem Gange und der ganzen Haltung des Mädchens die Grazie und die Würde zu geben, welche das richtig gewöhnte und fein empfindende Auge so ungern vermißt. — Aus diesen scheinbar richtigen Bemerkungen fließt nur eine Empfehlung des Tanzens, in so fern dabei das allgemeine Gesetz der Sparsamkeit und Mäßigung unausgesetzt und gewissenhaft beobachtet wird, und in so fern man dabei nicht die Sucht zu glänzen und bewundert zu werden, oder andere Nebenumstände, vor welchen das zarte und richtige Gefühl erröthet, für den Hauptzweck, die Gesundheit aber, und körperliche Vervollkommnerung als gleichgültige Nebensache betrachtet. Dieses scheint aber häufig die einzige Ansicht zu seyn, welche man von dem Tanzen nimmt. Gewöhnlich findet man sich an dem dazu bestimmten Tage auf dem Tanzsaale ein, weil der Tag dazu angesetzt ist, und es einmal getanzt seyn soll, oder weil man sich anstaunen und seiner Geschicklichkeit Weihrauch streuen lassen will, oder um die Langeweile zu kürzen, oder gar um der regen Sinnlichkeit ein Genüge zu leisten, nicht aber um die Vortheile davon zu ziehen, welche es bei gewissen Einschränkungen gewähren kann, und wovon oben im Allgemeinen einige angegeben sind. Was Wunder! wenn man dieses an sich unschuldige und vortreffliche gymnastische Mittel, um dem Körper Bewegung zu verschaffen, ihm Anstand und Grazie zu geben, und auch zugleich den Geist nach vollendetem Tagewerke zu erheitern, sobald ausarten und die Gelegenheit werden sieht, wobei Gesundheit des Körpers und Gesundheit der Seele nicht selten vergiftet und zerrüttet werden? — Wie manche zarte Pflanze, mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt und gewartet, hat nicht der giftige Hauch des Tanzes, ehe sie zur Blüte kam, wieder verwelken gemacht. Es scheint, wenn man in einen Tanzsaal à la Mode tritt, als wäre man unter eine Gesellschaft von Menschen versetzt, die mit einander den Contrakt gemacht hätten, wechselseitig und mit vereinigten Kräften ihre Gesundheit zu zerstören; darauf deutet das wilde, ungezügelte Durcheinanderlaufen

hin, wobei alle Kräfte so angestrengt werden, daß man bei einer langen Reihe von Paaren, nach geendigtem Tanze oft völlig erschöpft niedersinkt. Statt, wie man es bei allen Vergnügungen thun sollte, die Beschaffenheit seines Körpers zu Rathe zu ziehen, und im Verhältnisse mit seinen Kräften zu Werke zu gehen, scheint man gleichsam in der Zerrüttung derselben zu wetteifern, und kaum kann man dazu den Augenblick erwarten, wo der Wohlstand erlaubt, die Menuet — welche keinesweges die Verachtung verdient, womit man sie immer mehr zu behandeln anfängt, wovon sich aber die Gründe leicht einsehen lassen — zu schließen. Dabei ist es denn ganz in der Ordnung, wenn alle die Vortheile verloren gehen, welche man sich bei einer weisen, der Natur der Sache angemessenen Mäßigung mit Recht vom Tanzen versprechen konnte, und Mißbrauch entweiht auf diese Art ein Vergnügen, welches an sich so unschuldig und dessen weiser Genuß so segensreich und wohlthätig seyn würde. — Darin nun, daß man sich so grob gegen die Gesetze einer richtigen Diätetik versündiget, liegt auch die Lösung des Räthsels: „Warum man sich nach dem Genusse dieses Vergnügens gewöhnlich in eine Stimmung und in einen Zustand versetzt sieht, welcher gewiß nichts weniger, als angenehm ist.“ Statt aufgeheitert und gestärkt für die Geschäfte des neuen Tages zu seyn, fühlt man sich, wenn man nach einer durchsaußten Nacht von dem Bachanale zurückkommt, in einen Zustand versetzt, worin man vom Verdrusse und von übler Laune gequält wird, worin man Ekel, Unlust zur Arbeit empfindet, und auf welchen wohl gar Nervenschwäche und andere Gebrechen nur zu bald folgen. Und wäre die gewöhnlich totale Verstimmung am folgenden Tage der einzige Nachtheil, der mit einem solchen wilden Tanze verbunden ist, wäre sie das einzige Opfer, welches man der Thorheit, die Gebräuche der Engländer und Franzosen auf Deutschen Boden zu verpflanzen, bringen mußte, so dürfte man sich Glück dazu wünschen, aber mit diesen vom Auslande entlehnten Tänzen, die für den Deutschen Körperbau nicht passen, haben wir eine Menge unglücklicher Wirkungen kennen gelernt, und die traurige Erfahrung gemacht, daß die Sünden der Väter

oft bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht werden. Seit England und Frankreich auch beim Tanzen seine Geistesherrschaft über die Deutschen geltend zu machen gewußt hat, und diese auch hier ihre Nationalität willig aufgeopfert haben, sind alle die Tänze, welche uns eigenthümlich und unserer körperlichen Constitution angemessen waren, fast gänzlich aus unserem Kreise verdrängt. Die Lieblingstänze unserer Vorfahren waren Menuet, Polonaise und Charaktertänze, die mehr zur Unterhaltung, gleichsam als Spiele, dienten. Hierzu hat in unsern Tagen das wüste Walzen die Hand zum innigen Bunde gereicht. Man scheint über das Walzen recht geflissentlich eine grobe Selbsttäuschung zu unterhalten. Man wählt es zum Intermezzo, als wollte man sich dabei erholen, um für die nächste Quadrille oder Anglaise neue Kräfte zu sammeln, und sucht es sich absichtlich zu verhehlen, daß gerade hierbei alle Kräfte die höchste Anstrengung leiden. Stundenlang setzt man oft dieses schreckliche und verwüstende Vergnügen, welches aber einmal an der Tagesordnung ist, fort, keuchend und athemlos, und vom Schweiße triefend endiget man. Die immerwährend gleichförmige Kreisbewegung versetzt das Gehirn in eine Betäubung, die ihm gänzlich zuwider, und gewiß in mehr als einer Hinsicht nachtheilig ist. — Und eben dieses Walzen, dessen schreckliche Folgen für jeden unbefangenen Beobachter am Tage liegen, welches den Menschen in physischer und moralischer Hinsicht vergiftet, welches, indem es Uebelkeiten, öfters gar Ohnmachten und Nervenzufälle veranlaßt, auch zu unkeuschen Stellungen und Berührungen, die gewiß keine Mutter ihrer Tochter außer dem Tanze nur eine Sekunde erlauben würde, Gelegenheit und Vorschub giebt, und oft bei dem unschuldigen Mädchen und bei dem unverdorbenen Jünglinge Begierden erregt, die sie vorher noch nicht kannten, und welche nun vielleicht die Ruhe und Zufriedenheit ihres Lebens zertrümmern; und eben dieses Walzen findet noch immer praktische Vertheidiger und sogar Lobredner aus allen Ständen. Unter diesen Umständen bedarf es dann wohl nicht noch des Russischen, des Cosakischen ꝛc., welches der Constitution der Deutschen durchaus nicht angemessen ist, und wobei mehrere Be-

wegungen so beschaffen sind, daß nothwendig ein richtiges und feines Gefühl des Schicklichen dadurch beleidiget werden muß, welches aber jetzt Gottlob! unter uns nicht so gewöhnlich mehr ist, um auch den Gesunden auf die grausamste Art zu verkrüppeln. Wäre das Tanzen bei der Regel- und Zügellosigkeit, womit es gewöhnlich betrieben wird, nicht schon zwecklos und von so vielen Seiten gefährlich und schädlich genug, so tragen die Nebenumstände gewiß nicht wenig dazu bei, um die Nachtheile desselben recht vollständig zu machen. Um nur an einen derselben zu erinnern: Wer zittert nicht vor der Gefahr, in welcher man sich durch unvorsichtiges Trinken kalter und warmer Getränke so häufig begiebt? Daß man gerade beim Tanzen mehr, als bei andern Bewegungen des Körpers das unangenehme Gefühl des Durstes empfindet, ist ganz in der Ordnung; denn das Blut wird durch das Ausdünsten des Blutwassers mehr verdickt, der schnelle Umlauf desselben und das Einziehen des heißen Dunstkreises macht die Lunge und den Mund oft trocken, und die Schärfen, welche im Magen erzeugt werden, befördern dieses. Von jenem unangenehmen Gefühle des Durstes irre geleitet, sucht man sich durch Trinken davon zu befreien, und Mancher glaubt alle Vorsicht angewandt zu haben, wenn er dazu nur kein kaltes Getränk oder Gefrornes wählt, welches unter Allen das schädlichste ist; denn die Veränderung, welche dadurch im Körper bewirkt wird, ist zu plötzlich, die Ausdünstung wird zu schnell unterbrochen, der Umlauf des Bluts in Lunge und Herz verhindert, die Fasern werden krampfhaft zusammengezogen, und auf diese Art kann Husten, Blutspeien, Ohnmacht, oder gar ein plötzlicher Schlagfluß dadurch zuwege gebracht werden. Aber auch der Genuß warmer Getränke bringt fast in nicht geringer Gefahr. Ganz davon abgesehen, daß spirituöse oder geistige Getränke, wie z. B. Punsch, viele scharfe Theile enthalten, welche die Austrocknung immer stärker befördern, so wird die Ausdünstung dadurch heftiger und erschöpfender, und in den feinen Lungengefäßen werden leicht Anlagen zu Verstopfungen entwickelt, deren Folgen nicht wenig bedenklich seyn dürften. Hierzu kommt noch das enge Einschnüren des Körpers beim

Frauenzimmer, wodurch der Unterleib unnatürlich eingepreßt wird, und durch dieses Einpressen werden Störungen in den Funktionen der Eingeweide desselben bewirkt, und eine Verstimmung des Nervensystems, schon ohne das Tanzen, und wie viel muß dieses nicht bei demselben bewirkt werden, wo den Muskeln, und den übrigen Theilen des Körpers der freie Spielraum gewaltsam beengt wird; dann wird auch durch die leichte Ballkleidung die plötzliche Abkühlung noch stärker befördert. Oft sucht man dieselbe recht geflissentlich durch Hintreten an solche Orte, wo man dem Andringen der frischen Luft ausgesetzt ist, und ahnt dabei keine Gefahr. — Nachdem man nun, vielleicht den größten Theil der Nacht hindurch oder bis an den hellen Morgen sich auf die mannigfaltigste Art an seinem Körper und seiner Gesundheit versündiget hat, so ertönt zuletzt der traurige Glockenschlag, welcher die vergnügte Gesellschaft an den Aufbruch erinnert. Jetzt soll eine Viertel- oder eine halbe Stunde, die man mit Stillsitzen hinbringt, und dem Abkühlen widmet, Alles wieder gut machen, und die Funktionen des Körpers, welche durch übertriebene gewaltsame Anstrengung unterbrochen waren, in den regelmäßigen Gang bringen, und man glaubt jeder Gefahr entronnen zu seyn, wenn nur die Oberfläche der äußeren Haut dann nicht mehr ausdünstet, wenn man den Heimweg antritt. Damit scheint es aber nicht so ganz richtig zu seyn. Die Ausdünstungen der Lunge werden nicht mit den Ausdünstungen der äußeren Haut zugleich geendiget, und der Umlauf der Säfte kehrt schwerlich sobald in das natürliche Gleichgewicht zurück. Selbst der große Abstand zwischen der heftigen erschütternden Bewegung vorher, und der gänzlichen Ruhe, welcher man sich nun überläßt, kann nur schädlich seyn, wie der Erfolg nur zu oft deutlich beweiset. Schlaflos bringt man, wenigstens sehr häufig, die noch übrigen Stunden der Nacht im Bette zu, wenn auch nicht Uebelbefinden und Kopfschmerz die Ruhe verscheucht, und verläßt gewöhnlich am Morgen die Ruhestätte eben so abgespannt, als man sie betrat, oft mürrisch und von übler Laune gequält, nachdem man sich auf derselben, da der Schlaf sich nicht einfand, alle Scenen vom Tanzsaal, wodurch

vielleicht Unwille, Verdruß und Leidenschaft erregt worden war, aufs Neue ausgemalt hatte, und ist verdrossen und träge zu den Geschäften, welche der neue Tag anweiset; kurz krank an Seele und Körper. Gewiß! der Morgen nach einer durchtanzten Nacht giebt dem aufmerksamen Beobachter reichen Stoff zu Bemerkungen.

Es sey hier der Mühe werth, noch auf einige Folgen hinzudeuten, welche das ausgedehnte Tanzen nach dem Urtheile der Aerzte für einzelne Theile des Körpers haben kann und hat, woraus sich mehrere Erscheinungen von selbst erklären, welche man unter unsern Zeitgenossen häufig wahrnimmt. Wenn man es weiß, wie sehr die Füße bei der heftigen, zu langen und fast ununterbrochenen Anstrengung leiden; wenn man ferner weiß, wie sehr enge Schuhe, welche die Mode vorschreibt, das Anschwellen der Fußblätter verursachen, die Füße verkrüppeln, die natürliche Lage und Richtung der Zehen verhindern, so wird man kaum Ursache haben, sich über den unnatürlichen und unsichern Gang mehrerer Frauenzimmer, der so schlecht kleidet, und sich mit einem natürlichen guten Anstande nicht verträgt, zu verwundern; auch sieht man nebenher das Räthsel gelöset, daß man so häufige Klagen über Krankheiten der Füße, welche eben so schmerzhaft, als beschwerlich sind, anstimmen hört, und doch der Thorheit immer noch treu bleibt, durch enge Schuhe seine Füße zu verderben und sich empfindliche Schmerzen zuzuziehen. — Eben so hat das Tanzen, wie es jetzt geschieht, einen großen Theil der Unpäßlichkeiten zu verantworten, welche vorzüglich in großen Städten nicht selten zur Tagesordnung gehören. Bei den häufigen Zusammenpressungen, welche der Unterleib leidet, kann es nicht fehlen, daß die Eingeweide geschwächt und die Funktionen der einzelnen Theile unterbrochen werden müssen. Diese Unterbrechungen sind dann von Uebeln begleitet, deren bloßer Name — Verhärtungen, Verstopfungen, gestörte Verdauung ꝛc. — schon schreckt, und die um so schrecklicher sind, je leichter sie in dem Körper einheimisch werden. In dem Gefolge dieser fehlerhaften Dispositionen, und der durch unordentliche Mischung des Nahrungsstoffes oder Saftes entstandene Schärfen, befanden sich Kopfschmer-

zen, Flüsse, Engbrüstigkeit, und was der Druck verstopfter Eingeweide des Unterleibes gegen die Lunge für Uebel hervorbringen kann. Auch an dem Magen werden Vergehungen der Art heimgesucht, daß er außer Stande gesetzt ist, seine Obliegenheit genau zu erfüllen; er rächt sich aber auch gewöhnlich auf eine schreckliche Art durch ein schmerzhaftes Drücken, welches oft der mäßigsten Mahlzeit folgt, und nicht weniger an den Zähnen durch die heftigsten Schmerzen, die gleichfalls daraus erzeugt werden. Nicht minder leidet die Brust dabei, indem die feinen Gefäße verstopft oder gar zersprengt werden, und ein heftiges, oft mit vielen Schmerzen verbundenes Husten, welches bei geringen Veränderungen der Witterung gereizt wird, legt den Grund zu den mannigfaltigsten Leiden. Die Gefahr wird in dem Grade größer, in welchem man vielleicht anfangs zu unbesorgt dabei ist; denn dieser geschwinde Anlaß endiget sich nicht selten mit der schrecklichsten aller Krankheiten, der Lungensucht, deren trauriges Opfer mancher Jüngling, der die Hoffnung und Freude seines Vaters, und manches blühende Mädchen ward, welches die Zierde und der Stolz seiner Mutter war. Die schönsten ihrer Jahre, wenn die Entwickelung aller ihrer Anlagen und Kräfte raschern Schrittes zu gehen anfängt, werden oft dadurch für sie ein Inbegriff aller Schmerzen, und sie selbst — ein Bild des menschlichen Elends. Wenn man nun noch auf die möglichen Leiden, denen das zweite Geschlecht bei einem solchen unmäßigen Tanzen entgegen geht, Rücksicht nimmt, so kann man nur die Verblendung beklagen, womit sich Viele selbst die Quellen verstopfen, aus welchen tausend der schönsten Freuden, die mit ihren individuellen Bestimmungen verknüpft sind, unfehlbar fließen würden, künftig als Gattin den Mann glücklich zu machen, welcher ihr seine Hand und sein Herz giebt, und als Mutter das Kind ihrer Liebe, an welches die Natur durch die festesten Bande sie schließt, zu bilden und zu erziehen — das ist die erhabene Bestimmung des Mädchens, von deren gewissenhafter Erfüllung das Glück ihres Lebens und ihre Würde abhängt, ihm seine erste Nahrung zu reichen, und eben dadurch das Band immer fester zu ziehen, welches das Kind mit der Mutter ver-

bindet, das ist der vernehmliche Wink der Natur. Diesem Winke nicht folgen, die Mittel nicht gebrauchen, wodurch die süßesten Freuden bereitet werden können, und dennoch auf dieselben Anspruch machen — heißt das nicht: wollen, und zugleich nicht wollen? — Es entbehren nicht wenige Mütter dennoch diese süßeste Freude; freilich nicht alle durch eigene Schuld, sondern manche durch eine schwache Körperkonstitution dazu gezwungen; — aber viele büßen doch in dieser Entbehrung die Sünden ihrer früheren Jahre, und dieses Bewußtseyn macht sicher diesen Freudenverlust noch bitterer und schwerer. Die Natur hat vielleicht nichts an ihnen gespart, hatte sie mit Mitteln und Anlagen versehen, um die Mutterfreuden in ihrem ganzen Umfange genießen zu können; allein sie versäumen es, dieselben mit Sorgfalt zu pflegen und zu erhalten; sie opfern der Mode oder der Sinnlichkeit dieses kostbare Geschenk, und legten vielleicht im Tanze, ohne es zu ahnen, den Grund zu unbeschreiblichem Kummer. Verhärtungen in den Brüsten, und Knoten mit scharfen Säften gefüllt, sind, wie jeder Arzt es bezeugen wird, nicht selten die traurigen Folgen der öfters erhaltenen Erkältungen beim Tanzen, und wenn diese noch nicht zu einer so unglücklichen Wirkung hinreichend wären, so würde die enge Kleidung, worin man sich eingeschnürt oder gepreßt hat, dieselbe vollenden. — Wie oft und auf wie vielfältige Art das junge Kind aber die Vergehungen einer hier sorglosen Mutter büßen muß, darüber muß man hier schweigen, und das Unheil der Beurtheilung der Aerzte überlassen; eben so müssen hier die traurigen Folgen übergangen werden, welche daraus für das häusliche und Familienglück fließen. — Diese Bemerkungen, welche sich auf eigene und fremde Beobachtungen gründen, verlieren auch dann nichts von ihrer Gültigkeit, wenn einzelne Ausnahmen Statt finden, oder wenn nicht immer alle jene erwähnten Folgen des ungezügelten Tanzens sich zeigen sollten. Sie sollen die Sache nicht erschöpfen, sondern ihr Zweck ist vollständig erreicht, wenn sie hier oder dort das Nachdenken auf einen Gegenstand leiten, der es seiner Wichtigkeit wegen verdient, in dem sich aber so viele Umstände vereinigen, um es ganz davon abzuziehen. — Durch

sie veranlaßt, wird man sich kaum des Wunsches erwehren können, daß das Tanzen zum Gegenstande der Aufmerksamkeit einer weisen Staatspolizey gemacht werden möge, und daß dieses nicht ganz unmöglich ist, haben einzelne Versuche gezeigt, die man in der Schweiz in Rücksicht auf das Walzen, und des unmäßigen Tanzens wegen im Oesterreichischen gemacht hat. So lange dieses aber nach der gegenwärtigen allgemeinen und besonderen Lage der Dinge mit mancherlei nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist, so lange sollten es wenigstens alle Eltern und Erzieher zum Gegenstande ihrer unausgesetzten Aufmerksamkeit und ihrer angestrengtesten Sorge sich machen. —

Wenn nun gleich in diesem übrigens gehaltvollen Aufsatze manche Irrthümer vorkommen, wie z. B. bei den Tänzen selbst, indem die Menuet und Polonaise gleichfalls keine Deutschen Tänze sind, und der Walzer ein längst bekannter und ausgeübter Deutscher Tanz ist, der nur manche Verbesserungen im Laufe seiner Anwendung erfahren hat, so muß man doch mit den Betrachtungen und Vorschlägen, die hier in Hinsicht des Tanzes entwickelt werden, wohl einverstanden seyn, wenn man auf das Uebermaaß und die Art seiner Anwendung oder seines Genusses sieht. Auch haben die Englischen und Französischen Tänze, die uns überkamen, und die Th. 179, S. 714 u. f., angeführt worden sind, keinen so ausschweifenden Charakter, als von ihnen gesagt worden; ist dieses jedoch der Fall, so liegt es in der Uebertreibung, die man diesen Tänzen durch eine zu hoch gestellte oder zu schnelle Musik giebt, indem man hier die gemessenen Takte überschreitet, und den mäßigen Tanz in einen rauschenden und wilden verwandelt, wie dieses auch beim Walzen der Fall ist, der oft zum Galopp gemacht wird, und der Zweitritt oder Galopp zum Carrière. Man bleibt dann nicht bei einer aufheiternden Musik, welche die Bewegung des Körpers in den gemessensten Schritten leitet, sondern ver-

langt eine rasche und wilde, welche die Schritte überflügelt, also der Tänzer Mühe hat, nachzukommen; denn die Musik richtet sich nicht nach dem Tänzer, sondern dieser muß sich nach deren Cadenz richten; denn sie läßt nicht auf sich warten. Wenn man daher einen raschen Gang verlangt, so muß diesem natürlich Genüge geschehen, und solches auf Kosten der Gesundheit, weil man hier den Maaßstab überschreitet, wie es auch bei andern Vergnügungen geschieht, wenn man sie übertreibt. — Wirkliche Gegner des Tanzes haben demselben auf alle mögliche Weise etwas anhängen wollen; sie haben Flecken aufgesucht, die nur in ihren Augen als Flecken erscheinen, in den Augen eines jeden Vernünftigen, der selbst getanzt hat, also dieses Vergnügen aus eigener Erfahrung kennt, nie als Flecken bemerkt worden sind; denn wenn man behauptet: daß für die Unschuld kaum etwas Gefährlicheres ersonnen werden kann, als unsere Tänze, oder sagt: „der Tanz sey ein Vergnügen, wodurch Begierden angefacht oder Gedanken erregt werden, wofür die Unschuld erröthet," so kann man demselben wohl nichts Schlechteres nachsagen, als dieses; denn unsere Tänze sind doch keine Tänze der Bajaderen und der Almees, die das Gepräge der ausstudiertesten Coquetterie an sich tragen, und nur dazu dienen, um Begierden anzufachen, oder zu erregen. In unseren Tänzen erblickt man nicht dergleichen Stellungen, sie sind ehrbar und züchtig. Wenn dergleichen die Unschuld erröthen machende Begierden ja beim Tanzen angefacht werden, so kann die Ursache nur eine ganz andere seyn, als der Tanz selbst, und Leuten, die mit solchen Begierden schwanger gehen, kann vielleicht der Tanz Anlaß zu bösen Begierden geben, und sie solchen folgen, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbietet; allein solcher individuellen Ausschweifungen wegen, die auch bei heiligeren Zwecken, als das Tanzen zum Gegenstande hat, begangen werden, kann man wohl nicht ein Vergnügen

verschreien, was edlere Absichten bezweckt, als blos den Genuß der Bewegung und der Freude; denn derjenige, der das Vergnügen des Tanzens genießen will, sich dasselbe zum Zwecke macht, um nach den Regeln der Kunst zu tanzen, wird sich zügellosen Begierden dabei nicht überlassen; sein Geist richtet seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand; und gesetzt auch, die Liebe wäre mit im Spiele, der geliebte Gegenstand wäre das Ziel seiner Anstrengungen, so hat doch auch dieses nur etwas Edles, indem hier nicht von einer Buhlschaft, sondern von einer anständigen oder gesitteten Liebe die Rede ist, die das Ziel der Anstrengungen durch den Beifall des erwählten Gegenstandes gekrönt wissen will, um dadurch eine Stufe in dem Herzen des geliebten Gegenstandes höher zu steigen. Wenn es daher Ausnahmen von der edlen Absicht des Tanzens giebt, so kann demnach der Gebrauch desselben, um des Mißbrauches willen, nicht beschränkt oder verboten werden, denn wäre dieses, wie viele Dinge müßten dann nicht beschränkt oder verboten werden. — Was die Gefallsucht beim Tanzen anbetrifft, so liegt diese in der Natur des Menschen; es ist eine angeborne Neigung, die nicht gut zu besiegen ist, besonders bei dem zweiten Geschlechte. Da nun der Tanz nur anständige Stellungen und Bewegungen zu seinem Zwecke hat, so kann es doch wohl nicht als etwas Unrechtes angesehen werden, wenn Jemand die Anständigkeit so weit treibt, daß er dadurch Andern gefällt; dieses kann gewiß nicht zu sträflichen Begierden Veranlassung geben, wenigstens ist dieses unter gesitteten Leuten nicht zu glauben, auch widerspricht diesem die Erfahrung auf Bällen und allen Tanzvergnügungen. Wenn die Stellungen und Bewegungen des Tanzenden aber frech, unanständig und unkeusch seyn sollten, so würde man doch auch die Zuschauer mit berücksichtigen müssen; sind nun diese gesittet, so werden sie dergleichen Tänze verabscheuen, und sind sie ungesit-

tet, lieben die Frechheit, und wollen sich durch sie hinreißen lassen, so werden sie einer Tanzgelegenheit nicht bedürfen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, da diese doch immer seltener ist, als eine jede andere Gelegenheit. Es scheint aber auch, daß die große Sorge um die Tanzenden, daß sich diese sogleich in einander verlieben werden, und dieses bis zu einem Grade, der zu flammenden Ausbrüchen führt, die Eltern bestimmen soll, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, um hier keine Verführung ihrer Töchter zuzulassen, die selbst den Tanz suchten, um hier eine Eroberung zu machen. Daß auch dieses geschehen ist, daß Bälle und andere Tanzvergnügungen der Grund zu soliden Bekanntschaften, die zum Ehebündnisse führten, geworden sind, wer wollte dieses in Abrede stellen! allein auf welche Weise wollen Eltern ihre Töchter wohl zur Ansicht der jungen, überhaupt der Männerwelt bringen, als auf Bällen, Pickenicks, im Theater und an andern öffentlichen Orten, und dieses gewiß auf die ehrbarste Weise, da es in ihrer Gesellschaft geschieht, oder wenn dieses nicht ist, doch unter dem Schilde von Anverwandten oder bewährten Freunden, denen sie ihre Töchter sicher anvertrauen können; mithin ist auch nicht die geringste Gefahr zu einer Verführung auf unrechtem Wege vorhanden, und fände sie bei einzelnen Individuen dennoch Statt, so wäre auch die Neigung der Tochter zur unedlen Begierde eben so stark, als die des Jünglings oder Mannes, und dann sind sie überhaupt gewiß schwer zu hüten, nicht allein auf Bällen, sondern auch bei allen andern Ausflügen. Hier müssen aber die Neigungen zusammen treffen, das heißt, beide müssen auch gleiche Neigung gegen einander fühlen. Uebrigens wird man unter einer großen Gesellschaft Tanzender wohl nicht Viele finden, die so schön tanzen, so angenehm ihren Körper zu bewegen, zu gesticuliren verstehen, daß es zum Verlieben wäre; denn manche durch Gesichtsbildung und im Umgange ange-

nehme Person, verliert dieses Angenehme, wenn sie tanzt, indem ihre Bewegungen steif, gezwungen, und nicht reizend sind; dagegen wieder Personen, die weder eine schöne Gesichtsbildung haben, noch angenehm im Umgange sind, sehr schön tanzen. Man kann annehmen, daß unter zehn tausend Personen, die getanzt haben, kaum zehn oder funfzehn sind, die sich beim Tanzen verliebt haben, so daß ein Ehebündniß daraus entstanden ist. Man kann also hieraus nicht die Regel machen: Wer tanzt, verliebt sich, oder fällt auf unreine Begierden; denn wo dieses geschieht, da ist auch nicht der Tanz Zweck der Erholung und Freude, noch viel weniger um sich kunstvoll zu produciren und dadurch Beifall zu erndten. — Moralisten sind sogar so weit gegangen vorzuschlagen: daß jedes Geschlecht für sich allein tanzen solle, weil dadurch jede Veranlassung zu bösen Begierden wegfalle. Dieser an und für sich schon ganz unhaltbare Vorschlag ist gebührend abgeschlagen worden; denn die Absicht des Schöpfers konnte doch wohl keine andere seyn, als daß, außer der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, das Weib dem Manne zur Gesellschaft gegeben sey, um, außer den Arbeiten, Mühen und Sorgen, sich gegenseitig im Umgange zu erheitern; daher liegt auch das Vergnügen oder die Erheiterung, die jedes Geschlecht in dem Umgange mit dem andern findet, in seiner Natur; und dann lehrt auch die Erfahrung, daß hauptsächlich das männliche Geschlecht sanfter und gefälliger durch den Umgang mit dem weiblichen werde, sich die rauhen Seiten, die seiner Natur mehr eigen sind, abschleifen und polieren. Das begründete Sittengesetz unter civilisirten und kultivirten Völkern macht, daß Männer in Gesellschaft der Jungfrauen und Frauen, überhaupt des andern Geschlechts, sich gesitteter und zurückhaltender betragen, und sich Manches nicht erlauben, was in bloßen Gesellschaften von Männern ohne Bedenken geschieht. Dieses findet

auch beim Tanzen eine vollkommene Anwendung; denn Jeder befleißiget sich auf Bällen ꝛc. artig, bescheiden und gefällig gegen das weibliche Geschlecht zu seyn, dasselbe mit gehöriger Achtung zu begegnen. Er fürchtet das Urtheil einer schönen Richterin, und ist behutsam auf sich selbst, und auf seine Aeußerungen; er bestrebt sich seine Stellungen und Bewegungen so anständig zu machen, damit er der Tänzerin nicht mißfällt; sie dagegen bietet wiederum Alles auf, um dem Tänzer zu gefallen, eine wechselseitige Ermunterung, um sich anständig und gesittet zu betragen, ohne die Gefallsucht, eine natürliche Neigung des Menschen, auszuschließen; denn auch das Urtheil eines feinen gebildeten Mannes ist einem Frauenzimmer nicht gleichgültig, und es richtet auch seine Bestrebungen dahin, dieses für sich günstig zu erwerben. Man gewahrt hieraus, daß nur durch die Gegenwart und das Handeln beider Geschlechter der Tanz gesittet, sanft oder leidenschaftslos, und anständig werden kann, wofür die Erfahrung auch längst bei kultivirten Völkern entschieden hat; denn der wilde Tanz, das zügellose Springen, ist eigentlich kein Tanz, wie er sich für gesittete Menschen geziemt. Ganz anders verhält es sich in Gesellschaften, wo jedes Geschlecht allein tanzt. Hier findet bei dem männlichen nicht das Gefällige, die bescheidene Zurückhaltung, das anständige Betragen im Tanze selbst Statt, sondern man erlaubt sich hier Manches, was man unter Männern nicht für unanständig hält, was aber in Gesellschaft der Frauen wegfällt. — Dann wirft man dem Tanze vor, daß er das Blut erhitze, und dadurch zu manchen Unregelmäßigkeiten Veranlassung gäbe, die im Strudel der erhitzten Phantasie vorkämen. Man führt an: „Daß wenn nach einem Tournée abgefallen werde, am Ende der Reihe der Tänzer seiner Dame an den Busen fliege, der männliche Arm um die Schnürbrust der Dame, und ihr Arm um die Schultern des Tänzers geschlungen sey,

und Beide so im möglichst nahen vis-à-vis, er halb tanzend, sie halb getragen, fortsausen, so werde dieses doch gewiß erhitzen." Wenn dieses geschehen ist, giebt man zur Antwort, so müssen die Tänzer ihre Kunst schlecht verstanden und keinen Begriff von Anständigkeit, keine Cadenz, keine Gewalt über ihren Körper gehabt haben. Dieses zu beweisen sey hier erlaubt. Der Tänzer soll nämlich nach einem Tournée im Abfallen am Ende der Reihe der Tänzer, welches wohl hier so viel als Colonne heißen soll, seiner Dame an den Busen fliegen; dann muß er freilich fliegen, wenn er bis an das Ende herunter will, und dann ist wohl zu glauben, daß er in einer solchen Aufwallung seiner Dame unanständig an den Busen fliegt; thut er es aber, wenn er, wie in acht Schritten geschieht, durch zwei Paare abfällt, so ist er erstlich kein Tänzer, denn er hat seinen Körper, seine Beine nicht in seiner Gewalt, er ist plump und ungeschickt, oder es mangeln ihm die Kräfte, sonst muß er mit dem achten Schritte auf dem Punkte stehen, den ihm die Figur des Tanzes anweiset. Wer das nicht kann, kann auch nicht tanzen, und sein Fliegen ist nicht Tanz, sondern ungeschickte plumpe Wildheit. Zweitens muß ein solcher Tänzer keinen Begriff von Anständigkeit im Tanzen haben, sonst würde er nicht ungeschickt auf eine Dame einlaufen, sondern mit Bemerkung der Cadenz einen Schritt von der Dame entfernt stehen bleiben, sonst möchte der Choc, bei einem Fliegen an den Busen, sehr schlecht ausfallen. Wenn nun Tänzer und Dame, der männliche Arm um die Schnürbrust der Dame, und ihr Arm um die Schultern des Tänzers geschlungen, im möglichst nahen vis-à-vis, er halb tanzend, sie halb getragen, fortsausen, so ruht die Pointe hierin nur auf dem nahen vis-à-vis, weil bei einer solchen Annäherung beider Personen, nur wenig Raum zum Aneinanderdrücken übrig bleibt; allein auch dieses findet bei gesitteten Tänzern nicht Statt; denn sie würden zuerst

bei aller Kunst und Geschicklichkeit nicht vermeiden können, einander auf die Füße zu treten, und dann gehört dieses auch nicht zu einem schicklichen Tanze, sondern zu einem ungeschickten. Die Höflichkeit des Tänzers erfordert es ohne Ausnahme, daß er in der gehörigen Entfernung von seiner Dame bleibt, und nicht auf sie eindringt. Was nun das halbe Tragen des Tänzers und das halb getragen werden der Dame betrifft, so muß zwar der Erstere seiner Dame eine schickliche Hülfe geben, aber er kann sie nicht halb tragen, da er es mit keinem ätherischen Körper zu thun hat; und vom Sausen ist gar nicht die Rede, denn wer ordentlich tanzt, richtet sich nach der Musik, und darf sich nicht geschwinder bewegen, als diese es erlaubt; mithin kann das Erhitzen im Tanzen nur in der leichten Aufwallung des Geblütes bestehen, welches die Bewegung bei jungen, überhaupt kräftigen und gesunden Leuten hervorbringt, aber ohne Nachtheil der Sittlichkeit. Auch der Vorwurf, den man dem Tanze macht, daß er leicht neidische, mißgünstige, feindselige oder andere lasterhafte, der Schamhaftigkeit und Unschuld zuwider laufende Aufwallungen in dem Menschen hervorbringt, scheitert an der Erfahrung, die man täglich in anständigen Tanzzirkeln machen kann. Denn Neid und Mißgunst können nicht allein beim Tanze entstehen, sondern auch bei allen andern Handlungen, wo Vorzüge hervortreten, die der Unverstand beneidet, jeder Andere aber sich bemühet, sie zu erreichen oder wohl gar zu übertreffen, aber ohne Neid, und beim Tanze möchte gerade diese Erscheinung am wenigsten oder seltensten vorkommen; denn die Eigenliebe des Menschen macht, daß er seine Fehler nicht sieht, daß er glaubt er macht Alles am besten, besonders bei solchen Handlungen, die er nicht selbst an sich beurtheilen kann; denn der Tanzende kann seine Stellung, seine Gebärden selbst nicht sehen, daher glaubt Jeder, daß er am besten tanzt. Nur das Einzige, welches den Neid erregen kann, ist,

wenn eine gute und bescheidene Tänzerin Andern vorgezogen wird, gern ein Jeder mit derselben zu tanzen wünscht. Ferner hat man aufgeworfen: „daß auch feindselige Aufwallungen beim Tanzen erzeugt würden.“ Hierzu rechnet man gewiß die Duelle, die sich in Folge des Tanzes ergaben, wo junge Leute, aus den höhern Ständen, auf Bällen durch die abgeschlagene Hand einer Dame, die einem Andern zugewandt worden, oder durch Vortanzen, durch das auf den Fuß Treten, durch Ohrfeigen und andere Beschimpfungen zum Duelle genöthiget wurden; indessen sind dieses nur seltene Fälle, die sich nicht bloß durch den Tanz erzeugten, sondern auch bei andern Gelegenheiten vorgekommen sind; oftmals sind aber dergleichen Aufwallungen auf einem friedlichen Wege geschlichtet worden, und es kam nicht zum Duelle. — Was nun aber zuletzt die lasterhaften, der Schamhaftigkeit und Unschuld zuwider laufenden Aufwallungen, die beim Tanzen entstehen sollen, betrifft, so mögen sie vorhanden seyn; allein gewiß in einem sehr kleinlichen Maaßstabe, gegen die wirkliche Tugend, die sich auf Festigkeit des Charakters und der Sitten stützt. — Ein Schriftsteller sagt: „Was muß das wohl für eine elende erbärmliche Tugend seyn, die sich noch dazu auf eine überzeugende Erkenntniß der Religion gründen soll, wenn jede, einen schnellern Umlauf des Bluts verursachende Bewegung, Annäherung an eine Person des andern Geschlechts, Umfassung derselben mit einem Arme, diese Tugend vernichtet und über den Haufen wirft? Ist dieses wahr, so ist Tugend ein Hirngespinnst, ein unthätiges Ding, daß nur sein Daseyn so lange hat, als nicht die geringste Wirkung irgend einer gegen sie thätig seyenden Ursache einen auch nur leichten Einfluß auf sie hat. Eine so leicht zu zerstörende Tugend ist nichts werth; denn Tugend muß erst dadurch bewährt werden, daß sie den Versuchungen widerstand, daß sie Anlaß hatte, etwas Böses zu thun, und that es nicht; denn sonst ist

Tugend und Wirklosigkeit einerlei. Zweierlei kann man sich bei einer tanzenden Gesellschaft denken: entweder sie besteht zum Theil oder ganz aus Lasterhaften, oder es sind Leute, die Tugend und Ehrbarkeit lieben. Die Ersteren werden in allen Verhältnissen ihrer Laster sich erfreuen, die Letzteren können aber nicht alle ihre Grundsätze verleugnen und lasterhaft werden, oder die Tugend ist eine Sache, die nichts werth ist, weil sie zu nichts nützt. Und wie wird es in weit wichtigern Dingen werden, wo das Wohl und Wehe vieler Tausenden von dem Thun oder Lassen eines Menschen abhängt, und die Versuchung weit größer ist, als beim Tanzen." — — Man könnte nun fragen: Was wird ein gesundes, ganz unschuldiges junges Mädchen von siebzehn bis zwanzig Jahren, das zum ersten Male mit einem raschen Jüngling einen Cotillon, eine Ecossaise, einen Walzer tanzt, fühlen? — Es wird auf die Art verlegen seyn, wie ein junger Kandidat, der zum ersten Male prediget, oder wie hundert andere Menschen, die eine Handlung, welche Geschick erfordert, zum ersten Male in einer Versammlung von mehreren Menschen vornehmen, wie z. B. der Schauspieler, der Sänger ꝛc., der zum ersten Male die Bühne betritt und sich öffentlich vor dem Publikum hören läßt. Das Mädchen wird bange seyn, daß sie es nicht gut genug macht, oder sie wird schamroth werden, wenn ein munterer Jüngling sie zum Tanze auffordert, und sie ihm zum ersten Male die Hand zu diesem Vergnügen reicht, etwas anderes wird die junge Schöne nicht empfinden, und sollten des Jünglings Blicke ihr Herz entzünden, sollten sich beim ersten Tanze mit ihm Empfindungen im Busen regen, so sind es doch gewiß keine unkeuschen, keine Gefühle gegen die Tugend, sondern ein ganz natürliches Erwachen der Jungfräulichkeit, im Gegenüber eines jungen sittsamen Mannes. — Wenn etwas Tadel verdient, so ist es das zu rasche Tanzen, das rasche Walzen und Galoppiren, nicht aber,

daß es unanständig ist, oder geeignet sey, die Tugend zu zerstören, sondern weil es der Gesundheit schädlich ist, und man die Sache übertreibt, sich nicht mit seiner Dame leicht, geschickt und cadenzmäßig umdrehet, sondern rascher, nach einem schnelleren Laufe der Musik, dahin fährt. Wie nachtheilig das rasche Walzen und der Zweitritt oder der Galopp auf die Gesundheit des Körpers ist, wird aus Folgendem erhellen.

So heilsam eine den Kräften jeden Körpers individuel angemessene Bewegung ist, um die Ordnung in der thierischen Oekonomie zu erhalten, so nachtheilig für Körper und Geist ist eine übertriebene, allzu heftige, zu welcher man das zu rasche Walzen und den Zweitritt machen muß. Diese gewaltsame Körper und Geist zerrüttende Erschütterung, wird leider von dem ganzen weiblichen städtischen Geschlechte leidenschaftlich ausgeübt, und die Folgen, die es sich dadurch zuziehet, entspinnen sich zwar oft langsam, aber sie werden dadurch um desto bedeutender. Wenn diese angeführten Tänze tadelnswürdig und nachtheilig sind, so werden sie es noch mehr bei Personen des weiblichen Geschlechts, und ihrer Gesundheit weit nachtheiliger, da die Anlage zu Krankheiten bei ihnen größer ist, indem die Natur weislich ihre festen Theile, als Knochen und Muskeln, schwächer und zarter gebauet hat; diese natürliche Schwäche aber mit einer lebhaften Reizbarkeit, Empfänglichkeit und Empfindlichkeit ihrer Nerven verbunden ist, deshalb sie auch zu Wallungen des Bluts und zu den Leidenschaftsreizen leichter geneigt sind; sie empfänglich macht, alle üblen Folgen einer solchen Ausschweifung in einem weit höheren Grade zu fühlen, und sich, nach der Modesprache, des Lebens zu freuen. Auch wenn sie von der Natur mit dem gesundesten Körper und den besten Kräften ausgerüstet wären, so sind dennoch die Folgen von der Art, daß man, ohne viel zu wagen, diese Neumodentänze, besonders den Galopp oder Zweitritt, als eine Quelle von der Schwäche der jetzigen Generation, und der zunehmenden Sterblichkeit bei vielen Völkern ansehen

kann. Man könnte die Wahrheit dieses Satzes mit den Zeugnissen der größten Aerzte bekräftigen, wenn nicht die meisten Frauenzimmer diese traurige Erfahrungen bei ihren Bekannten gemacht hätten, wenn sie nicht gesehen hätten, wie Viele von ihrem Geschlechte dieses wilden und die Gesundheit zerstörenden Vergnügens wegen in dem Frühlinge ihres Lebens dahin gerafft worden sind. Geschwinder und verwüstender müssen aber diese Folgen in derjenigen Periode ihres Lebens seyn, in der sie ihre Reinigung haben, welche in unserem Klima mit dem vierzehnten und funfzehn-Lebensjahre, und bei dem jüdischen Frauenzimmer noch früher, eintritt, da zu dieser Zeit der Körper reizbarer und für jeden Eindruck empfänglicher ist. Es kann nicht oft genug gesagt werden, wie wichtig diese Epoche für das andere Geschlecht sey, und welchen beträchtlichen Einfluß sie auf dessen Gesundheit und höhere Bestimmung, dem Staate eine gute Nachkommenschaft zu liefern, habe, und deshalb müsse es seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, alle Diätfehler zu verhüten, auch alle Erhitzungen und Erkältungen. So heilsam ihm auch in diesem Zeitpunkte Heiterkeit des Geistes und eine gelinde Bewegung des Körpers ist, so nachtheilig ist jede übertriebene Erhitzung. Wir würden gewiß nicht so viele blasse oder bleiche Gesichter sehen, und so viele Klagen über eine schwächliche Gesundheit hören, wenn man die Stunden der Erholung zu solchen körperlichen Bewegungen anwendete, welche fähig wären, den Umlauf des Bluts zu befördern, die Säfte zu verdünnen, den Körper zu gleicher Zeit stark, biegsam und geschmeidig zu machen, und den Geist durch angenehme Unterhaltungen aufzuheitern. Geschehe dieses, so würde man nicht so viele schwindsüchtige, ausgezehrte und entnervte Weiber, Mädchen und Kinder umher schleichen sehen. Diese Vorwürfe treffen nicht das ganze Geschlecht der künftigen Mütter, sondern nur diejenigen, welche unbedachtsam genug sind, sich den rauschenden Tanzvergnügungen, dem Walzer, Galopp ꝛc., ganz hinzugeben, und dazu noch hitzige Getränke zu genießen. Hiervon ist jedoch der regelmäßige Tanz, als eine gymnastische Leibesübung ausgenommen, der nach einem regelmäßi-

gen Takte der Musik in gewissen Schritten gehalten wird, wozu selbst auch der Walzer oder Dreitritt gehört, wenn er nicht galoppirend getanzt wird. Denn der anständige Tanz besitzt die Eigenschaft, dem Körper eine angenehme Bewegung zu verschaffen, den Kreislauf des Bluts und dadurch die unmerkliche Ausdünstung durch die Haut zu befördern, und da von diesen Ausleerungen die gesunde Mischung unserer Säfte, die Ernährung, die Ausbildung des Wuchses und die Biegsamkeit und Stärke der Gelenke abhängt, so erhellt daraus, daß ein mäßiger Genuß des Tanzens dem Körper heilsam ist, aber nicht die Uebertreibung, das Genießen en Carrière. Soll uns daher der Tanz diese wichtigen Vortheile leisten, so muß er nicht von der Bahn abgehen; er muß dem Alter, den Kräften, den Temperamenten, kurz der individuellen Beschaffenheit eines jeden Körpers angemessen seyn, er muß gelinde und in sanftem Tempo angefangen, und nur nach und nach verstärkt werden, damit nicht gleich das Blut in eine zu heftige Bewegung gesetzt und das Gleichgewicht des Kreislaufs gestört wird; er muß nur so lange fortgesetzt werden, bis man von weitem den Anfang einer kleinen Müdigkeit und einen über den ganzen Körper verbreiteten angenehmen warmen Dunst empfindet, aber auch dann nach und nach abnehmen. Daher sollten alle Bälle billig mit Menueten eröffnet und geschlossen werden, und dazwischn Anglaisen, Ecossaisen, Polonaisen, von wenigen Paaren getanzt, ohne Walzer folgen, das heißt, hinter der ersten Menuet, dann ein Walzer in mäßigem Tempo ꝛc. Durch das Anfangen oder Beginnen mit einem leichten nicht erhitzenden Tanze, wie die Menuet, wird das Blut leicht in Bewegung gebracht, so daß keine plötzliche Erhitzung geschieht, und durch die Beendigung des Balles mit einer Menuet, wird das Blut wieder allmählig abgekühlt, so daß keine plötzliche Abkühlung durch einen schnellen Stillstand nach einem erhitzenden Tanze erfolgt. Dabei muß der Tanzsaal oder Tanzboden hoch und geräumig seyn, und durch Ventilatoren die darin befindliche Luft, durch die Transpiration der Tanzenden und Zuschauer, durch eine Menge brennender Lichter, oder durch Lampendunst, durch Wohlgerüche aller Art

verderbt, abgeleitet werden, wozu auf den gewöhnlichen Tanzböden noch der Tabaksrauch kommt, der hier gleichfalls nachtheilig einwirkt. — Wenn nun gleich der nach dieser Vorschrift abgewogene Tanzgrad der Gesundheit zuträglich ist, so bestätiget doch täglich die Erfahrung, daß dieses Tempo von der flüchtigen Jugend überschritten wird, und der Nachtheil, welcher daraus in der Folge erwächst, wird durch das geschwinde Einathmen einer kaum athembaren Luft, wozu sich der Bodenstaub, die Schweißdämpfe, die auf gewöhnlichen Tanzböden, wo Jeder einspricht, oft mit ansteckenden Dünsten von Krätzstoffe, der Siphilis ꝛc. vermischt sind, noch vermehrt. Hierzu kommt nun noch der Mißbrauch des Punsches und der heißen Getränke, und oft sogar der gewürzhaften Modeschnäpse oder Liquere, die schnelle Abkühlung des Körpers bei Luftzügen der Thür- und Fensteröffnungen, durch Umwechselung der Kleidungsstücke, die nahe am Leibe getragen werden, noch mehr erhöht und vervielfacht. — Je heftiger nun die Bewegung in den Lieblingstänzen vor sich geht, um so stärker wird auch das Blut in dem Körper umhergewälzt, und den erhitzten Schwelgern und Schwelgerinnen Schweiße ausgepreßt, wodurch das Blut seiner eingesogenen Flüssigkeiten in allen äußern und inwendigen Theilen beraubt wird. Es verliert dadurch zu viel von seinen Bestandtheilen und seiner milden Beschaffenheit, indem es die Tanzhitze in den kleinsten Gefäßen austörrt; die stockenden Säfte in den Gefäßen werden scharf, erzeugen Schmerzen, Krämpfe und Spannungen, das Fett verzehrt sich, die Kräfte nehmen zuletzt unvermerkt ab, und der Körper gleicht einer Mumie, die sonst freundlichen erheiternden Gesichtszüge werden grämlich, und das Skelett blickt neidisch auf die volle Reife und den beflügelten Gang seiner Schwestern, denen es eyemals auch glich. Wenn man alle übrigen Folgen solcher bacchanalischen Feste auf den gewöhnlichen Tanzböden genau erwägt, so wird man leicht einsehen, daß ein jeder heftiger Tanz, besonders das Walzen, als eine Quelle unzähliger Uebel anzusehen ist, welches auch die tägliche Beobachtung an so vielen Tausenden, leider! überflüssig bestätiget. Diese Folgen müssen nun bei sehr zarten und mageren Per-

sonen des weiblichen Geschlechts, so wie bei denen, die bereits mancherlei Schärfen in ihren Säften verheimlichen, und an Verstopfungen oder Erschlaffungen eines Eingeweides leiden, noch früher eintreten, um so mehr, wenn dergleichen rauschende Tänze im Sommer, oder in geheizten Sälen oder Zimmern zugelassen werden, auch zu einer Zeit, wo die atmosphärische Luftwärme an und für sich schon das Blut flüssiger, zur Fäulniß und ermattenden Schweißen geeigneter macht, und die Reizbarkeit des Körpers sehr erhöhet. Daß heftige Bewegung überhaupt in unsern Säften eine starke Neigung zur Fäulniß hervorbringt, beweiset sogar das Fleisch des Wildes, dessen Genuß durch die in ihm hervorstechenden scharfen Bestandtheile das Blut in lebhaftere Wallungen versetzt, und Schweiße hervorbringt, weil die flüchtige und immer furchtsame scheue Lebensart der wilden Thiere in den Wäldern, die von Menschen ꝛc. beständig angefallen werden, sie dem beständigen Gehetze und allen heftigen Leidenschaften: der Wuth, dem Zorne, dem Schrecken ꝛc. aussetzt, die der Hunger noch vervielfältiget; daher bekommt das durch ewiges Hetzen (ohne an die Verwundungen zu denken, für die kein Wundarzt sorgt), durch das tägliche Erhitzen (was ist Erhitzen anderes als ein modificirtes Verbrennen der säuerlichen Blutstoffe, eine alkalisch flüchtige, übelriechende Beschaffenheit) gehetzte Thier einen so hohen Grad von Fäulniß, daß die Hunde sogar, die auf der Jagd zuweilen analoge Erhitzungen und Schweiße ausstehen, das ihnen vorgeworfene Fleisch des Wildes verabscheuen. Da der auffallendste Schaden, welchen das Walzen, der Galopp, der Länder ꝛc. verursacht, sich besonders in der Brust und der Lunge äußert, so muß hier zuerst auf den Nachtheil aufmerksam gemacht werden, welcher in Rücksicht der Brust erzeugt wird; auch muß hier noch erinnert werden, daß sowohl Jünglinge und Männer, als Mädchen und Frauen zwischen dem funfzehnten und fünf und dreißigsten Jahre Brustfehlern unterworfen sind. Diese Bemerkung ist besonders wichtig für alle mageren Blondinen; denn diese sind es, welche nach den Erfahrungen der größten Aerzte ohnedies zu Brustkrankheiten die größten Anlagen haben; je blonder und zarter sie also sind, je leb-

hafter ihr Temperament, je rosenfarbiger ihre Gesichtsfarbe ist, je mehr die Natur sie mit einem schlanken Wuchse ausgestattet hat, je länger ihr Hals, und je enger ihre Brust ist, und je mehr ihre Schultern hervorragen, um so sorgfältiger sollten sie sich, vorzüglich vor einer so gewaltsamen Erschütterung, als der Galopp ꝛc. ist, in Acht nehmen; sie können dann versichert seyn, daß ihre Lungen, bereits in einen engern Raum eingeschlossen, leichter die Folgen einer solchen leichtsinnigen Sorglosigkeit empfinden müssen, die um so leichter eintreten, wenn ihr Körper schon mancherlei Schärfen eingesammelt hat, und an Verstopfungen leidet, besonders wenn schon einige Umänderungen in ihrem periodischen Blutabgange Statt fanden, oder sie in ihren früheren Jahren einem öftern Nasenbluten unterworfen gewesen, ein Umstand von besonderer Wichtigkeit, welcher selbst der Aufmerksamkeit und dem Scharfsinne des Hippokrates nicht entging. Aerzte, welche öftere Gelegenheit haben, Schwindsüchtige zu untersuchen, beobachten fast immer, daß diese Kranken einem häufigen Nasenbluten und öfterem Schnupfen vorher unterworfen gewesen. Man füge zu diesem Tanzen, als einem gewissen Zerstörungsmittel der Gesundheit, noch die reizbaren Nerven und die Vollsaftigkeit der jungen Frauenspersonen hinzu, so werden sich die üblen Folgen eines erhitzten scharfen Blutes noch lebhafter entwickeln, durch jede heftige Gliederbewegung wird das Nervensystem entweder zu sehr angestrengt, oder in einer widersinnigen Richtung bewegt, wodurch das Blut in eine störende Erschütterung versetzt wird, so daß es in wenigen Sekunden zu schnell und in zu großer Menge nach der rechten Herzkammer zurückkommt, diese aber unfähig, so viel Blut auf einmal zu beherbergen, weil sie es nicht so schnell in die Lungenpulsadern wieder fortstoßen kann, fühlt den daher entspringenden Widerstand, und es erfolgt der keuchende Athem, Aengstlichkeit, Herzklopfen, und, jedoch in seltenen Fällen, Zersprengung des Herzens. Die Lungen aber, welche fast aus lauter Blutgefäßen bestehen, deren größte Stämme unmittelbar aus der rechten Herzkammer entstehen, und nur mit einer sehr zarten Haut eingefaßt sind, können

um so viel größeren Schaden leiden, da schon im natürlichen Zustande der Umlauf des Blutes in ihnen viel schneller, als in allen übrigen Eingeweiden geschieht, und sie ihrer zarten Struktur wegen dem Antriebe des Blutes weniger zu widerstehen fähig sind. Wie leicht können daher, besonders bei vollblütigen und reizbaren, und bei schwächlichen Personen, welche schon an Verstopfungen leiden, die Gefäße von der Menge des Blutes widernatürlich ausgedehnt oder gar zerrissen werden, wodurch Bluthusten, oder im letzteren Falle der Blutsturz veranlaßt wird, dessen unausbleibliche Folgen, wenn die Lunge von dem Blute überschwemmt worden, Erstickung ist, oder auch, welcher Fall häufiger ist, entzündliche Stockungen entstehen, welche dann leicht unvermerkt in die schrecklichste aller Krankheiten, in die Lungensucht übergehen können. Man hat selbst Familiengeschichten, daß verschiedene Frauenzimmer von Stande nach diesen Parforcetänzen, und selbst im Ballsaale gestorben sind, indem sie plötzlich der Schlag gerührt hat, wozu das enge Einzwängen in eine Schnürbrust beigetragen hat. Und wie viele auf ihre Gliedergeschmeidigkeit stolze Jünglinge und Mädchen haben bereits oder müssen noch für die Vergehungen eines Leichtsinnes in ihrem Alter büßen, und dennoch sieht man täglich so viele Tanzschwestern mit verzerrten gefurchten Gesichtszügen, oder mit einem von wallendem Blute strotzendem Angesichte und triefendem Schweiße, sich dem Tanze in die Arme werfen, und im Genusse dieser Freude, welcher ihre geschmeidigen Gelenke so frühzeitig steif macht, und wohl gar zur Gicht vorbereitet und lähmt, ihre ganze Gesundheit, das höchste Gut der Menschheit, völlig zu Grunde richten. — Die Wirkungen des Walzens, des Galoppirens ꝛc., sind aber den übrigen Theilen des menschlichen Körpers nicht weniger nachtheilig. Durch jenes übermäßige Kreisschleifen wird die Anhäufung eines erhitzten Blutes in den Gefäßen des Kopfes vergrößert; es entsteht neues Kopfweh, Schwindel, Schlaflosigkeit, allerley Krämpfe, Schwäche des Gesichts, Augenentzündungen ꝛc., und wenn das Gleichgewicht der Organe nicht wieder hergestellt wird, Schlagfluß, Blindheit und Taubheit, welches bei voll-

blütigen Personen, besonders wenn sie einen kurzen Hals und großen Kopf haben, um so leichter zu erfolgen pflegt. Durch diese Galoppaden wird das Gehirn und selbst die innern Sinne in ihrer Stärke erschüttert, und daher kommt auch die Trägheit des Geistes und die üble Laune, die manche Tanzheldin nach einer durchjubelten Wonnenacht am folgende Tage so mürrisch macht. Das Resultat wird daher sehr auffallend gewiß: daß das übertriebene Tanzen, vorzüglich die oben angeführten Kreistänze, der Regsamkeit des Geistes eben so schädlich ist, als der Gesundheit des Körpers, und es trägt also, außer andern physischen Ursachen, zu der Geistesschwächung und der daher entspringenden Verdrießlichkeit und Muthlosigkeit nicht wenig bei, dagegen ist ein mäßiges Tanzen wiederum sehr heilsam auf den Körper, und eine der besten Leibesübungen, die einen wichtigen Einfluß auf den Geist hat, welches auch die Geschichte aller Staaten, und zu allen Zeiten bestätiget; daher würdigten auch Regenten, welche den Einfluß derselben auf die Denkungsart der Bürger, und also auf den Staat kannten, dieselbe immer ihrer besondern Aufmerksamkeit. Wie sorgfältig war daher auch nicht Lykurg in der Einrichtung der Leibesübungen und der Tänze seiner Spartaner, und so auch Rom.

Was nun den Schaden betrifft, den das Walzen und der Galopp auf den Unterleib äußert, so ist dieser nicht minder groß; denn wenn man bedenkt, daß der Unterleib diejenigen Eingeweide enthält oder verbirgt, welche zur Ernährung des Körpers das Ihrige beitragen, und einem jeden Drucke der obern Last untergeordnet, leicht nachgiebt, auch der dem Unterleibe zugefügte Schaden der Gesundheit oft um so nachtheiliger werden muß. Der Magen, diese oft überladene Speisekammer, und die dünnen und dicken Gedärme, werden dadurch doppelt angegriffen, und von der geschwänkten Last heftig geschaukelt, geschwächt, in ihren Geschäften gestört, die Verdauung dergestalt gestört, daß ein unzeitiger schlechter Nahrungssaft bereitet wird, wodurch Verstopfungen in den Gekrösdrüsen entstehen, und daraus wässrige scharfe Säfte, die sich an verschiedenen Theilen des Körpers durch

frieselartige Ausschläge und Geschwüre zu zeigen pflegen. In den ersten Wegen sammelt sich Säure und auch Würmer, daher das bleiche Ansehen; die allgemeine Ernährung des Körpers wird dergestalt verwirrt und gehindert, daß Schwäche, Auszehrung und anderer Nachtheil für die Gesundheit unvermeidlich wird; aber auch die Leber und Milz können leiden, so daß ihre Gallabscheidungen und andere Geschäfte fehlerhaft werden. Im Blute vermehrt sich der gallige Stoff, die Natur bereitet eine unordentlich gemischte, scharfe Galle, welche, wenn sie sich in dem Systeme der Portader anhäuft, Entzündung der Leber und der Milz veranlaßt, die leicht in eine bösartige Vereiterung übergeht, oder sie ergießt sich in Ueberfluß in die Gedärme, und verursacht durch ihren Reiz heftige Koliken, Magenkrämpfe, Darmentzündungen, Ruhren, Durchfälle, Blutstuhlgänge, hitzige Fieber, entzündliches und faulendes Gallenfieber, die Gelbsucht, das Gliederreißen, rosenartige Hautentzündungen, allerlei Ausschläge, Flecken der Haut, Sommersprossen, Finnen im Gesichte, heftige Krämpfe, Schwindel, starke Kopfschmerzen, Ohnmachten, Schlagflüsse, Augenentzündungen, und andere unzählige Uebel. Auch können von der Anhäufung des gegen manche Theile des Leibes mehr, als gegen andere Theile gedrängten Blutes, so wie von den reitzenden Schärfen im Unterleibe Mutterblutflüsse, zu starker oder unordentlicher und beschwerlicher Abgang der monatlichen Reinigung, das gänzliche Ausbleiben derselben, und bei Mannspersonen Unterleibsbrüche, Beschwerden der goldenen Ader, Hypochondrie ꝛc. verursacht werden. Sehr wahrscheinlich muß die Gesundheit auch darunter leiden, daß jener zerstörende Schaukeltanz, jenes heftige Kreisen, die Ausdünstung der Haut in große Schweiße verwandelt, den Körper hierdurch widernatürlich reizbar machen, daher die Kräfte geschwächt, das Blut wegen der ihm entzogenen Flüssigkeit verdickt, die gesunde Mischung desselben zerstört, das Fett verzehrt, und alle Ab- und Aussonderungen gehindert werden. Hieraus ergiebt sich noch, wie durch Trockenheit und Magerkeit des Körpers frühzeitige Verwachsungen der Gelenke, Steifigkeit der Glieder, Welkheit

und Stumpfheit der Nerven, Verstopfung und Verhärtung der Leber und der Milz, und die daraus entspringenden Uebel sich entwickeln können, und selbst der Wachsthum gehindert werden muß. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man so viele kränkliche Menschen umherschleichen sieht, da die Kräfte der Natur endlich erschöpft werden müssen, wenn man durch ununterbrochene wilde Tanzjagden beständig auf ein zartes Nervensystem losstürmt. Es müssen hier noch viele andere Beschwerden übergangen werden, welche aus dieser Quelle ihren Ursprung herleiten, aber so viel ist gewiß, daß die Verallgemeinerung der bleichen Gesichtsfarbe, die so häufigen Klagen über Beschwerden eines zu starken und zu schmerzhaften monatlichen Blutflusses, die so häufig vorkommenden Krämpfe und Blutvergießungen ebenfalls von dieser Ursache abzuleiten sind.— Auch die Füße leiden dadurch; denn es ist ein Gesetz in der Natur, daß jede Anstrengung eine Erschlaffung zur Folge hat, welche um so beträchtlicher ist, je größer und ungewohnter die Anstrengung war. Da aber auf den Füßen, dem Gesetze der Schwere zu Folge, die ganze Last des Körpers ruht, und der Umlauf des Blutes in ihnen langsamer und unregelmäßiger ist, weil diese zwei beweglichen Säulen des ganzen Gebäudes von dem Herzen entfernt sind, und allerlei willkührliche Biegungen, Wendungen und Auftritte unternehmen, das Blut selbst aber gegen seine Schwere in die Höhe zu steigen gezwungen wird, so ist leicht einzusehen, daß sie durch Strumpfbänder am meisten leiden müssen. Daher entspringt das Unvermögen zu gehen, daher reißende Schmerzen in den Füßen, steife Knien; wegen der Schwäche wird die in den Fächern des Zellgewebes abgesonderte gallertartige Flüssigkeit nicht in dem Verhältnisse von den Wassergefäßen wieder eingesogen, in welchen sie von den letzten Endigungen der Schlagadern zur Erhaltung der Schlüpfrigkeit und Bewegbarkeit der Theile abgeschieden wurde; sie häuft sich daher widernatürlich, und bildet wegen des aufgehobenen Gleichgewichts, zwischen Anhäufung und Einsaugung, Geschwülste der Füße, welche, wenn sie nicht bald zertheilt werden, wegen der in ihnen scharf

gewordenen Flüssigkeit in eine rosenartige Entzündung übergehen, welche dann bösartige Geschwüre oder Brand zur Folge haben. — Wenn nun der Nachtheil, welcher sowohl den Frauenzimmern, als Mannspersonen aus dieser Quelle erwächst, so beträchtlich ist, wie groß muß nun nicht die Gefahr seyn, welcher dadurch der Körper des neugeborenen Kindes ausgesetzt wird, der so zart in seinem ganzen Baue ist, und jeder treffenden Gewalt nachgiebt, so wird man leicht gewahren, daß diese zarten Fleischpflanzen alle üblen Folgen in einem desto höhern Grade fühlen müssen, und entweder im Frühlinge ihres Lebens von jenem heftigen Sturme umgerissen dahin welken, oder, wenn sie auch zu einem Baume heranwachsen, dennoch nur unreife und vom Wurme gestochene Früchte tragen können. Da im kindlichen Alter der Trieb des Blutes nach dem Kopfe verhältnißmäßig stärker, als nach den übrigen Theilen des Körpers ist, vielleicht weil der Kopf in den ersten Jahren ein größeres Volumen, und in den spätern Lebensjahren ein kleineres Volumen gegen der übrigen Umfang ausmacht, so sind sie auch Nasenbluten ꝛc. häufiger unterworfen; auch ist es einleuchtend, daß sie durch jene heftige Bewegung eine Anlage zum Schwindel, zum Schlagflusse und andern Krankheiten bekommen, und selbst Schwäche des Kopfes, das sogenannte schwere Gebrechen, die natürlichen Folgen sind. Auf gleiche Weise leiden auch die Knochen, diese gelenkigen Gliederstämme, da auch die weit festeren Knochen der Erwachsenen von einer fortwirkenden Kraft endlich gebogen werden können, wie viel leichter kann nun dieses nicht bei den Kindern geschehen, und durch jene heftigen Tanzanstrengungen und die starken Sprünge Krümmung der Beine, und wegen der Unvollkommenheit der Gelenke, Verrenkungen der Gliedergelenke, wegen der vermehrten Schwäche der Füße aber, wackelnder Gang, der oft bis in das späteste Alter anhält, verursacht werden, und solches noch um so viel leichter, wenn das Kind sehr zart und weiblichen Geschlechts ist; auch können bei jungen Mädchen durch das Auseinanderziehen der Schenkel, wegen der schwachen Verbindung der Beckenknochen, die untere Oeffnung des

Beckens im Verhältnisse gegen die obere, so stark erweitert werden, daß im höheren Alter eine schiefe Lage der Gebärmutter und schwere Geburten die natürlichen Folgen sind. — Man würde hier gern die Schwangern und Säugenden übergehen, wenn nicht die tägliche Erfahrung uns belehrte, wie Manche unter ihnen sich dieser Tänze zu überlassen pflegen. — Die Achtung, welche man dem weiblichen Geschlechte, als der schönen Hälfte der Schöpfung, schuldig ist, die Theilnahme an dem traurigen Loose, welches dasselbe aus Liebe für uns zu erwarten hat, die Liebespflicht für den Staat, die allgemeine Menschenpflicht, ja schon die Vernunft fordert uns auf, diesen Gegenstand etwas näher zu betrachten; denn der Schaden, welcher in diesem Standpunkte, wo sie dem Staate einen neuen Weltbürger versprechen, aus dem Tanzen entspringt, ist unbeschreiblich groß. Es sollen hier die vielen Krankheiten, die das Walzen, das Galoppiren und Ländern, so wie jedes übertriebene Tanzen nach sich zieht, und denen auch Schwangere unterworfen sind, nicht wiederholt werden, sondern nur die nachtheilige Wirkung, die das Tanzen auf die schwangere Gebärmutter äußert, soll hier untersucht werden. Da die schwangere Gebärmutter, theils von dem Strotzen des Blutes, theils von der zunehmenden Größe der Frucht immer mehr und mehr aufschwillt, und sich nach allen Seiten hin ausbreitet, so daß alle Eingeweide stark gegen das Zwergfell in die Höhe gedrückt werden, und die Reizbarkeit des ganzen Körpers sehr gespannt wird, welches auch die zu eben dieser Zeit eintretenden Nervenzufälle, als Kopf- und Zahnschmerzen, Herzklopfen, Ekel, Appetit nach ungewöhnlichen Dingen und andern Erfrischungen hinlänglich beweisen; in dem zweiten, dritten und vierten Monate aber leicht Congestionen nach andern Orten hin entstehen, so ist es einleuchtend, daß die Gefahr, welcher sowohl die Mutter, als auch das Kind durch eine so gewaltsame Bewegung ausgesetzt ist, um so beträchtlicher seyn müsse; denn da in dem ersten Monate der Schwangerschaft die Muttergefäße mit den Organen des Mutterkuchens nur lose zusammen hangen, so erhellt, daß durch eine so erschütternde ge-

waltsame Kreisbewegung, als das Walzen und Galoppiren ist, und den dadurch verstärkten Antrieb des Blutes die Verbindung leicht aufgehoben, und dadurch heftige Mutterblutflüsse, die dann leicht in eine bösartige Vereiterung der Mutter übergehen, und eine Fehlgeburt veranlaßt werden könne, die um so viel leichter erfolgt, wenn sich noch Pressen und Drängen der Kleidung dazu gesellt. Auch können in den letzten Monaten der Schwangerschaft sehr leicht, besonders bei zarten Frauen, Frühgeburten erfolgen. Schon Hippokrates, Friedrich Hoffmann und Andere behaupten: daß schlanke und nette Frauen mehr zu dem sogenannten Unrichtiggehen geneigt sind, wenn aber auch dieses nicht geschieht, so kann doch ein solches Tanzen außer den oben angeführten Uebeln eines erhitzten Blutes zu einer schiefen Lage der Gebärmutter, zu schweren Geburten und gefährlichen Wochenbetten Gelegenheit geben, wo dann nicht selten ein früher Tod das traurige Loos ist, welches manche junge Mutter zu treffen pflegt. Aber selbst das Kind im Mutterleibe ist durch die Unachtsamkeit der Mutter nicht geringerer Gefahr Preis gegeben. Außerdem, daß dadurch eine fehlerhafte Lage des Kindes, vielfache Verunstaltungen der ungemein biegsamen, im beständigen Dampfbade befindlichen Knochen verursacht, und durch den heftigen Antrieb des, ohnedies in der Gebärmutter eingeschlossenen kochenden Blutes dasselbe erstickt, oder vielmehr verbrannt werden kann, wird die Ernährung durch sanfte Bewegung desselben fehlerhaft, und gleichsam vergiftend, und die Ausbildung einer so zarten Pflanze im überheitzten Gewächshause gehindert. Wenn nun auch eine Mutter so glücklich ist, ein elendes gelbsüchtiges Geschöpf zur Welt und an die athmende Luft zu bringen, so ist doch ein frühzeitiger Tod, oder ein unheilbares sieches Leben das traurige Loos, welches dasselbe zu erwarten hat, so daß es wohl kein Wunder ist, wenn die Familien und der Staat mit kränklichen und schwindsüchtigen Geschöpfen überhäuft werden, und die Sünden der Mutter an ihren unschuldigen Kindern oft im dritten und vierten Gliede heimgesucht werden. — Ein gleicher Tadel trifft auch die Säugenden,

welche sich einer solchen Vergehung schuldig machen. Da durch eine solche übertriebene Umwälzung des Bluts, wie bei einem hitzigen Fieber, in alle Kanäle gewaltsam hineingespritzt und dadurch eine gesunde Stoffmischung desselben gestört wird, so kann auch nur eine rohe und scharfe Milch in den Brüsten abgesondert werden, welche außerdem, daß sie die Milchkanäle zusammenschnürt, stockt und Knoten in den Brüsten hervorbringt, welche leicht in krebsartige Geschwüre ausarten, dem Säuglinge eine zur Ernährung und Ausbildung seines Körpers untaugliche Nahrung darbietet, so daß es nicht möglich ist, daß sie in dem zarten Magen verarbeitet, und von den Milchgefäßen eingesogen werden kann, sondern größtentheils die käsigen Theile dem zarten Kinde einflößt. Es ist nothwendig, daß sie in den Eingeweiden ihrer natürliche Veränderung folgt, wodurch Erbrechen, Koliken, grüne Stuhlgänge, Verstopfung des Leibes, beschwerliches Zahnen, hitziges Fieber, Jammer, Hautausschläge, als Ansprung und Flechten, Verstopfung des Gekröses verursacht, und die Ernährung gehindert wird, deren natürliche Folge die sogenannte Englische Krankheit und Auszehrung ist, welche dann durch einen frühzeitigen Tod der traurigen Catastrophe ein Ende macht oder den siechesten Körper hervorbringt, und das arme Kind das Gift auskränkeln muß, welches ihm durch die herbeigewalzte Milch mitgetheilt worden. — Da nun das übertriebene Tanzen so verderbliche und schädliche Folgen auf die Gesundheit in seinem Gefolge hat, so ist es auch einleuchtend, daß diese durch die oben berührte Nebendinge noch mehr erhöhet worden.

Besondere Berücksichtigung verdienen, wie schon oben bemerkt worden, die Tanzböden der niedern Volksklassen; denn unter diesen findet man die meisten Gebrechen, die der Tanz hervorgebracht hat, besonders Lungensucht und Schwindsucht, und dieses kömmt von dem unmäßigen Tanzen in niederen Tanzböden, denen es auch an Raum fehlt, um sich gehörig im Tanzen ausdehnen zu können. Die mehrsten dieser Tanzböden haben weder Luftscheiben, noch Ventilatoren, um die Luft einigermaßen von den oben schwebenden schlimmen Dünsten zu reinigen; daher muß die darin auf- und niederschwebende Luft, die im Tanzen beständig aus-

und eingeathmet wird, durch die Ausdünstung so vieler Menschen, durch die Erleuchtung, durch dicke Tabakswolken, in einer um so kürzeren Zeit einen höheren Grad von Verderben erlangen; denn die in ihr befindlichen Stoffe machen sie schwerer, und nehmen ihr den zu einem leichten und abkühlenden Athemholen erforderlichen Grad von Elasticität, indem sie die reinen Lufttheile mehr trennen, und dagegen ihre sonst lockeren Zwischenräume einnehmen und ausfüllen. Dadurch wird sie unfähig, die Lunge gehörig auszudehnen, und die aus dem Blute entwickelten, zur Verderbniß geneigten Stoffe in sich aufzunehmen. Deshalb müssen wir in einem engen Zimmer, wo viele Menschen beisammen sind, oft und mit Anstrengung Athem holen, und solches geschieht desto ängstlicher, je mehr Kohlenstoff und Wasserstoff sich in den Lungen anhäuft, das damit überladene Blut die Gefäße ausdehnt, und nicht ungehindert durch die Lungen kommen kann. Hieraus erhellt, daß alle oben angeführten Uebel um so leichter und in einem höheren Grade sich entwickeln können. Es ist also auch nicht zu verwundern, daß sehr reizbare oder solche Personen, welche an sich schon schwache Lungen haben, sehr bald das Nachtheilige eines solchen verdorbenen Luftstoffes empfinden, indem sie schwerer athmen; ihr Athem wird enger und kürzer, sie bekommen Herklopfen, ihr Blut drängt sich heftiger gegen den Kopf, daher schwellen die Gefäße des Angesichts auf, und ein starker Schweiß dringt durch die Haut hervor, und nicht selten treten Ohnmachten, oder, bei vorhandener Anlage, Schlagflüsse, oder die oben angeführten Lungenübel ein. Selbst der Staub der Dielen des Tanzbodens, mit welchem die aufgethürmte Luftwolke gesättiget ist, und mit jedem schnellern Tanze, der durch die rasch beflügelten Saiten- und Blaseinstrumente erzeugt, in unsere Lungen eingesogen wird, wird der Gesundheit sehr nachtheilig und gefährlich, selbst die Augen leiden dadurch. Da der Staub die Ausdünstungen der Lunge unterdrückt, erzeugt er in der Zellenhaut derselben Steinknoten, welche, wenn sie eine gewisse Größe durch den Anwachs erreichen, das Athemholen verhindern, welches durch jede Bewegung, besonders durch hohes Treppensteigen, durch das Ablesen langer

Reden, und am meisten durch lautes Singen und Gezänk kurz zu werden anfängt, und solchergestalt erst nach einem oder zwei Jahren die Ursache der Lungenschwindsucht wird, indem die Sandknoten in den nahegelegenen Theilen Entzündung und Eiterung verursachen. Auch kann durch den Reiz, welchen der Staub verursacht, Schnupfen und Husten bewirkt werden, besonders wenn die Tänzer und Tänzerinnen sich zur Erholung auf die Flur, oder gar auf den Hof oder die Straße begeben. Der Gesundheitszustand der Müller, Bäcker, Bildhauer, Steinmetzen, die sich beständig in einer mit vielem Staube angefüllten Atmosphäre aufhalten, leisten Gewähr für diese Behauptung; denn Viele unter ihnen leiden an einer langwierigen Entzündung ihrer Lunge, wenn sie sich nicht selbst durch vorgebundene Tücher ꝛc. schützen. Das Siechе und Ausgezehrte dieser Leute zeigt ihren Lungenzustand an. Da auch zugleich der Druck einer solchen uns umgebenden Luft auf den äußern Umfang des Körpers vermindert wird, so kann das erhitzte, in eine schnellere Bewegung gesetzte Blut, um so leichter in die Hautgefäße eindringen, sie wiedernatürlich ausdehnen, ermattende Schweiße hervorbringen, und alle jene nachtheiligen Folgen um so leichter zur Begleitung haben. Ja die auf der Oberfläche des ganzen Körpers und der Lungen, besonders befindlichen Wassergefäße, deren Mündung bei erhitzten Körpern noch mehr geöffnet sind, nehmen die in der Luft schwebenden verdorbenen Säfte in sich, und leiten sie in die Masse unserer Säfte, wodurch dann das Verderben derselben befördert wird. Man erzählt, daß zu Oxford im Jahre 1577, Richter, Räthe und alle Anwesende, dreihundert an der Zahl, plötzlich starben, als man über einige Missethäter in einem engen Zimmer Gericht hielt. Die Engländer nennen diesen Tag noch bis jetzt den schwarzen Gerichtstag. Ein anderes auffallendes Beispiel hat der Ritter von Zimmermann aufgezeichnet, da im Jahre 1750 im Sommer in London bei der Verurtheilung einiger Verbrecher im engen Zimmer, unter den Richtern ein bösartiges Fieber ausbrach, welches selbst durch die Kleider ansteckend geworden ist, und so ist es auch mit der Ansteckung auf den Tanzböden, welche die Tänzer

mit nach Hause bringen, wenn sie sich in einer solchen Atmosphäre aufhalten. — Nicht weniger verdient der zu plötzliche Wechsel einer kaum athmenbaren Luft mit der äußern kühleren gerügt zu werden. Es ist leider keine Seltenheit, Frauenspersonen nur in einem dünnen Gewande, fast mit halb entblößtem Körper sich unbedachtsam einer so schleunigen Abwechselung in der Wärmetemperatur aussetzen zu sehen, ohne daran zu denken, wie theuer sie solche Vergehungen bezahlen müssen, und wie viele schon ein Opfer dieser leichtsinnigen Sorglosigkeit geworden sind. Die unmerkliche Ausdünstung ist ein zur Gesundheitspflege nöthiges Geschäft der Haut. Der Zweck derselben ist, das Uebermaaß der Wärme auszuleeren; denn da unser Körper so beschaffen ist, daß sich in ihm immer mehr Wärme erzeugt, als zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich ist, so würde die Anhäufung derselben der Gesundheit sehr nachtheilig werden. Um aber die Temperatur des Körpers im Gleichgewichte zu erhalten, leert sie auch eine wäßrige Materie aus, welche in Gestalt eines Dunstes wegraucht, und nur das Mittel ist, jene auszuscheiden, um ihre Anhäufung zu verhindern; und daher nimmt auch die Hitze in den Fibern wieder ab, wenn sich die Ausdünstung wieder herstellt, und sie vermehrt sich, wenn die Ausdünstung fehlt. Wenn sich gleich die Menge derselben nicht genau bestimmen läßt, indem sie nach der Lebensart, nach den Temperamenten, Alter und nach der Temperatur verschieden ist, so kann man doch annehmen, daß sie die Hälfte von dem ausmache, was man zu sich nimmt. Auch beweiset es der Schweiß, der nichts anders, als eine verstärkte Ausdünstung ist, und als kleine Tropfen, welche zusammen zu fließen scheinen, der aber aus derselben Ursache entsteht, nur sind sie bei ihm erhöhet. Die Nachtheile einer zurückgehaltenen Ausdünstung können daher nicht unbedeutend seyn, besonders wenn sie plötzlich unterbrochen wird; denn da durch jede heftige Bewegung des Körpers, und also auch durch jeden übertriebenen Tanz das erhitzte scharfe Blut stärker in die Hautgefäße getrieben, und ein ermattender Schweiß hervorgepreßt wird, der auf der Haut angehäufte Wärmestoff aber die Hautnerven gegen je-

den äußeren Eindruck empfänglicher macht, so kann das nicht fehlen, daß vermöge des Reizes einer kälteren Temperatur die Hautgefäße krampfhaft zusammengeschnürt, die Ausdünstung gehemmt, und so eine wichtige Funktion der Haut verletzt werde. Der Schaden, der aus dieser Quelle entspringt, ist größer, als man anfangs denkt. Es entstehen daher nicht nur Schlagflüsse, Kopfschmerzen, Augen- Ohren- und Halsentzündungen, Zahnschmerzen, rosenartige Hautentzündungen, Gelbsucht, Gallenfieber, Krämpfe, und wegen der gehemmten Thätigkeit der Wassergefäße, und der dadurch gehemmten Einsaugung, Wassergeschwülste, Gliederreißen, Ausschläge, sondern es kann auch, da die innern Eingeweide, besonders die Lungen, mit der Haut in einer genauen Verbindung stehen, die durch den Reiz einer kalten Temperatur verursachte Alteration der Hautnerven sich leicht auf diesen oder jenen Theil fortpflanzen, nachdem in diesem oder jenem Theile schon eine kränkliche Anlage vorhanden ist, so daß das erhitzte scharfe Blut stärker dahin geleitet wird, in die kleinsten feinen Endigungen der Pulsadern eindringt, diese in widernatürliche Schwingungen versetzt, und zugleich die Anfänge der zurückführenden Blutgefäße zusammenschnürt; daher entstehen dann wegen des aufgehobenen Gleichgewichts zwischen Anhäufung und Ableitung, Entzündungen, Pleuresien, welche leicht in Brand oder doch wenigstens in eine bösartige Vereiterung übergehen, weil der Mangel an Kräften und die Verderbniß der Säfte nicht leicht eine Zertheilung zuläßt, deren Begleiterin öfters dann die Lungenschwindsucht ist; oder es erfolgen unter günstigen Umständen nur Katharre, welche aber auch, wenn sie mit einem Fieber verbunden sind, und über den vierten Tag dauern, verdächtig sind, und wenn sie öfters zurückkommen, die häufigsten Ursachen der Lungenschwindsucht werden; denn da ein Katharr nichts anders, als eine superficielle Entzündung der drüsigen Fläche der Luftwege ist, so kann sich diese sehr leicht auf die Lungen fortpflanzen. Tissot sagt: daß das Vorurtheil, daß ein Schnupfen nie gefährlich sei, alle Jahre viele Personen das Leben koste, und ein sehr geschickter und erfahrener Arzt antwortete einem Freunde, welcher ihm sagte: er

befinde sich wohl und habe bloß den Schnupfen: der Schnupfen rafft mehr Menschen fort, als die Pest. Denn wie leicht ist das Erkälten nach jeder selbst unwillkührlichen Erhitzung, wenn man aus warmen Stuben an die kältere Luft tritt, und besonders wenn man Eckstraßen erreicht, wo ein anderer Windstrich strömt, so wie der Schnupfen, besonders bei Personen, welche gewohnt sind Schnupftabak zu gebrauchen, weil der Nasenkanal den heftigen Reiz täglich gewohnt ist, Ausleerungen des Schleimes über Ausleerungen verursacht, die überspannten Schleimdrüsen ausgemergelt werden, und der stinkende Schleim fast einen permanenten Schnupfen hervorbringt. Wenn sich daher ein durch lange und heftige Unterredung, Gezänk, Singen, Tanzen, Laufen, und dergleichen Erhitzter, gegen die üblen Folgen des Schnupfens, des Flußfiebers und dergleichen Uebel sichern will, so hält man sich beim Ausgehen ein Schnupftuch vor die Nase, und die Person, welche Tabak schnupft, zieht oft kaltes Wasser in die Nase, um den Reiz, besonders vor dem Zubettgehen, aus dem Kopfe fortzuschaffen, um die Drüsen wieder zu stärken, welche sonst manche üble Träume veranlassen können. Kurz, die Regel, sich nach allen Erhitzungen gegen geschwinde Abkühlung sorgfältig in Acht zu nehmen, ist eine der wichtigsten, auf welchen die menschliche Gesundheit, dieses höchste Erdenglück, beruhet. Auch können alle oben angeführten Uebel, selbst Lähmungen, die Strafe einer solchen leichtsinnigen Sorglosigkeit seyn. Man hat Beispiele von einer solchen unvorsichtigen schnellen Abkühlung des Körpers, nach einer vorhergegangenen Erhitzung der untern Gliedmaßen bei Frauenspersonen entstehen gesehen, welche selbst gegen die Berührung der Brennesseln gefühllos blieben, und nur erst nach einem anhaltenden Gebrauche von reizenden Salben, Spanischen Fliegen und angebrachter Elektricität, die Empfindbarkeit wieder bekamen. Zuletzt kann eine zu frühe Entkleidung und Entblößung, und noch geschwinder ein kühler Trunk die gedachten Uebel noch mehr beschleunigen; daher wäre in diesem Falle eine Tasse warmer Kaffee den erhitzten Tänzerinnen zu empfehlen.

Dieses wäre nun so Alles, was sich für und wider das Tanzen, sowohl in physischer, in Beziehung auf die Gesundheit des Körpers und Geistes, als auch in moralischer Hinsicht sagen ließe. Daß vielleicht hier Manches zu stark hervorgehoben worden, welches wohl einige Modifikationen erleiden kann, liegt in dem warmen Interesse für die Menschheit, bei welchem stets das Uebel, welches dieselbe treffen könnte, mit zu lebendigen Farben ausgemalt wird, um davor zu warnen; denn das Tanzen hat nur in der Uebertreibung Nachtheil, keinesweges aber als eine solide Leibesübung, und als ein Vergnügen, welches jeder Anständigkeit zur Seite gestellt werden kann, also auch nicht in den Ciklus der unanständigen Belustigungen gehört, vor denen man unbedingt warnen muß, ja es hat, wie schon oben angeführt worden, eine sehr edle Seite, indem dadurch der Körper Gewandtheit, Feinheit und Anstand erhält, um sich in guter Gesellschaft vor Leuten von Erziehung zu produciren, und dann ist es auch noch die anständigste Belustigung für beide Geschlechter im Vereine, macht den Jüngling und Mann auf manche Reitze und Liebenswürdigkeiten des zweiten Geschlechts aufmerksam, die ihm im Gewühle des Geschäftslebens entgehen, und wiederum die Jungfrau auf das Benehmen und Feinheitsgefühl der Jünglinge und Männer in ihrer Gesellschaft, um ihre Gunst zu gewinnen. Lauter Eigenschaften, welche die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen. Werden sie unrichtig angewendet, welches jedoch nur selten in Beziehung auf die Moralität geschieht, wohl mehr in physischer Beziehung, in einem Uebergenusse des Dargebotenen, so liegt dieses nicht im Tanzen und in der Tanzkunst, da ein jedes gebotene Vergnügen durch Uebergenuß schädlich werden kann, wohl aber an den Genießern dieses Vergnügens.

Περὶ ὀρχήσεως: vom Lucian. Amsterdam, 1687. Diese Schrift enthält ein Gespräch zwischen Lucian und Kraton, worin jener diesen von dem Werthe der Tanzkunst überzeugt. Historische Nachrichten, die Tanzkunst der Alten betreffend. Erfordernisse eines guten pantomimischen Tänzers. — Deutsche Uebersetzung in der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und freien Künste. Bd. 1. Berlin, 1759.

Jo. Meursii Orchestra s. de saltatione veterum; im 8ten Bande, S. 1234 des Gronovschen Thesaurus.

Jo. Bilbergh de Orchestra s. de saltatione veterum. Upsal., 1685.

L'Abbé du Parc. Idée des Spectacles anc. et nouv. Paris, 1668.

Traité de l'Origine de la Danse, in dem Extraordinaire des Mercure galant. 1680. 10. und 11. Band.

Deux mémoires pour servir á l'histoire de la Danse des Anciens par Jean Burette, im 2ten Bande der Mémoires de l'Accademie des Inscriptions.

Dial. sopra le antiche saltazioni di Pier. Ant. Gaetani, im 36sten Bande der Raccolta d'Opusc. scient. ed. filol.

Claude François Ménestrier, des ballets anciens et modernes selon les regles du théâtre. Paris, 1682. S. auch Act. erud. 1683, p. 238 u. f.

Foinet Arbeau, Orchesographie, 1688.

Feuillet (Maître de Danse à Paris) Chorégraphie ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs. 2. Ed. 1701. Deutsch in Taubert's Werke.

Mussard, von den aus dem Heidenthume in die christliche Kirche übergegangenen Gebräuchen. Cap. 5. (Dieses Werk findet man ohne Angabe des Druckorts und der Jahreszahl erwähnt. Es wird darin von den Kirchentänzen Nachricht gegeben.

Christ. Heinr. Brömels Abhandlung von den Festtänzen der ersten Christen. Jena, 1704.

Art of dancing by Gallini. Lond. (ohne Anzeige der Jahreszahl).

Essay towards the history of Dancing. London, 1712

Bonin, neueste Art der galanten und theatralischen Tanzkunst, 1712.

Berends Tanzkunst, 1713.
Paschens Beschreibung wahrer Tanzkunst, mit einer Vorrede von Borkmann. Leipzig, 1713. (Pasch war Tanzmeister in Leipzig im Anfange des 18ten Jahrhunderts, und Borkmann in Zerbst.
Lambranzi, theatralische Tanzkunst mit Kupfern. 1716.
Gottfried Taubert's (Tanzmeisters zu Leipzig) rechtschaffener Tanzmeister oder gründliche Erklärung ꝛc. Leipzig, 1717. (Nach dem Urtheile der Sachkenner ist dieses dicke, 1176 Seiten in 4. enthaltende Werk, ohne Vorrede und Register, mit mehr als 50 Kupfertafeln, voll choregraphischer Figuren, eines der vorzüglichsten Werke, nur ermüdend weitläufig und von Gelehrsamkeit strotzend).
C. Chr. Lange, Anfangsgründe zur Tanzkunst (in der Mappemonde liter. ohne weitere Anzeige erwähnt).
Dan. le Roy Ordeelkundige Aanmerkingen over de Dansseryen, zo-der ouden, as lateren Volkeren. Rotterdam, 1722.
Pierre Bonnet Bourdelot, histoire de la danse sacrée et profane, ses progrès et ses révolutions depuis son origine jusqu'à présent. Par., 1724.
Gust. G. Zeltneri, Dissert. de Choreis veter. Hebraeor. Alt., 1726.
Octav Ferrarii Dissert. de Mimis et Pantomimis, im 2ten Buch von Sallengre's Thes. S. 677 u. f.
Nic. Calliachii de ludis scenic. Mimor. ac Pantomim. syntagma, ebendaselbst, S. 699 u. f.
John Weaver, history of the Mimes and Pantomimes, with an historical account of several performers in dancing, living in the times of the Roman Emperors. London, 1728.
Jo. Seb. Rentzii, Dissert. de religiosis saltationib. vet. Judaeorum. Lips., 1738.
Boulanger de Rivery, Recherches historiques sur les Mimes et Pantomimes. Paris, 1751.
Louis Cahusac, Traité historique de la Danse. Paris, 1753. 3 P. (eine sehr schätzbare Abhandlung, worin man aber weniger Raisonnement, und mehr historische Data findet). Deutsch in der Sammlung vermischter Schriften 1. u. f. B.
Charles Pauli (maître à danser à l'Univ. de Leipsic),

Elemens de la Danse. Leipzig, 1756. (Es enthält ein kleines Wörterbuch von Benennungen, die in der Tanzkunst vorkommen, und manche gute Bemerkungen.)

Hänsels Tanzkunst. 1755.

Le Festin de Pierre, Ballet Pantomime, composé par M. Angiolini et représenté à Vienne en Octob., 1761. Diese Beschreibung ist von H. Calzabigi.

D. Grünenberg, disput. an liceat saltare?

Meletaon, von der Nutzbarkeit des Tanzes.

O. J. V. F. Kunst nach der Choregraphie zu tanzen und Tänze zu schreiben. Braunschweig, 1767. (Ein sehr magerer Auszug aus Feuillet.)

Noverre Lettres sur la danse et sur les ballets. Vienne, 1767. 444 P. — Deutsch, Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette. Hamburg und Bremen, 1769. (Ein Hauptbuch für den, der die höhere Tanzkunst zu seinem Studium macht.)

Theod. Franzisk. Petersen, praktische Einleitung in die Choregraphie oder Tanzzeichnungskunst, nach dem Französischen Originale, nebst zwölf Engl. Tänzen. Th. 1. 1791. Schleswig. 84 S. Angehängt sind die Artikel „Tanz und Tanzkunst", aus Sulzer. (Ein sehr brauchbares Buch für Liebhaber des gesellschaftlichen Tanzes.)

J. H. Kattfuß, Choregraphie oder vollständige und leicht faßliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten gesellschaftlichen Tänze für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister. 2 Thle. mit Kupfern. Leipzig, 1800 — 1802.

Taschenbuch für Liebhaber der schönen Tanzkunst. Kobl. und Leipzig, 1800.

E. C. Mädel, die Tanzkunst für die elegante Welt. Erfurt, 1805.

Taschenbuch der Tanzkunst. Breslau, 1811.

Bartholsmay (Akademiker, Universitäts-, Tanz- und Fechtlehrer, Choregraph ꝛc.). Paul Bruno, die Tanzkunst in Beziehung auf die Lehre und Bildung des wahren Anstandes und des gefälligen Aeußern; ein gründlicher Leitfaden für Schüler und Lehrer, für Eltern und Erzieher, ingleichen für angehende Diplo-

maten und Maler. Enthaltend die Methodik, die Grundsätze und die geläutertsten Begriffe dieser Kunst, mit Hinsicht auf die Lehre, sich in allen Stellungen und Bewegungen in der richtigsten Haltung zu finden, nebst der Lehre der hohen und höchsten Hofetiquette. Mit zwei choregraphischen Tabellen. Giessen, 1838.

E. D. Helmke, die Kunst, sich durch Selbstunterricht in kurzer Zeit zum feinen Weltmanne und sehr geschickten Tänzer zu bilden. (Neue Ausgaben, mit 3 Tafeln Abbildungen.) Leipzig, 1839.

Sam. Jac. Wolf, Erörterungen der wichtigsten Ursachen der Schwäche unserer Generation in Rücksicht auf das Walzen. Deutschlands Söhnen und Töchtern angelegentlichst empfohlen. Halle.

G. L. W. Sponitzer, das Tanzen, in pathologisch-moralischer Hinsicht erwogen. Berlin, 1795.

Joh. Evang. Wetzler, über den Einfluß des Tanzens auf die Gesundheit, nebst Verhaltungsregeln. Landshut, 1801.

J. Wendt, über den Tanz, als Vergnügen und Schädlichkeit, ein Beitrag zur Diätetik. Breslau, 1802.

Dann findet man noch Aufsätze über den Tanz und die Tanzkunst in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, in alphabetischer Ordnung; vier Theile, neue Ausgabe, mit Beiträgen von Blankenburg. Leipzig, 1792—95. — In dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von W. G. Becker und fortgesetzt von Fr. Kind. — Im Taschenbuche für Damen von Hüber, Lafontain, Pfeffel und Sulzer auf das Jahr 1798. S. 77 bis 92. — Neuer Tanz- und Ballkalender für das Jahr 1801, Berlin, bei Joh. Friedr. Ungar, mit 13 Kupfern. Inhalt: Geschichte der Tanzkunst, über die Philosophie der Tanzkunst — ein Gespräch; über alte und neue Bälle; über den Tanz in pathologischer Rücksicht; über Maskeraden; über Seiltänzer; über den Tanz in anatomischer Rücksicht; über Thiertänze; über den Tanz in pädagogischer Hinsicht; Tanzlieder. — Sammlungen von Tänzen, sowohl Musik, als Touren, hat man eine große Menge, und in London, Paris, Wien, Berlin, Leipzig, Hamburg ꝛc. kommen von Zeit zu Zeit neue

heraus. Eine sehr ansehnliche Sammlung ist diejenige, welche unter dem Titel Terpsichore in Leipzig erschien. — Einzelne Aufsätze über Tanz und Tanzkunst findet man in verschiedenen Zeitschriften, sowohl in den noch fortgehenden, als eingegangenen, die theils unter dem Titel von Magazinen, Journalen, Quartalschriften, Portefeuillen, Anzeigen ꝛc., theils auch von Zeitungen, fliegenden Blättern ꝛc. erschienen sind und zum Theil noch erscheinen. Mehrere sehr gehaltvolle Aufsätze stehen im neuen Hannöverschen Magazine, in den Braunschweigischen Anzeigen, in der Zeitung für die elegante Welt, im Freimüthigen, Morgenblatte ꝛc. ꝛc.

Tanz, der Aegyptischen Priester, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 642.

— (Afrikanischer), Afrikanische Tänze, besonders bei den Südafrikanern, den verschiedenen Negervölkern oder Negerstämmen; s. unter Südafrika, Th. 178, S. 49 u. f. — Bei den Hottentotten findet man auch den Paviantanz und den Bienentanz. Bei dem Ersteren machen sie die Stellungen und Bewegungen der Affen nach, indem sie auf Händen und Füßen tanzen, und bei dem Bienentanze machen sie das Schwärmen der Bienen und deren Gesumse nach.

— (allegorischer), allegorische Tänze, Tänze, in welchen man die Sitten und Gebräuche einzelner Völker, in Kleidung, Bewegung, Stellung und Pantomimen nachahmt; auch andere Anspielungen auf Personen ꝛc. macht.

— (Amerikanischer), Amerikanische Tänze, Tänze, welche bei den Ureinwohnern dieses Welttheils, besonders bei den Indianern, aufgeführt oder getanzt werden. So sollen die Tänze von den Californiern bei den Erndtefesten und andern Lustbarkeiten etwas Theatralisches haben; sie stellen nämlich in ihren Tänzen die verschiedenen Verrichtungen, welche beim Fischfange, bei der Jagd, im Kriege, und bei andern wichtigen Vorfällen vorzukommen pflegen, durch pantomimische Be-

wegungen dar. Die Tänze der Mexikaner, überhaupt der Indianer dieser Staaten, werden bei der Musik von Trommeln und Pfeifen aus Schilfrohr angestellt, und bestehen in mannigfaltigen, zum Theil possirlichen Bewegungen und Stellungen. Dreißig bis vierzig Personen stellen sich in einen Kreis, strecken die Hände aus, legen sie wechselsweise auf die Schultern, stampfen mit den Füßen, und springen einige Stunden lang herum, bis sie müde sind. Zuweilen begeben sich eine oder zwei Personen aus dem Kreise der Gesellschaft, um die Uebrigen durch Proben ihrer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit in einem Solo oder Pas de deux zu unterhalten. Sie werfen z. B. ihre Bogen in die Höhe, fangen sie wieder, beugen sich zurück, und springen dann sehr schnell wieder vorwärts. Von den Tänzen der Delawaren und Irokesen, s. oben, S. 11 u. f.

Tanz (Asiatischer), Asiatische Tänze, die Tänze der verschiedenen Völkerschaften Asiens, der Türken, Perser, Tataren, Ostindier, Wogulen, Ostiaken, Samogeden, Kalmücken, Kamtschadalen ꝛc., s. oben, S. 1 und S. 7 u. f., und die verschiedenen angezeigten Artikel in diesem Register.

— , der Bajaderen, in Indien, hat mit dem oben, S. 2, beschriebenem Tanze der Almees in Aegypten Aehnlichkeit; s. auch unter Tänzer und Tänzerin, weiter unten.

— (Bären-), s. oben, S. 9; auch den Art. Tanzbär.

— (Bauern-), s. Th. 179, S. 660, 732, und oben, S. 25. Die Bauerntänze sind größtentheils die in jedem Lande üblichen Nationaltänze, wie z. B. in Deutschland der Walzer, Zweitritt, Länder oder Schleifer, eine Art Allemande ꝛc.

— (Bettler), Bettlertänze, uneigentlich eine Benennung der Tänze, welche in dem Bettlerklub in London aufgeführt werden, wenn nämlich die Bettler Londons und der Umgegend am Sonnabende in demselben

zusammenkommen, ihre Einnahme berechnen, ihre Wirthschaftsangelegenheiten ordnen, sich gütlich thun, und zum Beschlusse tanzen.

Tanz (Biegel-), s. Tanz (Böttcher-).

— (Bienen-), s. oben, unter Tanz (Afrikanischer-).

— (Böttcher-), Biegeltanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 733.

— (Bühnen-), s. Tanz (Theater-).

— (Canarien-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 662.

— (Charakter-), Charaktertänze, werden diejenigen Bühnentänze genannt, worin Solotänzer und Tänzerinnen, auch die Figuranten, als besondere Charaktere auftreten, z. B. als Gärtner und Gärtnerinnen, als Landleute, als Schäfer und Schäferinnen, als Türken, Griechen, Armenier; als ein Sultan im Harem mit seinen Favoritinnen, oder außer demselben mit seinem Gefolge; als Pan, Silen mit seinen Walddienern und Dienerinnen, den Satyren und Nymphen, als Bacchus mit den Bacchanten, als Vulkan mit seinen Cyklopen, als Jupiter mit den Himmel stürmenden Riesen ꝛc. ꝛc. Die Anführer tanzen die Solos, und die Figuranten fallen dann mit ihren Tänzen ein, so daß diese Abwechselung der Solos und des Chors in Bewegung, Stellung und Pantomime die Zuschauer anziehen und fesseln.

— (Contre-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 718.

— (Derwisch-), der Tanz der Derwische, s. oben, S. 5 und 6.

— (Deutscher), Händetanz, Allemande, s. Th. 179, S. 722; auch der Walzer führt den Namen Deutscher Tanz.

— (Dreh-), eine Benennung, womit der Walzer oder Dreitritt (Deutscher und Schottischer Walzer, Ra-

dowa ꝛc.), der Galopp oder Zweitritt, der Länder, der Kreistanz und andere Tänze belegt werden, in denen man sich im Kreise herumdrehet.

Tanz (Englischer), Anglaise, auch Country-Danse, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 788.

— (ernsthafter), ernsthafte Tänze, sie stehen in den Gesellschafts- oder Kammertänzen den lustigen entgegen. Zu diesen Tänzen werden die gravitätischen Tänze gerechnet, die mit Anstand und Würde ausgeführt werden, wozu die Courante, die verschiedenen Menueten ꝛc. gehören, die jetzt aber größtentheils aus der Mode gekommen sind. Von den alten Tänzen dieser Art ist schon unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, die Rede gewesen.

— (Eröffnungs-), eine Benennung der Courante und Menuet, weil ehemals damit bei einem Balle derselbe eröffnet wurde; sie waren die ersten Tänze, womit der Ball begann.

— (Europäischer), Europäische Tänze, nennt man diejenigen Tänze, welche von den verschiedenen Völkern Europas getanzt werden, und die sich in National- und in angenommene oder überkommene Tänze theilen. Die Nationaltänze kommen fast bei jedem Volke vor, wie z. B. in Deutschland: der Walzer, der Ringtanz, der Kehraus, der Händetanz oder die Allemande ꝛc.; in Frankreich: die Menuet, der Cotillon, die Quadrille ꝛc.; in England oder Großbritannien: der Contretanz, die Ecossaise oder das Schottische ꝛc.; in Spanien: der Fandango, die Seguedilla ꝛc. ꝛc., und so auch bei andern Nationen. Die angenommenen oder überkommenen Tänze sind diejenigen, welche ein Volk von einem andern annimmt, so sind aus Frankreich nach Deutschland: die Sarabande, Courante, Menuet, Française, der Cotillon, die Quadrille ꝛc. gewandert; so aus England der Contretanz, die Ecossaise ꝛc; aus

Polen die Polonaise 2c. 2c., und so wieder aus Deutschland die Nationaltänze, wie der Walzer, die Allemande 2c., nach Frankreich 2c. 2c.

Tanz (Eyer-), bei den Equilibristen, ein Tanz, welcher zwischen mehreren Reihen von Eyern, die auf den Boden der Schaubühne hingelegt worden, so ausgeführt wird, daß der Tänzer auf den Zehenspitzen zwischen diesen Eyern hindurch tanzt, ohne ein Ey zu berühren, vielweniger es zu zertreten; damit dann die Zuschauer sehen, daß die ausgelegten Eyer wirkliche Hühnereyer sind, so erscheint der Lustigmacher oder Hanswurst, und indem er es dem Tänzer nachmachen will, zertritt er die meisten der Eyer im Angesichte des Publikums. — Ein zweiter Eyertanz geschieht von den Eskamoteurs oder Taschenspielern. Man bringt drei Hühnereyer auf die Bühne, legt davon zwei auf den Tisch, und das dritte in einen Hut. Man bittet nun Jemanden um ein kleines Rohr, zeigt es herum, um zu überzeugen, daß es ohne Vorbereitung ist, legt es dann quer über die Oeffnung des Hutes, und in demselben Augenblicke fällt der Hut auf die Erde, und das Ey sitzt am Spanischen Rohre, als wenn es daran geleimt wäre, fest. Nun fängt das Orchester irgend einen Tanz zu spielen an, und das Ey hüpft, als wenn es mit der Musik sympathisirte, von einem Ende des Stabes zum andern, nach dem jedesmaligen Takte der Violinisten, tanzend, und so lange fort, bis die Musik zu Ende geht. — Die Auflösung dieses Kunststückes wird auf folgende Weise gegeben. Das Ey hängt vermittelst eines kleinen Zapfens, welchen man der Länge nach durch eine kleine Oeffnung in die Schale gesteckt, und der Quere nach an der innern Fläche der Eyerschale angestemmt hat, welche Oeffnung man dann mit weißem Wachse verklebt, mit dem Rohre zusammen. An diesem Zapfen, der ein Häkchen hat, ist nämlich ein weißes Pferdehaar mit dem einen Ende befestiget, wovon das andere Ende

an dem Kleiderknopfe des Künstlers befestiget ist, oder auch an einer, wie ein Haken gebogenen Stecknadel, und das unter dem Pferdehaare ganz nahe am Ey laufende Rohr oder Röhrchen dient demselben zum Stützpunkte. Sobald nun die Musik ihren Anfang nimmt, so bewegt der Taschenspieler oder Eskamoteur das Rohr von der linken gegen die rechte, und von der rechten gegen die linke Hand; hierdurch erscheint es auf den ersten Blick, als ob das Ey längs dem Stabe hinläuft. Die ganze Sache verhält sich aber anders; denn da es an seinem Faden beständig hängt, so bleibt sein Schwerpunkt immer in gleicher Distanz vom Hefte, an welchem der Faden befestiget ist. Nur der Stab zeigt im Herumdrehen nach und nach mehrere Punkte an der Oberfläche des Eyes, wodurch die Augentäuschung entsteht, so, daß es den Zuschauern vorkommt, als ob das für Musik so empfindsame Ey wirklich nach dem Tempo der Geige tanzt. Um die Sache noch täuschender zu spielen, und um der Gesellschaft den Wahn beizubringen, daß sich das Ey nach den verschiedenen Punkten des Rohrs wende, und daran auf- und abklettere, so dreht sich der Kunstler ein wenig auf den Schuhabsätzen herum, und das Ey erhält, während der Zeit, als er sich im Kreise herumdreht, wirklich in den Augen der Zuschauer eine Bewegung, welche ihm das Ansehen giebt, als ob es seine Stelle verändert, ob es gleich beständig von dem Punkte, wo dasselbe angeheftet ist, in einerlei Distanz bleibt.

**Tanz** (Fackel-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 658 und 659 u. f., und S. 733.

— (Fahnen-), s. daselbst, S. 734.

— (festlicher), festliche Tänze, zu diesen Tänzen rechnet man uneigentlich alle diejenigen Tänze, welche bei Hochzeiten, Kindtaufen, Erndtefesten, Kirchmesse, zur Friedensfeier, und bei andern Gelegenheiten getanzt werden; da dieses größtentheils nur vom Volke, das

heißt, von den untern Klassen des Volks geschieht, so sind es auch Nationaltänze; aber auch andere Tänze kommen an die Reihe. S. auch Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731 u. f.

Tanz (Feuer-), s. Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 669 u. f.

— (figurirter), eine Benennung des Balletts; auch der Quadrille unter den Kammertänzen, weil darin viele Tanzfiguren vorkommen.

— (Französischer), Française, Cotillon ꝛc., s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 716 u. f.

— Zu den Französischen Gesellschafts- oder Kammertänzen rechnet man noch die Courante, Menuet, den Contretanz, der nach dem Englischen gemodelt worden, die Quadrille ꝛc. ꝛc.; s. daselbst, S. 714 u. f.

— (Friedens-), s. Tanz (Pfeifen-).

— (Frosch-), ein Tanz, der das Hüpfen der Frösche nachahmt.

— (Fundamental-), Fundamentaltänze, werden diejenigen Tänze genannt, welche die Grundlage der andern sind, oder woraus die andern gebildet worden; es waren die Courante, die Bourrée, und die Menuet. Jetzt sind diese Tänze ganz aus der Mode gekommen, wenigstens die beiden Ersteren, die Menuet wird noch hin und wieder getanzt.

— (galanter), s. Tanz (Liebes-).

— (gemeiner), s. Tanz (Kammer-).

— (Gesellschafts-), s. daselbst.

— (Griechischer), der alten Griechen, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 633 und 643 u. f.; der neuen Griechen, s. oben, S. 6 und 7.

— (Großvater-), s. Tanz (Reihen-).

— (grotesker), die Groteske, ein theatralischer Tanz im Ballette; s. oben, S. 15.

— (Halsband-), der Griechen, der Hormos oder Hormus, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179,

S. 646. Jünglinge und Jungfrauen waren darin abwechselnd hinter einander gereihet, gleichsam ein Halsband oder Halsschnur vorstellend. Ein Jüngling führte den Reigen an, und sittsam folgte die Jungfrau, und so abwechselnd.

Tanz (Hände=), s. Tanz (Deutscher).

— (Hanakischer), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731.

— (harmonischer), s. oben, S. 26.

— (heiliger), s. Tanz (religiöser).

— (heroischer), heroische Tänze, Tänze, in welchen die Heldenthaten großer Fürsten, Feldherren und deren Gefolge geschildert werden, sowohl in Bewegung und Stellung, als auch in der Pantomime.

— (höherer), s. oben, S. 13.

— (Holländischer), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731 u. f.

— (Johannis=), s. daselbst, S. 658.

—, der Israeliten und Juden, s. das., S. 632 u. f., und 643.

— (Italienischer), s. unter Tambourin, Th. 179, S. 596. Die meisten Reisenden, die Italien besuchten, kommen darin überein, daß die neuern Italienischen Volkstänze viel Abwechselung haben, und besonders sehr belebt werden durch das feurige Mienen= und Geberdenspiel der Italiener, die beredetste Poesie bei ihrem Tanze. Die Italienischen Tänze sind daher voll Ausdrucks, voll Lebens, und von einer Mannigfaltigkeit, die den Beweis liefert, daß Alles, was die Alten von der Anordnung der Tanzkunst und von ihrer Veredlung erzählen, nicht übertrieben ist. Deshalb war auch bei den Griechen die Tanzkunst von den frühesten Zeiten an sehr geehrt. So rühmt Homer am Merions, daß er ein guter Tänzer gewesen, und Sokrates schämte sich nicht, sich im Tanze zu üben, und die Geschichte hat uns den Namen des Kalliphron aufbehalten, des

Tanzmeisters vom Epaminondas. In Italien werden die Tänze durch die Guitarre oder Mandoline mit dem Tambourin begleitet, auch wohl durch ein anderes Streichinstrument. — Auch der Taranteltanz, der in Tarent und dessen Umgegend vorkommt, gehört hierher. Er soll nach dem Stiche einer Art giftiger Spinnen (Tarantula) erzeugt werden, die denjenigen, der diese Verwundung erhält, in eine tiefe Melancholie versetzt, die oft mit dem Tode endiget, und nur durch einen heftigen Tanz geheilt werden kann. Der Kranke tanzt aber nicht eher, bis der Spielende die Melodie getroffen hat, die allein auf ihn wirkt. Dieselbe Melodie wirkt nicht auf Alle. Der Gebrauch dieses Mittels soll sich bloß auf Puglien einschränken, obgleich die Tarantel auch in andern Gegenden Italiens, außer Puglien, wie in Sizilien, auch bei Rom und Tivoli, gefunden wird. Die Tanzenden sollen sich zuweilen für Geld sehen lassen, und solches schon im Anfange des Mays, obgleich der Biß dieser Spinnen nur in den heißen Monaten gefährlich ist. Man behauptet zwar, daß diejenigen, welche durch den Tanz geheilt werden, durch die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, sobald die Melodie, nach welcher sie als Kranke tanzten, gespielt wird, sich wieder in ihren vorigen Zustand so versetzten, daß sie mit eben der Heftigkeit, mit eben den Zuckungen, wie vorher, tanzten. Hier scheint es aber wahrscheinlich zu seyn, daß oft ein Betrug zum Grunde liegt. Nach dem Grafen Fr. L. zu Stolberg soll auch die Phantasie, der wir so viel Böses und so viel Gutes verdanken, wohl einigen Antheil daran haben, und besonders bei den Bewohnern Italiens. Der Wahn, daß der Tarantelbiß melancholisch macht, soll bei Vielen, die gebissen werden, eine unmittelbare Ursache einer wahren Melancholie seyn, und der Wahn, daß sie der Tanz von diesem Zustande befreiet, trägt wohl viel zur Tanzlust bei, und noch mehr zu des Tanzes glücklichem Erfolge.

Tanz (Kalmückischer), s. oben, S. 8.

— (Kammer-), Gesellschaftstanz, gemeiner oder niedriger, auch profaner Tanz, Fr. belle Danse genannt, hierunter versteht man die gewöhnlichen, in Europa, auch in andern Welttheilen, bei den kultivirten Völkern, üblichen National- und künstlichen Tänze, welche nach den Regeln der Tanzkunst erlernt werden, zum Unterschiede von den ehemaligen religiösen und den theatralischen Tänzen, den Balletten ꝛc. Man nennt sie daher Kammertänze, weil sie in Sälen und großen Zimmern getanzt werden, zum Unterschiede von den Bühnentänzen, deshalb nennt man sie auch Gesellschaftstänze, weil sie von Familien, Freunden und Bekannten im Vereine bei fröhlichen Gelagen, Festen, oder auf Veranstaltung von Tanzmeistern oder andern Unternehmern (Entrepreneurs) auf bezahlten Einladungen durch eine Karte, oder in Tanztabagien oder Wirthshäusern durch Bezahlung eines gewissen Entrées, aufgeführt werden. Die Benennung: gemeiner oder niedriger Tanz führt er im Gegensatz des höhern oder kunstvollen pantomimischen Tanzes, des theatralischen Tanzes, und profaner Tanz im Gegensatz des religiösen. Die Kammertänze sind daher die gewöhnlichen Gesellschaftstänze, die theils von den Tanzmeistern gelehrt, theils auch, und besonders die Nationaltänze, durch eigene Uebung zu einiger Fertigkeit gebracht werden. Sie sind der Mode unterworfen, verschwinden und kehren unter andern Formen wieder. S. auch unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 712 u. f.

— (Kamtschadalischer), s. oben, S. 9.

— (Kehraus-), Reihentanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 732.

— (Ketten-), Fr. Chaine, ein Englischer Tanz, der seinen Namen daher hat, daß die Tanzenden sich einander

die Hände geben, wodurch gleichsam eine Kette gebildet wird.

Tanz (Kinder-), Kindertänze, Tänze, die von Kindern aufgeführt werden, die für Kinder gesetzt werden, wozu hauptsächlich die Nationaltänze gehören, besonders Kosakisch, Hanakisch ꝛc.

— (Kirchen-), Kirchentänze, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 657 u. f.

— (Knüppel-), Stöckertanz, s. daselbst, S. 734.

— (komischer), komische Tänze, sowohl Kammertänze, als Maskentänze, Polterabendscherze mit Tanz, als auch Bühnentänze, komische Ballette, worin die Komik sowohl in den Bewegungen und Sprüngen, als auch in der Pantomime liegt; s. auch oben, unter Tanz und Tanzkunst, S. 15, und S. 28.

— (Kosakischer), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731.

— (Kranich-), s. daselbst, S. 646, und oben, S. 8.

— (Kreis-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 661.

— (Kriegs-), s. daselbst, S. 644, 648 u. f., 668, und oben, S. 10, 12.

— (Kröten-), s. Th. 54, S. 115.

— (Liebes-), galanter Tanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 635. Zu den Liebestänzen, galanten Tänzen, gehören mehrere Nationaltänze, wie z. B. der Spanische Fandango und der Seguedilla, der Russische Taubentanz oder Golubez, und so mehrere andere, welche durch die Pantomime ein Liebeserklärung ꝛc. andeuten.

— (lustiger), welcher dem ernsthaften oder serieusen, gravitätischen ꝛc. Tanz entgegengesetzt ist, der bloß Vergnügen athmet, wie der Cotillon, die Quadrille, der Walzer, Galopp ꝛc. ꝛc.

— (Masken-), vermummter Tanz, ein jeder

Tanz, der maskirt geschieht, wo die Tanzenden sich unter Masken versteckt haben, besonders Charaktermasken. Maskirte Bälle, auf welchen Quadrillen, Cotillons ꝛc. mit Larven ꝛc. getanzt werden.

Tanz (Masurischer), Masurek, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 731.

— (Matrosen-), Schiffertanz, s. Tanz (Holländischer).

— (mysteriöser), s. Th. 179, S. 642.

— (National-), Nationaltänze, diejenigen Tänze, welche einem Volke eigenthümlich angehören, zum Unterschiede von den überkommenen oder angenommenen Tänzen.

— (niederer), s. Tanz (Kammer-).

— (Opfer-), Opfertänze, diejenigen Tänze, welche bei den Opferfesten der alten Völker angestellt oder begangen wurden, und die auch noch jetzt bei einigen Asiatischen Völkern begangen werden.

— (Ostiakischer), s. oben, S. 8.

— (Ostindischer), s. oben, S. 10. Hierher gehört auch der Tanz der Bajaderen. Diese Tänze bestehen in verschiedenen Wendungen und Stellungen, welche die Tänzerinnen mit der größten Geschwindigkeit oder Schnelligkeit ausführen und verändern. Diese Stellungen sind aber oft so unzüchtig, so der Ehrbarkeit im höchsten Grade entgegen, daß es dem Sittsamen einen Anstoß giebt, ja die Sittsamkeit beleidiget; denn sie suchen durch die mancherlei Stellungen ihres Körpers, die Sinnlichkeit zu erregen, Begierden zu erwecken, besonders wenn man sie ins Haus kommen läßt; denn öffentlich nehmen sie sich mehr in Acht; wenn sie aber in einem Zimmer vor einigen Personen tanzen, so werfen sie einen Theil ihrer Bekleidung fort, und wählen dann solche Tänze, welche bei den Zuschauern die Begierden, wie schon bemerkt worden, rege machen, welches auch der Zweck ihrer Tänze ist, da sie auch ihre Reize für

ein gewisses Honorar feil bieten, das heißt, sie widmen sich dem Dienste der Venus vulgivaga, obgleich sie auch bei feierlichen Prozessionen tanzen. Hieraus geht hervor, daß das leichtfertige Leben, was sie treiben, bei den Indiern nicht verachtet wird, sonst würde man es ihnen verbieten, vor Gegenständen zu tanzen, die das ganze Volk verehrt. Da der Tanz der Bajaderen ein Hauptzeitvertreib der Indianer ist, so giebt es auch kein Fest, keine öffentliche Zusammenkunft, ja keine Hochzeit daselbst, wo man dergleichen Tänzerinnen nicht kommen ließe. So sollen ganze Trupps von Tänzerinnen bei den Pagoden angestellt seyn, und dieses zum Dienste der Braminen, welches jedoch nicht in allen Orten Ostindiens Statt hat. Bei Prozessionen, welche in Indien bei den Pagoden abgehalten werden, folgen auf die Fackelträger (Leute mit einer Art Feuerbecken, worin getrockneter und mit Oel von Zeit zu Zeit angefeuchteter Kuhdünger angezündet wird, welches die Indianer ihrer Gottheit als Wohlgeruch spenden) zwölf weiß gekleidete Tänzerinnen, die, in zwei Reihen gestellt, den Wagen vorangehen, worauf die Götzenbilder stehen. Wenn nun der Ceremonienmeister, der dem Zuge vorangeht, mit einem kleinen Glöckchen läutet, so macht der Zug Halt, und die Tänzerinnen tanzen einige Augenblicke um die Bildnisse herum, worauf der Zug seinen Marsch wieder fortsetzt. An der Pagode angekommen, geht der Zug einige Male um dieselbe herum, und die Tänzerinnen zeigen dann ihre Künste vor dem versammelten Volke bei den Leuchten, wozu auch oft noch der Mondschein kommt, der diese Scene beleuchtet. Die Tänzerinnen sind mit einem Leibchen bekleidet, wovon die Frisur der Aermel kaum bis an den Ellenbogen reicht, und welches nur eben den Busen bedeckt, den sie nie entblößen. Dieses Leibchen besteht in der warmen Jahreszeit aus einem feinen und durchsichtigen Musselin, der den Augen nichts von dem verhehlt, was er be-

deckt. Das Leibchen wird unten zugebunden; es schließt so gut an, als wenn es auf dem Leibe gezeichnet wäre. Es bedeckt und zeigt zugleich den Busen, und dieses um so mehr, da sie kein Hemd tragen, das Leibchen also auf dem bloßen Leibe liegt. Von diesem Leibchen bis an die Hüfte sind sie entblößt, von da ab umwickeln sie den übrigen Theil des Körpers bis an den Knöchel herab mit einem Stücke Zeug, das wenigstens drei bis vier Ellen lang ist; es vertritt die Stelle unserer Frauenröcke, und wird an den Hüften mit einem schönen Gürtel von farbiger oder bunter Seide befestiget, der zuweilen mit Gold oder Silber gestickt ist. Außerdem tragen sie Unterhosen, die bis auf die Fersen herabgehen, über welche sie noch eine Art von musselinenem Gewande wickeln, das weiter ist, als das Zeug, das ihnen zum Rocke dient, oben über diesen, und dann einige Male um den Leib, das übrigbleibende Ende davon, werfen sie über die linke Schulter, ziehen es darauf unter dem rechten Arme durch, und heften es auf der rechten Seite, zwischen dem Gürtel und Leibchen, an, so daß ungefähr noch eine halbe Elle davon, unter dem Arme hängen bleibt. Der Theil des Gewandes, der auf der Brust liegt, wird auseinandergezogen, um den Busen etwas zu verhüllen. Zuweilen ziehen sie das Gewand, anstatt es über die Schulter zu schlagen, über den Kopf, und wickeln sich so darein, daß man kaum ihr Gesicht sehen kann. Wenn sie in den Wohnungen tanzen, lösen sie es, wie schon oben angeführt worden, und werfen einen Theil fort; bei öffentlichen Tänzen pflegen sie es ganz abzulegen. Da sie nun noch mit Geschmeide, aus Gold, Silber und Edelsteinen bestehend, behangen sind, so soll ihre Tracht ein stolzes und edles Ansehen geben, das unsern Tänzerinnen fehlt. Sie wissen mit dem Ganzen so zu koquettiren, daß die Zuschauer angezogen werden müssen.

**Tanz (Paduanischer)**, s. Th. 179, S. 731.
— (Pavian-), s. oben, S. 76.
—, der Perser, s. daselbst, S. 7.

Tanz (Pfauen-), Pavane, s. Th. 179, S. 662, 731.
— (Pfeifen-), Friedenstanz, s. oben, S. 12.
— (Polnischer), Polonaise, s. Th. 179, S. 729.
— (profaner), s. Tanz (Kammer-).
— (Provinzial-), Provinzialtänze, Tänze, die in einzelnen Provinzen eines Staates oder Landes von den Landleuten oder Bauern bei ihren Festlichkeiten gehalten werden.
— (Pyrrhichischer), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 644, 648.
— (Reif-), s. daselbst, S. 668 u. f.
— (Reihen-), s. Tanz (Kehraus-).
— (religiöser), religiöse Tänze, s. Th. 179, S. 642.
— (Ring-), ein ganz einfacher Tanz, bei welchem eine ganze Gesellschaft in bunter Reihe, das heißt, männliche und weibliche Individuen untereinander, sich bei den Händen anfassen, und einen Kreis oder Ring bilden, der so groß ist, als es der Raum gestattet, und so herum tanzt, bald rechts, bald links; daher dieser Tanz auch gewöhnlich im Freien auf einem grünen Platze, in einem Garten, auf einer Wiese, oder auf sonst einem dazu geeigneten Platze geschieht, wo die Tänzer Raum haben, und sich so viele anschließen können, als Lust zum Tanzen haben. Man verbindet mit diesem Tanze auch einige Spiele, indem man auseinander fährt, oder sich der Ring löset, die Tänzer und Tänzerinnen sich einzeln zerstreuen, und sich dann wieder zu dem Ringe vereinigen, wie z. B. bei dem Gänsediebe ꝛc. — Bei den Taschenspielern ist der Ringtanz nach der Trommel ein bloßes Gaukelspiel mit einem Ringe, womit sie nur noch ganz unerfahrene Leute täuschen können. Der Spieler läßt sich nämlich einen Fingerring, Trauring, aus der Gesellschaft reichen, ob Silber oder Gold, ist gleich, und wirft diesen Ring in ein großes weißes Bierglas. Nun fängt er an die Trommel zu rühren, und der Ring tanzt in dem Glase nach dem Trommel-

schlage auf und ab. Dieses wird nämlich auf folgende Weise bewerkstelliget. Der Taschenspieler hat schon zwei Ringe, einen silbernen und einen goldenen, bei der Hand, woran ein langes Frauenskopfhaar befestiget ist, das heißt, an jedem der beiden Ringe. Sobald ihm nun der Ring übermacht wird, so praktisirt er ihn schnell in die Westentasche, und läßt dafür einen der Ringe mit dem daran gebundenen Haare in das Glas fallen, wobei er aber das eine Ende des Haares zwischen den Fingern behält. Sobald er nun die Trommel, die auf demselben Tische steht, worauf sich das Glas befindet, rührt, so bewegt sich der Ring im Glase auf und ab, tanzt also darin. Es versteht sich, daß er bei Ueberreichung eines goldenen Ringes einen gelben, und bei Ueberreichung eines silbernen Ringes einen weißen in das Glas wirft, und mit eben der Schnelligkeit weiß er auch die Ringe beim Abgeben wieder zu vertauschen.

Tanz (Russischer), Taubentanz, Golubez, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 732.

— (Samojedischer), s. oben, S. 8.

— (Sanct Veits-), s. Th. 179, S. 658, und Veitstanz, in V.

— (satyrischer), s. Tanz (Spott-).

— (Schiffer-), s. Tanz (Holländischer).

— (Schottischer), Ecossaise, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 721.

— (Schuster-), ein Tanz, der in mehreren Gegenden vorkommt, jetzt aber größtentheils eine Belustigung der Kinder geworden ist, die zugleich eine Art von Takt dazu singen*), wobei sie erst die Stellung eines arbeitenden Schuhmachers und dessen Bewegung mit den Händen nachmachen, und dann aufspringen und herumtanzen.

*) „O du schöne Schusterin,
Du erfreuest meinen Sinn.
Alles! Alles! was du thust,
Das ist meines Herzens Lust" ꝛc.

Tanz (Schwäbischer), eine Benennung der Allemande in Schwaben und in der Schweiz, die bei den untern Volksklassen sehr beliebt ist; sie hat $\frac{3}{4}$ Takt, statt daß die gewöhnliche Allemande nur $\frac{2}{4}$ Takt hat. Dieser Schwäbische Tanz hat etwas sehr Einnehmendes und Fröhliches, und wird leicht ohne Lehrmeister begriffen; denn in den angeführten Gegenden findet man oft ungelehrte Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Allemande mit einer Annehmlichkeit tanzen, welche die Zuschauer anzieht. Auch kann man sagen, daß diese Allemande ein wahrer Tanz der Fröhlichkeit ist. Man kann auch annehmen, daß keine Deutsche Völkerschaft so gern tanzt, als die Würtembergische; denn wo sich nur eine Violine oder eine Pfeife hören läßt, da wird auch gleich getanzt. Die Würtembergischen jungen Leute laufen über die Grenze um zu tanzen und sich lustig zu machen. Hier trifft also das Sprüchwort ein: Wer gern tanzt, dem wird leicht gepfiffen. Wo also der Jüngling weiß, daß ihm gepfiffen wird, da läuft er mit seinem Mädchen hin, um tanzen zu können, und man denkt auch nicht daran, sie zu hindern, weil diesem Volke das Tanzen von Natur eigen ist, und es wohl gern Alles läßt, nur nicht das Tanzen, welches seine größte Leidenschaft ist.

— (Schwert-), s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 668.

— (Seil-), wozu auch das Tanzen auf dem Drahte gehört. Das Seiltanzen bestehet im Tanzen auf dem straffen und im Tanzen auf dem schlaffen Seile, mit und ohne Balanzierstange; s. den Art. Seiltänzer, Th. 153, S. 20 u. f.

— (Solo-), ein Tanz auf der Bühne in einem Ballette, der von einem einzelnen Tänzer, oder auch von einem Paare, einem Tänzer und einer Tänzerin, ausgeführt wird, und worin Beide alle ihre Kunst, sowohl in schönen Stellungen, als auch in der Pantomime ausdrükken. In jedem Ballette ist immer die Einrichtung so

getroffen worden, daß unter den Solotänzern immer ein Paar hervortritt, und seine Kunst in irgend einem Charakter zeigt, z. B. als Landleute, als Griechen, Türken, als Hirten oder Schäfer, als Jäger, Gärtner ꝛc. ꝛc.

Tanz (Spanischer), Spanische Tänze, die Spanischen Nationaltänze, wie der Fandango, die Seguedilla, der Volero ꝛc.; s. Th. 179, S. 664, 683.

— (Spott-), satyrische Tänze, sind pantomimische Tänze, worin man die Gebrechen der Zeit lächerlich zu machen sucht, indem man in den Tänzen sowohl in der Kleidung, als auch in den Mienen und Geberden die Modewelt nachahmt, alle Thorheiten der Zeit ꝛc.

— (Stöcker-), Knüppeltanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 734.

—, der Südseeinsulaner, Südindier, s. Th. 178, S. 264 u. f.

— (Sumatraischer), s. oben, S. 10.

— (Tarantel-), s. Tanz (Italienischer).

— (Tatarischer), s. oben, S. 9.

— (Tauben-), s. Tanz (Russischer).

— (theatralischer), Theatertanz, Bühnentanz, diejenigen Tänze, welche auf der Bühne aufgeführt werden, und die entweder in großen Opern mit eingewebt sind, oder für sich allein, als Ballette, bestehen, und von denen es mehrere Arten giebt, wie auch schon oben, S. 14 u. f., angeführt worden ist; auch die einzeln vorkommenden Tänze findet man daselbst, S. 26 u. f., angeführt.

— (Thier-), Thiertänze, die Abrichtung der Thiere zum Tanze, wozu man die Affen, Bären, und Hunde gebraucht, von den Letzteren die Pudel oder Budel und die Spitze oder Schäferhunde; auch die Mopse lassen sich abrichten. Wie diese Abrichtung geschieht, sehe man unter Thierabrichtung nach.

— (Todten-), s. diesen Artikel.

Tanz (Türkischer), s. oben, S. 1 u. f.

— (Ungarischer), Ungarische Tänze, s. diesen Artikel, unter U.

— (Vermählungs=), wird der Fackeltanz und auch der Kehraus genannt, weil beide Tänze bei Vermählungen und Hochzeiten vorkommen, also bei den Höchsten und bei den Niedrigsten im Volke.

— (Waffen=), Kriegstanz, s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 668 u. f., und oben, S. 10.

— (weltlicher), profaner Tanz, wird dem religiösen Tanze entgegengesetzt. Zu den weltlichen Tänzen gehören die Kammertänze und die theatralischen oder Bühnentänze.

— (Moguli scher), s. oben, S. 7.

Tanzbär, ein Bär, welcher zum Tanzen abgerichtet ist, und der gewöhnlich allein von seinem Führer, mit einem Maulkorbe versehen, herumgeführt wird, damit er seine Künste für Geld producirt, oder auch in Verbindung mit einem Kameele und einem Affen, die ihn mit ihren Künsten unterstützen. Auch gebraucht man dieses Wort, um einen plumpen Tänzer anzudeuten, so wie man einen schlecht aufgeführten Tanz auch einen Bärentanz nennt.

Tanzboden, Tanzsaal, in der Tanzkunst, ein Saal, auf welchem im Tanzen nicht blos Unterricht gegeben wird, sondern der auch zum Tanzen dient, auf dem also auch Gesellschaftstänze, Bälle ꝛc. gegeben werden, und in den Tanztabagien der niedern Volksklassen auch darauf nach der Glocke oder Klingel getanzt wird, das heißt, bis Einer von den Musikanten, die auf dem Tische stehende Klingel rührt, wo dann jedesmal ein Tanz beendiget ist, und derselbe bezahlt werden muß. Daß ein Tanzboden oder Tanzsaal groß oder geräumig (ein langes Viereck, auch ein Quadrat) und dabei hoch seyn muß, ist schon oben, S. 65, angeführt worden. Die Fenster müssen mit Ventilatoren versehen seyn, um den beim

Tanzen sich ansammelnden Dünsten Ausgang und der frischen Luft Eingang zu verschaffen. Ferner müssen die Tanzsäle gehörig gereiniget werden, sowohl der Boden rein abgefegt, als auch die Wände, Stühle ꝛc. vom Staube gereiniget seyen, damit nicht beim Tanzen der Staub aufgewühlt wird, den dann die Körperausdünstungen, die Dünste der Erleuchtung ꝛc. ꝛc. noch vermehren. Die Erleuchtung der Tanzsäle geschieht mit Lampen, auch mit Lichtern, die so an den Wänden angebracht werden, daß sie ein gehöriges Licht verbreiten, und die darunter sitzenden nicht mit Oel oder Fett beschmutzen. Die Stühle zum Ausruhen der Tänzer und Tänzerinnen und deren Begleiterinnen, der Mütter ꝛc., stehen längs den Wänden aufgestellt, so daß sie die Tanzenden nicht hindern. Die Musici sitzen auf einer Tribüne im Hintergrunde des Saales, oder auch auf einem Chore, welches in einer Höhe von 6 bis 7 Fuß angebracht worden ist. Auf großen Volkstanzböden sind auch Reihen Logen übereinander angebracht, und das ganze Gebäude, worin der Tanzsaal liegt, schon dazu beim Aufbaue eingerichtet, so daß die Zuschauer von den Logen aus die aufgeführten Tänze sehen können. In den Tanzsälen, wo Bälle ꝛc. arrangirt werden, wird die Tanzkarte oder der Tanzzettel am Eingange ausgehängt, auch wohl an einem andern dazu passenden Orte, worauf die Tänze nach der Reihe stehen, die aufgeführt werden sollen, oder die man aufzuführen beabsichtiget, so daß in der Tanzordnung keine Störung eintreten kann. Man fing ehemals den Ball oder das Tanzvergnügen mit der Courante und Menuet an, und ließ dann eine Polonaise, Française, Allemande oder Anglaise folgen, dann einen Walzer, hierauf einen Cotillon oder eine Quadrille, dann eine Ecossaise, hin und wieder einen Walzer, dann wieder einen von den oben angeführten Tänzen (Française, Anglaise oder Allemande) und zuletzt den Kehraus. — Die Tänze in zwei Abtheilungen gebracht, fing man mit

der Mennet à la Reine an, dann folgten in der ersten Abtheilung: eine Allemande, ein Walzer, eine Ecossaise, ein Cotillon, ein Walzer oder Hopser; in der zweiten Abtheilung: eine Menuet gentile, eine Française, ein Walzer, eine Quadrille oder Seise, eine Polonaise, der Kehraus; dann kamen auch wohl noch der Cosakische, Masurische und der Hanakische Tanz in einer der beiden Abtheilungen vor, welches auf den Ordner des Balles ankömmt. In neuester Zeit, wo die rauschenden Tänze: Walzer, Galopp ꝛc. an der Tagesordnung, also Mode sind, dagegen die Courante, Menuet, Allemande, und andere ältere Tänze verdrängt worden sind, oder doch nur sehr selten bei den Kammertänzen auf Bällen ꝛc. vorkommen, fängt man bei der ersten Abtheilung mit der Polonaise, mit Walzer, Galopp, Radowa verbunden an, läßt dann einen Contretanz, einen Schottischen Walzer und den Masurek folgen; in der zweiten Abtheilung beginnt man mit einer Française, mit einem Galopp und Walzer verbunden, und läßt einen Cotillon, Schottischen, Walzer, Galopp und den Kehraus folgen. Hier wechseln nun noch Quadrillen, Hopser ꝛc. mit den angeführten Tänzen ab. Die Zahl der Tänze, die bei einem Balle oder Tanzvergnügen aufgeführt werden, läßt sich nicht bestimmen, weil solches auf die Zeit ankommt, wie lange der Ball dauern soll, doch muß immer so die Wahl der Tänze bestimmt werden, daß auf einen mehr erhitzenden Tanz wieder ein weniger erhitzender folgt. — Die Nebenzimmer werden zur Verabreichung der Erfrischungen, zum Speisen, zur Ablegung der Ueberkleider ꝛc. benutzt. — Der Aufführer der Tänze sorgt auch zugleich für Ordnung in Ausführung derselben, wobei ihn dann gute Tänzer unterstützen, um die nicht sehr routinirten Tänzer, bei Quadrillen, Seisen, Cotillons ꝛc. so zu halten, daß sie keine Unordnung in den Tanz bringen, da man nicht verlangen kann, daß alle Tänzer und Tänzerinnen mit jedem

aufzuführenden Tanze hinlänglich vertraut seyn sollen, und sie ihn doch gern mittanzen wollen. Nach der Beendigung des ersten Abschnittes wird auf Bällen ꝛc. gespeiset, und nach dem Speisen erfolgt der zweite Abschnitt, der den Beschluß des Balles macht. — Auf Bällen, Picknicken und andern anständigen Tanzvergnügungen, erscheinen die Tanzenden in dem sogenannten Ballanzuge, und en Escarpins oder in Schuhen und Strümpfen. Die ehemaligen brillanten Ballanzüge sind in neuester Zeit ganz verschwunden, die Damen erscheinen jetzt in weißen Ballkleidern und die Herren sämmtlich in Schwarz, schwarzem Frack, schwarzen langen Beinkleidern und schwarz seidenen oder sehr feinen wollenen Strümpfen, nur selten sieht man einen Herrn mit blauem, braunem ꝛc. Frack, und farbigen Beinkleidern. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts glich der Ballsaal oder Tanzsaal einem Blumengarten, indem darauf alle Farben prangten. Die Männer mit weißseidenen Strümpfen, farbigen kurzen Beinkleidern und farbigen Fracken, das heißt, mit blauen, grünen, braunen, zimmetfarbigen, stahlgrauen, schwarzen ꝛc. Fracken und ähnlichen farbigen Beinkleidern, seidenen, kameelhaarenen und Piquet-Westen ꝛc. Die Damen weiß mit farbigen Flortüchern, farbigen Bändern, auch wohl mit rosa, himmelblauen, paillgelben ꝛc. Unterkleidern, die durch das feine weiße Ballkleid hindurchschimmerten, dann die farbigen seidenen Ballschuhe, kurz, das Ganze gewährte einen imposanten Anblick, und um so mehr auch durch das Geschmeide der Damen, sowohl an Ohrgehängen und Ringen, als auch an Armbändern, Diademen, Halsketten, Leibschnallen ꝛc.; der Männer durch Busennadeln, Gürtelschnallen, Patentschuhschnallen oder Aufdrückschnallen ꝛc. ꝛc.

**Tanzen**, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert. Eigentlich anhaltend oder zu wieder-

holten Malen springen, sich schnell auf und nieder bewegen. In welcher, nach Adelung, vermuthlich ursprünglichen Bedeutung es noch hin und wieder im gemeinen Leben vorkommt. Die Sonnenstrahlen tanzen in den Fluthen, wo es gleichsam eine hin und hergehende Bewegung bedeutet. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist tanzen, ein Vergnügen durch abgemessene Bewegungen des Leibes zeigen. Tanzen und springen. Mit Jemanden tanzen. Einen Reihen, eine Menuet, eine Polonaise mittanzen. Auf dem Seile tanzen. Nach Jemandes Pfeife tanzen müssen, figürlich im gemeinen Leben, ihm gehorchen müssen. In weiterer Bedeutung ist tanzen nicht selten, sinnliche Gegenstände durch abgemessene Bewegung des Leibes vorstellen; daher das Tanzen. S. den Art. Tanz und Tanzkunst.

**Tänzer und Tänzerin.** Personen, welche die Tanzkunst nach den Regeln des Tanzunterrichts ausüben, und solches auf der Bühne in Balletten ꝛc. zeigen, also Profession von der Tanzkunst machen, sie nicht bloß als Kunst, sondern auch als Broderwerb betreiben, zum Unterschiede von einer Person, welche das Tanzen bloß zur Ausbildung des Körpers und zum Vergnügen treibt. Derjenige, welcher das Tanzen bloß zur Ausbildung des Körpers ꝛc. treibt, hat die vielen künstlichen Pas und Stellungen des Körpers nicht nöthig, wenn er nur diejenigen Pas, welche in den Kammertänzen vorkommen, regelrecht machen, und sie nach dem Takte der Musik ausüben lernt, wobei diejenigen Stellungen des Körpers zugleich geübt werden, welche in jeder guten Gesellschaft den Mann von Erziehung verrathen. Der Tänzer von Profession, muß, außer der Ausübung oder dem praktischen Tanze, auch die Theorie des Tanzes inne haben, er lernt hieraus, wie er die verschiedenen Pas regelrecht machen und verbinden soll, und solches nach der Cadenz, und mit dem bon air und porte

le bras vergesellschaftet. Diese Theorie wendet er dann in der Ausübung auf Bewegung, Stellung, Pantomime ꝛc. an. Wenn daher in den Kammertänzen auf eine gefällige Kleidung, proportionirliche Stellung, auf ein nettes und geschicktes Gehen, eine galante Verbeugung, überhaupt auf einen zierlichen Anstand und angenehmes Betragen gesehen wird, so sieht man bei den theatralischen Tänzen auf eine hohe Ausbildung des Tanzes und der Pantomime selbst, um sie in ernsthaften und komischen Balletten anzuwenden. Der Tanzende muß hier die Geschicklichkeit seiner Leibesstellung und die Gewandtheit seiner Glieder in Kapriolen, Frisirungen, Pirouetten, künstlichen Schritten und Wendungen ꝛc. zeigen; er muß, wie der Sänger, alle nur mögliche Coloraturen im Tanze anbringen, und dieses so geschickt als Solotänzer, daß der Tanz selbst nie überladen erscheint, sondern immer etwas Anziehendes behält, immer die Zuschauer in Verbindung der Mimik und Pantomime fesselt, und besonders in den Charakteren, worin der Tänzer oder die Tänzerin auftritt, hauptsächlich in großartigen und edlen Charakteren; dagegen in burlesken Tänzen, wie z. B. in Bauerntänzen, in Stellungen, Posituren, Verdrehungen und Figuren wieder einen ganz andern Charakter annehmen, indem hier ein Land von dem andern sehr abweicht, nicht allein in Hinsicht der Nationalität des Tanzes, als auch in der Stellung und Bewegung nach dem Charakter des Volkes selbst, so ist der Italienische Tänzer in den niederen Volksklassen von dem Französischen, und dieser wieder von dem Deutschen verschieden, indem der Eine mehr Beweglichkeit in den Gliedern, mehr komische Sprünge ꝛc. zeigt, als der Andere, und dieses ist selbst bei dem Deutschen Volke nicht gleich, indem sich hier der Süddeutsche vor dem Norddeutschen auszeichnet. Bei allen theatralischen Tänzen ist den Tänzern und Tänzerinnen Anstand und Sittlichkeit gar sehr zu empfehlen,

besonders bei den komischen, grotesken und bizarren Tänzen, wo die Komik so leicht an das frivole und unsittliche streift; es darf hier nur diejenige Seite hervorgehoben werden, welche Lust und Freude erweckt, ohne die Sitten zu beleidigen, freilich eine nicht leichte, aber doch erreichbare Aufgabe. — Von den Solotänzern und Tänzerinnen, welche die vollkommenste Ausbildung in der Tanzkunst erhalten und den schöngeformtesten und leicht beweglichsten Körper haben, und in den Opern und Balletten die Solos ausführen, ist schon oben, S. 13 u. f., die Rede gewesen. Zu ihrer Unterstützung dienen die Figuranten und Figurantinnen, welche gleichsam den Hintergrund der Solotänzer bilden, die Staffage in dem Ballette. Von den Ostindischen Tänzerinnen, den Bajaderen, und den Aegyptischen, den Almees, sehe man das Nöthige oben, unter Tanz und Tanzkunst, S. 2 u. f., und S. 87, nach. — Die Seil- und Drahttänzer, s. Th. 153, S. 20 u. f.; die Schwert-, Reif-, und die Feuertänzer, s. Th. 179, S. 668 u. f.; die Fahnentänzer, Gewerkstänzer, welche vor den Gewerken hertanzen; s. das., S. 733 u. f. Der Vortänzer ist derjenige Tänzer, welcher den Reigen anführt, ihn eröffnet. — Die Kleidung der Tänzer und Tänzerinnen geht aus der Vorstellung in den Balletten hervor; sie muß da, wo Aufwand nöthig ist, brillant seyn, weil das Auge auch von dieser Seite bestochen seyn will, ein leichtes, aber glanzvolles Gewand; denn der Körper muß auch von dieser Seite herausgehoben werden.

**Tänzer (Draht-)**, s. oben, unter Tänzer und Tänzerin.

**— (Fahnen-)**, Gewerkstänzer, s. daselbst.

**— (Feuer-)**, s. das.

**— (Gewerks-)**, s. Tänzer (Fahnen-).

**— (Reif-)**, s. oben, unter Tänzer und Tänzerin.

Tänzer (Schwert-), s. unter Tänzer und Tänzerin.
— (Seil-), s. daselbst.
— (Solo-), s. das.
— (Vor-), s. das.

Tanzfliege, Empis, eine Fliegenabtheilung, die zur dritten Familie der Zweiflügler (Diptera), und hier zu den Raubfliegen (Tanystomata) gehört. Die Gattungskennzeichen sind: ein senkrechter, bisweilen sehr langer Rüssel, und ein eben so langer Sauger, und dreiborstig. Die innere Borste dient den beiden andern, die so fein, wie Haare sind, zum Futterale. Das Ganze ist nach unten gekehrt, ohne Falte und Knie; an der Wurzel sind zwei sehr feine und kleine Freßspitzen; die Fühlhörner sind pfriemenförmig; der Leib ist dünn; der Hinterleib des Männchens hat am Ende eine hornige Zange; die Beine sind dünn und lang. Diese Insekten sind sehr gemein auf Büschen, an den Hecken ꝛc., und leben davon, daß sie andere Insekten aussaugen. Des Abends tanzen sie schaarenweise in der Luft. — Die gemeinsten Arten davon sind: 1) Die federfüßige Tanzfliege, Empis plumipes, Fr. l'Empis à pieds emplumés, ganz schwarz, die Hinterfüße sind mit Haaren besetzt, welche wie der Bart einer Feder stehen. Ganz gemein in den Holzungen. — 2) Die bleyfarbige Tanzfliege, Empis livida, grau braun, die Beine röthlich. 5 Linien lang. Man findet sie an Zäunen und Kornähren.

Tanzkunst, s. den Art. Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 631 u. f., und oben, S. 1 u. f.

Tanzmeister, Saltationis Magister, Fr. Maître de Danse, ein Meister im Tanzen, der das Tanzen, sowohl theoretisch, als praktisch, so inne hat, in solcher Vollkommenheit versteht und ausübt, daß er darin Unterricht ertheilen kann. Ein Tanzmeister muß daher nicht bloß gut tanzen, sondern auch gut unterrichten können, und die Musik, hauptsächlich den Takt, gut verstehen. Wenn sie an den Höfen als Tanz-, Conzert- und

Ballettmeister fungiren wollen, so müssen sie ihr Fach besonders gut studiert haben, viel gereiset seyn, und auf ihren Reisen viel gesehen haben; auch muß ein Ballettmeister ein in Büchern bewanderter Mann seyn, der Geschmack besitzt, und auf Beilagern oder Vermählungen, Geburtstagen, großen Festen, zur Karnaval ꝛc., Ballette, Entreen, theatralische Tänze, Aufzüge und Masqueraden anzuordnen versteht. In dem Privatunterrichte muß ein Tanzmeister höflich, umgangsmäßig, bescheiden, freundlich, fleißig und unverdrossen, dabei sittsam, reinlich in Kleidern und gefällig gegen seine Schüler seyn. Er muß dahin sehen, daß er den Körper seiner Schüler in eine gute Stellung oder Positur bringe, und sie einen guten und zierlichen, aber nicht affektirten Gang erhalten, dabei eine leichte Bewegung der Glieder. Die einzelnen Schritte und Vorbereitungen zu den Tänzen, als Pas, Coupees, Fleurets ꝛc. muß er sie vorzüglich lehren, und dann zu den bekanntesten Tänzen übergehen, die auf Bällen und andern Tanzvergnügungen vorkommen. Um nun die Fortschritte, welche die Schüler einzeln gemacht haben, auch im Ganzen zu sehen, um wahrzunehmen, wie der Unterricht auf sie gewirkt hat, muß er zu gewissen Zeiten einen Ball veranstalten, worauf sämmtliche Schüler und Schülerinnen zusammen kommen, um hier praktisch den Gewinn des Unterrichts zu zeigen. Hier hat der Lehrer zugleich Gelegenheit, den Schüler auf die Feinheiten im Umgange mit dem zweiten Geschlechte aufmerksam zu machen, sowohl beim Auffordern zum Tanze, als auch beim Zurückführen nach dem Schlusse eines jeden Tanzes, so auch beim Anfassen der Hände, Umschlagen der Arme, bei den Verbeugungen ꝛc. Besonders müssen auf diesen Bällen die jungen Schüler beherzt gemacht werden, da sie vor einer ansehnlichen Gesellschaft die Probe ihrer Geschicklichkeit im Tanzen ablegen. Auch muß der Tanzmeister neue Pas und Tänze erfinden, und die Melodien dazu komponiren oder

sie (die Tänze) in Musik setzen lassen. Besonders muß er das Ohr des Schülers gut zur Cadenz gewöhnen, welche die Seele vom Tanzen ist. Die ersten Tanzmeister will man unter König Ludwig dem Vierzehnten im Jahre 1659 entstehen lassen, indem dieser Monarch durch ein Edikt eine Zunft (Communauté) von Tanzmeistern und Musikern errichtete, deren Oberhaupt le Roi des Violons genannt wurde. Der Erste, der diesen Titel hier führte, war Wilhelm Dümenoir. Vielleicht will man hiermit nur die Tanzmeister in Frankreich bezeichnen; denn in Italien findet man sie schon im sechzehnten Jahrhunderte, wie aus einem Werke des Tanzmeisters Cäsar Negri hervorgeht, welches im Jahre 1603 in Folio gedruckt zu Mayland erschien; s. unter Tanz und Tanzkunst, Th. 179, S. 637. Ein Mehreres über den Tanzmeister sehe man daselbst, S. 671 u. f., nach.

**Tanzordnung**, die Ordnung, welche in den Tänzen beobachtet wird, sowohl in Aufführung, als auch in der Folge der aufeinander folgenden Tänze, wozu man Tanzkarten oder Tanzzettel in dem Ballsaale aufhängt, worauf die Tänze verzeichnet stehen, die getanzt werden sollen, und wie sie aufeinander folgen; s. auch unter Tanzboden.

**Tanzplatz**, derjenige Platz, auf welchem getanzt wird, worunter man sowohl den Tanzboden versteht, als auch einen freien Platz in einem Garten oder auf einer Wiese, einem Anger, worauf die Jugend an Fest- und Sonntagen tanzen kann; auch jeder freie und befestigte Platz, der bei Volkslustbarkeiten zu einem Tanzplatze geebnet worden.

**Tanzsaal**, s. Tanzboden. Die Benennung Tanzsaal hält man für anständiger, als Tanzboden, da man mit diesem Worte die Tanzsäle in den Wirthshäusern für die niedern Volksklassen bezeichnet, überhaupt jeden öffentlichen zum Tanzen bestimmten Saal, worauf das Volk für Geld tanzen kann.

**Tanzschuhe**, leichte Schuhe, umgewandte Schuhe, die zum Tanzen benutzt werden. Die Sohlen dieser Schuhe sind von Rehleder, sehr biegsam und geschmeidig, auch haltbar beim Tanze, indem sie sich nicht so leicht abnutzen, als das Rindleder, welches diese Biegsamkeit und Elasticität nicht besitzt.

**Tanzstück**, beim Musikus, ein Musikstück, welches zum Tanze gespielt wird.

**Tanzsucht**, nicht bloß die Sucht zu tanzen, die zur Gewohnheit gewordene Begierde das Tanzvergnügen zu genießen, sondern auch eine Krankheit, der Sanct-Veitstanz genannt, s. Veitstanz, unter V. — Die Tanzsucht oder die heftige Begierde das Vergnügen des Tanzes oft zu genießen, kann durch ein öfteres Einhalten oder Zurückhalten von diesem Vergnügen bezwungen werden, sonst giebt es kein Mittel, da, wo sich oft Gelegenheit findet, dieses Vergnügen zu genießen, wie z. B. in den großen Städten. So angenehm dieses Vergnügen ist, so zerstörend wirkt es auf die Gesundheit, wenn man es im Uebermaaße genießt, und besonders beim Walzen, Galoppiren ꝛc., wo der Körper übermäßig erhitzt wird, und eine Erkältung leicht zu befürchten ist; dann trocknet auch ein zu heftiger Genuß den Körper aus, benimmt ihm einen Theil seiner Säfte, die bei der übertriebenen Ausdünstung sich verflüchtigen, und die Haut trocken und rauh machen, und so nachtheilig auf den Körper wirken. Ein Mehreres hierüber findet man unter Tanz und Tanzkunst, oben, S. 52 u. f.

**Tanzzeichnung**, Choregraphie, s. Th. 179, S. 694 u. f.

**Tanzzettel**, Tanzkarte, ein Zettel, worauf die Tänze, die auf einem Balle aufgeführt werden sollen, verzeichnet stehen, so daß jeder Tänzer wissen kann, welche Tänze vorkommen, um dazu seine Dame vorzubereiten, damit sie auf den Tanz, den er mit ihr zu tanzen wünscht, ihre Hand nicht einem Andern zusagt; s. auch unter Tanzboden und unter Tanzordnung.

**Tapabord**, Tapbor, Schiffmütze, Fr. Tape de Bord, s. Th. 144, S. 328.

**Tapet**, ein Teppich oder eine gewirkte Tischdecke, aus dem Lateinischen Tapes, Tapete, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches man noch in der Redensart: etwas auf das Tapet bringen, eine Sache als den Gegenstand eines Gesprächs oder einer Berathschlagung auf die Bahn bringen, hat, eine von dem Teppiche auf dem Tische einer Rathsversammlung entlehnte Figur.

**Tapete und Tapetenfabrik** oder **Tapetenmanufaktur**, Fr. Tapisserie et Manufacture de Tapisseries; Engl. Tapestry and Manufacture of Tapestrys, eine Wandbekleidung, zierliche Bekleidung der Wand, sie bestehe aus gewebten oder gewirkten Zeugen, oder aus Leder, Papier ꝛc.; daher sagt man, ein Zimmer mit Tapeten verzieren. Leinene, seidene, wollene, lederne, Wachstuch-, Papier- ꝛc. Tapeten. Das Wort Tapete kommt von der Lateinischen Benennung Tapes oder Tapetum her. Die Verfertigung oder Fabricirung der Tapeten ist schon sehr alt; denn schon die Vorhänge der Stiftshütte bei den Israeliten waren gewirkte Tapeten, wenigstens waren sie es nach der Beschreibung, und so sollen auch schon die Babylonier Tapeten gewirkt haben. Man will zwar, daß die ersten eigentlichen Tapeten am Hofe des Königs Attalus zu Pergamus erfunden worden seyen, von welchem Hofe sie die Römer nach Rom gebracht haben sollen; ob sich nun dieses wirklich so verhält, läßt sich nicht bestimmen, wäre dieses aber der Fall gewesen, so können sie an gedachtem Hofe, ohne andere Tapeten zu kennen, noch einmal erfunden worden seyn. Man nannte sie Aulăa, von Aula, Hof, weil sie an dem genannten Hofe erfunden worden. Diese Tapeten hatten den Vorzug, und wurden auch picta genannt, weil sie sehr schön mit Bildern ꝛc. gestickt waren, welche Bilder man späterhin einwirkte. Man behing mit diesen Tapeten die Wände der

Zimmer, hauptsächlich bei großartigen Banqueten oder Gastmahlen; auch belegte man damit die Sitzplätze oder Lagerstätte bei Tische. In den Komödien und Tragödien zog man sie vor die Bühne, wenn ein Akt aus war. — Auch bei den alten Deutschen findet man die Kunst Tapeten zu verfertigen schon auf einen hohen Grad gestiegen, und nicht bloß Tapeten, sondern auch ganze Teppiche, die sie mit Verzierungen von Blumen, mit Jagdstücken oder mit andern historischen Vorstellungen durchwirkten. Auf einem solchen Teppiche, einem Altarstücke aus der grauesten Vorzeit, von einem gewissen Lodena gemacht, und welches Stück Olaus Worme besaß, war eine merkwürdige Jagdbelustigung künstlich vorgestellt. So erzählt Saxo vom Hamlet, daß er alle Tapeten, womit die innern Wände des Schlosses bekleidet gewesen, und die von seiner Mutter verfertiget worden, auf einmal niedergerissen und die betrunkenen Gäste damit bedeckt hätte. In der Sage von Regner Lodbrocks, soll die Brynchild die mächtigen Thaten Sigurds sehr kunstreich in ihr Gewebe eingetragen haben; und dieses Sigurds berühmten Kampf mit einem gewissen Fafner fand man noch in der spätern Zeit auf den Tapeten vorgestellt, die dem heiligen Olaus, Könige in Norwegen zugehörten. Torfäus hat eine sehr alte Norwegische Ode bekannt gemacht, worin die Sängerin Gudrunna sagt: daß sie aus Gram zu Thora, des Königs Hakon von Dänemark Tochter geflohen wäre, die sie unter andern Zerstreuungen mit solchen Stickereyen unterhalten hätte, wodurch von ihnen nicht nur die Begebenheiten Sigurds durch genaue Abbildung seines Gefolges, seiner Schiffe und der Waffen vorgestellt, sondern auch die Kämpfe Siggars und Siggeirs nachgeahmt worden wären; und bekannt ist die Tapete, worauf die ganze Geschichte vom Uebergange Wilhelms des Eroberers nach England vorkommt. Man trifft dergleichen Stücke auch

noch in neuerer Zeit in Menge an, weil man schon in den ersten Zeiten gewohnt war, damit alle Zimmer zu bekleiden. In vielen alten Schlössern Oberdeutschlands wußten deren Kastellane noch die Prinzessinnen zu Anfange dieses Jahrhunderts zu nennen, die sie verfertiget hatten. Klüvers Anmerkung, daß man durch sie die Heraldik aufklären könne, bleibt, ungeachtet aller Einwendungen Kleffels, immer richtig. Nicht allein deshalb, weil sich oft statt des Namens das Wappen an der Ecke eingewirkt findet, sondern auch darum, weil sie meistentheils bloß die Farben des Wappens enthalten. — Die ältesten Tapeten bestehen oft nur aus zwei Farben, und die Ersten sind schwarz und weiß. Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts werden sie etwas lebhafter; im dreizehnten sind sie ganz buntschekkig, und fangen im vierzehnten Jahrhunderte erst an natürlich zu werden. Eben so hat sie Klüver unterschieden, und Jonathan Fischer hatte Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, da er eine große Anzahl derselben, die der Herzog Karl aus einigen Würtembergischen Schlössern nach Ludwigsburg zusammen bringen ließ, mit der größten Muße betrachten, und unter einander vergleichen konnte. Es befanden sich darauf, außer biblischen Begebenheiten, heiligen Legenden und den Bildern der Vorfahren, größtentheils Jagdstücke, jedoch von besondern Zufällen begleitet. Zuweilen auch nur einzelne seltene Thiere und Vögel. Hierdurch haben sie zugleich auch noch einen besondern Nutzen für die Naturgeschichte; denn Jonathan Fischer fand verschiedene Thiere, die Tacitus und Plinius im rauhen Deutschland schon gekannt haben, ganz ihrer Beschreibung gemäß abgebildet und eingewirkt. Am Ende des funfzehnten Jahrhunderts traf man dergleichen Thiere noch in den Preußischen Wäldern an. Thormod Torfäus hat sogar die alten Tapeten als eine Hauptquelle der Geschichte angegeben, und dieses soll auch

seine Richtigkeit haben. Es soll daher sehr zu bedauern seyn, daß man diese kostbaren Ueberreste des Alterthums nicht besser erhält, und daß die Gelehrten so wenig Aufmerksamkeit darauf verwenden, und sich nicht angelegener seyn lassen, von den besten der Nachwelt Beschreibungen aufzubewahren, oder sie dieses Zweckes wegen in Kupfer stechen zu lassen, da täglich davon einige zu Grunde gehen, oder zum Hausgebrauche auf's Neue übermalt oder zerschnitten werden. Eine Stelle der Chronik des Klosters Farfe, und ein Stiftungsbrief von Otto dem Zweiten erzählen, daß der meiste Kirchenornat von weiblichen Händen verfertiget gewesen. Wir können daher ebenfalls aus den noch vorhandenen alten Kirchengeräthen sehr viele historische und natürliche Beobachtungen anstellen. Sowohl der schon oben erwähnte Kleffel, als auch der Professor Schütze in Hamburg, haben ihren Nutzen in der Heraldik vergeblich bestritten, indem Karl Dufresne darüber ganz ausführliche Untersuchungen angestellt hat. Man weiß es jetzt gewiß, daß die Franken und die übrigen Deutschen ihre alten Denkzeichen der Schilder auf dem Oberkleide, welches eine Art von langem oder kurzem Mantel gewesen, haben theils einwirken, theils einschneiden lassen; man nannte sie deshalb Waffenröcke, weil man sie über der Waffenrüstung trug, und in der spätern Zeit dem Wappen beifügte. Der Baron du Cange zeigt, daß ihre Fütterung schon in der ersten Zeit in Gold- oder in Silberstücken, doch meist in Pelzwerken bestanden, und solche zu den sogenannten Metallen in der Wappenkunde Anlaß gegeben hätte. Die Farben der Waffenröcke wurden auf den Tapeten nachgeahmt, und so wie die Figuren der Wappenschilder auf die Waffenröcke kamen, so wurden sie auch auf die Tapeten übertragen. Was Michael Ignatz Schmidt von einem Gewande bemerkt, worauf sich die Figuren eines Thiers befunden hätten, so läßt sich vermuthen, daß dieses ein

Waffenrock gewesen ist, wie man solches an den Siegeln wahrnimmt, wo zuweilen lauter Löwen, oder Adler, oder Falken auf dem Oberkleide erscheinen, wenn der Besitzer ein dergleichen Thier im Wappen geführt hat. Schmidt beruft sich auf eine Stelle des Adam von Bremen, daß die Preußen ihr kostbares Pelzwerk für einen gewissen wollenen Zeug, Faldones genannt, vertauscht hätten; allein dieses muß faedones gelesen werden, welches ein zottiger Sammet gewesen, der bald aus Wolle, bald aus Leinen, bald aus Seide gemacht wurde. Er erhielt diese Benennung von den langen Fäden, die auf der einen Seite herab hingen, und ihn dem Pelze ähnlich machten. Auf Lateinisch wurde er Pannus, auf Französisch Pannes, an der Ostsee Watmal genannt. Man trifft die leinene und baumwollene Gattung davon noch bei den Bauern in Schwaben an, die sich damit so gut, als mit einem Pelze verwahren. Nach dem Isidor haben schon die alten Schotten dergleichen Röcke getragen, und nachher die heidnische Liven. So weit die alte und ältere Geschichte der Tapeten. Die leinenen Tapeten wurden im Jahre 1410 übermalt, statt darauf, wie ehemals, die historischen Begebenheiten einzuwirken. Johann von Eyk aus Brügge, der die Kunst: mit Oelfarben zu malen, zur größten Vollkommenheit brachte, machte diese Versuche, und schickte die von ihm verfertigten Stücke an den König Alphonsus den Fünften von Sicilien, und an den Herzog von Urbino. Auch nach Deutschland kamen dergleichen Tapeten mit historischen Gegenständen bemalt, die auch noch bis gegen das Ende des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts Mode blieben. Indessen ging das Malen oder Wirken der Tapeten mit Zeichnungen von natürlicher Größe und Farben dadurch nicht zurück, sondern erreichte gleichfalls eine hohe Stufe, und in Frankreich, unter dem Könige Ludwig dem Vierzehnten, die höchste Stufe der Vollkommenheit. Die vorzüglichsten

Arbeiten der Tapetenwirkerkunst wurden ehemals in den Niederlanden, vorzüglich zu Arras gemacht, daher sie bei den Italienern Arazzi hießen. Dort ließ der Pabst Leo der Zehnte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die berühmten Raphaelischen Tapeten (wegen der Figuren so genannt, welche nach Raphaels Zeichnungen gemacht worden) wirken, und machte mit einigen derselben Geschenke an die Höfe von Wien und Dresden, wo sie noch sind; diejenigen, welche der Pabst in Rom behalten hatte, wurden während der Revolution nach Paris gebracht, sind aber jetzt wieder nach Rom zurückgeschafft worden. Von den Niederlanden aus verbreitete sich dieser Fabrikationszweig auch nach Frankreich, und erreichte unter dem schon oben genannten Monarchen in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die größte Höhe; denn Colbert, der Minister Ludwigs des Vierzehnten, erbauete im Jahre 1667 den Künsten in Paris einen Pallast und nannte ihn nach den Gebrüdern Giles und Jean Gobelin, Gobelins. Hier werden nun die schönen Tapeten, nach einer Menge der herrlichsten Muster und Zeichnungen gewirkt, die gleichfalls den Namen Gobelins erhielten, und nach der Beschaffenheit des Stuhls auch haute-lisse und basse-lisse genannt wurden. Der hochschaftige Stuhl, haute-lisse, hält die Kette senkrecht, der tiefschaftige, basse-lisse, hält sie wagerecht. Bei dem Letzteren ist das Gewebe meist sammetartig, bei dem Ersteren ist die Arbeit auch sehr schön, aber schwieriger und langweiliger. Von den Niederlanden und Frankreich kam diese Arbeit auch nach Deutschland, und wurde in Berlin, Wien, Dresden ꝛc. angefertiget. — Die Türkischen und Persischen Tapeten, die in Frankreich Tapeten der Savonnerie, nach der Französischen Tapetenfabrik zu Chaillot, die diesen Namen führt, so genannt worden, sollen schon zu Karl Martels Zeiten daselbst eingeführt worden seyn, ha-

ben aber auch erst ihre Vollendung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte erhalten; s. den Art. Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f. Die Wachstuchtapeten und die Tapeten von Leder und Papier sind aus spätern Zeiten, und reichen nicht so hoch in der Geschichte hinauf, als die gewebten Tapeten; auch sind die beiden Ersteren längst wieder aus der Mode gekommen, nur die Papiertapeten, die jüngsten, deren Erfindung sich die Engländer aneignen, aber auch die Franzosen, die einen gewissen Francois, einen Scheidenmacher von Rouen, zum Erfinder angeben, der die ersten Tapeten von dieser Art 1620 verfertiget haben soll, erhalten sich in der Gunst der Mode fort, finden noch überall in Europa ihre Liebhaber, und verdienen es auch wegen ihrer mannigfaltigen Arten und Muster. Die Französischen zeichnen sich vorzüglich aus. — Die Strohtapeten sind nie recht in Gebrauch gekommen. — Nach dieser kurzen Uebersicht der Geschichte der Tapeten, möge nun hier noch dasjenige folgen, was sich auf die Fabrikation der verschiedenen Arten derselben, ihre Anwendung in den Zimmern, und auf den Handel damit, bezieht, und da die Papiertapeten eine Erfindung der neuern Zeit und jetzt die modernsten sind, so soll auch damit der Anfang gemacht werden.

Die Papiertapeten sind, wie schon bemerkt worden, eine Erfindung der neuern Zeit, haben aber durch ihre Schönheit und Wohlfeilheit die früher gebrauchten Tapeten schnell verdrängt, und sich, trotz der Wandmalerey mit Leimfarben, immer zu erhalten gewußt, so daß sie mit dieser Hand in Hand gehen, das heißt, daß eben so viele Zimmer, wie in Leimfarben gemalt, auch tapezirt werden. Auch scheinen diese Tapeten in einigen Staaten, wie z. B. in Frankreich, ein Uebergewicht zu haben, in andern werden aber mehr Zimmer mit Leimfarben gemalt. Wer die Farben in einem Zimmer recht gleichförmig haben will, der wird immer besser thun,

Tapeten zu wählen, als die Leimfarben-Malerey; denn die Letztere hängt von so vielen Bedingungen ab, die bei den Ersteren nicht eintreten, oder die man hier doch bald beseitigen kann. Bei der Leimfarbenmalerey kommt hauptsächlich der Kalkanwurf und der Kalküberstrich in Betrachtung, der Erstere ist oft sehr uneben ausgeführt, wenn er nicht von geschickten und in ihrer Arbeit eigenen Maurern ausgeführt worden ist, die mit der Kelle den Anwurf so ebenen, daß eine schöne gleiche Fläche entsteht, keine Erhabenheiten oder Ungleichheiten, und der Letztere, der Kalküberstrich oder die Weißung der Wand mit Kalk, frißt nur zu oft die darauf gesetzten Farben fort, wenn sie keine Erd- und Mineralfarben sind, welches auch dann noch geschieht, wenn die Wand geschlemmt worden, das heißt, mit einem Ueberzuge von Schlemmkreide bedeckt worden ist; besonders geschieht dieses, wenn die Wand feucht und nicht gehörig ausgetrocknet ist, und sich also die Feuchtigkeit Bahn bricht, Theile des Kalkes auflöset, durchführt, und dadurch den Farbengrund zerstört, oder ihn doch theilweise fleckig und ungleich macht. Dieses hat man bei den Tapeten nicht zu befürchten, weil darunter noch Makulaturpapier an die Wand gekleistert wird, man erst diese mit Papier, oft doppelt, bekleidet, und dann erst die Tapeten darauf setzt oder überklebt. Auch verhindert man das Durchdringen der Feuchtigkeit durch einen Ueberstrich mit Leimwasser, der ein paarmal geschehen muß, und hierauf klebt man nun das Makulatur. — Die Papiertapeten werden bekanntlich in langen Streifen oder Rollen verkauft, welche gewöhnlich 20 Zoll breit und 30 Fuß (27 Fuß Rheinl.) lang sind. Das Papier, welches hierzu benutzt wird, besteht entweder in einzelnen Bogen, oder aus sogenanntem endlosen Maschinenpapiere, welches man in jeder beliebigen Länge haben kann, so daß jede Rolle nur aus einem Bogen Papiere besteht. Dieses letztere Papier wird jetzt gewöhnlich zu den Tapeten genommen.

Bei dem ersteren Papiere werden die einzelnen Bogen so zusammengeklebt, daß jeder Bogen um $\frac{1}{2}$ Zoll über den andern vorsteht. Die vorstehenden Kanten werden nun mittelst eines Pinsels mit gutem Kleister bestrichen, und dann die einzelnen Bogen zusammengeklebt. Um die Kanten gleichförmig breit zu haben, legt man erst die Bogen übereinander, so daß das angeführte Maaß hervortritt, welches bei jedem aufgelegten Bogen die Uebung giebt, oder man legt die Bogen sämmtlich zusammen, z. B. erst 1 Dutzend Bogen aufeinander, daß keiner vor dem andern vorsteht, und auf einem langen Tische, schiebt man dann mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand, den man oben an der Kante des ersten Bogens fest anlegt, die Bogen so weit auseinander, daß sich die bezeichneten Kanten bilden, indem man mit der linken leise das Papier hält, damit es sich nicht verschiebt oder schieben läßt. Diese Kanten überstreicht man nun mit gutem Buchbinderkleister, und fügt dann die Bogen zusammen, welches etwas schnell geschehen muß, damit der Kleister nicht trocknet, dabei muß aber die Kante fest und eben auf jeden Bogen gedrückt werden, damit keine Ungleichheiten beim Trocknen entstehen, sondern das zusammengeklebte Papier eine ebene Fläche bildet. — Man unterscheidet von Papiertapeten einfarbige, oder mit mehreren Farben, Gemälden und Verzierungen bedeckte, satinirte (atlasartig glänzende, welcher Glanz durch Talk hervorgebracht wird), velutirte oder sammetartig bestäubte, (auf welche man gefärbte zerkleinerte Schafwolle, Scheerwolle, ganz oder stellenweise aufklebt, indem man diese Wolle durch ein Sieb auf einen Frießüberzug bringt) und gepreßte. Dekorationstapeten, welche ganze Landschaften, mit und ohne Staffage, Jagdstücke 2c. darstellen; Iristapeten, welche eine Regenbogenfarbe haben; Metallmoortapeten, die mit Zinnblech (Stanniol) überzogen, dann moirirt und überfirnißt sind,

wodurch man schöne glänzende, durch Abwaschen leicht zu reinigende Tapeten erhält. Der Werth der Tapeten wird durch die Feinheit und Güte des Papiers, und durch die Schönheit und Dauer der Farben und der Darstellungen entschieden. — Wenn zur Fabrikation einer dieser Arten geschritten werden soll, so erfolgt zuerst das Grundiren des Papiers, das heißt, man giebt dem Papiere eine Grundfarbe, die, nach Befinden, weiß, roth, gelb, blau, grün ꝛc. seyn kann, und die bald heller, bald dunkler als die übrigen darauf zu druckenden Farben ist. Zu den Farben, sowohl zum Grundiren, als auch zum fernern Bedrucken der Tapeten, nimmt man theils Erdfarben, theils Mineral- und chemische oder auf chemischem Wege zusammengesetzte Farben, wozu auch Pflanzenstoffe gehören. Zu Weiß nimmt man Kreide, Bleyweiß und Schieferweiß; zu Gelb nimmt man Chromgelb, Kassler Gelb oder Mineralgelb, Ocher, Wau- oder Kreuzbeeren; zu Blau: Berlinerblau, Indigo, Mineralblau, Bergblau; zu Grün: Berggrün, Braunschweiger Grün, Neuwieder Grün, Pariser Grün und ein Gemisch aus Chromgelb und Mineralblau oder Bergblau, oder gekochten Kreuzbeeren und Indigo; zu Roth: Berlinerroth, Krapproth, Kugellack, Englisches Roth, Zinnober, Fernambuckholz; zu Orange oder Pomeranzengelb: Französische Mennige, ordinaire Mennige; zu Braun: Umbra, Köllnische Erde; zu Schwarz: Frankfurter Schwarz, Beinschwarz; zu Violett: eine Abkochung von Campecheholz mit Alaun, oder Berlinerroth und etwas Berlinerblau oder Mineralblau; zu Grau: Frankfurter Schwarz und Bleyweiß ꝛc.

Die Erdfarben, die viel Sand bei sich führen, und gewöhnlich Oxide sind, wie der Ocher, das Englische Roth, der Umbra ꝛc., werden erst durch eine besondere Behandlung vorbereitet. Man zerstößt sie nämlich sehr fein, und rührt sie unter eine hinreichende Menge Was-

ser, damit sie in demselben aufgelöst werden. Man thut hier am besten, wenn man sich alte Töpfe hält, die man über die Hälfte mit Brunnenwasser anfüllt, und darein die Farbe schüttet, das heißt, jede besonders, wie dieses sich von selbst versteht. Man rührt nun mit einem Stabe die Farbe darin um, und wartet dann einige Minuten, bis sich die gröbsten Theile zu Boden gesetzt haben, und gießt hierauf das trübe Wasser von jenem Bodensatze in ein anderes Gefäß ab. In diesem setzt sich nun die zu einem klaren Pulver gewordene Farbe (geschlemmte Farbe) zu Boden. Ist das Wasser klar geworden, so gießt man es ab, und vermischt den Bodensatz mit heißer Leimauflösung. Die flüssigen Farben, worunter man die Abkochungen von Wau, Fernambukholz, Campecheholz ꝛc. versteht, bereitet man dadurch vor, daß man ihnen, wenn sie noch sieden, gepülverten Alaun zusetzt, und sie dann mit Stärke und Leim verdickt. Sollen die Tapeten mit Erdfarben grundirt werden, so bereitet man sie erst dazu vor, indem man sie mit Flandrischem Leime bestreicht. Dieser Leim wird in Wasser aufgelöset, und wenn er noch lauwarm ist, mit einer großen, runden, langhaarigen Bürste aufgetragen. Mit einer gleichen Bürste werden auch die Grundfarben aufgetragen. Die Tapeten, welche so mit Leim und durch Auftragen der Grundfarbe vorbereitet worden, werden auf Stangen getrocknet und dann auf der nicht angestrichenen Seite geglättet. Das Glätten der grundirten Tapeten auf der Rückseite geschieht mit der Glättstange, die von der Zimmerdecke herabhängt, und unten eine blanke, metallene Walze enthält. Die Tapete liegt dabei auf einem langen, recht glatten Tische, und die Walze wird darauf hin- und hergezogen. Dieses Glätten dient zum Ebnen des Papiers, damit der Druck leichter und vollkommner werde. Der farbige Grund der Tapeten bleibt dabei ohne Glanz; soll aber auch dieser glänzend gemacht werden, so geschieht solches durch das Satiniren, und

es muß darauf schon beim Auftragen der Grundfarbe Rücksicht genommen werden. Soll nämlich die Tapete matt bleiben, so versetzt man die Grundfarbe mit Bleyweiß, um sie matter zu machen, soll dagegen die Tapete später satinirt werden, so nimmt man nicht Bleyweiß, sondern sehr feinen Gyps, um die Farbe matter zu machen. Der Apparat zum Satiniren ist dem zum Glätten sehr ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß statt der metallenen Walze unten an der Glättstange eine Bürste angebracht ist, die mit steifen, kurzen Borsten besetzt ist. Damit die Bürste stets flach auf dem Tische bleibe, ist an der Stange ein knieartiges Gelenke angebracht. Die Tapete wird beim Satiniren so auf den Tisch gelegt, daß die farbige Seite nach oben gekehrt ist. Vor dem Reiben wird sie mit fein gepulverter Briançoner Kreide bestreuet, oder auch mit Talk, worauf sie durch das Reiben einen dauerhaften atlasartigen Glanz erhält. — Die wichtigste Arbeit bei der ganzen Tapetenfabrikation ist das Bedrucken der Tapeten, oder das Auftragen der Desseins. Man bedient sich dazu solcher Formen, die wie die Formen der Kattundrucker eingerichtet sind, und auch die Handgriffe des Druckes sind dieselben. Daher kann man Kattundrucker auch zum Tapetendruck, und so umgekehrt: Tapetendrucker zum Kattundruck gebrauchen (s. den Art. Kattun, Th. 36.) Die ersten Formen, mit denen man druckt, sind die sogenannten Katschformen, welche große Flächen enthalten, z. B. den Grund eines Blattes, einer Blume ꝛc. Rechts vom Stande des Druckes ist der Farbenkasten oder die Vorrichtung, um die Farbe an die Form zu bringen. Dieses ist gewöhnlich ein 9 — 10 Zoll tiefer Kasten von Holz, welcher groß (lang und breit) genug ist, um auch die größte Form bequem hinein tauchen zu können, daher man ihn um 3 Zoll länger und um eben so viel breiter macht, als die größte der vorkommenden Formen. Der Kasten wird bis auf die Höhe von sechs

Zoll mit Wasser gefüllt, dem man Papierschnitzel beimischt, um sie darin faulen zu lassen. Ueber das Wasser wird ein mit Kalbleder bespannter Rahmen gelegt. Das Leder berührt allenthalben die Oberfläche des Wassers und der Rahmen desselben, welcher mit dem Rande des Kastens in gleicher Höhe liegt, wird allenthalben gut verstopft und verwahrt, so daß kein Wasser aus dem Kasten dringen kann. Auf das Leder legt man nun entweder ein viereckiges Stück Tuch, welches mit der Farbe bestrichen ist, oder einen kleinern mit Tuch überzogenen Rahmen. Für jede vorkommende Farbe hat man ein besonderes Stück Tuch oder einen besonderen Tuchrahmen, damit der Arbeiter nicht erst das Tuch zu waschen nöthig hat, wenn er eine neue Farbe auftragen will, sondern nur nach dem Gebrauche die überflüssige Farbe abschaben darf. Da nun das Wasser im Kasten dafür sorgt, daß jenes Leder, welches die Unterlage des Farbentuches bildet, stets geschmeidig bleibt, so ist es leicht, die Form gleichmäßig mit der Farbe zu überziehen. Sie wird nun, mit dem Dessein nach unten, auf das Tuch gelegt, und etwas gegen dasselbe niedergedrückt, worauf sie leicht und gleichförmig allenthalben die Farbe annimmt. Ein Gehülfe des Druckers streicht dabei die Farbe mit einem großen Pinsel möglichst gleichförmig auf das im Kasten liegende Tuch, und der Drucker, nachdem er seine Form auf das Tuch gesetzt, stellt dieselbe vorsichtig auf die Stelle der Tapete, wohin sie gehört. Das Drucken geschieht auf einem starken Tische, welcher mehrfach mit Tuch bedeckt ist, damit sich das Muster überall gleichförmig ausdrucke. Der Tisch ist 5—6 Fuß lang, 24 Zoll breit und 4 Zoll dick. Er steht auf starken Füßen, die, um alles Wanken zu verhüten, noch durch Querriegel verbunden sind. Hat der Drucker seine Form auf die Tapete gestellt, so legt er ein kleines, aber dickes Brett darauf, und läßt auf dieses einen 6—8 Fuß langen Hebel wirken, der quer über dem Tische angebracht

ist, fast so, wie bei hölzernen Steindruckpressen. Drucker und Gehülfen ergreifen den Hebel und drücken ihn mit vereinten Kräften nieder. Dann entfernt der Drucker die Form wieder, und rückt die Tapete weiter, während der Gehülfe nun Farbe aufträgt. Das Fortrücken der Tapeten geschieht durch eine besondere Vorrichtung. An der Seite des Drucktisches, welcher dem Arbeiter zur Rechten ist, sind nämlich zwei senkrechte Stützen, welche eine horizontale runde Eisenstange tragen, um die zu Anfange der Arbeit die ganze Tapete aufgewickelt ist. Zuerst rollt man nun von der Eisenstange so viel von der Tapete ab, daß dieses Stück von einem Ende des Tisches bis zum andern reicht. Es wird dann mit einer Farbe bedruckt, und darauf ein neues Stück abgerollt. Damit aber das schon bedruckte Stück nicht auf dem Boden hinschleife, so wird es über einen hölzernen Bock oder über eine an der Zimmerdecke befestigte Stange hingeleitet. Dann hängt man die ganze Rolle zum Trocknen auf. Sind mehrere Farben auf dieselbe Tapete zu drucken, so wird sie, nachdem sie wieder getrocknet ist, nochmals um jene Eisenstange an der rechten Seite des Tisches gerollt, und dasselbe Verfahren, wie bei dem Bedrucken mit der ersten Farbe, wiederholt. Fehler, welche bemerkt werden, verbessert man später mit dem Pinsel. Bordüren werden auf dieselbe Art ausgeführt, wie die Tapeten selbst, aber nur auf schmalen Streifen. Alle Tapeten werden fest zusammengerollt und so aufbewahrt, nicht nur, um sie besser handhaben zu können, und damit sie weniger Raum einnehmen, sondern auch besonders deshalb, damit die Tapeten dem Einflusse des Lichts und der Luft weniger ausgesetzt sind, und ihre Farben sich also frischer erhalten. Auf solche Art werden die gewöhnlichen Papiertapeten verfertiget; auf abweichende Art aber die velutirten Tapeten; denn man bedarf dazu einer feinen Scheerwolle, wie man den Abfall beim Scheeren der Tücher nennt. Am liebsten

nimmt man eine feine weiße Scheerwolle, weil man dieser, nachdem sie vorher gewaschen und gebleicht worden, am leichtesten jede beliebige Färbung geben kann. Sowohl das Färben, wie das größtmögliche Zerkleinern dieser Scheerwolle erfordert viel Fleiß. Das Färben selbst geschieht zwar mit den gewöhnlichen bei der Wollenfärberey gebräuchlichen Farben, aber das Trocknen ist ein Gegenstand, welcher vorzügliche Sorgfalt erfordert. Die gefärbte Wolle wird nämlich auf ausgespannter Leinwand getrocknet, im Sommer an einem sehr luftigen Orte, im Winter in einem geheizten Zimmer. Nach der vollkommensten Austrocknung folgt die möglichste Zerkleinerung in einer Mühle, welche in ihrer Construktion manche Aehnlichkeit mit unsern Kaffeemühlen darbietet. Der Hauptheil dieser Mühle ist ein Kegel, der in einer Schraubenlinie von oben nach unten mit vielen Messern besetzt ist, und sich in einer kegelförmigen Höhlung drehet, welche ebenfalls mit scharfen Messern besetzt ist, an denen sich die Messer des Kegels scheerenförmig hinbewegen. In Verbindung mit der Mühle steht, wie bei den Mehlmühlen, ein Beutelwerk, welches den feinen Wollstaub von der noch nicht ordentlich zerkleinerten Wolle trennt. Der Wollstaub, welcher nun fertig ist, um auf die Tapeten aufgetragen zu werden, wird in einen Kasten gethan, der 7—8 Fuß lang, 15—18 Zoll tief, und in der Nähe des Bodens 24, oben aber 36 Zoll breit ist. Der Boden des Kastens besteht aus einem stark angespannten Kalbleder, außerdem hat der Kasten einen mit Gewinden beweglichen Deckel. Damit die Wolle auf den Schattenpartien der Tapete befestiget werde, so bedruckt man diese Stellen erst mit den bei der gewöhnlichen Tapetendruckerey beschriebenen Werkzeugen und Handgriffen mit einem Grunde, der aus Leinölfirniß und Bleyweiß zusammengerieben und so zähe ist, daß er mit einem Pinsel auf die Form aufgetragen werden muß. Ist nun ein Theil der Tapete

auf diese Weise mit Leinölfirniß bedruckt, so legt der Gehülfe diesen bedeckten Theil in den erwähnten, an der linken Seite des Tisches befindlichen Kasten, bestreuet ihn mit Scheerwolle, schließt den Deckel, und schlägt mit einem Stabe fest und anhaltend gegen den kalbledernen Boden des Kastens. Die Wolle, welche auf der Tapete liegt, wird dadurch empor getrieben, und setzt sich beim Niederfallen auf allen Theilen der Tapete an, welche mit dem Firnisse bedruckt sind. Nachdem sich der Wollstaub wieder gesetzt hat, wird der Deckel des Kastens gehoben, die überflüssige Wolle von der Tapete entfernt, indem man auf die linke Seite derselben klopft; dann wird die Tapete getrocknet. Die velutirten Stellen sind dann sämmtlich von gleicher Farbe. Soll aber eine Schattirung entstehen, so druckt man mittelst passender Formen auf die velutirten, aber bereits getrockneten Stellen, entweder dunklere oder hellere Schattirungen der Farbe.— Einfacher ist das Vergolden, welches man bei einzelnen Stellen der Papiertapeten bisweilen anwendet. Man bedeckt die Stellen, welche vergoldet werden sollen, mit einem dicken Leinölfirniß mittelst der gehörigen Form, und wenn der Firniß fast eingetrocknet ist, legt man Blattgold darauf, welches mit Baumwolle angedrückt und das überflüssige Gold abgewischt wird. Durch Verbrennen der Baumwolle und Amalgamiren der Asche gewinnt man das überflüssige Gold wieder.

In Frankreich hat man zum Tapetendrucke dreierlei Papiere: graues, blaßgelbes und weißes Papier von verschiedenen Dimensionen. Auf das graue Papier druckt man die ordinairen Tapeten, es ist beschnitten 50 Centimeter (19 Zoll $1\frac{2}{5}$ Linie Preuß.) lang und 39 Centimeter (14 Zoll $10\frac{4}{5}$ Linien Preuß.) breit. Die Benennung graues Papier rührt von der Farbe seiner Masse her, und das hellgraue ist das gesuchteste. Das blaßgelbe Papier benutzt man zu Tapeten von besserer Qualität; es hat mit dem vorhergehenden

eine gleiche Dimension, nur ist seine Masse sehr blaßgelb. Man wählt dasjenige, dessen Farbe dem weißen Papiere am nächsten kommt. Das weiße Papier wird zu den schönsten und reichsten Tapeten genommen; es muß gleich den beiden vorhergehenden gut geleimt, stark, und von feinem und ausgeglichenem Korne seyn. Eine Tapete muß wenigstens so viel Haltbarkeit besitzen, daß, wenn sie mit Kleister angemacht ist, sie nicht zerreißt, wenn man sie aufhebt und zum Aufziehen nach der Wand trägt. Man verfertiget die Tapetenrollen, indem man einen Bogen des Tapetenpapiers von einer der drei erwähnten Qualitäten an den andern leimt, bis vier und zwanzig Bogen auf diese Weise vereiniget sind. Man macht auch jetzt Tapetenrollen, die nur aus einem einzigen Stücke Papier bestehen. Man nimmt dazu Papier ohne Ende oder Papier ohne Naht. Man hat hier Papiertapetenrollen von verschiedenen Dimensionen. Die Tapetenrollen von gewöhnlichem Papiere haben 8 Meter 20 Centimeter bis 8 Meter und 80 Centimeter (28 Fuß $4\frac{1}{5}$ Lin. Preuß.) Länge und 50 Centimeter (19 Zoll $1\frac{2}{5}$ Lin.) Breite. Die Tapetenrollen von dem Papiere, welches unter dem Namen Carré au Raisin bekannt ist, haben 8 Meter und 90 Centimet. (28 Fuß 4 Zoll 2 Linien Preuß.) bis 9 Meter 60 Centimet. (30 Fuß 6 Zoll 11 Linien Preuß.) Länge und 57 Centimeter (21 Zoll $9\frac{1}{2}$ Lin. Preuß.) Breite; sie sind aus 24 Bogen zusammengesetzt, von denen jeder vor dem Zusammenleimen 58 Centimeter (22 Zoll 2 Linien Preuß.) Länge, und 41 Centimeter (15 Zoll $8\frac{1}{10}$ Lin. Preuß.) Breite besitzt. Die Tapetenrollen von Papier, welches den Namen grande Largeur führt, haben 9 Meter 75 Centimeter (30 Fuß $7\frac{9}{10}$ Lin. Preuß.) Länge und 65 Centimeter (2 Fuß $10\frac{1}{10}$ Linien Preußisch) Breite. Da nun in Frankreich viel Geschmack in Hinsicht der Farben und der Muster herrscht, die man auf die Tapeten gedruckt hat, so

findet man hier auch eine reiche Auswahl der verschiedensten Muster, mit denen man die Papiertapeten bedruckt sieht. Die gewöhnlichsten Papiertapeten haben einen gelben oder grauen Grund, mit einem Muster von einer einzigen andern Farbe. Die Tapete hat um so mehr Werth, um so mehr oder weniger das Muster verschiedene Farben darbietet. Die Tapeten mit einfarbigem Grunde sind von einem höhern Preise; dann kommen die Tapeten mit Muster auf Atlasgrund, die Tapeten, welche den Marmor und den Achat nachahmen, die Tapeten mit einfarbigem Atlas- oder Glanzgrunde, die Tapeten mit Atlasmarmor, die schönen Tapeten mit moirirten Farben, die Tapeten auf gestochenen kupfernen Cylindern gedruckt, die Tapeten auf Atlasgrund mit Sammetmuster, die vollen Sammettapeten, und zuletzt die versilberten und vergoldeten Tapeten. Die verschiedenen Muster, welche auf die Tapeten gedruckt werden, sind sehr mannigfaltig, folgen aber der Mode der Stoffe und der Tapeten aus Seide und aus Wolle. Die gewöhnlichen Papiertapeten, welche aus 24 Bogen zusammengeleimt sind, haben starke Nähte, die besonders bei Tapeten von einfarbigem Grunde sehr bemerkbar sind. Alle schönen Tapeten von einfarbigem Grunde oder auch von buntfarbigen Mustern werden nur auf Papier ohne Ende gedruckt. Wenn die auf Atlasgrund gemusterten Papiertapeten durch ein von der Seite einfallendes Licht beleuchtet werden, so tritt oft der Fall ein, daß diese Tapeten das Ansehen haben, als ob sie mit Staub bedeckt wären, und man thut deshalb wohl, ehe man sie aufzieht, zu untersuchen, ob sich bei ihnen ein solches Ansehen bemerken läßt. Die Grundfarbe einer Tapete, und diejenige, welche aufgedruckt wird, werden mit einer hinlänglichen Quantität Leim angemacht, damit sie in Folge der Reibung eines Körpers auf der Oberfläche der Tapete nicht abfallen. Der Druck des Musters einer Tapete muß sauber und regelmäßig seyn,

und man darf nicht die Nähte der Druckform bemerken. Man wendet bei den Tapeten Kupferdruck an, hauptsächlich um den Zwillich so vollkommen nachzuahmen, daß man die Kreuzung der Fäden dieser Art des Gewebes bemerken kann. Die Tapetenbordüren werden auf Papier von ähnlicher Qualität und Dimension, wie die Tapeten selbst, gedruckt.

Die gewebten oder gewirkten Tapeten in Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen ꝛc., die auch schon oben, S. 108 erwähnt worden, stehen nicht mehr in solchem Ansehen, wie ehemals, und sind durch die Papiertapeten fast gänzlich verdrängt worden. Dieses rührt wahrscheinlich daher, daß sie zu kostbar sind, besonders die seidenen und feinen wollenen Tapeten, die man nur zur Auszierung der Wände in Palläſten, Schlössern ꝛc. anwendet. Die schönsten Tapeten dieser Art werden auch noch jetzt in Frankreich ganz vorzüglich in der Tapetenfabrik der Gobelins zu Paris, in der Vorstadt St. Marceau, verfertiget, die Colbert anlegte, und dem Maler Lebrün die Direktion übergab; ja man kann sagen, daß diese Tapeten einzig in ihrer Art sind, und den schon längst bewährten Ruhm auch noch jetzt verdienen, indem sie die schönsten Gemälde durch Verflechtung farbiger Fäden aufs Täuschendste nachahmen. Schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des Königs Ludwigs des Vierzehnten, brachte man eine so große Menge der schönsten Muster und Zeichnungen zusammen, daß die Tapeten, die aus dieser Manufaktur hervorgingen, allgemeine Aufmerksamkeit erhielten, und den Ruf dieser Fabrik begründeten; allein nach damaliger Sitte vernichtete man die Muster nach dem Gebrauche, damit sie nicht in andere Hände gerathen sollten. Die Hautelisse lieferte die schönsten Stücke; sie stellte die Zeichnung gleich rechts so dar, als das Muster war. Letzteres ward in Streifen zerschnitten, die man an die Kettenfäden be-

festigte, so, daß die Linien der Zeichnung auf diese Fäden paßten. Hierbei hatte der Künstler den Vortheil, daß er das Muster zwar beständig hinter dem Stuhle, aber gerade vor sich hatte, und Fehler also leicht vermeiden und verbessern konnte. Bei der Basselisse ward das Muster unter der Kette befestiget, durch welche es der Arbeiter sehen konnte; aber die horizontale Lage machte die Vergleichung beschwerlich und unsicher, und da das Gewebe stets links oder verkehrt, und zwar auf der untern Seite entstand, so konnte auch die Basselisse nur die größten Meisterstücke liefern. Man machte daran nur Gegenstände, welche nicht die größte Richtigkeit der Zeichnung verlangten. Im Jahre 1737 suchte man die Manufaktur, die etwas gesunken war, wieder zu heben, und man ersann das Mittel die Hauptzeichnungen des schönen Musters auf ein durchsichtiges Papier zu tragen, solches dann zu zerschneiden, und diese Streifen an die Kette zu heften. Anfangs verfuhr man auf diese Weise nur bei der Hautelisse, aber im Jahre 1749 wendete man sie auch bei der Basselisse an. Die Hauptlinien wurden auf ein geöltes Papier getragen, welches man unter die Kette legte, das Muster selbst aber behielt der Künstler vor sich, so wie er es jeder Zeit bei der Hautelisse vor sich gehabt hatte. Da nun die Zeichnung auf dem geölten Papiere verkehrt war, so entstand die Zeichnung des Gewebes rechts oder völlig so, wie die Urzeichnung war. Wenn der Künstler seine Arbeit, so weit sie fertig war, betrachten wollte, so mußte er das Stück abwinden, welches sehr beschwerlich fiel. Im Jahre 1758 gab Vaucanson eine Einrichtung an, welche dieses erleichtern sollte, aber sie leistete nicht so viel, als man anfangs glaubte, und auch noch jetzt behält die Hautelisse große Vorzüge in Hinsicht der Richtigkeit der Zeichnung und Auswahl der Farben. Die Arbeit der Basselisse geht um ein Drittel schneller, als die andere, da bei jener die Kettenfäden durch Schäfte

wechselsweise gehoben werden. Also sollte auch der Preis der Bassellisse um ein Drittel geringer seyn, welches aber nicht immer zutrifft. Kurz vor der Revolution stand die Arbeit in den Gobelins unter der Aufsicht des Herren Audran. In der Zeit der Republik, besonders zur Zeit des Direktoriums, war die Gobelins-Manufaktur nicht mehr in ihrer ehemaligen Thätigkeit, obgleich sie noch für Rechnung der Regierung betrieben wurde; denn die Arbeiter hatten sich um die Hälfte vermindert, doch war das Magazin noch reich an trefflichen Tapeten, und die Regierung ließ langsam auf einigen Weberstühlen nach guten Französischen Originalgemälden und Kopien berühmter Italienischer Meister, unter der Direktion des Ministers des Innern, Benezech, fortarbeiten. Unter Napoleon erhob sich diese Fabrik wieder, und erhielt manche Verbesserungen, die aber nicht wesentlich auf die Kunst selbst einwirkten, sondern nur auf die Maschinerien, und so besteht diese Fabrik auch nach der Restauration bis auf die neueste Zeit fort, und arbeitet für Rechnung der Regierung. Der Unterschied zwischen der Fabrikation der Türkischen Tapeten oder der Tapeten à la Savonnerie, und der Gobelins, besteht darin, daß der Weber bei jenen die Vorderseite der Arbeit vor den Augen hat, bei diesen, den Gobelins, aber an der umgekehrten Seite des Teppiches arbeitet. Da nun unter Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f., schon das Wirken dieser Tapeten beschrieben, und mit Kupfern erläutert worden ist, so kann hier die Beschreibung des Wirkens der Gobelins übergangen werden, da sie nur mit dem angezeigten Unterschiede von der Savonnerie abweichen, sonst gleich gewebt werden. Die neuesten Verbesserungen dieser Weber- oder Wirkerstühle wird unter Weberstuhl, in W. vorkommen. Die Quadratelle, die sonst von der Savonnerie 220 Stück Livres kostete, kommt jetzt auf 500 Livres zu stehen. Ein vollständiger Teppich erfordert eine sechsjährige Ar-

beit verschiedener Weber. Der Arbeitslohn ist wie bei den Gobelins, höchstens 3 Livres (18 Gr.) täglich. Die Portraits, welche die Savonnerie in der Fabrik zu Challiot bei Paris geliefert hat, sind vorzüglich schön. In Wien hat man auch eine Teppichmanufaktur à la Savonnerie. Von den Gobelinstapeten kommt der Quadratstab, je nach dem Dessin, auf hundert und mehrere Thaler zu stehen. In den Niederlanden liefern Antwerpen, Brügge, Brüssel und Tournay die schönsten Tapeten dieser Art. Auch in Berlin, München, Petersburg und Rom findet man dergleichen Arbeiten. Die Türkischen Tapeten haben den Namen Savonnerie von dem Gebäude, worin sie zu Chaillot gemacht werden, welches ehemals eine Seifensiederey war, nicht aber, wie Einige glauben, von der Stadt Savona, im Genuesischen, wo diese Tapeten zuerst gemacht seyn sollen. — Zu den geringsten gewirkten Tapeten gehören die Bergames, deren Kette gemeiniglich Hanf, das Eingewebte aber Flockseide, Wolle, Baumwolle, oder Kameelgarn ist. Sie haben Zeichnungen von Thieren und Blumen, oder nur Streifen, die zuweilen mit einer Einfassung umzogen sind; oder sie gleichen den Ungarischen Spitzen, und werden dann Hongrie genannt. In Frankreich, wo sie mehr vorkommen, als in Deutschland, fabricirt man sie vornehmlich zu Rouen, Elboeuf ꝛc. ꝛc. Diese Tapeten sollen zuerst aus Bergamo nach Frankreich und zu uns nach Deutschland gekommen seyn. — Die Tapeten von gemalter und gedruckter Leinwand, s. unter Leinwand, Th. 76. — Was die ledernen Tapeten betrifft, so findet man das Nöthige darüber unter Leder, Th. 68, S. 678 u. f. — Die Tapeten von Wachsleinen oder Wachsleinwand, s. unter Leinwand, Th. 76, und unter Wachsleinwand, in W.

Die Tapeten, welche ehemals in dem Handel vorkamen, und zum Theil noch vorkommen, waren und

sind von Leinwand, Seide, Halbseide, Baumwolle, Wolle, Kameelhaaren, von sogenanntem Wachsleinen, von vergoldetem, versilbertem, überlackirtem Leder, von Papier und andern Stoffen, gedruckt, gemalt, ausgenähet, überfirnißt ꝛc. Von den Papiertapeten, den jetzt beliebtesten, und daher auch gangbarsten Tapeten findet man fast in allen großen Städten Fabriken, deren Fabrikate aus einigen Fabriken auch starken Absatz finden. Besonders sind es die Französischen Papiertapeten, welche sich in neuerer Zeit durch ihre geschmackvollen Muster auszeichnen, und daher in großer Menge ausgeführt werden. In allen großen Städten Deutschlands findet man Niederlagen Frauzösischer Tapeten, die ihrer geschmackvollen Muster und Wohlfeilheit wegen eine Zeitlang die inländischen Tapeten zurückdrängten; indessen sind in neuester Zeit mehrere Deutsche Fabriken den Französischen gleich gekommen, und haben sie sogar in mancher Hinsicht noch übertroffen. Daß die Tapeten in Frankreich einen bedeutenden Absatz, sowohl im Lande, als auch außer dem Lande finden, geht aus der großen Anzahl Fabriken daselbst hervor; denn in Paris sind allein sechsundfunfzig Tapetenfabriken; auch Straßburg zählt mehrere derselben, und aus der Fabrik zu Rixheim bei Mühlhausen im Elsaß gehen schöne Dekorationstapeten hervor. In Deutschland waren noch im Jahre 1813 in Wien sechs Papiertapetenfabriken; Berlin zählte noch 1820 fünf dergleichen Fabriken, die aber 1840, also zwanzig Jahre darauf, sämmtlich eingegangen sind, weil sie in Hinsicht des Preises nicht mit den Fabriken in andern kleinen Städten des In- und Auslandes concouriren konnten, und dann auch die Französischen Tapeten einen größeren Absatz fanden, sowohl wegen ihrer geschmackvollen Zeichnungen und Farben, als auch wegen der Wahl der Gegenstände und des Preises. In Deutschland liefern ferner schöne Papiertapeten: Dresden (auch Metallmoortapeten), Prag, Mün-

chen, Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt am Main, Augsburg, Hannover, Mainz, Kassel, Langensalza und mehrere andere Städte. Mit diesen Tapeten beziehen die Fabrikanten sowohl die Messen zu Leipzig, Frankfurt an der Oder, Frankfurt am Main, Braunschweig ꝛc., als sie solche auch direkt von ihren Fabriken aus überall hin versenden. Die Fabrikate bestehen in langen Streifen oder Rollen von einer gewissen Anzahl Ellen in der Länge, z. B. 15, 20, 25 bis 30 Ellen, und 1 Elle und darüber in der Breite, zu den Hauptrandflächen; sie sind entweder von einfacher Farbe oder façonnirt, mit Verzierungen aller Art, oder satinirt, velutirt, vergoldet und versilbert ꝛc. ꝛc., oder mit Landschaften, historischen Gemälden ꝛc. ꝛc. bedruckt; dann Medaillons, Rosetten, Thürstücke, Kabinettstücke, Bordüren oder Einfassungen von verschiedenen Breiten, mit lebhaften Farben, auch en grisaille, mit Blumen- oder Gitterwerk, mit architektonischen Verzierungen, mit kleinen en Camayeux-Gemälden, zur Verzierung dienenden Stäben, mit einfachen Lambris, oder solchen, deren anscheinende Zusammenfügungen mit Medaillons verdeckt sind ꝛc. ꝛc. — Auch die Ostindische Gesellschaft bringt verschiedene Arten Papiertapeten in den Handel nach Europa, unter welchen die Chits, Lampasses, und die Chinesischen gemalten Tapeten ehemals viel Aufsehen erregten, jetzt aber keinen ansehnlichen Handelsartikel mehr abgeben. S. auch unter Papier, Th. 106, S. 733 und 841. Man kauft die Tapeten Stückweise, und bezahlt sie nach der Elle. — Die schon oben Eingangs erwähnten gewebten oder gewirkten Tapeten, Hautelisse- und Basselisse-Tapeten, die Türkischen Tapeten ꝛc., liefern in Frankreich Paris (Gobelins), Chaillot (Savonnerie), Beauvais, Aubüsson, Tours, Amboise, Abbeville, Straßburg ꝛc.; in Italien Rom und einige andere Städte; in Deutschland Wien und Berlin, in Rußland Petersburg ꝛc. ꝛc. — Gestrickte und

nachher gedruckte Tapeten liefert Bonneval. — Gemalte Tapeten auf Leinen, Halbleinen und andern Stoffen liefern die Niederlande und Deutschland, und hier vorzüglich Schlesien und die Oberlausitz, von wo aus ehemals Leinwand- und Zwillichtapeten, nach verschiedenen Mustern gedruckt, in Menge nach Spanien und Portugal gingen. Die Tapeten von vergoldetem, versilbertem und gepreßtem Leder waren ehemals, ihrer vorzüglichen Dauer wegen, sehr im Rufe, denn sie sind dem Verderben durch Feuchtigkeit oder Beschädigung von Würmern nicht so ausgesetzt, wie die gewirkten Tapeten; sie sind aber gegenwärtig ganz aus der Mode gekommen, nicht so die sogenannten Wachstuchtapeten oder Tapeten von Wachsleinwand, die noch ihre Liebhaber finden, und besonders in den Zimmern der Restaurationen, Kaffeehäusern 2c., die dem Schmutze mehr ausgesetzt sind, als andere Zimmer, ohne dergleichen Tapeten, die bloß zu Wohnzimmern dienen. Man macht diese Tapeten zu Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt am Main, Nürnberg, Hamburg 2c., und handelt sie bei ganzen, halben oder Viertelschock oder bei vollständigen Garnituren zu ganzen Gemächern.

Anwendung der Tapeten oder das Aufziehen derselben in den Zimmern. Gewöhnlich wird das Aufziehen der Tapeten dem Tapezierer überlassen, aber auch die Tapetenfabrikanten besorgen dieses Geschäft, so auch die Zimmermaler. Gewöhnlich suchen sich diejenigen, welche ihre Zimmer mit Tapeten ausstatten wollen, diese selbst aus, wird aber dieses Geschäft einem Tapezierer überlassen, so muß er bei der Auswahl der Tapeten Geschmack besitzen; denn er muß sowohl auf die Farben, wie auf die Zeichnung oder das Muster sehen, und die Zimmer berücksichtigen, die tapezirt werden sollen; eben sowohl muß er die zu einer jeden Tapete passenden Bordüren wählen, so auch die Thürstücke 2c.,

wie solche angebracht werden sollen. Daß den Tapezierern in den großen Städten, von der Tapetenhandlung, worin sie die Tapeten, die sie brauchen, zu kaufen pflegen, oft 5 bis 10 Prozent bei baarer Zahlung vergütet werden, darf den eigentlichen Käufer der Tapeten, der seine Zimmer tapezieren lassen will, nicht irre machen; denn dieses sind gewöhnliche Vergütungen, die ihm von der Handlung, wo er immer die Tapeten nimmt, oder zu kaufen empfiehlt, als eine Belohnung zufallen, unbeschadet des eigentlichen Käufers, der diese Prozente nicht erhält; denn sie werden jenem, als einem Zwischenhändler, für seine Bemühungen zu Gunsten der Handlung gegeben. Wenn man daher dieses in einigen Werken tadelt, so scheint dieser Tadel wohl ungerecht zu seyn, da diese Prozente nicht auf die Waare geschlagen werden, der Käufer also nicht mehr bezahlt, also auch nichts verliert. — Von der Wahl der Tapeten. Hier kann nicht die Rede seyn, welche Art von Tapeten gewählt werden soll, da solches ein Jeder selbst nach dem Zustande seiner Kasse entscheiden muß, sondern wenn er eine Art wählt, von dem Zustande der Farben und des Musters. Zum Wohn- und Schlafzimmer wählt man gern grüne Tapeten, weil diese Farbe den Augen am meisten zusagt, und auch für sie am dienlichsten ist. Ein zu helles oder lichtes Grün in einem Schlafzimmer taugt eben so wenig, wie jede andere helle Farbe; denn ein schnelles Abwechseln von Licht und Dunkelheit schadet den Augen, und solches um so mehr in einem Schlafzimmer beim plötzlichen Erwachen, wo das aufblinkende Auge auf helle Wände fällt, und besonders, wenn sie von der Sonne am Morgen beschienen werden, das Schlafzimmer Morgensonne hat. Man kann zwar die Fenster in einer Schlafstube mit Vorhängen vor dem zu grellen Tageslichte schützen, allein es geschieht nicht immer, und dann verliert das Zimmer auch das Freundliche am Morgen beim Erwachen. Man wähle daher

für das Schlafzimmer ein mattes oder sanftes Grün, welches zwischen dem Dunkel- und Hellgrün in der Mitte steht, oder ein sanftes Blau, ein schönes Mineral- oder Kornblumenblau, auch ein angenehmes Grau. Auch für Arbeitszimmer und Wohnzimmer wählt man gern die grüne Farbe, und hier ein Pistazien- oder Parisergrün. Zu einem Besuchs- und Putzzimmer, zu einem Speisesaale oder andern Staatszimmern wählt man gern recht brillante Farben, das feurigste oder glänzendste Grün, Blau und Gelb. Grün und blau sind die Farben, die man hier am meisten wählt. Auf einem schönen mineralblauen Grunde machen sich Gemälde in Goldrahmen, auch Kupferstiche, sehr gut, und auf einem lebhaften grünen Grunde Kupferstiche in Mahagonyrahmen ꝛc. Dieses Alles muß der Dekorateur oder Tapezierer berücksichtigen. Brillante Farben verdunkeln alle nebenstehenden Farben, daß sie ihr Ansehen verlieren, ganz matt erscheinen, und ist dabei das Zimmer nicht hinreichend erleuchtet, so erhalten auch die Menschen, die sich in einem solchen Zimmer befinden, von dem grünlichen Wiederscheine, der auf ihr Antlitz fällt, ein blasses und kränkliches Ansehen. Liegt es dem Eigenthümer daran, daß die Farben nicht verdunkelt, sondern hervorgehoben werden, so muß man Tapeten wählen, bei denen die Orangefarbe vorherrscht. Bei einer orangefarbenen Bekleidung bekommen auch bleiche, kränkliche Gesichter ein lebensfrisches Ansehen. So berichtet ein Schriftsteller über diesen Gegenstand: daß er einen Speisesaal in einem Badeorte gesehen habe, mit vielen orangegelben oder pomeranzengelben Verzierungen, in welchem sich die Badegäste am liebsten aufgehalten haben, ohne eigentlich zu wissen, welcher Ursache sie diese angenehme Wirkung zuzuschreiben hätten, bis man endlich den Grund in der frischen angenehmen Gesichtsfarbe auf allen Gesichtern gefunden habe. Der Eindruck, den eine richtige Wahl der Farben hervorbringt, ist sehr groß. So würde

ein Gartenzimmer, welches weiß, grau oder braun zur Hauptfarbe hätte, einen unangenehmen Eindruck machen, während grün, rosa und ein schönes Blau eine angenehme Empfindung erregen; dagegen sind braun und gelb wieder sehr geeignete Farben für Winterzimmer, besonders Rehbraun, Chromgelb ꝛc. So hält man auch dunkle Tapeten in Zimmern von sehr heller Lage, und wieder helle Tapeten in Zimmern von sehr dunkler Lage für unpassend. Es ist zwar wahr, daß Zimmer von der letztern Beschaffenheit durch dunkle Tapeten noch mehr verdunkelt, und durch helle etwas erhellt werden, aber dessen ungeachtet verweilt das Auge nicht gern auf dem nicht Zusammenpassenden, und fühlt einen unangenehmen Eindruck. Es ist hier mit den Tapeten dasselbe Verhältniß wie bei der Farbe der Kleidung, bei deren Wahl man auf die Haare Rücksicht nimmt. So steht helle Kleidung den Brünetten schlecht, dagegen wird eine Blondine nur dann im schwarzen Gewande reizend, wenn sie auch ihr Haupt durch schwarze Blonden beschattet. So steht den Blondinen rosa und hellblau, und den Brünetten orange- oder pomeranzengelb, auch dunklere Farben, wie Kornblumenblau, Carmoisin ꝛc., gut. Man nimmt oft an, daß Tapete und Bordüre von gleicher Farbe seyn müssen; dieses ist aber irrig, und die schönste Auswahl verliert dadurch oft allen Eindruck. Die Bordüre soll sich scharf bemerklich machen vor der Tapete; denn sie ist da, um die Grenze der Tapete zu markiren. So z. B. würde auf ein dunkles Mineralblau eine gelbe mit roth hin und wieder schattirte Bordüre passen. Eine grüne Bordüre zur grünen Tapete paßt nur dann, wenn Erstere sehr dunkelgrün, Letztere hellgrün ist. Dieselbe Regel gilt auch, wenn man gelbe Bordüren auf gelbe Tapeten ꝛc. nimmt. Am besten ist es, wenn man zu den Bordüren ganz andere Farben wählt, als zu den Tapeten, damit aber hier nicht der Eindruck grell und auf diese Art wieder störend

werde, so hat man jetzt dahin zu sehen, daß die Grade des Lichts und Schattens bei Bordüre und Tapete gleich seyen, während man in dem Falle, wo Bordüre und Tapete von gleicher Farbe sind, Erstere dunkler zu wählen hat. Dieselbe Abwechselung ist auch den Augen angenehm, wenn mehrere Zimmer durch Thüren mit einander in Verbindung stehen, so daß man oft plötzlich aus dem einen in das andere tritt, oder auch die Farben beider zugleich sieht. Es ist dann Abwechselung nöthig, aber man muß mit Farben abwechseln, welche sich zu einander passen, die sich gut unterscheiden, aber nicht grell abstechen. Diese Zusammenstellungen von Farben, welche in dieser Hinsicht schon öfter vorgeschlagen sind, mögen auch hier stehen. Es sind folgende: 1) Reseda, rosa, grün, grau, gelb, lilla, pistaziengrün; 2) Reseda, blau, lilla, grün, nanking; 3) olivengrün, lilla, orange, blau, rosa; 4) gelb, himmelblau, weiß, grün; 5) seegrün, carmoisinroth, blau; 6) zimmetbraun, hellblau, zitronengelb, lilla, grün; 7) grün, grau, rosa, pistaziengrün, lilla; 8) chocoladenbraun, seegrün, nanking, blau, carmoisinroth; 9) olivengrün, rosa, wasserblau, orange, grau. Sind nun die neben einander liegenden Zimmer nach einer der Zusammenstellungen der Farben tapezirt, wie sie im Vorhergehenden angegeben worden, so soll der Eindruck günstig seyn, obgleich hiermit noch nicht die Zusammenstellungen erschöpft sind, die noch weiter hinausgeführt werden können. Am besten findet man die Zusammenstellungen, wenn man Stücke von verschiedenen Tapeten, die aber hinreichend lang seyn müssen, neben einander hängt, und so den Eindruck beurtheilt, den die Zusammenstellungen machen. Um diesen Eindruck richtig beurtheilen zu können, muß man aber einen gebildeten Geschmack besitzen, der aber Gabe der Natur ist, oder auch dadurch gebildet werden kann, wenn man oft Gelegenheit hat, geschmackvolle Farbenzusammenstellungen zu betrachten, wozu selbst Feste Veranlassung

geben, worauf die Damen in farbiger Kleidung erscheinen, im farbigen Schmucke, man wird hier bald den Geschmack in Zusammenstellung der Farben in Kleidung, Bändern 2c. finden. Was nun die Bordüren betrifft, so eignen sich: zu grünen und blauen Tapeten: carmoisinroth, rosa, lilla, schwarze und weiße Bordüren; zu rosa Tapeten: grüne, gelbe, orange, weiße und graue Bordüren; zu carmoisinrothen Tapeten: zitrongelbe, weiße und grüne Bordüren; zu orangelben Tapeten: blaue, lilla, grüne und weiße Bordüren; zu gelben Tapeten: lilla, blaue, dunkelgrüne und graue Bordüren; zu oliven- und resedagrünen Tapeten: karmoisinrothe und lilla Bordüren; zu grauen, karmoisinrothen und chocoladenfarbigen Tapeten Bordüren von fast allen Farben, nur keine schwarzen. Eine andere Vorsicht bei der Auswahl der Tapeten besteht darin, daß man nicht solche, die mit giftigen Farben bedruckt sind, an Orte bringe, wo sie der Gesundheit nachtheilig durch ihre Ausdünstung werden können. So findet man unter den grünen Farben viele giftige, besonders diejenigen, welche aus Kupferoxid gezogen werden, dann diejenigen gelben Farben, die aus Bley gezogen werden, auch das Auripigmentum, das Chromgelb 2c. Die Ausdünstung geschieht vermittelst der Ofen- und Sonnenwärme, wenn sie diesen zu sehr ausgesetzt sind, auch wenn sie feucht werden sollten. Dann muß man bei der Auswahl der Tapeten auf ihre längstmögliche Dauer sehen. Man bringe also nicht Tapeten, die der Luft und Sonne ausgesetzt, leicht verblassen, an solche Orte, wo Zug ist, oder wo die Sonne lange und anhaltend auf sie scheint. Man tapeziere feuchte Wände nicht mit Farben, die durch die Feuchtigkeit fleckig werden. Man tapeziere Kalkwände nicht mit Tapeten, deren Farben der Kalk angreift. Die Erdfarben, also Tapeten, wozu grüne Erde, gelber Ocher, Köllnische Erde, Umbra, Englisches

Roth ꝛc. gebraucht werden, sind die dauerhaftesten; dann mehrere Mineralfarben, wie Zinnober, Mennige, Mineralgelb, Chromgelb, Grünspan ꝛc., nur diejenigen Farben, die aus den Pflanzenstoffen ꝛc. genommen werden oder die mit Farben aus den Pflanzenstoffen, auch aus thierischen Stoffen versetzt werden, wie Kugellack, Florentinerlack, Karmin, Berlinerroth, Mineralblau, Bergblau, Schüttgelb, und die gelben Farben aus dem Wau, der Scharte, den Kreuzbeeren ꝛc. verschwinden, wenn die Tapeten der Sonne zu sehr ausgesetzt sind; daher bleiben oder verändern sich auch am wenigsten alle Erdfarben, als schwarz, grau, Nankingfarbe, Kameelfarbe, Rehfarbe ꝛc., dagegen schwinden carmoisin-, rosa- und lillafarbige Tapeten; gelbe, blaue und grüne Tapeten leiden gar nicht durch das Licht der Sonne, am wenigsten gelbe, die mit Chromgelb, Mineralgelb ꝛc. bedruckt worden; feine gelbe, grüne, blaue, rothe und lilla Tapeten halten sich nicht gut auf Kalk, und sollen sie daher auf Kalkwände gebracht werden, so müssen diese vorher sehr stark mit Alaunwasser gedeckt werden. Auch auf das Verhältniß muß die gebührende Rücksicht genommen werden; denn eine Tapete mit zu großen Desseins in einem kleinen Zimmer ist eben so lächerlich, wie eine Tapete mit sehr kleinen Desseins in einem großen Zimmer unscheinbar ist. Sehr breite Bordüren in einem niedern Zimmer sind Karrikaturen, und eine zu schmale Bordüre in einem hohen Gemache verschwindet dem Blicke. — Einrichtung der Wände zum Tapezieren. Wenn Wände neu getüncht worden, so kann man sie sogleich auf eine sehr zweckmäßige Art zum Tapezieren zurichten, wenn man sie mit dem sogenannten Haarzeuge überzieht. Dieses Haarzeug besteht, wie bekannt, aus einer Mischung von Lehm (Letten), Kälberhaaren und Kalk. Von dem Kalke darf man nur sehr wenig nehmen, auf 100 Pfund Lehm höchstens 2 Pfund Kalk. Nimmt man mehr Kalk, so kann man dadurch leicht den

Tapeten schaden, ohne daß man etwas zur Verbesserung der Wand beiträgt. Das Verfahren beim Tünchen mit dem Haarzeuge ist bekannt; denn nachdem die Stein-, Lehm- oder Backsteinwand fertig und trocken ist, wird sie mit dem Haarzeuge beworfen. Den Anwurf glättet man mit der Mauerkelle, ehe er ganz trocken ist, und streicht ihn dann mit folgendem Leimwasser an: $\frac{1}{4}$ Pfd. Tischlerleim wird in 7 Pfd. kaltem Wasser drei Stunden lang eingeweicht, dann über dem Feuer aufgelöset, darauf $\frac{1}{8}$ Pfd. Farinzucker und $\frac{1}{8}$ Pfd. Alaun, in $\frac{1}{2}$ Pfd. Wasser aufgelöset, hinzugegossen, Alles umgerührt und heiß auf die Wand getragen. Ist der Anstrich trocken geworden, so betupft man die Wand mit einem nassen Finger, und sollte sie dann noch das Wasser begierig einsaugen, so muß man sie nochmals mit dem beschriebenen Leimwasser anstreichen. Eine so geleimte Wand kann mit einer jeden, auch der feinsten, Tapete bekleidet werden. — Zu den Substanzen, welche beim Aufziehen der Papiertapeten in Anwendung kommen, gehören: Kleister, Zinkstreifen, verschiedene Arten von Leinwand und Zwecken oder Tapeziernägel. Der Tapetenkleister besteht aus Waizenmehl und Wasser. Man bereitet ihn auf die Weise, daß man nach und nach in 7 Quart Wasser $\frac{3}{10}$ Berliner Quart Weizenmehl einrührt. Diese Mischung von der Consistenz der Milch erwärmt man in einem gußeisernen Topfe unter beständigem Umrühren, damit das Mehl nicht anbrenne und sich klümpe. Der Kleister wird dicker und erhebt sich zuletzt in Blasen. Man läßt ihn 10 bis 15 Minuten kochen, nimmt ihn dann vom Feuer und gießt ihn aus, damit er in einem andern Gefäße, und nicht im gußeisernen Topfe erkalte, wo er sonst schwarz werden würde. Er gesteht zuletzt durchs Verkühlen zu einer zitternden Gallerte. Will man dem Kleister mehr Bindekraft geben, auch damit er sich länger erhalte, ohne sauer zu werden, so setze man der

Mischung von Wasser und Mehl, ehe man sie noch übers Feuer bringt, etwas gepulverten Alaun hinzu. Wenn der Kleister zu dick ist, so verdünne man ihn mit ein wenig Wasser, welches man gut mit ihm vermischt, bis er von gleichförmiger Consistenz ist. — Die Zinkstreifen kommen nur bei den Schränken in Anwendung, die unter den Tapeten verborgen sind, die man Tapetenschränke nennt; denn von diesen müssen die Thüren genau schließen, deshalb muß man die Zinkstreifen anwenden, die man dergestalt auf die Ränder der Thüren nagelt, daß sie die Anschläge verbergen. Diese Zinkstreifen sind 9 Zoll 6 Linien breit, und man schneidet sie so lang, als es für die Schränke nöthig ist; sie werden mit kleinen Pariser Kopfstiften befestiget. — In Hinsicht der Leinwand, die beim Aufziehen der Tapeten und bei der Dekoration gebraucht wird, wendet man verschiedene Arten an. Die eine Art hat sehr weite Maschen, und wird benutzt, um entweder feuchte Wände oder Arbeiten aus Tannenholz zu überziehen, welches sich leicht wirft und dadurch die Tapete zerreißt. Im erstern Falle wird die Leinwand in einem gewissen Abstande von der Wand aufgezogen und so verhindert, daß die Feuchtigkeit die Tapete nicht erreichen und verändern kann. Im zweiten Falle wird die Tapete auf die Leinwand gezogen, und sitzt nicht direkt auf dem Holze, weshalb Letzteres sich ausdehnen und zusammenziehen kann, ohne daß das Papier Schaden leidet. Man wendet auch ungebleichte und graue engmaschige Leinwand an, um mangelhaftes Holzwerk und Wände, die man anstreichen will, damit zu überziehen. Zu schönen Anstrichen wähle man weiße Leinwand, wie zu den Gemälden. — Unter Tapetenzwecken oder Tapetennägeln versteht nan eine Art kleiner Nägel mit rundem und flachem Kopfe, deren man sich bedient, um die Ränder der Leinvand damit zu befestigen. Man soll wohl thun, diese Nägel kurze Zeit in etwas Weingeistfirniß zu legen,

dann breitet man sie aus, und wendet sie nicht eher an, als bis dieser Firniß ganz trocken ist. Diese überzogenen Nägel rosten nicht und verursachen auch keine Flecken auf den Tapeten. — Die zum Tapezieren erforderlichen Werkzeuge sind: 1) ein Kleisterpinsel; 2) ein Eymer zum Kleister; 3) eine Scheere; 4) ein Lineal; 5) ein Zirkel; 6) eine Schnur; 7) ein Bleyloth; 8) eine Setzwage; 9) ein Hammer; 10) ein Hartmeißel; und 11) eine Zange. Zum Kleisterpinsel gehört ein Faustpinsel, dessen Haare oder vielmehr Borsten fest gebunden und geleimt seyn müssen, um den Kleister auf die Tapetenbahnen zu streichen. Der Eymer zum Kleister besteht entweder aus Zink oder aus Holzdauben. Der Kleister wird hineingethan und darin angemacht. Die Scheere hat die Form der gewöhnlichen Papierscheere; man beschneidet damit die Tapeten und schneidet auch die Leinwand zu; mit einer noch besondern Scheere, die sehr feste und scharfe Flügel hat, schneidet man die Zinkstreifen. Das Lineal hat die Länge einer Elle, auch etwas darüber, und wird nicht nur als Maaßstab, sondern auch zum Ziehen der Linien und der Abtheilungen für die aufzuziehenden Tapetenbahnen benutzt. Der Zirkel dient, um die Räume für die Tapetenbahnen genau abzutheilen. Die Schnur und das Bleyloth benutzt man, um gerade und vertikale Linien zu ziehen. Die Setzwage dient, um die marmorirten Tapeten in horizontalen Bahnen aufzuziehen. Der Hammer des Tapezierers ist dem des Glasers ähnlich, und dient zum Aufnageln der Leinwand. Der Hartmeißel und die Zange dienen dazu, um die Nägel, die sich in den Wänden befinden, entweder abzuhauen oder auszuziehen.

Wenn ein Zimmer mit Tapeten verziert oder tapeziert werden soll, so muß dasselbe ausgemessen, und die Tapeten berechnet werden. Man muß daher wissen, wie viele Rollen Tapeten zur Tapezierung irgend eines Zimmers nothwendig sind. Diese Vorherbestim-

mung ist nöthig, damit man nicht, durch Anschaffung einer überflüssigen Menge von Tapeten, mehr Geld ausgiebt, als erforderlich ist; und dann auch wieder, damit man nicht zu wenig Tapeten kauft, und dadurch in Verlegenheit geräth, da oft ein Muster, welches beliebt ist, oder Beifall erhält, durch den starken Absatz vergriffen seyn könnte, und man würde dann entweder eine andere Wahl der Tapeten treffen, oder warten müssen, bis ein neuer Transport angekommen wäre; daher ist es immer besser, einige Ellen Tapeten mehr zu nehmen, als man nöthig zu haben glaubt, als zu wenig, um so mehr, wenn man nicht bestimmt weiß, daß der Tapetenhändler noch hinreichenden Vorrath von der gewählten Sorte hat. Beim Ausmessen der Zimmer muß man daher sehr sorgsam zu Werke gehen, und selbst wenn man richtig gemessen zu haben glaubt, welches Routine und Erfahrung giebt, so muß man doch lieber eine Rolle mehr nehmen, als zu wenig; denn was man übrig behält, dient späterhin zum Ausbessern der Flecken oder schadhaft gewordenen Stellen. Auch selbst bei dem Nachliefern der Tapeten, wenn nämlich das Muster vergriffen ist, läßt sich nicht immer auf dieselbe Grundfarbe rechnen bei gleichem Muster, weil der Anstrich und das Bedecken der Tapeten von vielen Nebenumständen abhängt; denn Erstens lassen sich gemischte Farben nicht gut nachmachen, da sie immer wieder anders in der Farbe ausfallen, und dann hat auch die Witterung wegen des Trocknens darauf Einfluß, so daß selbst dadurch die Farbe verändert wird; auch kann jeder Fehler, den man beim Tapezieren begeht, sogleich wieder gut gemacht werden; auch erfordert es oft die Zeichnung, das Dessin der Tapete, daß eine Bahn um 6 bis 9 Zoll versetzt werden muß. Derjenige, der es versteht, die Quadratfläche der Wände auszumessen, bedarf darüber keiner Vorschrift; denn da jede Rolle Tapeten 40 Rheinländische Quadratfuß enthält, so kann man, wenn man

den Quadratinhalt der Wände kennt, leicht berechnen, wie vieler Rollen Tapeten man bedarf. Wer aber in einer solchen Berechnung sich nicht geübt genug glaubt, dem dient folgendes mechanische Verfahren, um die Menge der nöthigen Tapetenrollen kennen zu lernen. Man wähle zuerst die Bordüren, und mache dann ein Zeichen an die Wand, wie weit die Bordüren oben und unten reichen; dann nehme man das Maaß des Zwischenraumes, der für die Länge der Tapeten bestimmt ist, und messe eine Tapetenrolle, wie viele solcher Bahnen sie enthält; dann mißt man die Breite der Tapete, und mißt mit diesem Maaßstabe die Wand aus, wie viele Bahnen an derselben nöthig sind. Hat man ein Zimmer zu tapeziren, welches so hoch ist, daß eine Rolle $4\frac{1}{2}$ Bahn giebt; hat man ferner gefunden, daß man im Zimmer rings herum 20 ganze Bahnen, und noch 6 halbe unter die Fenster und über die Thüren bedarf, so würden zu einem solchen Raume 23 ganze Bahnen oder ungefähr $5\frac{1}{9}$ Rolle erforderlich seyn. Das Ausmessen der Bordüren ist mit noch weniger Kunst verbunden. Man mißt mit der Elle den Umfang des Zimmers aus, giebt noch 1—2 Ellen zu, für den Fall, daß etwas schadhaft werde, und verlangt nun in der Tapetenhandlung so viele Ellen Bordüren, wie man bedarf, da dieselben ellenweise verkauft werden. Nach der Wahl und dem Quantum der Tapeten, erfolgt das Beschneiden derselben. Dieses geschieht an der linken Seite bis dicht an das Dessin, weil das Tapezieren am leichtesten von der linken zur rechten Seite geschieht. Man hält nämlich die Rolle so vor sich hin, daß der Druck nach oben ist, und beschneidet dann die Tapete an der linken Seite ganz knapp bis dicht an das Dessin, wie schon erwähnt worden. An der rechten Seite schneidet man entweder gar nichts von der Tapete ab, oder doch nur so viel, daß noch drei Linien breit stehen bleiben. Hierauf schneidet man erst eine Bahn ab, ehe man aber die zweite

Bahn abschneidet, hat man zu beobachten, ob der Abschnitt oder dessen Dessin auch gerade an das Dessin der ersten Bahn paßt, und so muß man stets mit dem gehörigen Anfange im Dessin bei jeder Bahn beginnen; außerdem verschneidet man alle Bahnen. Durch die Anwendung einer besonders aufzusetzendenden sogenannten Goldleiste, oder indem man die Bordüren etwas breiter wählt, kann man sich in solchen Fällen helfen, wo große Dessins stets einen bestimmten Anfang erfordern, und deshalb viel abgeschnitten werden müßte. Das Beschneiden der Bordüren muß mit der nöthigen Vorsicht geschehen, so daß man Alles, was zur Sache gehört, an ihnen läßt, z. B. den Schlagschatten, die untern Gehänge ꝛc., daß man ferner den Raum über der Kron- oder obern Leiste dicht am Drucke abschneidet, und wenn dieses der Länge nach geschehen ist, so zerschneidet man die Bordüren noch in Stücke von 2 — 3 Ellen Länge, damit man sie leichter und besser aufkleben kann. Man beobachtet aber dabei, daß man sie an solchen Stellen zerschneidet, wo sie am leichtesten wieder zusammengesetzt werden können. Man hat auch bei den Tapeten, ehe man sie beschneidet, zu untersuchen, welcher Theil nach oben, und welcher dagegen nach unten kommt. Bei vielen schlechten Tapeten, auch wohl bisweilen bei feinen, ist das Dessin solchergestalt, daß es völlig einerlei ist, welchen Theil der Tapete man nach unten, und welchen nach oben nimmt; bei den meisten Tapeten findet aber ein Unterschied Statt, der oft mehr, oft weniger in die Augen fällt. Man suche daher in zweifelhaften Fällen zu ergründen, was für einen Gegenstand das Dessin darstellt; denn es beleidiget den guten Geschmack, und bleibt dem Bewohner des Zimmers stets ärgerlich, wenn seine Tapete verkehrt aufgezogen ist. Man kann sich selbst in dieser Hinsicht nicht immer auf einen Tapezirer von Fach verlassen, und nicht selten wird man sehen, daß sogar Draperien, Kreuzgehänge, Trauben- und

Blätterwerk verkehrt stehen, ja selbst obere Bordüren unten, und so umgekehrt angebracht sind. Ist man in einer Ungewißheit, in der man es nicht wagt, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen, so werden die Tapetenhändler noch am ersten Auskunft geben können, da man von ihnen, die beständig mit Tapeten umgehen, wohl Kenntniß derselben, verbunden mit Geschmack, erwarten darf. Bisweilen kann man sich auch dadurch helfen, daß man eine Bahn der Tapete zur Probe in verschiedenen Richtungen an die Wand halten läßt, und sie dann aus verschiedenen Entfernungen betrachtet. — Beim Aufkleben der Tapeten muß die größte Genauigkeit Statt finden, alle Bahnen müssen völlig senkrecht an den Wänden stehen, ihre Dessins und die Bordüren dagegen wagerecht einander entsprechen. Die erste Arbeit ist daher das Abschnüren der Wände, das heißt, man macht mit der Schnur auf die allgemein bekannte Weise oben und unten an den Wänden wagerechte Linien, welche anzeigen, wie weit die Bordüren oben und unten reichen. Dann legt man fünf Bahnen Tapeten, welche etwas länger geschnitten sind, als der Zwischenraum zwischen den Bordüren, verkehrt auf einen Tisch von hinlänglicher Größe, eine Bahn auf die andere, und giebt ihnen eine Unterlage von reinem Makulaturpapier. Dann bestreicht man die oberste Bahn mittelst einer Bürste oder eines Schwammes mit Kleister, und solches möglichst gleichmäßig, wobei man zu beobachten hat, daß man nicht zu oft über die bereits nassen Stellen fahre, auch den Seiten gehörig Kleister gebe, aber nicht zu viel, so daß sich der Kleister beim Aufkleben der Tapeten nicht an den Seiten herausdrücke, und die nächsten Bahnen beschmutze. Man läßt nun den Kleister etwas anziehen, und die Tapete durchweichen, weil sie sich dann viel genauer mit der Wand verbindet. Je dünner und feiner das Papier der Tapete ist, desto weniger Zeit ist erforderlich, um den Kleister anziehen zu lassen, desto

leichter geht das Tapezieren, und desto fester verbinden sich die Tapeten mit der Wand. Man hebt dann die oberste Bahn ganz leicht auf, indem man sie bei ihrem obern Ende ergreift, und legt sie leicht an die Wand, so daß sie oben und unten ein wenig über den Strich hinausreicht, welcher die Grenze der Bordüren angiebt. Um nun zu sehen, ob die Tapete völlig senkrecht an die Wand gelegt ist, läßt man entweder neben derselben ein Senkbley herabhängen, oder man sticht über ihr eine Ahle in die Wand, an welcher ein Senkbley befestiget ist. Hiernach richtet man die erst leicht angelegte Bahn; denn wenn nicht das ganze Zimmer verpfuscht werden soll, so ist durchaus nöthig, daß besonders die erste Bahn ganz gerade herunterhängend aufgeklebt werde; man soll aber wohlthun, auch bei jeder folgenden, wenigstens bei jeder dritten Bahn, das Senkbley anzuhalten. Hängt nun die Tapete vollkommen senkrecht, so bringt man es durch Lüften und Ziehen an den Seiten, so wie durch leichtes Streichen von der Mitte aus nach beiden Seiten dahin, daß dieselbe durchaus keine Falten zeigt, worauf man sie fest an die Wand drückt. Man bedient sich dabei gewöhnlich eines Bausches oder eines zusammengelegten Tuches, womit man die Tapete glatt streicht, und vollends fest klopft. Durch dieses Verfahren werden aber oft Farben auf der vom Kleister feucht gewordenen Tapete verwischt, und besonders die Saft- und Lasurfarben, welche etwa auf der Tapete sind, leiden, indem sie Fasern von dem Tuche annehmen. Besser ist also die Methode, bei der man einen großen und langen Bogen reines Papier zur Hand nimmt, welches man von oben herab über die ganze Breite der Tapetenbahn legt, wobei man abwechselnd mit beiden Händen von der Mitte aus nach außen streicht, wodurch alle Luftblasen zwischen der Wand und dem Papiere verschwinden, und die Tapete allenthalben fest angedrückt wird, ohne daß sie dabei beschmutzt werden könnte. Man

fährt mit dieser Behandlung abwärts über die ganze Bahn fort, was sehr schnell geht, ohne daß die Farben oder sonst das Ansehen der Tapete dabei leidet. — Wenn die Tapeten von sehr starkem und festem Papiere, welches nicht leicht durchweicht, sind, so entstehen bisweilen Falten, die größer oder kleiner seyn können. Sind die Falten groß, so lüftet man die ganze Tapetenbahn bis dahin, wo die große Falte ist, zieht sie dann an, so daß sie sich allenthalben gleichmäßiger ausdehne, und legt sie von Neuem auf die Wand an. Sind die entstandenen Falten nur klein, so hat man gewöhnlich weniger Umstände nöthig, und sie verschwinden meist schon dadurch, daß man mit zwei Fingern von innen heraus die Nähte stark von einander streicht. Auch Blasen dürfen die Tapeten nicht behalten, weil sie verhüten, daß die Tapeten allenthalben fest auf der Wand kleben, und eine Tapete, welche erst an einer Stelle los ist, sich leicht noch weiter ablöset. Einzelne kleine Blasen vergehen zwar beim Trocknen, wenn sich die Tapete stärker anspannt, ohne einigen Nachtheil zu hinterlassen; dagegen müssen größere Blasen mit einer Nadel aufgestochen werden, das heißt, man sticht mit einer Nadel ein kleines Loch in die Blase, und läßt die Luft heraus, wenn man es nicht vorziehen sollte, die Tapete noch einmal aufzuheben, und so die Luft herauszulassen. — Den Anfang des Tapezierens macht man an einer Stelle, wo der Absatz der letzten Bahn am wenigsten bemerkt wird, also nie in der Mitte des Zimmers, sondern in einer Ecke, oder noch besser rechts vom Ofen. Kommen über die Thür oder unter die Fenster eigends dazu gefertigte Stücke, so kann man auch den Anfang des Tapezierens rechts von einer Thür, oder rechts von den Fenstern aus machen. In den meisten Zimmern soll es zweckmäßig seyn, den Anfang des Tapezierens rechts vom Ofen zu machen, worauf man mit dem Tapezieren immer rechts herum fortfährt, Bahn an Bahn anlegend, bis man zur linken

Seite des Ofens seine Arbeit wieder beendet. Man kann daher auch die erste Bahn im Winkel eines Thür- oder Fenstergesimses aufziehen, und dann so fortfahren bis zum ersten folgenden Gesims, wo es manchmal nothwendig wird, die Bahn ihrer Länge nach zu zerschneiden, und genau den Winkel des Simswerkes zu erreichen. Bei jeder Bahn, welche man aufzieht, wird immer die folgende mit schwachem Uebergriffe neben die andere gelegt, und so genau, daß das Muster gut paßt, und man kaum die Anfügung gewahrt, deshalb muß auch der Uebergriff der Bahn so eingerichtet seyn, daß die dadurch entstehenden Nähte nicht dem einfallenden Lichte zunächst, sondern von demselben abwärts liegen, damit der Schatten diese Naht noch verdecke, und sie nicht durch das einfallende Licht noch sichtbarer werde; denn hierdurch verschwinden die Nähte mehr dem nicht so sorgsam spähenden Auge. Wenn man auf diese Weise alle ganzen Bahnen aufgezogen hat, so tapeziert man auch die Theile über den Fenstern und Thüren mit den übrig bleibenden Abschnitten. Die großgemusterten Tapeten verlangen eine besondere Aufmerksamkeit, damit die Muster über den Thüren und über den Fenstern keine Unterbrechung erfahren. Wenn man z. B. mit einer Bahn genau bis zum Thürsimswerke reicht, und der Theil über dieser Thür $2\frac{1}{2}$ Bahn erfordert, so muß man an der andern Seite des Thürsimswerkes eine in der Längerichtung mitten auseinander geschnittene Bahn aufziehen, damit dieses mit der halben Bahn über der Thür genau akkordirt. Sollte man bei der Benutzung des Ueberrestes der Tapete die andere Hälfte der zerschnittenen Bahn nicht anbringen können, so gehört sie zu den Abfällen. Mit dem Aufkleben der Bordüren verfährt man eben so, wie mit den Bahnen. Wo man mit den Tapeten anfing, da fängt man auch mit den Bordüren an, die weit leichter aufzukleben sind, als die Tapeten, weil sie aus kleinen Stücken bestehen. Die Bor-

düren werden eben so, wie die Tapeten beschnitten; es giebt einige, die man ausschneiden muß, wie z. B. die Blumengewinde, die Fruchtzweige, die Kämme, die Franzen, die Blumenbouquette ꝛc. — Um gewisse Tapeten von einfarbigem Grunde, aber von sehr zarter Farbe, wie z. B. Tapeten von hellgrünem, rosenrothem, orangegelbem ꝛc. Grunde aufzuziehen, muß man die Tapeten beim Aufziehen weder mit der Hand, noch mit einem linnenen Tuche andrücken, ohne zuvor die Tapete mit einem Bogen grauen Papiers zu bedecken; dann streicht man auf diesen Bogen hin und her, bis die Tapete gehörig ausgebreitet ist, wovon man sich überzeugen kann, indem man den Bogen grauen Papiers emporhebt. Die Glanz- und Sammettapeten müssen mit dickem Kleister, welcher mit Bier angemacht ist, angestrichen werden; denn wenn man dazu einen mit Wasser verdünnten Kleister nehmen würde, so würden sie nach einiger Zeit wieder losgehen. Die einfarbigen Glanztapeten machen nur dann einen guten Effekt, wenn sie auf weißen, reinlichen, ganz geraden und ganz ebenen Wänden aufgezogen sind. Alte Tapeten dürfen nicht darunter liegen; denn die Nähte vom Uebergriffe der Bahnen der Tapeten bilden Vorragungen, die sehr sichtbar werden, sobald die Glanztapete aufgezogen ist. Wenn die Wände alt und braun sind, jedoch gerade, so kann man Glanztapeten an denselben aufziehen, nachdem man sie gehörig abgekratzt, ein- oder zweimal mit Leim getränkt, ausgefüllt und mit Bimsstein abgeschliffen hat. Das graue Papier, welches man unter Glanztapeten aufzieht, muß ein sehr feines Korn haben, und immer nach Englischer Manier, das heißt, ohne Uebergriffe, aufgezogen werden. Wenn man Tapeten an Decken oder an horizontalen Theilen aufzieht, so muß man die Bahnen mit dickem Kleister gut überziehen, weil sie sich sonst ablösen, ehe sie trocken werden. In solchen Fällen soll man wohl thun, dem Kleister eine Auflösung von Aetzsublimat der Mäuse

halber zuzusetzen, welche, wenn sie die Leinwand und die Tapeten solcher Decken benagen, hier häufig Löcher erzeugen, die man fast gar nicht wieder ausbessern kann. Die Marmor- und Granittapeten werden in horizontalen Bahnen von gleicher Höhe aufgezogen. Man schneidet die Bahnen dergestalt zu, daß sie bunte Steine bilden. Die Höhe des Zimmers bestimmt die Zahl der Bahnen. Man wählt eine solche Breite der Tapete, welche für eine gewisse Zahl ganz gleicher Bahnen den geringsten Abfall giebt. Die Steine werden so geordnet, wie es bei den Mauern aus Quadersteinen der Fall ist, nur sind sie weit länger. Die Tapeten, welche den Porphyr nachahmen, unrichtig Granittapeten genannt, die man unten an den Wänden, um die Friese zu bilden, anwendet, werden auch in horizontalen Bahnen aufgezogen. Man schneidet sie manchmal in der Längenrichtung auseinander, um keinen zu hohen Fries zu bekommen. Wenn man Blumengewinde oder andere schattirte Bordüren aufzieht, muß man darauf sehen, sie nicht gegen das Licht zu bringen, und nachsehen, wie sie an ihrem Platze beleuchtet werden, damit man die Lichtseite auf der Bordüre auch dem einfallenden Lichte zuwendet, und die Schattirung auf die andere Seite bringt. Es trifft sich häufig, daß die Lichter gegen die Tapeten hin, und der untere Schatten folglich gegen den Fries hin liegt, und der obere am Karnies oder an der Decke liegt. Bedingungen für den Arbeiter beim Tapezieren oder Aufziehen der Tapeten sind noch: daß man, wenn alle Tapetenbahnen geschnitten sind, sie auf einem Tische übereinander und dergestalt legt, daß die gemusterte Seite nach unten zu liegen komme. Hierauf wird die Rückseite der Bahn mit Kleister bestrichen und so zusammengeschlagen, daß die angestrichenen Theile die innern sind. Man darf nicht mehr Tapetenbahnen anstreichen, als man in einer halben Stunde aufziehen kann, sonst trocknet der Kleister in den angestrichenen

Bahnen und sie sind verloren. Ferner muß der Arbeiter beim Aufziehen der Tapeten ganz reine Hände haben. Man ergreife mit beiden Händen diejenige Tapetenbahn, welche zuerst angepinselt worden, und ziehe sie auf, indem man oben anfängt, und den untern Theil der Bahn die gehörige Richtung giebt. Letztere verliert schon durch ihr eigenes Gewicht die Falten, und wird gut lothrecht hängen. Eine Hauptsache beim Aufziehen der Tapete ist, daß man dabei alle Zugluft, so auch alle starke Ofenwärme vermeide. Die Fenster dürfen also nie geöffnet werden, so lange die Tapeten noch nicht völlig trocken sind; denn eine Tapete, welche zu schnell trocknet, ob Zugluft, oder starke Wärme die Ursache davon ist, reißt auch bald, und vielleicht schon während des Trocknens wieder ab. Je langsamer das Trocknen vor sich geht, um so fester hält der Kleister. Wenn man also das Zimmer so lange, bis die Tapete trocken ist, verschlossen hält, so wird solche am schönsten und dauerhaftesten, wenn auch über dem Trocknen längere Zeit vergeht.

Das trockne Aufziehen der Tapeten oder das Aufziehen derselben mit sehr wenigem Kleister, ist ein den Franzosen nachgeahmtes Verfahren, und kann nur da angewendet werden, wo ein Zimmer schnell tapeziert werden soll, denn ein einziger Arbeiter kann bei dem trocknen Aufziehen der Tapeten bequem zwei Zimmer in einem Tage fertig tapezieren. Das Verfahren besteht darin, daß man die Tapeten, wenn sie beschnitten sind, und wie bei dem vorigen Verfahren auf dem Tische ausgebreitet liegen, auf der Rückseite mit einem großen nassen Schwamme überfährt und befeuchtet, jedoch nur wenig und so, daß sie keine glänzenden Stellen bekommen. Ehe sie noch trocknen können, bestreicht man sie etwa einen Finger breit an den vier Kanten mit gewöhnlichem Kleister, worauf man sie schnell an die Wand klebt, was bei einiger Uebung sehr schnell von Statten

geht. Bei diesem trocknen Auflegen wird sehr wenig Kleister gebraucht, die Tapeten, welche durch das Anfeuchten ausgedehnt waren, ziehen sich beim Trocknen wieder zusammen, so daß sie sehr fest an der Wand liegen, ohne Falten oder Blasen zu zeigen. Das Trocknen selbst geht sehr schnell von Statten, und die Farben erhalten sich viel schöner, als bei allen andern Methoden. Die Nachtheile dieser Art zu tapezieren sind dagegen, daß den nur am Rande angeklebten Tapeten die bessere Dauer abgeht. Durch Stöße und Reibungen anstehender Möbel werden sie leicht zerrissen, von der Ofenhitze springen, und von feuchter Luft verstocken sie leicht. Auch können sich hinter diesen Tapeten leicht Wanzen und andere Insekten einnisten. — Das Aufziehen der Tapeten mit untergelegtem Leinen ist sehr kostspielig, langweilig, und mit vielen Nachtheilen verbunden, daher es auch nur selten noch üblich ist. Man wendet es mit Vortheil nur dann an, wenn Bretterwände zu tapezieren sind, in welchem Falle man auch die Leinwand fest klebt, wodurch die Nachtheile dieser Art zu tapezieren gehoben werden. Wenn die Leinwand dagegen nicht auf der Wand befestiget ist, sondern nur auf untergelegten oder untergenagelten Leisten, wie beim Tapezieren nasser Wände, so treten alle Nachtheile hervor, welche das Tapezieren auf untergelegtem Leinen hat. In diesem Falle ist es besser, das Tapezieren auf Leinwand zu unterlassen, und wäre es nur, um den Mäusen, Wanzen und anderem Ungeziefer keine Schlupfwinkel einzuräumen. Will man in gewöhnlichen Fällen, wo man keine andere Absicht hat, als einer schönen Tapete eine längere Dauer zu geben, auf untergelegtem Leinen tapezieren, so klebt man die Leinwand mit dem oben angeführten Mehlkleister auf die Wand. Nachdem sie trocken geworden ist, werden die rauhen Stellen und Knötchen in derselben mit Bimsstein abgeschliffen. Man überklebt sie darauf mit Makulatur, und zieht über diese

die Tapete. In Zimmern, die viel gebraucht werden, kann man sich auch schmaler Leinwandstreifen bedienen, um die Tapeten mehr zu befestigen. Man nagelt diese Leinwandstreifen, welche eine Breite von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll haben können, unter dem Gesimse, an den Fensterbekleidungen, über den Fußleisten oder Lambris an, bestreicht sie dann mit dem oben beschriebenen Mehlkleister, damit sich die Ränder fester an die Wand legen, und überzieht sie mit dünnem Makulaturpapier. Wird nun die Tapete auf die Wand geklebt, so wird sie an den Seiten nicht so leicht abgehen, und daher länger festhalten. — Wenn nun die Wände mit Makulatur überzogen und darauf die Tapeten gesetzt werden sollen, so geschieht dieses der bessern Haltbarkeit der Tapeten wegen, und solches auf Kalk, grober Leinwand und Holz, so wie auf allen Wänden, an denen die Tapeten nicht festhalten wollen, überflüssig ist es dagegen an allen guten Wänden, auf denen die Tapeten auch ohne diese Vorbereitung leicht festhalten. Um nun Kalkwände dauerhaft zu tapezieren, das heißt, daß die Tapeten auf die Dauer sitzen bleiben, und nicht durch die erste Einwirkung der Zugluft oder der Wärme abspringen sollen, so kann man solches auf verschiedene Weise verrichten. Bei noch nicht oft überstrichenen Kalkwänden, die also sehr neu und dabei glatt und eben sind, ist weiter nichts nöthig, als die Schärfe des Kalks zu mildern, damit er nicht die schönen Farben feiner Tapeten angreift. Dieses geschieht mittelst eines Anstrichs von Alaunwasser. Man löset nämlich $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun in 6 Pfund heißen Wassers auf, und bestreicht damit, wenn die Auflösung noch heiß ist, die Wände. Ist der Anstrich trocken, so leimt man sie (die Wände) mit Leimwasser, wie oben, S. 136, gezeigt worden; hierauf klebt man nun die Tapeten. Sind die Kalkwände bereits alt, aber noch fest, und in allem Uebrigen den neuen Kalkwänden gleich, so verfährt man eben so, wie

oben gezeigt worden. — Nach einer andern Anweisung auf Kalkwände dauerhaft zu tapezieren, geschieht solches auf folgende Weise. Man nimmt einige scharfe Sandsteinplättchen, die groß genug sind, um sie bequem mit der Hand fassen zu können, reibt damit die hervorstehenden Unebenheiten der Wand glatt ab, und bestreicht diese, wenn man sich nur der geringeren Tapeten, als grauer, brauner, nankingfarbener, kameelfarbener ꝛc., bedienen will, mit frischem Ochsenblute. Dieses läßt man trocknen, bis die Wand nicht mehr abfärbt; dann klebt man die Tapete auf, bedient sich aber dazu eines guten Kleisters, der auf folgende Weise bereitet wird. Drei Pfund Stärke werden mit so vielem Wasser, als nöthig ist, zu einem gleichmäßigen dicken Brei eingerührt, in welchem keine Klöße bleiben dürfen. Man fügt Leimwasser hinzu, welches man vorher bereitete, indem man 5 Pfund Leim in 25 Pfund kaltem Wasser eine Stunde einweicht, dann in einem Topfe oder Kessel an das Feuer setzt, und unter beständigem Umrühren kocht. Die Unreinigkeiten des Leimes entfernt man durch Abgießen des Wasser durch ein Sieb, worauf man es erkalten läßt, dann unter den Stärkebrey rührt, und mit diesem zusammen nochmals auf das Feuer bringt. Man läßt die Mischung kochen und rührt sie dabei fortwährend um. Man nimmt auch diesen Kleister nicht sogleich vom Feuer, wenn er dick geworden ist, sondern man kocht ihn bis er klar und durchsichtig ist; denn das anhaltende Sieden ist bei der Verfertigung des Kleisters erforderlich, weil dadurch eine neue Verbindung mit dem Wasser hervorgeht, und das Stärkemehl in eine Art Gummiwasser verwandelt wird. Ein zu wenig gekochter Kleister durchnäßt selbst das dickste Papier und verdirbt auch sehr leicht die besten Farben. Dem gut gekochten Kleister setzt man darauf noch $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Pfund dicken Terpentin zu, worauf man Alles über dem Feuer gut untereinander rührt. Auf eine solche Kalkwand zieht

man nun, wenn man feine und schönfarbige Tapeten zu den Zimmern gewählt hat, Makulatur auf. Dieses Verfahren ist nur leicht, da das dünne Druckpapier von dem Kleister so ganz durchdrungen wird, daß es mit der Wand bald eine feste zusammenhängende Masse bildet. Man bestreicht die Makulaturbogen mit einem guten Kleister, und befestiget sie recht glatt auf die Wände. Die Bogen legt man aber da, wo sie angesetzt werden, nicht mit den Rändern übereinander, sondern nur dicht aneinander, welches Verfahren aus zwei Gründen nöthig ist; denn 1) bekommt die später aufzulegende Tapete leicht an den Stellen, wo die Makulaturbogen über einander liegen, Unebenheiten, und 2) ziehen sich auch die mit den Rändern über einander geklebten Bogen, wenn sie trocknen, leicht gegenseitig ab, was stets verhütet wird, wenn die Bogen nur aneinander liegen, und keiner mit dem andern verbunden ist. Wenn diese Makulatur-Unterlage gehörig getrocknet ist, so werden die Tapeten angeklebt. — Bei einer alten Kalkwand, die sich dem öfteren Uebertünchen dadurch entzieht, daß dasselbe abschiefert, muß man den Kalk abkratzen, und die Wand mit dem schon oben, S. 135, erwähnten Haarzeuge überziehen lassen, worauf dann mit dem Aufkleben der Tapeten eben so verfahren wird, wie daselbst angegeben worden. Will man dieses aber nicht thun, so muß man alles Schiefrige, was durch das öftere Weißen oder Anstreichen entstanden ist, mit der Mauerkelle oder einem Schabeisen gut abkratzen, da sonst die Tapete jenen blättrigen Kalk beim Zusammentrocknen von der Wand abziehen, und endlich mit ihm zugleich herabfallen würden. Ist nun die Wand von allen Schiefern befreiet, so wird sie mit einem Sandsteine geglättet; auch kann man die Wand dann mit einem Gypsbrey ausglätten, den man auf folgende Weise bereitet: 1 Pfd. Tischlerleim wird in 12 Pfd. kaltem Wasser drei Stunden eingeweicht; dann über dem Feuer aufgelöset, diese Auflö-

sung mit gemahlenem Gyps zu einem Brey eingerührt, und dann schnell verarbeitet. Man darf von dieser Masse nie zu viel bereiten, da sie schnell trocknet, und dann nicht wieder aufzulösen ist. Eine mit Gypsbrey geglättete Wand (welches Verfahren man auch in solchen Fällen anwendet, wo große Schäden und Lücken der Wände auszugleichen sind) bestreicht man nach dem Trocknen mit Leimwasser, welches man auf eine noch kräftigere Art bereitet, wie solches schon oben angeführt worden. Man weiche nämlich 8 Loth Tischlerleim in 7 Pfund Wasser drei Stunden lang ein, löse es dann über dem Feuer auf, thue 4 Loth Farinzucker und 4 Loth Alaun, der vorher in 16 Loth kochendem Wasser aufgelöset worden, hinzu, und mache es unter beständigem Rühren kochend heiß, worauf man noch 6 Loth dicken Terpentin unter die Masse setzt; dann Alles durch Kochen und Rühren vereiniget, und heiß zum Anstreichen der Wand verwendet. Im Uebrigen verfährt man mit dem Aufkleben der Tapeten ganz so, wie oben beschrieben worden ist. Sind die Kalkwände besonders hartnäckig, so kann man durch folgendes zusammengesetztes Verfahren es stets bewirken, daß die Tapeten auf ewige Zeiten ankleben. Die Kalkwand wird zuerst glatt gerieben, dann mit dem oben angeführten Leimwasser heiß bestrichen, nach dem Trocknen desselben mit frischem Rindsblute überstrichen, und wenn auch dieses getrocknet ist, weiches Makulatur darauf geklebt. Legt man nun die Tapete noch mit einem guten Tapetenkleister auf, so werden sie gewiß nicht wieder losgehen. — Das Ueberziehen der Bretterwände und Bretterverschläge mit Tapeten ist nicht schwer, da die Tapeten gut auf Holz haften; allein es tritt dabei der Umstand ein, daß bei dem Zusammentrocknen der Bretter die Tapeten leicht zerreißen. Die Bretter sind zu empfindlich gegen die Einflüsse der Nässe und Trockenheit; denn durch die Nässe dehnen sie sich aus, und durch die Trockenheit zie-

hen sie sich wieder zusammen, daher kann man die Fugen der Bretterwände nie völlig dicht erhalten; auch verwerfen sich die Bretter oft, und bilden Spalten und Ritzen, und in beiden Fällen müssen die Tapeten Risse bekommen. Um nun dieses Zerreißen der Tapeten zu verhüten, überzieht man die Wand erst mit Leinwand, die man festnagelt, und bestreicht sie dann stark mit gutem Kleister, damit sie sich allenthalben fest an die Bretter anschließt; sind dagegen die Bretter zu wenig ausgetrocknet, so daß sie sich stark zusammenziehen, und sich breite Fugen öffnen, so hilft auch die Leinwand nicht, sie zerreißt zuletzt, wie die Tapeten. Wenn man dieses bei den Brettern befürchtet, so thut man besser, die Leinwand gar nicht aufzukleben, sondern nur in der Mitte eines jeden Brettes herab, von oben nach unten, mit einigen Nägeln zu befestigen. Dann überzieht man die Leinwand erst mit Makulatur, und legt auf diese die Tapeten. Einige Schriftsteller rathen hier an, statt der Leinwand starkes Löschpapier auf die Fugen der Bretter zu kleben, um so an Kosten zu ersparen; allein dieses ist nicht gut, da das Fließpapier eben so bald zerreißen wird, wie die Tapete selbst, und also gar nicht schützt. Bei sehr alten Bretterwänden, oder wenn sie von einem guten ausgetrockneten Holze sind, so daß man überzeugt seyn kann, sie werden sich nicht mehr zusammenziehen oder verwerfen, hat das Tapezieren gar keine Schwierigkeiten; man braucht solche Bretter nicht einmal erst abzuhobeln, sondern bloß abzubürsten oder abzuwaschen, und dann entweder gleich unmittelbar die Tapeten darauf zu kleben, oder ihnen erst eine Unterlage von Löschpapier oder Makulatur zu geben. — Beim Ueberziehen der alten Tapeten mit neuen hat man dann wenig zu beobachten, wenn die alten Tapeten so fest anliegen, daß sie sich nirgends von der Wand ablösen und ablösen lassen, ist aber dieses der Fall, so erfordert es schon andere Vorkehrungen, um die neuen aufzuziehen.

Bei einer alten Tapete, die fest auf der Wand sitzt, darf man nur die neue aufkleben, wie es oben, S. 142, angeführt worden ist. Doch muß man erst die alte Tapete genau revidiren, um die Falten und Unebenheiten die sie haben sollte, vorher mit Sandstein abzureiben, und so auch, wenn sie velutirt seyn sollte, muß vorher ihre Wolle erst mit einer scharfen Bürste gut abgebürstet werden, damit die neue Tapete keine Unebenheiten bekomme; auch würde der Kleister auf den velutirten Stellen der alten Tapete nicht haften. Wenn die alte Tapete nur theilweise lose geworden ist, so darf man sie nur so weit abreißen, als sie sich leicht von der Wand trennt, und dann die entblößten Stellen der Wand zum neuen Tapeziren vorbereiten, das heißt, man überklebt sie mit Makulatur so weit, als die alte Tapete abgerissen worden, so daß die Unterlage wieder ganz eben ist, um die neue Tapete gleichförmig darüber zu ziehen. Durch das Ueberziehen einer alten Tapete mit einer neuen wird das Zimmer wärmer, und die neue Tapete ist durch die Unterlage der alten besser gegen Beschädigungen geschützt, welche sie durch Stöße empfangen kann, weil es nicht so leicht möglich ist, Eindrücke in die Wand zu machen. Wenn die alte Tapete nicht fest sitzen sollte, so muß man sie abreißen, und die ganze Wand mit Makulatur bekleben, das heißt, bei feinen Tapeten, welches auf folgende Weise geschieht. Man nimmt graues Packpapier, schlägt ein Buch dieses Papiers auf, und legt es auf den Tisch; dann nimmt man mit dem Kleisterpinsel Kleister aus dem Eymer, breitet ihn gleichmäßig auf jeden Bogen Papier aus, und schlägt denselben so zusammen, daß der Kleister die innere Seite einnimmt. Man legt dann die überstrichenen Bogen übereinander auf eine Leitersprosse oder auf eine Ecke des Arbeitstisches. Nachdem ein ganzes Buch Papier auf diese Weise überstrichen ist, nimmt man den Bogen, mit welchem der Anfang gemacht wurde, und zieht ihn zuerst auf die

Wand oder auf Leinwand, dann die folgenden, so daß immer der nächste einen Zoll über den vorhergehenden übergreift. Die größte Dimension der Bogen nimmt die horizontale Richtung ein. Sobald ein Buch Papier auf die beschriebene Weise aufgezogen ist, so überzieht man ein zweites mit Kleister auf dieselbe angeführte Weise. Die Theile, welche das Simswerk der Thüren umgeben, so wie das Brustgetäfel, werden je nach dem Bedürfnisse mit Stücken Papier überzogen, die man besonders zuschneiden muß. Wenn die Wände beinahe gänzlich überzogen sind, so muß man darauf Rücksicht nehmen, daß man nicht mehr Papier überstreicht, als man zur Vollendung braucht; denn angestrichenes Papier, was man nicht augenblicklich verbraucht, kann späterhin nicht benutzt werden, und geht also verloren. Je kostbarer die Tapeten sind, um so feiner wählt man die Unterlage, wenn sie besonders sehr zarte Farben haben, nimmt man Conzept- oder sehr weißes Schreibpapier. Wenn die Oberfläche recht eben seyn soll, so schleift man die Nähte mit einem Stücke Bimsstein ab, welche durch den Uebergriff des grauen Packpapiers oder des Conzeptpapiers entstanden sind. Man kann auch diese Nähte vermeiden, wenn man die Papierbogen ohne Uebergriff neben einander aufzieht, welches beim Tapezierer unter dem Namen des Englischen Verfahrens bekannt ist. Die Fächer, der Boden, und die Seiten der Wandschränke werden oft mit blauem Papiere ausgefüttert, und wenn die innern Seiten der Thüren dieser Schränke nicht angestrichen sind, so überzieht man sie gewöhnlich mit demselben Papiere. Das Aufziehen dieses Papiers geschieht ziemlich auf dieselbe Weise, wie beim grauen Papiere beschrieben worden; es erfordert Sorgfalt und Reinlichkeit von Seiten des Arbeiters, der auch zugleich darauf zu sehen hat, daß er nur die kleinmöglichste Quantität Papier verbraucht, indem er es theils nicht zu weit übergreifen läßt, theils auch das

Papier so zuschneidet, daß er den wenigsten Verlust dabei hat. Die Zinkstreifen, welche auf die Ränder der Schränke genagelt werden, um die Anschläge und die Fugen der Thüre zu verbergen, werden so angewendet, daß die Hälfte ihrer Breite auf die Thür zu liegen kommt, und die andere Hälfte übergreift, um die Anschläge zu verbergen. Die Nägel werden in gewissen Zwischenräumen von einander eingeschlagen, und dürfen nicht zu lang seyn, damit sie das Holz am Rande der Thüren nicht zersplittern. Man überzieht auch die Wände, von denen die alten Tapeten abgezogen oder abgerissen sind, mit Leinwand. Hat man sich darüber entschieden, welche Theile mit Leinwand überzogen werden sollen, so nimmt man die Höhe und die Breite, und schneidet so viele Bahnen oder Blätter, als zur Bedeckung der Breite erforderlich sind. Man richtet sich hier nach der Beite der Leinwand, und mittelst zweier überwendlicher Nähte mit großen Stichen erhält man ein einziges Stück Leinwand von der Dimension des zu überziehendes Theiles. Um nun diese Leinwand auf die Wand aufzuziehen, muß man starke hölzerne Rahmen anbringen, auf welche man sie nageln kann. Diese Rahmen müssen sehr gut befestiget seyn, weil sie sonst von der Leinwand, wenn sich dieselbe spannt, von der Wand losgezogen werden. Die zusammengenähete Leinwand bringt man an Ort und Stelle, und zieht sie so auf, daß der Rücken der Nähte gegen die Wand zu liegen kommt, und nagelt sie mit Zwecken sowohl oben, als an der einen Seite an; die beiden andern Seiten werden so gespannt, daß keine Falten entstehen; stärker darf man sie aber nicht anspannen, da das graue Packpapier, was auf diese Leinwand aufgezogen wird, schon dazu beiträgt, sie nach dem Trocknen schärfer zu spannen; sie würde zerreißen, wenn man sie zu stark anspannte. Sobald die Leinwand gespannt, und mit Zwecken angenagelt ist, überstreiche man die Ränder derselben ganz stark

mit Kleister, wodurch man die Fäden der Leinwand fest mit dem Holze des Rahmens verklebt. Ehe dieser Kleister trocken wird, klebt man auf die so angestrichenen Ränder der Leinwand Streifen grauen Packpapiers, indem man den Papierbogen nach seiner Längenrichtung in zwei Hälften theilt. Indem diese Papierstreifen trocknen, spannen sie die Leinwand, und befestigen sie vollkommen. Man läßt sie nun trocken werden, welches lange Zeit dauert, weil der Kleister in einer sehr dicken Schicht angewendet wird. Sobald diese Streifen grauen Packpapiers trocken sind, überzieht man die ganze Leinwand mit Papier, ohne selbst die bereits überzogenen Ränder davon auszunehmen. Wenn dieses Papier trocken wird, spannt es von Neuem die Leinwand, wozu auch zuletzt das Aufziehen der Papiertapeten wiederum beiträgt. An den Schrankthüren muß die Leinwand über die Scharniere gehen, um zu verhindern, daß das Papier breche. Auch die Balken der Decke verdeckt man mit Leinwand; man wählt aber dazu etwas stärkere und von dichterem Gewebe, als zu den Wänden und zum Holzwerke sich nöthig macht. Die alte Tapetenleinwand ist häufig erschlafft, und man kann sie nicht wieder mit Tapeten überziehen, ohne sie von Neuem zu spannen. Zur Erreichung dieses Zweckes nimmt man das Papier ab, welches zwei ihrer Seiten einfaßt, zieht die Leinwand stark an, schlägt sie auf sich selbst zusammen, und nagelt sie auf den Rahmen. Wenn die alte Leinwand in zu schlechtem Zustande ist, und man frische Bahnen annähen oder einen Theil derselben durch neue ersetzen muß, so nimmt man sie ganz vom Rahmen ab, befreit sie von ihren Tapeten ꝛc., und nachdem man die nöthige Ausbesserung vorgenommen hat, spannt man sie wiederum aus, als ob man neue Leinwand aufzuziehen hätte. Die gelbe, graue und weiße Leinwand von dichtem Gewebe zu Dekorationen, und die Leinwand zu Gemälden wird beim Aufziehen gleich stark gespannt,

weil man sie nicht an den Rändern mit Kleister überstreicht, und nicht mit grauem Packpapier und mit Papiertapeten überzieht, wodurch die Tapetenleinwand von lockerem Gewebe sehr angespannt wird. Man befeuchtet manchmal die letztern Leinwandsorten, ehe man sie aufspannt und aufnagelt, damit sie sich nach allen Richtungen ausdehnen; man nagelt sie dann mit starken Zwecken auf, und während sie trocken wird, zieht sie sich so zusammen, daß sie ganz vollkommen gespannt ist. Es ist zweckmäßig, die Leinwand mit einer Leiste zu umgeben, welche die Köpfe der Nägel verbirgt. Das Aufziehen der neuen Tapeten selbst auf Leinwand und Makulatur geschieht mit dem schon oben, S. 136, angeführten Kleister. — Wenn die Wände mit Oelfarbe angestrichen sind, so haften die Tapeten gewöhnlich nicht gut darauf, eben so wenig, wenn sie rund um die Fenster herum, auf der mit Firniß angestrichenen Fensterbekleidung ansitzen sollen; sie springen ab, und solches Abspringen theilt sich auch den übrigen Tapeten mit, so daß oft ganze Stellen abspringen. Die Tapeten müssen daher hier einen guten Kleister haben, indem man den oben, S. 136, angeführten Mehlkleister mit Leimwasser und dicken Terpentin versetzt, das heißt, zu 5 Pfund in 25 Pfund Wasser aufgelöseten Leim setzt man 3 Pfund dicken Terpentin hinzu, läßt es noch einmal am Feuer aufsieden, und thut die Masse dann unter beständigem Umrühren in den Kleister. Während des Aufklebens der Tapeten erhält man den Kleister, im Winter auf einem warmen Ofen, im Sommer auf Kohlen, warm. Ein solcher Mehlkleister bindet unvergleichlich, und haftet selbst auf Oelfarben, alten Wachstuchtapeten ꝛc. Auch ist Terpentin das beste Mittel, Tapeten auf Oelanstrichen haltbar zu machen. — Das Tapezieren der feuchten oder nassen Wände ist am schwierigsten; denn der Kleister hält hier nicht, weil er nicht trocknet, wohl aber bald säuert und verdumpft,

wodurch er alle bindenden Eigenschaften verliert; die Tapeten selbst verlieren ihre Farbe, bekommen schlechte Flecken, werden endlich stockig, zerreißen, und fallen in Stücken ab. Um nun dergleichen Wände zu tapezieren, giebt man folgende Anweisung. Man nehme schmale Leisten von etwa $\frac{3}{4}$ Quadratzoll Breite und Dicke, nagele diese in Zwischenräumen von 1—2 Fuß der Breite nach an die Wand, und ziehe nun über diese Leisten grobe Leinwand, welche man mit Nägeln auf den Leisten befestiget. Ueber die Leinwand klebt man darauf zuerst Löschpapier, dann die Tapeten. Auf diese Weise verhindert man zwar das Herabfallen der Tapeten, giebt ihnen auch eine längere Dauer, als sie sonst auf der feuchten Wand haben würden; aber das Verfahren ist zugleich kostspielig und doch nicht frei von Nachtheilen. Der erste der Nachtheile ist der, daß in dem leeren Raume zwischen den Tapeten und der Wand sehr bald Ungeziefer von allen Arten seinen Schlupfwinkel findet. Wenn Wanzen vorhanden sind, so vermehren sich diese in der feuchten dumpfigen Luft hinter den Tapeten sehr rasch, und erwachsen bald zu einer furchtbaren Plage des Hauses; auch alles andere Ungeziefer, welches sich an feuchten Orten aufhält, namentlich Skolopender und Asseln, vermehren sich, und nisten hinter den Tapeten. Hierzu gesellen sich oft auch Mäuse, welche bald Gänge zu graben verstehen, und mit bewundernswürdiger Fertigkeit hinter den Tapeten schnell auf- und abfahren. Dazu kommt noch, daß die Feuchtigkeit der Wände hinter diesen Tapeten wohl dem Blicke entzogen, aber nicht unterdrückt wird. Modrige Dünste sammeln sich hinter den Tapeten, dringen bald in das Zimmer, greifen endlich die Leinwand und die Tapeten selbst an, und lassen sie vermodern und verstocken. Die eben beschriebene Art feuchte Wände zu tapezieren, kann nicht empfohlen werden; nur dann ist ein dauerhaftes Tapezieren möglich, wenn man die Wände vorher trocken macht, und vom

Schwamme oder Salpeterfraß befreit, welches auf verschiedene Weise geschieht. Liegt das Zimmer zu tief, so sind von außen angebrachte Abzugskanäle oft ein schnelles Mittel, die Feuchtigkeit der Wände zu entfernen. Auch kann man die Aussenseite der Mauer, so weit sie unter der Erde liegt, nachdem man sie zuvor bloß gegraben hat, mit einer dichten Schicht Thon bekleiden, welcher ebenfalls das Wasser und die Feuchtigkeit abhält. Oft sind es auch Bäume, Weinreben ꝛc., welche durch ihre Beschattung die Wände feucht machen, und in solchen Fällen verlangt es nicht nur die Sorge für unsere Häuser, sondern auch die für unsere Gesundheit, daß man die grüne Bekleidung des Hauses, so theuer sie uns auch seyn mag, dennoch mit unerbitterlicher Hand entferne. In vielen Fällen ist aber die Art der zum Mauern verwendeten Steine oder selbst der Kalk die Ursache der Feuchtigkeit der Wände oder des Salpeterfraßes oder Mauerschwamms, dann sind durchgreifende Mittel nöthig. Das bloße Abkratzen der alten Tünche und Auftragen einer neuen hilft nicht immer, daher wird eher folgendes Verfahren helfen: Man kratze alle Berappung von der Mauer ab, so weit sie feucht und schadhaft ist; dann bepinsele man die Mauer zwei- bis dreimal mit Holzsäure, und lasse sie nach jedem Anstriche wieder trocknen; hierauf bestreiche man sie mit eingedicktem Steinkohlentheer, lasse auch diesen vollkommen einziehen und trocknen, und berappe dann die Wand mit einem Mörtel. — Noch wirksamer ist folgendes Mittel, bei welchem auch der unangenehme Geruch des Steinkohlentheers hinwegfällt, das aber ungleich theuer ist. Um aber noch größere Kosten auf die Folge zu vermeiden, darf man sich hier durch unzeitige Sparsamkeit nicht verblenden lassen. Man bringe Essig, gleichviel von welcher Art, ob Obst-, Getreide- oder Weinessig in einem kupfernen Kessel zum Kochen, und löse darin nach und nach so viele Bleyglätte auf, wie sich nur immer darin

auflösen will. Das Gemäuer muß zuvor, wie bei der oben gegebene Anweisung, von der alten Berappung befreit seyn, und wird dann mit Hülfe eines Pinsels etwa dreimal mit der angegebenen Auflösung bestrichen, doch wartet man mit Wiederholung des Anstrichs immer so lange, bis der vorige Ueberstrich völlig getrocknet ist. Man hat dabei nicht lange nöthig zu warten, da die Bleyglätte das schnelle Trocknen befördert. Hat der dritte Anstrich mit der Bleyglättenauflösung seine völlige Trockenheit erlangt, so bringt man Leinöl zum Sieden, und überzieht auch mit diesem dreimal siedend heiß die Wand, und läßt ihn dann trocknen. Hierauf wird die Wand mit neuem Mörtel überzogen, sie wird dann völlig trocken bleiben. Man klopfe oder kratze allen Lehm oder Kalk von innen und von außen, so weit die Stellen schadhaft sind, von der Mauer hinweg, nehme darauf warmes Wasser und wasche damit vier- bis fünfmal sorgfältig die Wand ab, um so alle salzigen Theile aus ihr zu entfernen. Wenn dann die Wand wieder trocken ist, so wird sie stark mit Oelfarbe angestrichen, wodurch man die Luft von ihr abhält, und also ein neuer Salpeterfraß so leicht nicht wieder entstehen kann. Man tüncht nun die Mauer von außen mit einem Kalkbewurf, glättet ihn, und bestreicht solchen, nachdem er getrocknet worden, wieder mehrere Male mit Oelfarbe; die innere Seite bewerfe man aber mit Haarzeug, wie oben, S. 135, gezeigt worden, bestreiche dann die Wände an der schadhaften Stelle noch einmal mit dünner Oelfarbe, und nachdem man sie mit Löschpapier überzogen, kann darauf ohne Nachtheil tapeziert werden. Wie man dabei wegen der Oelfarbe, auf welche tapeziert werden muß, zu verfahren habe, ist schon oben, S. 159, gezeigt worden.—Oft ist es schon hinreichend die schadhafte Berappung abzukratzen, und die Wand, so weit sie feucht ist, mit einer neuen Berappung aus einem Theile gekochter und zerdrückter Kartoffeln, und einem Theile

Lehm zu überziehen. Die früher feuchten Stellen werden dadurch trocken und die Tapeten halten auf dieser mit Kartoffeln vermischter Berappung sehr gut. Zuweilen hat man feuchte Wände schon dadurch trocken gemacht, daß man sie einmal mit heißem Oele überstreicht, und diesen Anstrich noch einmal wiederholt. — Andere Vorschriften sind noch folgende. Zwei Unzen eichener Sägespäne setze man vier und zwanzig Stunden der Sonne aus; dann siedet man sie mit einem Quarte Leinöl, 2 Unzen Kolophonium und $\frac{1}{2}$ Unze Vitriol eine halbe Stunde lang, setze dann noch 4 Unzen Terpentingeist hinzu, mische Alles gut durcheinander, und trage das Gemenge mit einem Pinsel auf die Wände.—Man löse Kautschuk in Terpentinöl auf, oder noch besser in dem Oele, welches bei der Bereitung des Gaslichtes aus den dazu verwendeten Steinkohlen gewonnen wird. Mit dieser Auflösung bepinsele man die Wände so oft, bis sie mit einem zusammenhängenden Ueberzuge von Kautschuk versehen sind. Man nehme acht Theile Leinöl, vier Theile Bleyweiß, vier Theile Kautschuk, einen Theil Pech, einen Theil Gummilack, vier Theile Thran und vier Theile Silberglätte, vermische Alles wohl über dem Feuer mit einander, und bestreiche damit heiß die feuchten Wände, die man aber zuvor wohl getrocknet haben muß, welches man auch nöthigenfalls durch Einheitzen erzielen kann. Alle Wände, die durch das Bestreichen mit Oelen, Harzen ꝛc. trocken gemacht sind, können immer nach der, oben, S. 159, angeführten Anweisung tapeziert werden. Folgende Anweisung dient vorzüglich zur Trocknung der Wände. Man befreie zuerst die nassen, feuchten oder mit Salpeter behafteten Wände von allem alten Bewurfe, wasche sie dann öfter mit warmen Wasser, in welches man mit der nöthigen Vorsicht vorher etwa 1 Prozent Vitriolöl oder Schwefelsäure getröpfelt hat, einige Male ab, zuletzt nochmals mit reinem Wasser. Hierauf muß man diese gereinigten Wände

mit Cement oder hydraulischem Kalke, der jetzt überall und billig zu haben ist, bewerfen und glätten, sie noch zwei bis drei Tage durch stetes Besprengen feucht zu erhalten suchen, und dann erst trocken werden lassen. Dauert dieses durch nachdringende Feuchtigkeit aus einer zu nassen Wand oder Hintergrund ungewöhnlich lange, dann ist es nöthig durch Wärme von außen das Trocknen zu befördern. In den meisten Fällen ist dieses Mittel, das Naßwerden zu verhindern, ausreichend. Noch besser ist es, den folgenden Kitt anzuwenden: 3 Pfund Leinöl werden heiß gemacht; dann demselben $\frac{1}{2}$ Pfund Wachs und 3 Pfund weißes Harz zugesetzt, und Alles gemengt; dieser Kitt wird nun so heiß gemacht, wie kochendes Wasser ist, und auf die gleichfalls gewärmte Wand heiß gestrichen. Nach vier bis fünf Tagen ist er trocken, und dann werden diese Wände mit dem oben angeführten Leimwasser angestrichen und tapeziert.

Die Oelfarbigen Papiertapeten, die man in den Wohnzimmern anbringt, sind sehr dauerhaft und von außerordentlicher Festigkeit, so daß man die Wände wieder abwaschen kann, wenn sich Schmutz an ihnen befindet; auch erleiden sie nicht so leicht durch Stoßen und Reiben Schaden. Sie dauern mehrere Menschenalter hindurch, sind zwar etwas mühsam und kostbar zu bereiten, kommen aber dennoch im Ganzen nicht sehr hoch zu stehen, wenn man die wiederholten Kosten in Anschlag bringt, welche das öftere Anstreichen der Wände mit Wasserfarbe, oder das öftere Tapezieren mit andern Tapeten verursacht. Um nun das Papier zu solchen Tapeten aufzukleben, verfährt man auf folgende Weise. Bei ganz neuen Wänden klebt man dasselbe sogleich auf den gleich gestrichenen, noch etwas fein mit Bimsstein abgeriebenen Lehm; hat man aber alte Wände, die mit Kalk überzogen gewesen sind, so muß dieser abgeschabt und die Wände mit Sandstein abgerieben werden, damit eine glatte Lehmmasse zum Vor-

schein kommt. Die so gereinigten Wände werden nun zwei- bis dreimal mit Leimwasser überstrichen, und wenn die Anstriche trocken sind, so klebt man vermittelst des Kleisters von Kartoffelmehl grobes Papier von jeglicher Art über die Wände, doch so, daß die Bogen nur an- und nicht übereinander gelegt werden. Wenn dieses geschehen ist, so nagelt man feine Streifen von grauer Leinwand um die Thür- und Fenstergesimse, an dem Fußboden und oben an den Kanten umher, damit das nachher aufzuklebende Papier sich nicht verziehen oder nachlassen kann. Diese Leinwandstreifen kann man auch mit feinen Leisten einfassen und so die Nägel bedecken lassen. Ist dieses geschehen, so nimmt man ein feines beschnittenes Papier von ansehnlichem Formate, bestreicht es mit Kartoffelkleister oder einem andern guten gewöhnlichen Kleister, und klebt es so egal, wie möglich, auf die Wände und Leinwandstreifen. Kann man es vermeiden, so muß kein Bogen auf dem andern an seinem Rande aufliegen, sondern sie müssen einzeln nur dicht an einander stehen. Man soll daher wohlthun, die aufzuklebenden Bogen in einem Haufen nach Lineal und Winkelmaaß zu beschneiden, so daß alle einander völlig gleich werden, da man durch das Beschneiden mit der Scheere eine so große Gleichheit nicht erreichen kann, und dadurch oft gezwungen wird, den einen Bogen etwas über den andern zu legen, damit zwischen beiden keine leeren Räume bleiben. Wenn die Wände trocken sind, so läßt man sie durch einen Maler mit Oelfarbe nach beliebiger Wahl zwei- auch dreimal anstreichen, und auch von Oelfarbe eine Kante darauf malen. Wer vorzüglich Glanz liebt, kann einen Bernstein- oder Kopallack über die Farbe setzen lassen, wodurch sie zugleich noch an Dauer gewinnt. Wenn die auf solche Weise angestrichenen Wände nach einiger Zeit schmutzig werden, so wäscht man sie mit Seifenwasser, mit Hülfe eines Schwammes in kurzer Zeit ohne sonderliche Mühe

rein. Reibt oder streicht man sie dann mit Kien- oder Terpentinöl an, so bekommen sie völlig den Glanz der Neuheit, und dieses um so mehr, je sauberer sie abgewaschen und nachgespült werden. — Ein mit Tapeten überzogenes Zimmer kann man auch auf folgende Weise dekoriren. Man läßt vom Tischler unten herum etwa eine handhohe Sockel- oder Fußleiste, und zwei Fuß darüber eine gekehlte Simsleiste im Zimmer herum führen, um damit den Lambris abzuschneiden; dann wird der Lambris-Zwischenraum entweder mit einer Fußbordüre überzogen oder von dem Maler mit Leimfarbe angestrichen. Diese Bordüre wird nun rundherum mit einem dunklen Striche von der Leiste abgesetzt, und Letztere selbst angestrichen, wie es verlangt wird. Thüren und Fenster werden abgetheilt. Die Stücke über der Thür werden entweder gemalt oder von Tapeten, die dazu gemacht sind, abgeschnitten und eingeklebt, so ist das Zimmer dekorirt. Will man die nun tapezirte Wand oben und unten, wo der Lambris anfängt, so wie Fenster und Thüren noch mit besonderen Bordüren einfassen, so kann man dieses thun; auch oben an der Decke, wo die Tapete aufhört, noch mit einem halbrunden Stab von Holz, der vergoldet werden kann und angenagelt wird, einfassen. Die Vorhänge der Fenster werden mit einem leichten Galleriekranze dekorirt, unter welchem die Vorhangsstange läuft. Man läßt nämlich vom Tischler eine etwa 2 Zoll hohe Gallerie nach einem beliebigen Dessin von Pappe ausschneiden, auf das Kranzbrett vorn und an beiden Seiten annageln, und entweder beziehen oder anstreichen; unter der Gallerie wird der etwa $\frac{1}{4}$ Elle breite farbige Kranz, der sich immer nach der Tapete richtet, und von Taffet oder Tamis seyn kann, zugleich mit festgenagelt. Die Vorhänge werden an beiden Seiten mit weißen Quastenschnüren an die zu beiden Seiten eingeschraubten Englischen Vorhangsknöpfe aufgebunden. — Was das Aufziehen der Zim-

mer mit Hautelissen- und Basselissentapeten betrifft, so ist dieses nur ganz einfach; denn die ganzen Tapeten bestehen aus einem Stücke, so groß, als die Wände sind. Der Tapezier hat hier weiter nichts zu thun, als die Tapete anzuschlagen, welches entweder auf die bloße Wand geschieht, nachdem man vorher Leinwand darunter befestiget hat, oder es geschieht auf einen Holzrahmen oder auf Leisten, die man von oben herum an der Wand befestiget, so daß die ganze Quadratfläche einer Wand mit diesen dünnen Leisten rund herum, wie ein Rahmen, umzogen ist, darauf werden nun die Tapeten mittelst der Nägel befestiget. Diese Nägel werden nun wieder mit dünnen gekehlten Silber- oder Goldleisten bedeckt, damit man sie nicht gewahrt. Auch bedient man sich der weiß- oder gelblackirten Leisten, je nachdem die Farbe der gewirkten Tapete ist; so nimmt man z. B. auf Carmoisin- und Scharlachroth Silber oder Weiß und lackirt, und auf Dunkel- oder Kornblumenblau, Parisergrün, Gold oder Gelb und lackirt. Die Leisten werden weiß mit Bleyweiß, Schieferweiß oder Kremnitzerweiß, mit gebleichtem Leinöl abgerieben, angestrichen, und gelb mit Chromgelb, Mineralgelb oder Auripigmentum mit demselben Oele. Man überstreicht sie dann mit einem hellen Kopalfirniß oder mit einem Dammaralack ꝛc. Die Tapeten bestehen auch öfter aus Borten, die dann zusammengestickt, oder wie die Papiertapeten, zusammengeklebt werden müssen; bei Wachsleinwandtapeten werden die Borten mit Pinnen zusammengeheftet. Das Aufziehen der gewirkten Tapeten, wie es auch nun geschieht, ob sie auf die bloße Wand, oder auf Leisten gezogen werden, muß sehr eben geschehen, damit sich keine Falten setzen; es müssen daher mehrere Arbeiter damit beschäftiget werden, damit das Anziehen von allen Seiten einer Wand gleichmäßig geschehe, also die Spannung der Tapete eben wird. Deshalb muß man auch die Nägel, wo sie hinkommen sollen, vorzeichnen; denn mit der

größten Genauigkeit muß das Aufziehen geschehen. Bei dem Aufziehen auf Rahmen oder Leisten muß die Wand darunter sehr fest seyn, das heißt, nirgends Löcher oder Spalten haben, besonders am Fußboden, damit keine Mäuse sich dazwischen schleichen und die Tapeten verderben können; auch muß die Wand trocken seyn. Hierauf muß man besonders sehen, wenn der Zweck eines schönen Tapetenaufziehens ganz erreicht werden soll. Mit den Thürstücken ꝛc. macht man es wie bei den Papiertapeten. — Das Tapezieren der Decken mit Papiertapeten, von dem schon oben, S. 146, Erwähnung geschehen, kommt auch vor, indessen geschieht dieses nicht so häufig, weil tapezierte Zimmer oft gemalte Decken besitzen; indessen tragen in tapezierten Zimmern auch die tapezierten Decken sehr viel zur Erwärmung des Zimmers bei, gewähren auch eine sehr hübsche Verzierung, und sind dauerhafter als geweißte und gemalte Decken, weil sie Schmutz und Staub nicht so leicht annehmen, und sich mehrere Jahre, selbst acht bis zehn Jahre, in Wohnzimmern gut erhalten, da sie einige Male durch bloßes Abreiben mit Brod wieder gereiniget und fast erneuert werden können. Beim Tapezieren der Decken beobachtet man alle Regeln, die oben schon gegeben worden sind. In Zimmern, bei denen es nicht auf Eleganz ankommt, wählt man gewöhnlich dunkle Tapeten, die aber kein langes Dessein haben, für bessere Zimmer hat man Tapeten, welche eigends für die Decken und Plafonds gedruckt sind. Man schnürt die Decke zuerst der Länge und Breite nach, auch kreuzweise ab, so wie man auch angiebt, wie weit die Bordüren reichen, damit man die Plafondstapeten, gehörig geordnet, hinauf bringt. Dann nimmt man das Maaß der Decke und zeichnet sie auf einen Fußboden, worauf man die Tapete zuschneidet, und nach der Ordnung auf diesen Umriß legt, welche das Dessein der Tapete erfordert, oder auch nach dem Plane, welchen man sich entworfen hat, und den

man sich mit Kreide vorzeichnet. Verfährt man auf diese Art, so erspart man sich die Mühe des öftern Anpassens der Tapete an die Decke, so wie auch den Aerger, die Tapete falsch zugeschnitten und verschnitten zu haben. Man kann auch die Decken ohne Gerüste schnell tapezieren, wenn man es mit Hülfe eines Haarbesens thut, auf welchen man den Anfang der gekleisterten Tapete legt, während ein Gehülfe das andere Ende hält und leitet. Mit diesem Haarbesen kann man dann auch die Tapete gleich fest andrücken, und so die ganze Arbeit vollenden, ohne daß man selbst bis an die Decke zu reichen nöthig hat. In dem bürgerlichen Baumeister, herausgegeben von F. Chr. Schmidt (Gotha, 1794), Th. 2, S. 28, wird folgende Methode, Tapeten aufzuziehen, angegeben. Man befestige Rahmen von Holz an den Wänden, spanne auf diese grobes Tuch, und hierüber ziehe man die Papier-, Leinwand oder gewirkten Tapeten mit Kleister; oder man überziehe alle Wände mit gutem, mit Flachsscheben eingemengtem Lehme, und trage darauf wieder einen Ueberzug von nicht sehr dick mit Kuhhaaren vermischtem Kalke. Darauf lassen sich nicht nur die Tapeten leicht aufkleistern, sondern es halten auch die kleinen Tapetennägel darin sehr gut, ohne daß es so viel kostet, als die zuerst angeführte Methode. — Das Reinigen der Papiertapeten. Obgleich die Papiertapeten sich in den Wohnzimmern lange gut erhalten, so bekommen sie doch in den Zimmern, wo Tabak geraucht wird, und dann auch im Winter durch den Dampf der Lichter, des Ofens, auch durch andere Dünste, die darauf einwirken, auch die Fliegen fleißig einsprechen, und sie beschmutzen, ein trüberes Ansehen. Den Staub kann man leicht mit einem weichen Borstwische, oder auch mit einem Federwische, auch mit einem Staubwedel, entfernen, besonders wenn dieses alle Morgen beim Reinigen der Zimmer geschieht, da, wo Wohnungen sehr dem Staube ausgesetzt sind. Man

darf dann nur die Tapeten mit dem Borstwische leicht abfegen. Den andern daran klebenden Schmutz muß man auf andere Weise entfernen, und hierzu giebt es kein besseres Mittel, als Brod, indem man mit demselben die Tapeten abreibt. Man nimmt nämlich, nachdem man die Tapeten zuvor mit einem Handbesen recht gut abgekehrt hat, ein weißes, nicht zu frisches, längliches Brod, einen sogenannten Weck, schneidet diesen der Länge nach in der Mitte auseinander, und reibt damit die Tapeten ab. Bei dem Abreiben muß man aber, um den Farben nicht zu schaden, einen bestimmten Strich beibehalten, und stets auf- und abwärts, nie aber seitwärts oder kreisförmig reiben. Wenn dann die Oberfläche des Brodes von dem von der Tapete abgeriebenen Schmutze ganz bedeckt und unscheinbar geworden ist, so schneidet man solche mit einem scharfen Messer dünn ab, worauf man den Rest des Brodes zum fernern Abreiben verwendet, bis die ganze Arbeit vollbracht ist. Dieses Abreiben mit Brod greift die Tapeten nicht sehr an, und sind solche mit guten Farben bedruckt, so kann man sie wohl zwei- bis dreimal auf solche Weise wieder neu machen. Oft reicht es auch hin, wenn man mit einem etwas angefeuchteten Tuche die beschmutzten Stellen sanft überfährt; man muß dann aber erst an einem Theile der Tapete, welcher am wenigsten in die Augen fällt, den Versuch machen, ob die Farben derselben auch diese Behandlung aushalten. — Wollene oder sogenannte velutirte Tapeten und Bordüren können an den velutirten Stellen mit einer feuchten Bürste recht gut gereiniget werden, wenn man zuvor mit einer trocknen Bürste allen Staub aus ihnen herausgebürstet hat. Fürchtet man, daß die Farben angegriffen werden, so mischt man etwas Ochsengalle unter das Wasser, wodurch auch das Ausgehen bei den unächten Farben verhindert wird. — **Ein wohlfeiler Firniß zum Ueberziehen der Papiertapeten** ist folgender:

Man nehme 5 Pfund Dammaraharz, lasse es in 8 Quart Terpentinöl bei niedriger Hitze auflösen, und filtrire es dann in ein verzinntes Gefäß. Auf gleiche Weise bereitet man eine Auflösung von 2½ Pfund Mastix in 4 Quart Terpentinöl, und von 5 Pfund auserlesenem weißen Weihrauch in 8 Quart Terpentinöl. Diese drei Flüssigkeiten heiß zusammen gemischt, geben den Firniß, den man durch Terpentinöl nöthigen Falls verdünnt. Man kann ihn sogleich gebrauchen; er wird aber durch das Alter noch besser. Tapeten, welche mit diesem Firnisse überzogen werden, halten sich nicht nur sehr lange, sondern lassen sich auch leicht mittelst eines Schwammes abwaschen. — Um die Wanzen und andere Insekten mittelst der Tapeten aus den Wohnzimmern zu vertreiben, hat man nur nöthig, daß man in dem Wasser, welches man zur Bereitung des Kleisters nimmt, Wermuth oder Coloquinten abkocht, auch kann man Wermuth- oder Coloquinten-Extrakt unter den Kleister mischen. Man hegt den Glauben, daß die Tapeten die Wanzenkolonien begünstigen; allein dieses ist nicht der Fall, denn gerade sind die Tapeten Schutzmittel gegen die Wanzen, und besonders diejenigen Tapeten, welche fest auf der Wand anliegen. Wie bekannt, nisten die Wanzen in kleinen Ritzen, Löchern und Oeffnungen der Wand; hierin lebt ihre Brut, bis sie groß genug zum Auskriechen geworden ist, von den verschiedenartigen Ausdünstungen der Menschen. Werden nun diese Löcher in den Wänden auch durch Uebertünchen mit Kalk verschlossen, so bleiben dennoch viele Wanzen leben, und bahnen sich wieder ihren Ausweg, sobald der Kalkanstrich trocken geworden ist. Da, wo sich Wanzen aufhalten, sieht man daher in den geweißten oder gemalten Wänden, eine Menge kleiner runder Löcher, welche sich meist in mehreren Mündungen in die Wand hinein erstrecken; sie sind nur die Zugänge zu den Nestern der Wanzen;

werden nun diese Löcher durch Tapeten, welche überall genau auf der Wand anliegen, geschlossen, so wird es den Wanzen unmöglich, sich wieder einen Ausweg zu bahnen, und sie müssen sammt ihrer Brut in ihren Schlupfwinkeln umkommen; sie könnten aber in manchen Fällen versuchen, sich hinter den Tapeten durch einen Gang bis an das Ende der Tapete zu bahnen. Auch dieses wird ihnen unmöglich gemacht, wenn man dem Kleister Alaun, Wermuth, Coloquinten oder andere ihnen widrige Stoffe zusetzt, weil sie dann nicht im Stande sind, den Kleister zu berühren; sie müssen also unfehlbar umkommen. Durch Tapeten können daher alle im Zimmer befindlichen Wanzen vertilgt werden, bis auf diejenigen, welche sich unter dem Fußboden aufhalten; auch diese werden verschwinden, wenn man in die Ritzen zwischen den Dielen öfters Abkochung von Sadelbaum, Coloquinten oder Wermuth, oder den aus frischen Gurken gepreßten Saft gießt. — Damit die Ratten oder Mäuse den papiernen Tapeten nicht schaden, nehme man 1 Loth Arsenik, 2 Loth Rockenmehl, welches mit dem gemeinen Nachtschattenwasser vermischt und daraus ein Kleister gemacht wird. Diese Masse streicht man nun auf die unrechte Seite der Tapeten. Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Mäuse und Ratten nicht einmal diesen Kleister berühren, sich aber dennoch davon machen. Wegen der Gifte wollen Andere diesen Kleister nicht anrathen; denn bei dem Abreißen der Tapeten, wenn solche nichts mehr taugen, ist der Arsenikstaub, der sich von der Rückseite der Tapeten löset, der Gesundheit der Arbeiter schädlich, um so mehr, da sie, und auch oft der zeitige Eigenthümer, nicht wissen können, daß die Tapeten auf der Rückseite mit einem solchen Kleister bestrichen worden. Das beste Verwahrungsmittel sind hier feste Wände, und das feste Aufkleben der Tapeten auf die Wand.

Was die Tapeten und das Tapezieren der Wände in Hinsicht des Rechtes in Beziehung auf das Lehen betrifft, und ob solche, nämlich die Tapeten, bei dem Lehen gelassen werden müssen, oder ob man sie davon trennen kann, findet man Folgendes in der Oeconomia forensis, Th. 4, S. 124, angeführt. Schon von Alters her ist es im Gebrauche, daß Alles, was Band-, Wand-, Niet- und Nagelfest ist, als ein Zubehör der Lehen anzusehen ist. Neuere Rechtslehrer stellen jedoch den Satz auf: daß hier eine Bestimmung zum immerwährenden Gebrauche hinzu kommen müsse, die man zwar daraus ableite, sich aber nicht hier fände, und deshalb wollen sie auch die angenagelten Tapeten dem Erbe und nicht dem Lehen zu erkennen. Dieses soll man jedoch nur als eine Meinung neuerer Rechtslehrer ansehen, weil die alten der allgemeinen Regel von dem Band-, Wand-, Niet- und Nagelfesten weit getreuer waren, und daher auch bei den Tapeten bloß auf den Unterschied sahen, ob sie angenagelt waren, oder nicht, und jene dem Lehen, diese aber dem Erbe zusprachen. Man macht hier den Einwand, daß die Tapeten mehr zur Zierde, als für nothwendige Stücke eines Hauses zu rechnen seyen, und will sie deshalb dem Erbe zusprechen. Hier werfen nun die Gegner auf oder ein: daß man dieses nicht so betrachten könne, weil ein Käufer, besonders wenn er mit dem Verkäufer von gleichem Stande sey, nicht allein auf das Nützliche und Nothwendige, sondern auch zugleich auf das seinem Stande gemäße Zierliche gesehen haben werde. Auch könne die immerwährende Bestimmung von dergleichen Tapeten zu dem auf dem verkauften Landgute gehörigen Wohnhause nicht dem geringsten Zweifel unterworfen seyn, weil sonst kein Gegenstand angegeben werden mag, wozu sie der Verkäufer außerdem gewidmet hätte. Auch sey es unrichtig, daß man Tapeten bloß als eine Zierde des Hauses betrachtet wissen wolle, da sie eben so nützlich seyen, und

dem Besitzer, wenn sie sonst dauerhaft wären, in der nöthigen Ausbesserung und Ausweissung der bloßen Wände sehr Vieles ersparten. Wenn man ein Zwischenmittel annehmen wolle, so könne es dieses seyn: daß die aus bloßer gemalter Wachsleinwand, und aus schlechter und gewöhnlicher Materie verfertigten Tapeten dem Käufer, die von Damast, seidenem Atlas und andern seidenen und wollenen Zeugen zubereiteten, wohin auch die gewirkten sogenannten Hautelisse zu verstehen seyen, weil man solche nur gewöhnlich in den Paradezimmern aufzuhängen pflege, dem Verkäufer zuzuerkennen wären. Es wallte hier dieselbe Ansicht vor, als bei den an den Wänden befestigten Spiegeln; es sey also auch nicht einzusehen, warum man hier wider die offenbare Analogie des Rechts etwas anderes festsetzen wollte, da es ja einem jeden Verkäufer unbenommen bleibe, sich, wenn er seine Tapeten und Spiegel nicht mit verkaufen wolle, deshalb das Nöthige in dem Kaufkontrakte vorzubehalten. Der Professor Hommel, der diesen Gegenstand zuerst seiner Aufmerksamkeit widmete, und darüber schrieb, bezeugt ausdrücklich, daß es der jetzige Rechtsgebrauch mit sich bringe, daß, weil die Tapeten, wenn sie gleich angenagelt seyen, dennoch leicht und ohne Schaden der Mauer abgerissen werden können, solche den Landerben zuständig seyen. Hier sind aber die Papiertapeten nicht mit einbegriffen, welche auf die Wand geklebt worden; denn diese sollen bei dem Hause und Gute verbleiben; da ihre Ablösung von der Wand doch nur mit der Zerstörung derselben geschehen kann. Indessen müßte man hier wieder diejenigen Papiertapeten ausnehmen, welche vorher auf Leinwand geklebt, und dann erst aufgehängt oder aufgezogen worden, weil man sie leicht ohne Zerstörung derselben und der Wände wieder abnehmen kann. Indessen soll hierbei den Lehnsfolgern doch wenigstens die Wohlthat widerfahren, daß die Wand, so durch die Tapeten bedeckt worden, wenn sie nicht sauber

getüncht, sondern nur grob beworfen gewesen, von dem, der die Tapeten nimmt, vorher gleich den übrigen Wänden getüncht und geweißt werden müssen. Ferner findet man in allen Zimmern, die mit Tapeten ausgeschlagen sind, unten ein von Brettern angefertigtes Panelwerk, oben an der Decke angenagelte Leisten, weil man sonst die Tapeten nicht gehörig befestigen kann. Damit es nun einem eigennützigen Allodialerben nicht einfallen möge, diese angeführten Stücke als eine Zubehör der Tapeten zu fordern, und mit solchen zugleich mit wegzunehmen, so führt man folgende Ursachen an, die dieses nicht zugeben. Es ist zwar wahr, daß das Panelwerk und die Leisten die Tapeten halten, und nicht die Tapeten ihrentwegen da sind, folglich auch die Tapeten, als die Hauptsache, das Panelwerk und die Leisten, aber als ein Accessorium oder Anhängsel anzusehen wären. Es ist aber Jedermann bekannt, daß das Panelwerk und die Leisten auf eine ganz andere Art, als die Tapeten, befestiget sind, und so, daß solche ohne die Wand zu beschädigen, nicht gut abgebrochen werden können. Dann sind auch beide, Panelwerk und Leisten, bloß dem Zimmer, wofür sie angefertiget worden, anpassend; denn da fremde Stuben oder Zimmer und Gemächer mit denen, wofür sie verfertiget worden, nur selten von gleicher Länge und Breite zu seyn pflegen, so folgt auch von selbst, daß sie außer dem Orte ihrer Bestimmung, und wenn der Transport hinzukommt, wenig brauchbar sind, und wenn die Tapeten, wie es bei dergleichen Erbfällen gemeiniglich geschieht, verkauft werden müssen, so wird dem Käufer derselben wohl niemals einfallen, daß er auch das Panelwerk und die Leisten, woran sie vorher befestiget gewesen, mit verlangen wollte. Hieraus erhellt, daß diese Stücke den Allodialerben in keinem Falle brauchbar seyn, noch ihnen zu Nutze kommen können, dagegen ist es gewiß, daß in dem Hause des Lehnsfolgers stets ein Gebrauch davon ge-

macht werden kann; denn werden gleich die zuvor daselbst befindlich gewesenen Tapeten von den Landerben weggenommen, so wird doch der Lehnsfolger die Wände nicht leer lassen, sondern sie gleichfalls mit Tapeten zu versehen suchen. In diesem Falle würde ihm aber das alte Panelwerk und die Leisten recht sehr zu Statten kommen, ohne daß dadurch die Allodialerben aus den vorher angeführten Ursachen das Geringste verlören. Da auch die Allodialerben bei dem Abziehen der Tapeten, die Wände, welche sie bedeckt haben, auf ihre Kosten übertünchen zu lassen schuldig sind, solches aber, wenn der Lehnsfolger sie wiederum mit Tapeten bekleiden lassen will, nicht nöthig ist, so können sie allenfalls die dagegen zurückgelassenen Leisten und das Panelwerk damit vergüten. — Hier hat es also kein Bedenken, daß die Allodialerben, wenn sie auch gleich die vorhandenen Tapeten wegzunehmen befugt sind, dennoch das Panelwerk und die Leisten, woran sie befestiget gewesen, bei dem Lehen zu lassen schuldig und verbunden sind.

Ueber die Tapeten und das Tapezieren der Wände sehe man folgende Schriften nach:

Dühmal, Kunst Türkische Tapeten zu weben: im Schauplatz der Künste und Handwerke, Th. 7. — Hupel, neue Nordische Miscellen, Stück 1 und 2, S. 494.

Neueste Mannigfaltigkeiten, 4, 85 (Tapetenmanufaktur in den Gobelins). — Sanders Reisen, 1. 148, 184. — Journal für Fabriken. April, 1796. S. 300. — Joh. Beckmanns Anleitung zur Technologie, Art. Wollenweberey. Göttingen, 1796.

Jacobson, Schauplatz der Zeugmanufakturen. Bd. 1. S. 272.

Lehrbuch für Sattler, mit Rücksicht auf die in deren Metier einschlagenden Arbeiten der Riemer, Täschner und Tapezierer, und der jetzt gangbaren Arbeit in Holz und Leder. Mit Abbildungen. Leipzig.

Der elegante Tapezierer, Zimmerverzierungen im modernsten Geschmacke. 1ste Sammlung. 3s Heft. — Le Tapissier elegant. Decorations pour appartements de gout. 1e Collection. 3e Cahier. Augsburg, 1839.

Friedr. Wilh. Mercker, der Tapezierer oder Drappirungen von ganzen Zimmern ꝛc. 1s bis 13s Heft. Leipzig.

C. F. A. Hochheimer, Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften, zum Gebrauche für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler, und Kunstliebhaber. 2r Theil. Leipzig, 1797. S. 421 u. f.

Ludwig Graßhoff, die Kunst des Tapezierens mit Papiertapeten, oder Anweisung, die Tapeten und Bordüren geschmackvoll zu wählen, auf alten und neuen Wänden von Lehm, Kalk und Holz, so wie auch selbst auf feuchten Mauern, schön und dauerhaft aufzukleben, sie mit Firniß zu überziehen, alte Tapeten von allem Schmutze zu reinigen, neuen eine außergewöhnliche Dauer zu geben ꝛc. ꝛc. Nordhausen, 1840.

Dr. H. L. Bernheim, Neueste Erfahrungen, den Mauerfraß, Mauer- und Holzschwamm, so wie auch die Feuchtigkeit und schlechten Ausdünstungen in Gebäuden und Gewölben zu verhüten und zu vertilgen, die Wände und alles Gebälk wasser- und luftdicht zu machen ꝛc. ꝛc. Nordhausen, 1837.

**Tapeten (Atlas-)**, satinirte Tapeten, s. oben, S. 113, und 115 u. f.

— (Basselisse-), nieder- oder tiefschäftige Tapeten, s. Tapeten (Gobelins-).

— (bestäubte), s. Tapeten (velutirte).

— (Coton-), Tapeten, die aus Baumwolle gewebt werden, wie die Gobelins aus Wolle. Die ersten Tapeten dieser Art kamen aus England, sie sind aber durch die Papiertapeten verdrängt worden.

Tapeten (Dekorations-), werden nicht nur diejenigen Tapeten genannt, welche Landschaften, mit und ohne Staffage, und andere Naturgegenstände enthalten, sondern auch alle feinen und geschmackvollen Tapeten, welche zur Auszierung der Pracht- oder Putzzimmer dienen.

— (einfarbige), von den Papiertapeten diejenigen, welche nur eine Farbe besitzen, um damit die Wände eines Zimmers einfarbig zu bekleiden, z. B. roth, blau, grün, gelb ꝛc., nicht allein in der Grundfarbe, sondern auch in dem Aufdrucke, z. B. wenn auf gelb, grün oder blau in derselben Farbe ein façonnirter Druck geschieht, ein Moiré oder Gemortes ꝛc., nur dunkler oder heller, je nach dem Grunde; z. B., ist der Grund dunkel, so muß der Aufdruck heller seyn, und so umgekehrt. Wenn ein Zimmer bloß Tapeten von einer Grundfarbe erhält, so müssen sich die Bordüren nach dem Grunde richten, wie schon oben, unter Tapete, angeführt worden.

— (Feder-), s. unter Feder, Th. 12, S. 392.

— (Flocken-), s. unter Flocken, Th. 14, S. 272. Die Flockentapeten sind die velutirten oder sammetartigen Tapeten, die man früher auf Leinwand verfertigte, und die beim ersten Anblicke das Ansehen der Hautelissetapeten hatten. Man nahm eine bloß schlechte Leinwand, grundirte sie mit Oelfarbe, und auf den noch nassen Grund der Oelfarbe siebte man kleine Scheerwolle, wie bei den velutirten Papiertapeten (s. oben, S. 118) und ließ sie mit der Grundfarbe trocknen. Man hatte sie von allen Mustern und Schattirungen; sie waren aber nicht dauerhaft, konnten die Feuchtigkeit nicht vertragen, und waren auch dem Mottenfraße ausgesetzt, da sich diese Insekten darin festsetzten. Dieses scheint der Grund gewesen zu seyn, daß man sie abschaffte, und dafür lieber die velutirten Papiertapeten nahm, wenn man nämlich velutirte Tapeten haben wollte.

— (Französische), nicht bloß die Tapeten, die uns Frankreich liefert, jetzt vorzüglich Papiertapeten aller

Art, sondern hauptsächlich die schön gewirkten Haute- und Bassellisse-Tapeten (Gobelins) und die Türkischen Tapeten der Savonnerie.

**Tapeten (Fuß-)**, s. Th. 15, S. 572, und den Artikel Teppich.

— (gedruckte), werden sowohl die Papier-, als auch die Leinwandtapeten genannt, wenn die Desseins mittelst der Formen in Farben darauf gedruckt worden. Das Verfahren ist schon oben, S. 116, angeführt worden.

— (gemalte), nennt man diejenigen Tapeten, welche mit Oelfarben angestrichen und dann darauf verschiedene Gegenstände mittelst des Pinsels in denselben Farben gemalt worden; auch die Tapeten in Wassermalerey mit Leimfarben, wenn solches mit dem Pinsel geschieht. S. auch oben, S. 129.

— (gepreßte), lederne Tapeten, worauf die Gegenstände mittelst der Formen gepreßt werden. Man kann auf diese Weise historische und andere Gegenstände auf dem Leder erhaben darstellen.

— (gestickte), s. Tapetenstickerey.

— (gestrickte), s. oben, S. 128.

— (gewirkte), worunter man die Gobelins und Türkischen Tapeten rechnet, so wie alle Tapeten, welche auf dem Weberstuhle verfertiget werden, bestehen sie aus Leinen, Wolle, Baumwolle oder Seide, oder auch aus andern Materien, die sich wirken lassen.

— (Gobelins-), s. oben, S. 123 u. f.

— (Gold-), lederne Tapeten von vergoldetem Leder, deren Verfertigung unter Leder, Th. 68, S. 678 u. f., angeführt worden.

— (Hautelisse-), hochschäftige Tapeten, s. Tapeten (Gobelins-).

— (Iris-), s. oben, S. 113.

— (lackirte), sowohl von Leder, als auch von Papier; sie werden mit einem Lackfirnisse überzogen; s. oben, S. 170 und 171, und Th. 68, S. 137.

Tapeten (lederne), s. oben, S. 126.
— (leinene), Leinwandtapeten, s. oben, S. 126.
— (Leinwand-), s. daselbst.
— (Metallmoor-), s. das., S. 113.
— (Oelfarben-), s. das., S. 164.
— (Papier-), s. das., S. 105 u. f.
— (Raphaelische), s. das., S. 110.
— (Sammet-), s. Tapeten (velutirte).
— (satinirte), s. Tapeten (Atlas-).
— (Savonnerie-), s. Tapeten (Türkische).
— (seidene), s. oben, S. 105, 127.
— (Silber-), lederne Tapeten von versilbertem Leder; s. unter Leder, Th. 68, S. 681 u. f.
— (Stroh-), s. oben, S. 111.
— (Türkische), Savonnerietapeten, s. daselbst, S. 125.
— (velutirte), Sammettapeten, bestaubte Tapeten, s. das., S. 113, 118.
— (Wachsleinwand-), wachsleinene Tapeten, s. oben, S. 129, und unter Wachsleinen, in W.
— (wollene), s. oben, S. 105, 113 u. f.

**Tapetenarbeiter**, s. Tapetendrucker und Tapetenwirker.

**Tapetenbordüren**, die schmalen und breiten Bordüren von Papiertapeten, welche in den Zimmern über und um die Tapete herum gesetzt oder geklebt werden. Man hat sie von verschiedenen Mustern: Arabesken, Guirlanden, Bouquets, Schnörkeleyen verschiedener Art ꝛc.; s. auch oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 134.

**Tapetendeckenstück**, s. Tapetenplafondstück.

**Tapetendrucker**, derjenige Arbeiter in den Tapetenfabriken, welcher mit den Formen in Farben die Tapeten bedruckt. Die Tapetendrucker bilden mit den Kattundruk-

kern ein Gewerbe, weil der Druck auf Tapeten fast eben so geschieht, wie der Druck auf Kattun, und die Kattundrucker auch Tapetendrucker seyn können, und so umgekehrt, diese jene; auch sind die Drucker in vielen Tapetenfabriken nur Kattundrucker; s. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik.

**Tapeteneinfassung**, Tapetenkante, nennt man die schmalen Bordüren, die man um die Tapeten herum als Rahmen klebt, so, daß die Tapete einer Wand mit einer solchen Kante rund herum oder doch von drei Seiten eingefaßt ist, wenn nämlich unten ein Panel seyn sollte, welches auch bei der Bekleidung der Wände mit Tapeten eigentlich immer vorhanden seyn muß, weil man beim Heransetzen der Stühle und Tische an die Wand, nicht die Tapeten verletzen kann. Wenn keine Panele vorhanden seyn sollten, muß man eine Leiste auf den Fußboden nageln, woran die Stühle und Tische gerückt werden können, damit sie nicht die Wand berühren. Der Fuß, wenn kein Panel vorhanden ist, wird dann gleichfalls mit Papier beklebt, und solches mit einer einfachen sich zur Tapete schickenden Farbe bestrichen.

**Tapetenente**, eine buntscheckige Ente, die bloß wegen ihres Gefieders diesen Namen erhalten hat.

**Tapetenfabrik**, Tapetenmanufaktur, die Anstalt oder der Ort, Platz, in oder auf welchem die Tapeten verfertiget werden. Man wählt zur Fabrik einen geräumigen Saal von mehreren Fenstern, dem zur Seite noch ein Paar kleinere Zimmer oder Kammern liegen, in welchen das zu den Tapeten nöthige Papier, die Farben, der Leim, die Formen und andere Geräthschaften aufbewahrt werden können, damit man sie gleich bei der Hand hat, wenn sie gebraucht werden sollen. In dem Fabrikzimmer oder Fabriksaale kommen als Geräthschaften zum Tapetendrucke vor: der Drucktisch, die hölzernen Böcke, worüber die schon bedruckte Tapete geleitet wird, damit sie nicht auf dem Boden hinschleift, die

Farbenkasten, worein die Formen getaucht werden, womit man die Muster aufdruckt. Die Farbe ist nämlich auf ein im Kasten liegendes Stück Tuch gestrichen und hiervon wird sie mit der Form abgenommen. Die Formen, welche gleich den Kattunformen aus Birnbaumholze bestehen, haben von anderem Holze eine Unterlage oder sind auf anderes Holz geleimt, damit man sie bequem anfassen kann, wenn man sie auf das Papier druckt. Die Dessins werden von den Formenschneidern darein geschnitten. Der hölzerne Hammer, womit auf die vier Ecken der Form geschlagen wird, sobald der Druck geschieht, das heißt, die Form auf die Tapete geklatscht wird, damit sich das Dessein gut abdruckt. Die hölzernen Stangen, welche in einiger Entfernung von der Decke in der Breite des Zimmers in gehörigen Zwischenräumen angebracht worden sind, worauf die bedruckten Tapeten zum Trocknen geschlagen werden. Die Stangen ruhen nämlich auf hölzernen Leisten, in welchen Vertiefungen ausgestämmt worden, worein sie zu beiden Seiten fassen können und fest liegen. Die Tapete wird nun über einen dünnen Stock, gleich einem Blumenstocke, geschlagen, dann dieser mit der Rückstange (eine Stange, die oben ein Querholz mit zwei Seitenspeichen, gleich einem Dreiecke, hat) so über die Stangen gelegt, daß die Tapete darauf hängt. — Die Glättstange, mit ihrer metallenen Walze und dem Glätttische, welches ein langer Tisch mit einer sehr glatten Platte ist, worauf die Walze über die Tapete, welche geglättet werden soll, hin- und hergezogen wird. Bürsten, von kurzen, steifen Borsten, zum Reinigen der Formen, Eymer, zum Einrühren des Kleisters und des Leims; Leim- und Kleistertöpfe, Farbentöpfe, zum Einrühren der verschiedenen Farben, die zum Tapetendrucke gebraucht werden; Reibstein und Reiber zum Abreiben der Farben; Borstenpinsel, Streichpinsel, Streichbürsten ꝛc. ꝛc.;

s. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 114 und S. 116 u. f. Dieses Alles muß so in dem Fabriksaale aufgestellt und placirt seyn, daß Eines das Andere nicht hindert, sondern jedes so steht, daß man bequem dazu kommen, auch die verschiedenen Arbeiten verrichten kann. In den beiden Nebenstuben oder Kammern placirt man die übrigen zur Tapetenfabrikation gehörigen Waaren und Geräthschaften, die man nicht gleich gebraucht. In einem Spinde werden die verschiedenen trocknen Farben von feinerer Qualität in Papierbeuteln oder Düten aufgehoben, so auch die neuen Farbenpinsel und Bürsten, so wie alles dasjenige, was sich in einem Spinde zur Aufbewahrung placiren läßt; dann wird in diesen Gemächern aufbewahrt: das Tapetenpapier, der Hornleim, die zum Kleister nöthige Stärke in einem Fasse, die verschiedenen großen und kleinen Töpfe zu den Farben ꝛc. Die gewöhnlichen Erdfarben, die Kreide, der Talk ꝛc. in Fässern oder Kisten, je nachdem man es für gut findet, sie aufzubewahren, die Formen, welche man am besten auf Repositorien an den Wänden placirt. Auch kann man in einem der beiden Gemächern, die oben, S. 119, angeführte und beschriebene Scheermühle anbringen, wenn man es nicht vortheilhafter finden sollte, die zum Velutiren der Tapeten nöthige Scheerwolle fertig zu kaufen, die dann auch in einem Kasten oder Fasse aufbewahrt werden muß. Stärke, Bindfaden oder Stricke und andere Artikel, die man zu den Tapeten gebraucht, wozu auch die Kisten von verschiedenen Größen gehören, worein man die Tapeten, die verschickt werden sollen, verpackt; dann Packleinen ꝛc. Der Fabriksaal muß ein gehöriges Licht haben, und wo möglich zur ebnen Erde oder Parterre liegen, damit alle zur Fabrik gehörigen Verrichtungen, die außerhalb auf dem Hofe geschehen, wie das Waschen und Reinigen der Formen ꝛc. leichter geschehen können; so auch bei dem Transporte der Tapeten ꝛc. man nicht die Unbe-

quemlichkeit und Weitläufigkeit mit dem Herab- und Hinaufsteigen der Treppen hat, besonders beim Fortschaffen der Tapeten in Kisten ꝛc. Zur Fabrikation der Tapeten gehören die Drucker (Tapetendrucker) und deren Gehülfen, die Streichjungen. Die Ersteren setzen die Formen auf, und die Letzteren streichen die Farben auf das Tuch in dem Farbekasten, welche der Drucker mit seiner Form aufnimmt, und sie auf die Tapete setzt. Der Streichjunge ist daher der Handlanger des Drukkers, der diesem vorarbeitet. Der Fabrikinhaber muß nun auch noch Musterbücher führen, in welche Streifen von allen verfertigten Tapeten eingeklebt werden, um sie den Käufern vorzulegen. Wenn ein Fabrikant es möglich machen kann, so hält er auch noch einen Mustersaal, in welchem er rund herum an den Wänden die verschiedenen Tapetenrollen oder Streifen seines Fabrikats aufhängt, und um viele Rollen zu placiren, sie immer so hängt, daß eine Rolle die andere zur Hälfte bedeckt; er fängt dann mit den gewöhnlichen Mustern an und geht so zu den feinen, den Atlas-, velutirten und Dekorationstapeten hinauf. Hier hat nun der Käufer gleich die Auswahl in ganzen Stücken und sieht zugleich, wie sich die Tapeten an der Wand ausnehmen, da sie von oben herabhängen. Was die Fabrikation der Tapeten selbst betrifft, so findet man das Nöthige darüber oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 114. — Die Benennung Tapetenfabrik bezieht sich mehr auf die Fabrikation der Papiertapeten, der ledernen und der Wachstuchtapeten, so auch auf die gemalten auf Leinwand. Die Benennung Tapetenmanufaktur aber mehr auf die gewirkten Tapeten, was zum Wirken oder Weben derselben nöthig ist, also die Geräthschaften und Instrumente dazu, und das Weben oder Wirken selbst, findet man im Art. Savonnerie, Th. 138, S. 67 u. f., angeführt, und auch

unter Weberkunst in W., wird noch Manches darüber vorkommen.

**Tapetenfabrikant**, der Inhaber einer Tapetenfabrik, der für seine Rechnung die Tapeten anfertigen läßt. Die Verfertigung der Tapeten ist ein Fabrikengeschäft, und nie zünftig gewesen, selbst nicht in den Ländern, wo der Zunftzwang noch herrscht; denn die Anlegung einer solchen Fabrik beruht auf Kunstgefühl und Geschmack, und erfordert ein ansehnliches Kapital, kann also nur im Großen betrieben werden, wenn etwas Erhebliches für den Staat und für den Besitzer daraus resultiren soll; denn es müssen ansehnliche Vorräthe von den Materialien gehalten werden, welche zur Fabrikation gehören, wie z. B. Tapetenpapier, Farben, Stärke und Leim, Formen aller Art, welche nach den angefertigten Dessins geschnitten werden, und nach der Mode oft wechseln; dieses erfordert schon ein Auslagekapital. Dann müssen die Arbeiter, Drucker, und deren Gehülfen, die Streichjungen, wöchentlich bezahlt werden. Jetzt kommt noch die Einrichtung der Fabrik, auch die Fabrikengeräthschaften hinzu; dann das Komptoir und dessen Einrichtung, nebst den Handlungsgehülfen, welche die Correspondenz, die Verpackungen der Tapeten nach auswärts hin besorgen, so wie den Verkauf in der Niederlage, wenn das Komptoir nicht gleich mit derselben verbunden seyn sollte, und noch viele andere Dinge, die hier nicht alle aufgezeichnet werden können, weil man zu sehr in das Detail gehen müßte. Genug, eine Tapetenfabrik erfordert ein ansehnliches Kapital, wenn sie gehörig betrieben werden soll, also kann sie auch nie einem Zunftzwange unterworfen werden. Jeder ist also berechtiget, eine solche Fabrik nicht nur in den Staaten anzulegen, wo eine vollkommene Gewerbefreiheit eingeführt ist, sondern auch da, wo der Zunftzwang noch besteht, nur muß der Betreiber das Bürgerrecht der Stadt gewinnen, und sich in den Staaten, wo die Ge-

werbefreiheit herrscht, einen Gewerbeschein auf seine Fabrik nach der Zahl der Arbeiter lösen, das heißt, die Arbeiterzahl dient als Maaßstab der Gewerbesteuer, und er kann dann seine Fabrik nach seinem Belieben in der Ausdehnung betreiben, wie es seine Fonds zulassen. In den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrscht, ist das Anlegen einer solchen Fabrik oft noch an die Bedingung einer Concession geknüpft, die der Anleger sich von der Regierung erwerben muß, wofür er ein Gewisses auf einmal zahlt, ihm aber auch auf mehrere Jahre bei der Anlegung einer ansehnlichen Fabrik, die noch nicht im Staate existirt, ein Monopol ertheilt wird, so daß kein Anderer in dieser Zeit eine solche Fabrik im Lande anlegen kann, und wenn die Einfuhr der fremden Tapeten, um Handel damit zu treiben, auch nicht untersagt ist, so ist doch die Steuer darauf so erhöhet, daß sie mit den Preisen der inländischen Fabriken nicht concurriren können; also auch hieraus ein Gewinn für den Fabrikanten entsteht. Vorschüsse, die ehemals Staaten bei großen Unternehmungen, auch dieser Art, leisteten, haben in den mehrsten Staaten jetzt aufgehört, weil die Fertigkeit im Fabriziren schon eine solche Höhe in den meisten kultivirten Staaten erreicht hat, daß in dieser Beziehung keine Unterstützung mehr nöthig ist.

**Tapetenform**, ein aus Birnbaumholze geschnittenes viereckiges Stück Holz, nach der Größe der Zeichnung geschnitten, die von dem Formstecher oder Formschneider hineingeschnitten werden soll. Dieses Holz ist auf ein dickeres Stück gewöhnlichen Holzes von gleicher Größe geleimt, damit es der Drucker bequem anfassen kann. Das Muster oder die Zeichnung, die eine Tapete haben soll, wird von dem Formschneider vermittelst eines dazu bestimmten Messers, und vermittelst der Stämmeisen, Hohlmeißel ꝛc. erhaben herausgefördert, so daß die Zeichnung vollkommen aus dem Holze erhoben herausgeschnitten worden. Dieses sind nun die Tapetenfor-

men, die immer bei einem und demselben Muster aneinander gesetzt werden, das heißt, eine und dieselbe Form wird immer nach dem Abdrucke wieder so angepaßt, daß das Muster fortläuft, so auch bei den Bordüren ꝛc., so daß bei einer Blumenguirlande durch das Anpassen der Form dieselbe so weit fortläuft, als das Stück oder die Rolle reicht. Die Formen zu den Dekorationstapeten werden eben so geschnitten, nur richtet sich ihr Anpassen nach den Gegenständen der Zeichnung, wie z. B. bei Landschaften, historischen Gemälden ꝛc., die freilich eine weit größere Genauigkeit im Anpassen erfordern, und von denen auch mehrere Formen geschnitten werden müssen. S. auch den Art. Formschneider, Th. 14, S. 488 u. f.

**Tapetenhandel**, s. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 126 u. f. Der Papiertapetenhandel ist besonders für Frankreich wichtig, weil hier nicht nur das Papier zur Fabrikation dieser Tapeten billiger hergestellt werden kann, als in Deutschland, sondern auch die Farben wohlfeiler zu stehen kommen. Hierzu kommen nun noch die geschmackvollen Dessins, eine Auswahl schöner Muster und Dekorationen, wofür die Fabrikanten ihren Zeichnern ein ansehnliches Honorar spenden, um so immer in Erfindung und Auswahl den Vorrang zu haben, der ihnen auch nicht streitig gemacht wird. Deshalb gehen auch die Französischen Tapeten überall hin, und finden Absatz, ja bei uns, in Berlin, haben die errichteten Papiertapetenfabriken mit ihren Tapeten nicht mit denen der Französischen Fabriken concurriren können, und die wenigen, die existirten, sind deshalb eingegangen; denn die noch bestehenden unter diesem Namen, treiben nur einen Handel mit Französischen und andern Tapeten, fabriziren aber nicht, indem sie bei dem letztern Handel weit besser fahren.

**Tapetenmanufaktur**, s. Tapetenfabrik.

**Tapetenmotte**, Phalaena tapezella, s. unter Nachtfalter, Th. 100, S. 122.

**Tapetennagel**, ein kleiner Nagel mit einer stumpfen Spitze, womit man die Tapeten an die Wände anschlägt.

**Tapetenpapier**, ein starkes Papier von einem guten Korne zum Tapetendrucke; s. auch oben, S. 112, und S. 120.

**Tapetenplafondstück**, Tapetenplafondstücke, diejenigen Tapetenstücke, welche an die Decke geklebt werden, und den Plafond bilden; s. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, S. 168.

**Tapetenstickerey**, das Sticken der Tapeten, welches auf folgende Weise geschieht. Nachdem die Zeichnung auf grober Leinwand mit Tinte nach Belieben gemacht worden, so läßt man sie mit kleinen Stichen von Flockseide rund umher wieder beziehen, um die verschiedenen Schattirungen anzudeuten. Man richtet die Stiche der Seide oder Wolle, womit gestickt wird, nach dem Faden der groben Leinwand zu. Zu dem großen Stiche faßt man zwei Fäden von der groben Leinwand eckig, eine Masche nach der andern, längs dem ganzen Gegenstande oder Grunde, so man stickt, alsdann nimmt man wieder denselben Gang im Widersinne vor, welches einen jeden Stich durchkreuzt, und die Löcher der Leinwand gänzlich ausfüllt. Es versteht sich hier, daß die Stärke der Wolle mit derjenigen der Leinwand gleich proportionirt dick seyn muß. Man belegt ihn mit einer oder zwei Farben, um den Damast nachzuahmen, oder man schattirt in allen Farben, und richtet sich nach den Fäden. Der kleine Sich wird von einem Winkel der Leinwand zum andern gemacht; dann kommt man wieder gleichfalls von einem Winkel zum andern, im Gegensinne zurück, um Ersteres zu bedecken; er thut beinahe dieselbe Wirkung, mit dem Unterschiede, daß der kleine Stich die Gestalten besser ausdrückt. Der große Stich wird

auf feiner Leinwand, und der kleine auf grober Leinwand gemacht. Diese Arbeit hat in ihrem Mechanismus einige Beziehung auf die Mosaische. Einige Kaufleute führen in ihrem Waarenlager Ueberzüge zu Lehnstühlen, Sophas, Tischen, Kaminschirmen ꝛc., deren Schattirungen schon fertig sind, es bleiben nur noch die Gründe für diejenigen zu machen übrig, die sich zum Zeitvertreibe ohne viele Mühe damit abgeben wollen. Auch auf Gaze stickt man in Wolle nach kolorirten Mustern Landschaften, historische Scenen, Blumen- und Fruchtstücke ꝛc. ꝛc., welches gegenwärtig die so beliebte Tapisseriearbeit bei den Damen ist; auch in den Nonnenklöstern wird stark in Tapisseriearbeit gestickt, weil diese leicht ist. — Wenn man auf Leinwand stickt, so legt man auch zuweilen die Leinwand ganz gezeichnet auf einen seidenen oder Goldgrund, ehe man stickt. Wenn nun die Blumen und Früchte auf erwähnte Art gestickt sind, und bei jedem Stiche das darunter liegende Zeug mit gefaßt wird, so schneidet man die Kante der Leinwand ab, und zieht dann behende, jedoch nach und nach, die Fäden wieder aus, bis kein einziger darin bleibt. Das Zeug, welches unten lag und sich frei befindet, wird nun der eigentliche Grund der Arbeit. Die Leinwand diente daher nur dazu, daß man sich mit dem Stiche darnach richten konnte. — Der Marly thut eben dieselben Dienste, und ist weit bequemer; man darf ihn nur um die Gegenstände herum, wenn die Stickerey fertig ist, abschneiden, so sieht man weiter nichts davon. Da die Wolle lebhaftere Farben hat, die sich länger halten, als die seidenen, so macht man gern die dunkeln Schattirungen mit Wolle, und die hellen mit Seide, wenn man nicht ganz in Wolle zu sticken willens ist.

**Tapetenthür**, Fr. Porte-tapisserie, eine Thür, die in ein Seitenkabinett oder Gemach führt, so mit Tapeten zu überziehen, daß man die Thür nicht entdeckt, das

heißt, die Tapeten so zusammen passen, daß die Thür versteckt bleibt. Es versteht sich, daß bei einer solchen Thür die ganze Wand nur aus Brettern bestehen kann, es also nur ein durch Bretter abgeschlagenes Kabinett ist, oder ist dieses nicht der Fall, so ist es eine hölzerne Doppelthür, welche genau mittelst der Zinkstreifen einliegt, und mit einer Tapete überzogen ist, die genau an die Wandtapete paßt, so daß man die Oeffnung nicht bemerkt. Man hat dergleichen heimliche Thüren, die zu irgend einem verborgenen Gemache führen, um geheime Gegenstände abzuhandeln, oder ein Stelldichein zu geben 2c. 2c. Die Tapetenthüren zu geheimen Gemächern werden daher eben so eingerichtet, wie die Tapetenschrankthüren; s. diese, oben, S. 156.

**Tapetenthürstück**, Tapetenthürstücke, diejenigen abgepaßten Tapetenstücke, welche beim Tapezieren der Zimmer über die Thüren kommen, und in Blumenstücken, Fruchtstücken, und in andern passenden Stücken zur Verzierung der Zimmer nach der Wahl der Tapeten bestehen.

**Tapetenweber**, Tapetenwirker, ein unzünftiger Arbeiter oder Handwerker, welcher künstliche Tapeten aus Wolle oder Seide webt oder wirkt, das heißt, auf einem dazu eingerichteten Weber- oder Seidenwirkerstuhl verfertiget. S. oben, unter Tapete und Tapetenfabrik. In Nürnberg machten ehemals die Tapetenweber, auch Teppichmacher genannt, ein zünftiges oder gesperrtes Handwerk aus, welches schon vor siebenhundert Jahren daselbst bekannt gewesen seyn soll. Sie arbeiteten aber nicht in Seide, sondern in Wolle, machten ihre Arbeit von wollenem Garne, welches sie nach den Schattirungen und Absätzen auf das schönste, gleich den Garnfärbern, färbten, und wenn gleich ihre Arbeit der seidenen weder an Kostbarkeit, noch Kunst, zu vergleichen gewesen seyn soll, so wirkten oder webten sie doch auch Blumen, Laubwerk, Thiere, Geflügel 2c.

sehr künstlich ein; auch wirkten sie gestreifte Tapeten zum Ueberziehen der Zimmer, der Sophas, Tische 2c. In der oben angeführten Stadt machten auch die Tapetenweber ein Meisterstück, das in vierundzwanzig Teppichen bestand, von denen man immer zwei zusammenpassen konnte, so daß man daraus ganze Vorhänge bildete, um sie auf jede beliebige Weise anzuwenden. Die vornehmsten Werkzeuge dieser Tapetenweberey bestehen in dem Weberstuhle, nebst dessen Zubehör, in einem Farbenkessel, und in einem bedeutenden Vorrathe von Garne.

**Tapetenweberey**, die künstliche Art, auf einem Weberstuhle die Tapeten aus seidenen oder wollenen, baumwollenen 2c. Fäden zu weben oder wirken; s. den Art. Tapete und Tapetenfabrik.

**Tapetenwirker**, s. Tapetenweber; Tapetenwirkerey, s. Tapetenweberey.

**Tapezerey**, aus dem Französischen Tapisserie, ein Collectivum mehrere zusammengehörige Tapeten oder auch Tapeten verschiedener Art zu bezeichnen. Die Tapezerey eines Zimmers, die Tapeten in demselben. Auch die Art auf Gaze mit Wolle zu sticken, führt den Namen der Tapezerey.

**Tapezierbiene**, Tapetenbienen, Blattschneidebienen (Anthidium), Fr. Les Abeilles coupeuses des feuilles, gehören zur Familie der Bienen (Anthophila), und sind im Art. Biene, Th. 4, übergangen worden. Sie haben folgenden Charakter: einen kurzen dicken, bei den Weibchen unten behaarten Leib, einen beweglichen schaligen Theil, der unter der Oberlippe sitzt, und sich über die Zunge zurückkrümmt, um sie vor der Reibung zu sichern, wenn sie die Blattstückchen abschneiden, die sie zu ihrem Neste gebrauchen. Sie graben eine walzenförmige, gerade Höhle in die Erde, in der Höhle machen sie aus Blattstückchen, die sie vollkommen rund und eyrund geschnitten haben, eine Zelle

von der Gestalt eines Fingerhuts, worein sie ein Ey mit dem dafür bestimmten Teige legen; dann setzen sie eine andere ähnliche Zelle vor die erste, und so fort, bis das Loch voll ist. Es giebt mehrere Gattungen dieser Bienen; die bekanntesten sind: 1) die Tapezierbiene des Rosenstocks, Apis centuncularis, Fr. l'Abeille coupeuse du rosier, von brauner Farbe, die Bauchringe am Rande seitwärts weiß; der After unten fuchsroth. — 2) Die Tapezierbiene der Hainbuche, die Hornbiene, Apis bicornis, Fr. l'Abeille coupeuse des charmilles, von braungrauer Farbe, und ein kleines spitzes Horn an der Wurzel einer jeden Kinnbacke 2c. 2c.

**Tapezieren**, Fr. Tapisser, heißt, nicht nur ein Zimmer mit Tapeten bekleiden oder überziehen, sondern auch Stühle, Sophas 2c., dann auch Bettvorhänge, Fenstervorhänge oder Gardinen, kurz Alles, was sich auf die Drappirung eines Zimmers bezieht, kunstvoll mit Geschmack zu ordnen und zu befestigen, entweder mit Kleister, oder mit Tapetennägeln und Nadeln, worin die Kunst des Tapezierens besteht. Wie man die Zimmer mit Tapeten überzieht, ist schon oben, unter Tapete und Tapetenfabrik, angeführt worden. Was das Ordnen der Fenstergardinen, Fensterkissen 2c. betrifft, so findet man das Nöthige darüber unter Fenster, Th. 12, S. 604, jedoch nur im Allgemeinen nach dem frühern Französischen Geschmacke. Nach dem neuesten Geschmacke werden die Gardinen mit goldenen Rosetten, Tirsusstäben 2c. so geordnet, daß sie schöne Festons bilden, die sich oft von einem Fenster bis zu dem andern fortziehen. Diese nun so geschmackvoll als möglich in Falten zu ordnen und zu befestigen, macht einen besondern Zweig der Tapezierkunst aus, wozu nun noch die Drappirung oder Verzierung von Zimmern und Sälen zu öffentlichen und Privatfesten kommt, indem hier nicht nur die Wahl der Farben in Anspruch kommt,

sondern auch die ausgestellten Gegenstände nach der Bestimmung des Festes, als die Büsten der höchsten und hohen Personen im Staate, Waffen und andere Trophäen bei Militärfesten, Jagdinstrumente und Geräthschaften bei Jagdfesten, und bei den Festen der Oekonomie und des Handels, Sinnbilder des Ackerbaues, der Handlung ꝛc.; so auch die prachtvollsten Zierden der Flora in Töpfen so zu ordnen, daß daraus ein schönes Ganzes entsteht, welches die Gesellschaft anzieht und festhält. — Beim Tapezieren und Ordnen der Draperien der Zimmer und Säle gehört ein guter praktischer Ueberblick; denn obgleich ein Zimmer, welches tapeziert werden soll, vorher ausgemessen wird, um darnach die Anzahl der Tapetenrollen zu bestimmen, so kann doch der Tapezierer in den Abtheilungen bei den Thüren, Fenstern ꝛc. so Manches zum Vortheile des Besitzers einrechnen, wozu ihm sein praktischer Blick hilft, aber noch mehr ist dieses der Fall beim Dekoriren der Fenster, Nischen ꝛc. mit feinen Zeugen (Musselinen, feinen Kattunen, Merinos ꝛc.), indem hier so Manches durch ein geschicktes Trennen oder Durchreißen gewonnen wird, bei dem man auch die Nebenstücke sehr gut anwenden kann; ein geschicktes Trennen und Einrichten des Gesammten erspart hier manches Ueberflüssige, mit dem man oft nicht weiß, was man anfangen soll, indem es überall durch seinen Ueberfluß hindert. Da übrigens die Dekoration eines Zimmers der Mode unterworfen ist, so muß auch der Tapezierer immer in dem Wechsel seiner Kunst fortschreiten, bald von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, und so wieder von diesem zu jenem übergehen, ohne dabei steif in der Dekoration zu erscheinen; sie muß bei dem Einfachen, wie bei dem Zusammengesetzten in der Anordnung Geschmack verrathen, immer den geschmackvollen Anordner zeigen; denn auch mit Wenigem muß der Dekorateur eben so gut im Verzieren auszureichen wissen, als es mit Vielem

im Verstecken des Ueberflusses auf eine geschickte Art geschieht. So z. B. kann der Tapezierer bei einfachen Fenstervorhängen, solche doch so anordnen, daß sie jedem in das Zimmer Tretenden auffallen und anziehen; ein Paar einfache goldene Rosetten, um die sich ein Paar Festons schlingen, welche die Rosetten nur im Hintergrunde durchschimmern lassen, hinter welchen Festons nun zu beiden Seiten die weißen Gardinen herabhangen, deren schmales Mittelstück mit gelben Franzen verziert ist, eben so die Kanten der Festons. Wählt man zu den Festons himmelblau oder rosa, blanc-rouge, auch pomeranzengelb gefärbten Musselin, so tritt das Weiße der Gardine noch schöner hervor. Auch die Gardinenbretter müssen mehr oder weniger gebogen seyn, je nachdem der obere Theil der Gardine mehr oder weniger hervortreten soll. Bei einem mehr gebogenen Brette kann die Gardine auf jeder Seite des Festons in einem nachläßig schmalen Bogen so aufgeschürzt seyn, daß man ungehindert zum Fenster und auch eben so wieder davon weggehen kann. Man läßt dann oben am Brette ein schmales Stück Zeug entweder ganz gerade oder in kleinen Falten, oder oben gerade und unten in einem oder mehreren aufgeschürzten Bogen, oder bloß an den beiden Enden des Brettes befestigen, so, daß ein oder zwei freihängende Bogen hervorkommen, und das Zeug zu beiden Seiten etwas überhängt, in welchem Falle auch ganz oben noch ein besonders schmales Stück Zeug angebracht werden kann. Es können hierbei auch mehrere Abänderungen vorgenommen werden, die immer im Aufschürzen der Bogen bestehen oder in dem Winden von Festons. Man kann auch die Gardinen vermittelst angebrachter Ringe, die auf einer eisernen Stange laufen, so anbringen, daß sie sich schieben lassen, und den Mechanismus des Schiebens durch eine kleine Gardine verdecken; kurz man kann auf so vielfältige Weise in der Dekorirung verfahren, wie es mit der Feder nicht zu beschreiben ist. —

Zum Tapezieren gebraucht der Tapezier: Scheere, Hammer, Zange, Meißel, Lineal, Zirkel, Bleyloth, Setzwage, Schnur, Kleister und Kleisterpinsel, Leim ꝛc., und zum Polstern Springfedern, Leinwand, Pferdehaare, Kälberhaare, Seegras, Heu, Bindfaden, Packnadel, Tapetennägel, Nadeln, Pfrieme; dann verschiedene Töpfe, Flaschen zu Firnissen ꝛc. ꝛc.

**Tapezierer**, Fr. Tapissier, ein unzünftiger Handwerker, der sowohl die Tapeten in einem Zimmer mit Kleister anklebt und auch mit Tapetennägeln anschlägt, je nachdem es Papier- oder gewirkte Tapeten sind, als auch Fenstergardinen und Bettgardinen ordnet und aufsteckt, Stühle und Sophas polstert und überzieht, und andere Dekorirungen in den Zimmern und Sälen besorgt, die sich mit dem Drapiren in Gewändern vereinigen. Die Lehrlinge lernen vier bis fünf Jahre, je nachdem es mit den Eltern ausgemacht worden. Die Gesellen oder Gehülfen wandern zum Theil, zum Theil auch nicht, weil dieses keine Bedingung des Handwerks ist, sondern auf Jeden ankömmt, sich noch auf Reisen oder auf der Wanderung auszubilden, und solches in Berlin, Wien, Dresden, München, Frankfurt am Main, Hamburg, Kassel, Stuttgart, Leipzig, Strasburg, Paris ꝛc. Ein Meisterstück hat der Gesell, der Meister werden will, nicht zu machen, da es ein ganz freies Gewerbe ist, selbst in den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrscht. Da, wo ein Meisterstück bedingt würde, könnte es nur in der Tapezierung eines Zimmers bestehen, weil dieses doch eine der vorzüglichsten Arbeiten des Tapezierers ist. Wer sich diesem Gewerbe oder dieser Kunst widmet, muß seinen Geschmack in Dekorirung der Wände, Fenster ꝛc. auf jede mögliche Weise auszubilden suchen, wozu ihm die Maler-, Bildhauer- und Baukunst Stoff giebt; dann auch diejenigen Werke, welche für Dekorateurs ꝛc. mit Kupfern herausgegeben worden sind; s. auch den vorhergehenden Artikel. An Hoflagern oder Fürstlichen Höfen

findet man einen Tapezierer in Bestallung gehalten, der den Namen Hoftapezierer führt, und für die Dekorirung der Zimmer und Säle in den Schlössern und Palläſten des Fürsten sorgt. In Städten, wo keine Tapezierer sind, übernehmen die Sattler und Täſchner die Arbeiten desſelben, wenigstens das Polstern und Ueberziehen der Stühle und Sophas, und das Ueberziehen der Wände mit Tapeten.

**Tapfer**, Bei- und Nebenwort, 1) eine Fertigkeit beſitzend, Schwierigkeiten mit anhaltendem Muthe zu überwinden und darin gegründet, welche Bedeutung eine der erſten iſt, welche noch häufig im gemeinen Leben gebraucht wird; daher tapfer arbeiten. Du mußt tapfer zulaufen; er kann tapfer gehen, tapfer zechen, tapfer aushalten. Halte Dich tapfer! ein Ausdruck, welchen man in jedem Falle gebraucht, wo Anſtrengung der Kräfte zur Ueberwindung der Hinderniſſe erfordert wird; daher gebraucht man es im gemeinen Leben noch häufig für ſehr. Jemanden tapfer ausprügeln. — 2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung iſt tapfer Fertigkeit beſitzend, alle Gefahr bloß zu mehrerer Anſtrengung ſeiner Kräfte im Widerſtande dagegen zu gebrauchen, und dagegen gegründet, im Gegenſatze des feige. Ein tapferer Mann. Tapfer ſeyn. Beſonders im Kriege und in Gefechten. Ein tapferer Soldat. Ein tapferer Held. Sich tapfer wehren. Eine tapfere That. Sich tapfer halten. In dieſer Bedeutung kommt es mit herzhaft in der engeren Bedeutung überein, außer, daß es etwa einen höheren Grad bezeichnet, ſo wie es auch zuweilen für herzhaft in weiterem Verſtande von der pflichtmäßigen Mäßigung aller Furcht gebraucht wird, im Gegenſatze des furchtſam. — 3) In weiterm Verſtande bedeutet dieſes Wort ehedem ſehr häufig den zu ſeiner Abſicht gehörigen Grad körperlicher Stärke beſitzend. Ein tapferes Pferd, ein braves; ein tapfe-

rer Arbeiter, ein guter, und in noch weiterem Verstande, von jedem vorzüglichen Grade der zu seiner Absicht nöthigen Eigenschaften. Ein tapferer Mann, ein nützlicher, brauchbarer. Eine tapfere Ursache, eine rechtschaffene, hinlänglich gegründete. Tapfere Früchte, reife, gute. Ingleichen für derb, fest, stark. Ein tapferes Gebäude, ein starkes (Bluntschli). Die Brüstlin sollen an den Junkfrauen klein seyn und tapfer (Buch der Natur von 1483), das ist, derb, welche Bedeutungen noch hin und wieder im Oberdeutschen gangbar, im Hochdeutschen aber veraltet sind.

**Tapferkeit**, eine Eigenschaft, Fertigkeit und darin gegründete Beschaffenheit zu bezeichnen, wo es im Hochdeutschen nur noch in der zweiten, engeren Bedeutung üblich ist, die Fertigkeit, alle Gefahr zu mehrerer Anstrengung seiner Kräfte im Widerstande dagegen zu gebrauchen, und die darin gegründete Beschaffenheit. Sich mit vieler Tapferkeit wehren, vertheidigen. Seine Tapferkeit zeigen. Die Tapferkeit einer That. Die Tapferkeit ist eine Seelenstärke, ein fester Willen des Geistes, welcher noch durch die Gefahr gekräftiget wird, wobei jedoch die Aussicht vorhanden seyn muß, sie zu überwinden; denn wo dieses nicht der Fall ist, da sinkt der Muth, erschlaffen die Kräfte. Die Tapferkeit ist größtentheils eine Gabe der Natur und nur Eigenthum des Mannes; denn wenn sie auch bei dem zweiten Geschlechte vorkommt, so sind es doch nur einzelne ausgezeichnete Fälle, die hier diesem Geschlechte keine Ansprüche darauf geben. Sie kann auch durch Uebung oder oftmaliges Bekanntwerden mit Gefahren, durch das Gelingen beim ersten Versuche einer Gefahr zu begegnen, sie zu überwinden, auch durch Kunst ausgebildet und entwickelt werden. Wenn die Natur den Muth und die Kraft dazu giebt, so müssen diese Eigenschaften doch durch den Geist geregelt werden; denn Ge-

fahren ohne Noth zu trotzen, ist Tollkühnheit, bisweilen auch Verwegenheit. Die Elemente der Tapferkeit sind Unerschrockenheit und Beständigkeit, indem jene in der Festigkeit des Geistes bei eintretender Gefahr, diese in dem Beharren bei dem einmal gefaßten Beschlusse besteht. Eine Gefahr ohne Ueberlegtheit zu wagen, das heißt, ohne erst über deren mögliches Gelingen oder Mißlingen im Ueberwinden derselben nachzudenken, ist regellos, und im Gelingen liegt dann nur der Zufall, der in dem Gegensatze vielleicht die Kraft lähmte, dagegen wird ein überlegtes Handeln auch beim Nichtgelingen die angewandte Tapferkeit rechtfertigen, indem im Gegensatze die Kräfte und der Muth eben so gespannt waren, daß sie der Tapferkeit einen unerschütterlichen Damm entgegensetzten. Besonders wichtig ist die Tapferkeit im Kriege, wo sie durch diese Eigenschaft des Feldherrn einem ganzen Heere mitgetheilt wird, und um so mehr, wenn der Feldherr durch Erfahrung, richtigen Blick, zweckmäßig angewandte Taktik das Heer zu Siegen führt; es vertraut ihm dann unbedingt und theilt alle Gefahren, selbst die unüberwindlichst scheinenden, mit ihm, dadurch wird jedes einzelne Glied der großen Heereskette tapfer, und mit solchem Heere ist Alles auszurichten, wenn der Feldherr sich nicht durch die Siege verleiten läßt, weiter zu gehen, als es Einsicht, Kräfte, überhaupt die Umstände erlauben. Beispiele hier anzuführen sind überflüssig, da die neuere und neueste Zeit reich genug daran ist, und hier nur auf diese verwiesen werden darf.

**Taphor**, eine Benennung der Schiffmütze, s. diese, Th. 144, S. 328.

**Tapia** oder Stinkapfelbaum, Crateva Tapia, eine Pflanzenart, welche zur Gattung Crateva und in die erste Ordnung der eilften Klasse (Dodecandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems und in Indien zu Hause gehört. Der Baum wächst so hoch als eine Buche, hat ein leicht zerbrechliches Holz, welches

mit einer glatten aschfarbigen Rinde überzogen ist; es steckt voller Kerne, wie der Hollunderstrauch. Die Blätter sitzen drei und drei auf einem Stiele und sind grün, glatt und dicht, auch glänzend. Die Blumenkrone besteht aus vier weißen, eines Fingers langen Blättern und sitzt auf einem kürzern Stiele. Die Früchte, welche sich nach dem Abfallen der Blüten zeigen, gleichen den Pomeranzen, sowohl in der Form und Größe, als auch in der Farbe. Die Schale hat einen widerlichen Geruch. Man genießt die Früchte, welche süß schmecken. Die Blätter werden in dem Vaterlande des Baumes als ein treffliches Mittel wider die Entzündung des Afters, welche in jenem Lande so gemein ist, gebraucht; sie stillen die Schmerzen, wenn man sie zerquetscht auflegt. Bei uns wird dieser Baum nur in botanischen Gärten gezogen.

**Tapigi Baschi**, in Persien, der General der Artillerie.

**Tapir**, Tapihire, Tapira, Tapirussu, Nasenschwein, Tapirus, Fr. Tapir, eine Thiergattung, welche in Süd-Amerika zu Hause gehört, und von allen Thieren, welche die Europäer bei der Entdeckung dieses Landes fanden, die größesten; sie sind aber nicht größer wie unsere Esel. Im Ansehen gleichen sie den Schweinen, nur ist ihr Rüssel weit mehr verlängert, so daß er einem kurzen Elephantenrüssel gleicht, und auch wie dieser beweglich ist; denn sie bedienen sich desselben um nach Pilzen, Wurzeln und Insekten zu wühlen. Das Gebiß hat keine Hau- oder Stoßzähne. In jedem Kiefer finden sich sechs Schneidezähne und zwei Eckzähne, welche nicht länger sind als die Schneidezähne. An den Vorderfüßen haben sie vier, an den Hinterfüßen drei Hufe. Die Haut ist schwärzlich und fast gänzlich von Haaren entblößt; der Schwanz ist kurz. Die Tapire sind stille Thiere, welche die Ufer der Gewässer lieben, und sich besonders gern an Flüssen und Teichen aufhalten; sie schwimmen und tauchen sehr geschickt. Man zieht sie auch in den Häusern auf und genießt ihr Fleisch, wel-

ches mit dem Kalbfleische Aehnlichkeit haben soll. Den Zuckerpflanzungen thun sie großen Schaden, da sie das Zuckerrohr sehr lieben. Bekannt sind: 1) der Amerikanische Tapir, das Riesen-Nasenschwein, (Anta) Tapirus Americanus, welches die Größe eines Esels hat, mit kurzen braunen Haaren, die sich im Nacken zu einer aufrecht stehenden Mähne vorbiegen. Es hat nur zwei Zitzen, und der Schwanz ist mittelmäßig lang; im Uebrigen gleicht er der Gattungsbeschreibung. Das Weibchen wirft ein weißgestreiftes Junges. Er kommt häufig in Brasilien vor und wird gejagd und gegessen. Die kulturlosen Brasilianer erlegen ihn mit Pfeilen oder suchen ihn in seinem Lager lebendig zu fangen; sie zähmen und schlachten ihn dann und essen das Fleisch mit vielem Appetit. Die Haut trocknen sie an der Sonne und machen ihre Schilder daraus, die so hart werden, daß kein Pfeilschuß durchgeht. Obgleich der Tapir sehr scharfe schneidende Zähne hat, so pflegt er doch Niemanden zu beschädigen oder zu beißen, da er sehr scheu ist und schon die Flucht ergreift, wenn er nur in der Ferne einen Menschen erblickt. — 2) Der Asiatische Tapir (Maiba), Tapirus Orientalis, welcher etwas größer ist, als der vorige. Er ist schwarzbraun mit weißgrauem Rücken und kurzem Schwanze. Man findet ihn in Malakka und auf den Indischen Inseln.

**Tapir** (Amerikanischer), s. oben.

— (Asiatischer), s. daselbst.

**Tapiren**, beim Friseur und Perrückenmacher, eine klare Frisur machen, wenn er nämlich die kurzen gekräuselten Haare dergestalt mit dem Kamme zurückschiebt, daß sie dem Moose ähnlich werden. S. unter Perrücke, Th. 108.

**Tapis aveugles**, werden zu Smirna die großen Tapeten, die man nach dem Pic verkauft, genannt, wenn die Arbeit das Muster nicht recht getroffen hat. — Tapis, Raser le Tapis, eine Redensart auf den Reit-

bahnen, den Teppich abscheeren, wenn Pferde so steif sind, daß sie im Gehen keinen Fuß mehr biegen, sondern solchen auf der Erde hinstreifen, und der Boden dadurch gleichsam rasirt oder eben gemacht wird.

**Tapissende**, Zitze oder gemalte Kattune, deren Farben auf beiden Seiten zu sehen sind. Man bringt sie von Surate. Die meisten darunter sind pikirt. Es werden allerhand Teppiche, Decken ꝛc. daraus gemacht, und eine Art davon führt den Namen Palembang, von dem Orte, woselbst sie verfertiget wird, Teppiche von Palembang auf der Insel Sumatra.

**Tappe**, eine breite plumpe Hand, in welchem Verstande es nur im gemeinen Leben von einer Hand im verächtlichen Verstande üblich ist. Seine Tappen überall haben, seine Hände. Noch mehr ist es aber gebräuchlich von einem breiten Vorderfuße, wo es gleichfalls im verächtlichen Verstande von dem menschlichen Fuße, in einigen Gegenden aber auch von den breiten weichen Füßen mancher Thiere gebraucht wird, dergleichen z. B. die Bären, Affen, Katzen ꝛc. haben. Alles, was auf Tappen geht unter den Thieren, soll euch unrein seyn, 3. Mose 11, 27, wofür im Hochdeutschen Tatze üblicher ist. Man sagt: Hans, deine Tappe drückt sich gut ab, zeigt einen tüchtigen Fuß.

**Tappen**, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches mit dem Hülfsworte haben gebraucht wird, und eine Onomatopöie desjenigen Lautes ist, welcher entsteht, sowohl wenn man mit der flachen Hand plump und ungeschickt auf etwas rührt, als auch, wenn man mit unsichern und plumpen Tritten umhergeht, daher es sowohl für plump berühren, als auch für plump einhergehen, im Gehen plump auftreten, gebraucht wird. Im Finstern tappen, mit der flachen Hand umherfühlen. Und wirst tappen am Mittage, wie ein Blinder tappt im Dunkeln, 5. Mos. 28, 29. Wir tappen nach der Wand, wie die Blinden,

und tappen als die keine Augen haben, Es. 59, 10. Welcher aber solches nicht hat, der ist blind, und tappet mit der Hand, 2. Petr. 1, 9. Hans tappet in die Grütze, fährt mit seiner plumpen Hand in die Schüssel mit Grütze, um sich einen tüchtigen Löffel voll herauszunehmen. So auch in betappen, ertappen, zutappen. Tappen, mit weichen Füßen ungeschickt einhergehen, ist im gemeinen Leben nicht selten. So auch das Tappen. Anmerkung. Im Schwedischen tappa, im Französischen tapper, tappend einhergehen, von den Füßen. Unser stapfen ist das Intensivum davon, so wie Tatze, tasten, Französisch tater, toucher, Lat. tangere, Tactus, nur im Suffixo verschieden sind. In einigen gemeinen Mundarten braucht man tacken für tappen mit den Händen. — Beim Maler heißt tappen, Fr. Tattonner, tater, mit Furchtsamkeit oder zagender Hand arbeiten, welches von der Hand eines schlechten Malers gesagt wird, besonders von einem solchen Kopisten. Ein getapptes Gemälde ist entweder ein schlechtes Original, oder eine Kopie, und an diesem Fehler unterscheidet man auch ein Originalstück von einer Kopie. Die Sklaverey der Nachahmung macht, daß ein Kopist nur tappend und bebend malt, um nicht von seinem Originale abzukommen. Er traut sich selbst nicht, und muß seinen eigenen Kräften entsagen. Dieser Fehler verräth den Maler in einem Originale, der in den Grundsätzen seiner Kunst nicht fest genug ist.

**Tappenstein**, eine Benennung des Luchssteins.

**Tappézucker**, im Französischen Handel, der feine Tassonadezucker, der durch öfteres Schlagen die Form des Hutzuckers annimmt.

**Täppisch**, Bei- und Nebenwort, plump, ungeschickt in seinen Bewegungen; doch nur im gemeinen Leben, wo man einen ungeschickten plumpen Menschen auch wohl einen Tapps zu nennen pflegt.

**Tapsels** oder **Topsels**, grobe gestreifte Ostindische Kattune, von blauer oder buntstreifiger Farbe, welche durch die Europäischen Handelsgesellschaften aus Bengalen nach Europa gebracht werden. Er ist $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{6}$ Ellen Pariser Maaß breit, und die Stücke sind 10 dergleichen Ellen lang. Es ist eine der besten Waaren, welche die Europäer nach den Küsten von Guinea führen. Ehemals, als der Negerhandel noch betrieben wurde, das heißt, das Einhandeln der Negersklaven auf der Afrikanischen Küste, war dieser Artikel sehr gangbar dahin. Man machte diese Waare auch in Rouen häufig nach. Die Dänen bringen $\frac{5}{4}$ breite Tapsels in Stücke von 18 bis 19 Ellen Kopenhagener Maaß zu Markte.

**Taquis**, eine Art Kattun, welcher zu Aleppo und in dessen Gegend verfertiget wird. Er macht einen Theil des Handels aus, welchen die Europäer, und besonders die Franzosen, mit dieser Stadt treiben.

**Tara, Thara**, im Handel, der Abzug vom Gewichte, der für die Emballage der Waare nach Pfunden oder Prozenten bestimmt wird, daher **Tararechnung**, Abzugsrechnung. Wenn z. B. ein Faß mit Terpentinöl gefüllt werden soll, so wird das Faß zuerst auf die Waage gelegt, und dessen Gewicht ermittelt, welches die Tara des Fasses ist; dann wird das Terpentinöl eingefüllt, und das Ganze gewogen, welches man **Brutto** nennt, weil hier das Gewicht des Fasses und das Gewicht des Terpentinöls zusammen gerechnet sind; um nun das Netto des Inhalts vom Fasse zu haben, zieht man die Tara desselben ab, so erhält man das Netto- oder Reingewicht des Terpentinöls, und so ist es auch mit den trockenen Waaren, welche gewogen, also nach dem Gewichte verkauft, und die in Fässer, Kisten, Säcke, Körbe ꝛc. ꝛc., gepackt werden, wenn diese Gegenstände als Emballage gewogen werden, das Gewicht davon.

**Tarand, der blaue**, eine Benennung des breitblättri-

gen Enzians von den Alpen mit großen blauen Blumen, Gentiana alpina, Linn.; s. unter Enzian, Th. 11, S. 100. Nr. 3.

Tarantantara, s. unter Trompete.

Tarantel, Aranea Tarantula, die größte Spinne in Europa, s. unter Spinne, Th. 158, S. 485 u. f.

Tarantella, eine Musik, welche der Provinz Apulien eigen ist, und die dazu angewendet werden soll, den St. Veitstanz zu heilen, der von dem Tarantelstiche entstehen soll. S. diesen.

Tarantelstich, das Stechen der oben angeführten Spinne, welches den St. Veitstanz hervorbringen soll, der nur durch eine dazu geeignete Musik geheilt werden kann; s. unter Spinne, Th. 158, S. 485 u. f.

Tarantola, ein blaues Tuch, welches zu Foro St. Martino im Neapolitanischen fabrizirt wird.

Taraputti, ehemals eine Benennung der Freibeuter in Ungarn.

Taras, s. Tarras.

Tarasum, ein sehr beliebtes Getränk der Chinesen, welches von Reis und Branntwein gemacht, und wie bei uns der Wein, auch Branntwein, getrunken wird.

Tarbagany, beim Rauchhändler, s. unter Murmelthier, Th. 98, S. 144 u. f.

Tardando, beim Musikus, heißt verzögernd, und wird den Stellen vorgesetzt, welche nach und nach langsam vorgetragen werden sollen.

Targum, Targumim, nennen die Juden die Chaldäische Umschreibung des neuen Testamentes, in der sich viele Jüdische Irrthümer und Fabeln befinden sollen; sie wird von ihnen sehr hoch gehalten, besonders die Jonathan und Onkelos verfertiget haben.

Tarière, ein Französisches Wort, welches bei den Alten eine Art eines Mauerbohrers oder Brechers war, der aus einem langen Baume bestand, und am Ende einen langen eisernen Schuh hatte. Dieser Baum war nicht

schwebend, wie andere Mauerbrecher, sondern ward auf einem Gestelle auf Scheiben und Rollen, mit Seilen, vermittelst eines Haspels hin und hergeschoben. Ueber dem Gerüste befand sich ein Gehäuse, aus dessen Mitte oben ein Thürmchen hervorragte, worauf Soldaten gestellt wurden.

**Tarif**, ein Arabisches Wort, welches ein ausführliches Preisverzeichniß bezeichnet; hauptsächlich aber ein Verzeichniß nach alphabetischer Ordnung der Handlungsgüter und der Waaren und Abgaben, die davon bei der Einfuhr, Ausfuhr oder Durchfuhr durch ein Land zu entrichten sind; es sind also Zoll-, Accis-, Geleitsrollen oder eine Specifikation aller Art der Ein- und Ausfuhr in einem Lande zu bezahlenden Abgaben, Zölle ꝛc. Der Tarif ist nicht in allen Ländern gleich, und kann es auch nicht seyn, weil sich dieses nach dem Zustande und den Handelsverhältnissen eines jeden Landes richtet; auch wird eine Waare an dem einen Orte nach dem Werthe, an einem andern nach dem Gewichte verzollt; auch bewirken Veränderungen des Waarenzuges oder die politischen Verhältnisse der Staaten gegen einander, Veränderungen in dem Tarife.

**Tarin, Tarino**, ein Sicilianische und Neapolitanische Münzsorte, die 2 Karlins oder 20 Grains gilt, und nach unserm Gelde beinahe acht, an einigen Orten auch eilf oder zwölf Groschen macht, wie sie dann auch an einigen Orten nur eine Rechenmünze, an andern aber eine geprägte Münze ist.

**Tarino**, s. den vorhergehenden Artikel.

**Tarlatane**, eine Art von baumwollenem Flor, mit seidener Kette in allen Farben. Man findet auch in einigen Werken noch **Tarletane** oder **Tarletent** als eine Art baumwollenen Gewebes oder eine Art Nesseltuches angeführt, welches sehr klar, zart, und daher auch sehr leicht ist. Ob nun dieses mit dem vorhergehenden gleich

ist, oder ob es eine andere Art Zeug ist, läßt sich nicht bestimmen.

**Tarletane**, s. den vorhergehenden Artikel.

**Tarma**, ein Gewicht in Venedig von drei Skropoli. Neun Tarma machen eine Onza, und zwölf Onza ein Pfund leichtes Gewicht.

**Tarmen**, in der Schifffahrt, stehende Riegelungen des Galgons.

**Tarnatane**, eine Benennung verschiedener feiner baumwollener Zeuge, die auf Nesseltuchart theils in Ostindien, theils in der Schweiz und in Frankreich gewebt werden. Die Ostindischen sind eine Gattung sehr klarer Bethilles oder Mallemolles, $\frac{7}{8}$ Pariser Elle breit. Die Stücke enthalten in der Länge 12 bis 13 Ellen. Tarnatane Chavonis, ein klares Nesseltuch, kommt gleichfalls aus Ostindien, und ist $\frac{3}{4}$ Pariser Ellen breit. Aus Bengalen kommt eine Art Mallemolles, die auch fein und klar sind, und zwischen den ordentlichen Mallemolles das Mittel halten. Sie liegen $\frac{7}{8}$ bis $\frac{15}{16}$ bis 1 Pariser Elle breit, und jedes Stück hat 16 Ellen in der Länge. Die Holländische Ostindische Waare ist $1\frac{1}{2}$, 17 Achtel, 9 Viertel bis 3 Cobidos breit, und 28, 29, 30 bis 31 Cobidos lang.

**Tarnowitzer Schwefelerde**, die man flötzweise in einem Hügel in der Herrschaft Beuthen in Schlesien, gleich unter der Dammerde, ungefähr einen Fuß mächtig findet. Sie ist weißgrau, leicht, und von einem ziemlich schwachen Zusammenhange; roh hat sie einen Geruch, wie eine Mischung aus Terpentinöl und Schwefelsäure; auf dem Feuer riecht sie wie brennender Schwefel, und bildet mit Seifensiederlauge Schwefelalkalie oder Schwefelleber, und mit schmierigen und flüchtigen Oelen einen Schwefelbalsam.

**Tarock und Tarockspiel**, eine Art Kartenspiel, das mit den Tarockkarten, auch Trapelierkarten, wie sie von Einigen genannt werden, obgleich

Andere darunter andere Karten verstehen, gespielt wird. Diese Karten bestehen nun aus den gewöhnlichen vierzig Blättern der Französischen Karten, und dann haben sie noch acht und dreißig mehr, so daß das Spiel acht und siebzig Blätter enthält. Von den darunter befindlichen einundzwanzig Trümpfen oder Tarocks soll es seine Benennung haben. Unter diesen Trümpfen ist der Pagat, um welchen gespielt wird, dann folgt der Sky (Scüs) oder Scherwenzel, den man zu allen Farben und Blättern werfen, aber nicht damit stechen kann, und endlich noch in jeder Farbe drei Blatt einzelner Augen von acht bis zehn mehr. Auch das Tarockspiel soll eine Erfindung der Morgenländer seyn, wie das Schachspiel, und wie man behauptet, sollen es die Türken erfunden haben. Von diesen kam es durch den Handel und auch durch die Kreuzzüge nach Spanien und Italien, und so nach Frankreich, Deutschland und andern Staaten. Man will, daß das Tarockspiel seinem morgenländischen Ursprunge am getreuesten geblieben sey, wenn man nämlich in den Spielen die Nationalgewohnheiten aufsucht und findet, wie z. B. im Charakter der Französischen und Deutschen Karten, so auch hier durch jene ein und zwanzig Tarocks, und vier zwischen Dame und Bube inne stehenden Cavals; denn hierdurch entsteht jene von den gewöhnlichen Französischen Karten verschiedene Anzahl von Blättern; denn mit Ausnahme der genannten sind alle Farben und Blätter gleich. Im zweiten Theile des Werks: „Die Kunst, welche die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele, so in den Gesellschaften höhern Standes, besonders in der Kaiserlich Königlichen Residenzstadt Wien üblich sind ꝛc. ꝛc.," S. 197, wird angeführt, daß das Tarockspiel eine Erfindung der Portugiesen sey, und die drei höchsten Karten darin sollen ihre Benennung von dreien in dem Königreiche Algarvien sich durch böse Thaten berühmt gemachten Brü-

dern: Monguc, Scús und Pagato erhalten haben, und der Name Tarocco soll ebenfalls zum Andenken eines sehr bekannten Spielers, der durch den in seiner Kunst erworbenen Gewinnst ein kostbares Kloster und eine Akademie zu Setuval gestiftet, seinen Ursprung erlangt haben, welches Alles aber, sagt der Verfasser dieses Spielalmanachs, wie die mehresten solcher Spiel-Etymologien, sehr ungewiß und zweifelhaft ist. Das Tarockspiel ist das interessanteste, aber auch schwierigste und verwickeltste unter allen Kartenspielen; es war eine Zeitlang in Deutschland neben den andern üblichen Gesellschaftsspielen an der Tagesordnung, so daß man es in den angesehendsten Zirkeln als Lieblingsspiel mit dem l'Hombre, wie jetzt das Whist und Boston, erwählte. Man suchte es immer sinnreicher und vollkommener zu machen, und erst am Ausgange des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts verschwand es nach und nach aus den Zirkeln der feinen Welt. Das alte Originaltarock, wie es in Spanien, Portugal und Italien mit der bekannten Trapelierkarte gespielt wird, ist die eigentliche Grundlage der in Deutschland mit der Französischen Tarockkarte eingeführten Spiele; beide zählen vier Figuren: König, Dame, Reiter (Caval) und Bube, während sich in allen übrigen Französischen Kartenspielen deren nur drei: König, Dame und Bube, desgleichen in der Deutschen Karte: König, Ober und Unter, so auch bei der üblichen Trapelierkarte: König, Caval und Bube befinden. — Das Tarockspiel wird gewöhnlich unter drei Personen gespielt, nehmen vier Personen Theil, so ist Einer König, und mischt die zweite Karte. Die Tarockkarten bestehen, wie schon oben angeführt worden, aus acht und siebzig Blättern, von denen neun und funfzig leere Blätter oder Latons, und neunzehn Zähler sind. Zu den Erstern gehören auch die mit I. bis XXI. bezeichneten Karten, Tarocks, Trümpfe oder Stecher genannt, von welchen der höhere den

niedrigen sticht. In der rothen Farbe sticht die 1 oder das As das höhere, in der schwarzen Farbe ist es umgekehrt, die 10 sticht die 9 ꝛc. Die Bilder sind: der König, die Dame, der Cavall und der Bube; der König gilt 5, die Dame 4, der Cavall 3, und der Bube 2. Um die Sitze der Spielenden zu bestimmen, legt man auf jeden der vier Plätze einen Laton von den vier Farben der Karte, und nimmt von jeder Farbe einen Laton umgekehrt in die Hand. Die Spieler ziehen sich jeder ein Blatt, und setzen sich zu dem Sitze, wo die gezogene Farbe liegt. Um zu bestimmen, wer angeben soll, weil dieses den Vortheil des Scatlegens gewährt, wird eine Karte gemischt und abgehoben; dann giebt der Tailleur von der linken Hand zur rechten jedem Spieler ein aufgedecktes Blatt, und dieses so lange, bis die XXI. kommt. Wer nun diese erhält, giebt linker Hand an, und des Gebers Nachbar zur Rechten ist für dieses Spiel König. Im folgenden Spiele giebt der Nachbar linker Hand, und der vorige Geber ist König, und so fort. Der Geber nimmt nun die vom Könige vorher gemischte Karte, die von diesem allemal an den Platz des Gebers gelegt wird, und läßt den Mitspieler rechter Hand abheben. An manchen Orten thut dieses der König. Dann legt er den nach unten liegenden Theil der Karte auf den abgehobenen, und giebt von der Linken zur Rechten jedem Spieler, den König ausgenommen, dann sich selbst, fünf Blätter, und dieses so lange, bis die Karte vertheilt ist. Den letzten Wurf bekommt der Geber, und dieser Wurf besteht nicht, wie die andern, aus fünf, sondern aus acht Blättern, weil der Geber das Recht hat, drei Blätter in den Scat zu legen. Die andern Spieler erhalten also 25, der Geber 28 Blätter. Man giebt darin nicht, wie im Tarock l'Hombre, jedem Spieler seine 25 Blätter auf einmal, sondern einzeln, damit nicht zu viel Bilder oder Tarocks auf eine Seite fallen, weil dann zu viel angesagt werden

könnte. Wenn die Karte vertheilt ist, nimmt jeder Spieler die seinige auf und ordnet oder rangirt sie, so daß zuerst Coeur kommt, dann Pique, dann die Tarocks und zwar von oben herein, dann Careau und Trefle folgen. Die Farben steckt man, so viel man von jeder hat, vom Könige abwärts. Das Spiel selbst ordnet sich nun auf folgende Weise:

Der Skys oder Scüs, die merkwürdigste Karte im Tarock, erscheint bald als Laton, bald als Bild, als Tarock, bald alle drei zusammen, ohne selbst zu stechen oder gestochen zu werden. Als Tarock wird der Skys betrachtet: a) wenn man neun Tarocks und den Skys hat, und dann zehn Tarocks ansagt. b) Wenn man Tarock abfordern und doch die eigentlichen Tarocks oder Stecher schonen will. c) Wenn von einem Mitspieler Tarock gefordert wird, und man vielleicht einen der höchsten Stecher zugeben müßte. In diesen beiden Fällen legt man den Skys mit dem Ausdrucke: „ich skisire mich" in seine gemachten Stiche, und giebt dafür aus diesen einen Laton oder leeren Tarock an den Eigenthümer des letzten Stichs ab. d) Wenn man einen angespielten Laton, dessen Farbe man nicht hat, nicht stechen will. Noch wird er als Tarock, eigentlich aber mehr als Zähler während des Spiels, denn an sich gilt er im Zählen ohnehin fünf, betrachtet. e) Wenn man Matadors ansagen will, wozu der Tarock 1 der 21 und der Skys gehört, weil diese drei Blätter unter den Tarocks die einzigen Zähler sind. — Als Bild wird der Skys angesehen: a) Wenn man ein halbes oder skisirtes Königreich ansagen will, das ist, drei Könige und Skys. Zu vier Königen, welche ein ganzes oder natürliches Königreich ausmachen, braucht man ihn auch nicht. b) Wenn man eine halbe oder skisirte Reiterey oder Cavallerie, das heißt, drei Bilder einer Farbe und den Skys, ansagen will. Zu vier Bildern einer Farbe oder einer ganzen oder natürlichen Cavallerie braucht man ihn auch nicht. Der Skys wird als Laton betrachtet: a) Wenn man sechzehn Latons ansagen will,

und deren nur funfzehn hat. b) Wenn man irgend ein Blatt einer Farbe, die angespielt ist, nicht weggeben will, wenn z. B. einer der Spieler sich stichfrei machen will, und man hofft ihn mit einem noch in der Karte habenden niedrigen Laton in einer bereits mehrmals angespielten Farbe, durch möglichste Aufsparung dieses Blattes, zum Stechen zu zwingen. c) Wenn mit dem höhern Bilde eine Farbe gefordert wird, und man hat das niedrigere blank, das heißt, unbesetzt. d) Oder auch, wenn man bei einem solchen Falle zwei niedrige Bilder derselben Farbe unbesetzt hat, z. B. Dame und Cavall, und man beide zu retten wünscht. e) Wenn eine angespielte Farbe, in welcher man ein Bild blank hat, von andern Spielern schon gestochen wird. In den vier letzten Fällen skisirt man sich, weil man dadurch oft Zeit gewinnt, jene riskirten Bilder zu retten, z. B. durch Abforderung aller feindlichen Tarocks. — Vom Skys sind überhaupt folgende Regeln zu merken: a) Da man ihm einen beliebigen Charakter geben kann, so ist es nicht nothwendig, daß man ihn dann, wenn man keine Tarocks mehr hat, gleich benutzen und ablegen müsse, sobald eine Farbe, die man nicht mehr hat, angespielt wird. Man muß ihn jedoch vor den letzten fünf Blättern ablegen, weil er sonst dem Gegner anheim fällt. Der Skys selbst ist kein Stecher, aber er kann auch nicht gestochen werden, weil er immer in dessen Stiche gelegt wird, der ihn hat. In der Regel legt man den Skys nicht in Scat, daher kann man mit dem Skys sich zwar stichfrei spielen, aber nicht die Vole machen, wo es jedoch erlaubt ist, ihn zulegen, wenn man Scatist ist. In jedem Spiele kann man ihn nur einmal ablegen; man legt ihn dann oft beim Anspielen einer Farbe, worin man nur eins oder doch wenig Blätter, vielleicht auch bloß ein unbesetztes Bild hat, an, um die andern Spieler glauben zu machen, daß man schon stechen müsse, und sich bloß, um die Stecher für des Gegners Bilder aufzusparen, skisire. Der Gegner spielt dann entweder klein fort und man rettet das riskirte Bild, oder er hält so lange mit seinen Bildern zurück, bis man die wenigen Latons dieser Farbe los gewor-

den ist, und dann jene Bilder abstechen kann. Wenn man bemerkt, daß ein Gegner sich stichfrei machen will, und daß der andere Spieler, um dieses zu verhindern, ein Aß oder ein anderes niedriges Blatt anspielt, so skisirt man sich, um den Freispieler zu nöthigen, daß er den Stich machen müsse. Alle diese Vortheile gelten nur dann, wenn man den Skys nicht bereits entdeckt, das heißt, ihn auf irgend eine Art mit angesagt hat, weil jede Ansage aufgewiesen werden muß, ehe das Spiel anfängt. — Unter den Tarocks giebt es nur drei natürliche Gelter, nämlich der I. oder der Pagat, der XXI. und der Skys, als Tarock betrachtet. Jeder gilt fünf Points an sich; aber auch hier findet beim Ansagen noch eine besondere bloß zufällige Geltung Statt, indem diese dann sowohl an sich, als auch als Matadors, und wenn zehn Tarocks angesagt werden können, zugleich als Tarocks noch besonders gelten können. Nicht selten sind diese Geltungen alle auf einmal möglich. Alle übrigen Tarocks sind an sich Nichtgelter, und können bloß durch Ansagen eine zufällige Geltung erhalten. Das Ansagen ist der einzige Theil des Spiels, der es gewissermaßen zum Glücksspiele macht. Die Art, wie und wenn man ansagen müsse, kommt weiter unten vor. Bei den Latons gelten zweierlei Ansagen. Sechzehn derselben gelten zehn Points, und funfzehn derselben und der Skys gelten eben so viel. Jeder folgende über sechzehn gilt fünf Points. — Was die Bilder betrifft, so kann man ansagen vier Bilder in einer Farbe, welche eine ganze oder natürliche Cavallerie heißen; sie werden mit zehn Points bezahlt. Drei Bilder in einer Farbe, ohne Rücksicht, ob sie einander folgen, ob sie von oben herein oder von unten herauf gehen; hierzu muß man den Skys haben. Sie gelten fünf Points. Sagt aber der Spieler zur Vorhand eine ganze Cavallerie an, so kann der nächstfolgende Spieler eine skisirte oder halbe Cavallerie nur dann ansagen, wenn die Bilder derselben einander folgen. — Vier Könige oder ein ganzes natürliches Königreich gelten 10 Poins; drei Könige und der Skys oder ein halbes, ein skisirtes Königreich, gelten 5 Points; vier Damen ohne vier Könige, gelten nur mit dem Skys 10, ohne

Skys 5 Points; eben so vier Cavalls und vier Buben. — Drei Damen, Cavalls oder Buben mit dem Skys gelten nur dann 5, wenn wenigstens drei Könige da sind, oder der Spieler zur Vorhand nicht bereits ein ganzes Königreich angesagt hat; ohne Skys gelten sie nichts. Während der Geber Scat legt, zählt man ab, und was man vielleicht ansagen kann; sobald der Scat liegt, erfolgen die Ansagen, werden vorgezeigt, ausgezahlt, und das Spiel beginnt. Wer dem Geber zur Linken sitzt, hat die Vorhand, wer zur Rechten sitzt, die Hinterhand. In Ansehung der Stecher kann man ansagen: a) 10 Tarocks, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie einander folgen; sie gelten 10; b) 9 Tarocks und der Skys gelten 10. Jeder Tarock über 10 gilt 5. Damit die andern Spieler sich wegen des Forderns des Pagats darnach richten können, setzt man, wenn das Aufweisen nicht verlangt wird, beim Ansagen von Tarocks hinzu: avec, das heißt, der Pagat ist dabei, oder nicht, sans. Drei Matadors, denn weniger kann man nicht ansagen, sind der Pagat oder I., der XXI. und der Skys; jeder gilt, außer seiner natürlichen Geltung, als Matador 5, mithin alle drei 15. Von den übrigen Tarocks, die unmittelbar auf die I. aufwärts oder die XXI. abwärts folgen, zählt jeder 5 Points. Spielt man mit dem springenden Skys, so ersetzt derselbe eine fehlende Nummer in der Reihe der Tarocks. So sind z. B. der Pagat 21, 19, 18 mit dem Skys fünf Matadore, weil der Skys den fehlenden XX. vertritt. — Beim Ansagen beobachtet man Folgendes: Es darf nicht eher angesagt werden, als bis nach Vertheilung der Karten der Geber seinen Scat gelegt, und dieses durch den Ausdruck: er liegt, zu erkennen gegeben hat. Dann fängt der Spieler linker Hand an anzusagen, oder wenn er nichts anzusagen hat, so heißt es: ich passe, und so geht es der Reihe nach. Wer ansagt, ehe der Scat liegt, oder vor der Hand, bekommt seine Ansagen nicht bezahlt, muß aber den Mitspielern die ihrigen bezahlen. Dasselbe gilt auch, wenn man schon gepaßt hat, und nachher noch etwas ansagen will. Eine Ansage zu verschweigen ist erlaubt, wenn man dadurch einen Plan verdecken will. So ist es z. B.

nicht rathsam Latons anzusagen, wenn man sich stichfrei spielen will, weil man sonst die Gegner zu zeitig aufmerksam macht. Alle gemachten und aufzuweisenden Ansagen werden dem Ansager von jedem der Mitspieler noch vor dem Ausspielen bezahlt. Gleiche Ansagen heben sich, z. B. zehn Tarocks gegen zehn Tarocks, ganze Cavallerien, sechzehn Latons gegen sechzehn Latons; denn alle übrigen Ansagen können nur einmal vorkommen, weil es z. B. nur einen Skys, nur einmal drei Matadors, nur einmal ein ganzes Königreich geben kann. Solche doppelte Ansagen heben sich jedoch nur in Rücksicht der zwei Ansagenden. Der dritte Spieler muß jede derselben bezahlen; es müßte denn z. B. der erste Spieler zehn Tarocks, der zweite ein ganzes Königreich, der dritte sechzehn Latons haben oder ansagen, wo sich dann jede Ansage gegen die andere hebt. — Beim Scatlegen ist viele Vorsicht nöthig, weil man dabei auf verschiedene mögliche Fälle des Spiels Bedacht nehmen muß. Man will nämlich nach Beschaffenheit der in der Hand habenden Karte a) den Pagat, wenn man ihn hat, ultimiren, das heißt, den letzten Stich damit machen, oder im Gegentheile, wenn man ihn nicht hat, verhindern, daß der Gegner denselben ultimire. b) Oder man wünscht vielleicht den Pagat, weil er nicht stark mit Tarocks besetzt ist, mit Gelegenheit einzustechen, oder man will im Gegentheile, daß der Gegner dieses nicht bewerkstellige, verhindern. c) Oder man will sich stichfrei spielen; d) oder man glaubt die Vole oder alle Stiche nehmen zu können; e) oder man beabsichtiget, gewisse Ansagen nicht zu zerreissen; f) oder man legt es bloß darauf an, sich gewisse riskirte Bilder zu sichern, oder g) man glaubt eine Renonce zu erhalten, und dann gewisse Bilder des Gegners stechen zu können. Eines von diesen ist immer der Fall, oft aber treten mehrere Rücksichten zusammen und machen das Scatlegen schwer. Es lassen sich daher, weil Alles hier relativ und die Lage des Spiels zu mannigfaltig ist, nur allgemeine und wenig bestimmte Regeln für das Scatlegen geben, welche folgende sind: a) Alle Latons aller Farben sind scatfähig; b) die Könige ausgenommen, darf man jedes andere Bild legen; c) kein Tarock kann gelegt werden,

ausgenommen, wenn man deren nur drei oder weniger, und zwar den 21. nicht darunter hat, darf man sie legen; eben so kann man sie legen, wenn auch der Pagat darunter ist. — Was den Skys betrifft, so ist es der Analogie nach wohl erlaubt, ihn zu legen, da er theils als Laton betrachtet, theils ohnehin beim Skisiren eingelegt wird, doch wird dieses nur dann nöthig seyn, wenn man als Scatist die Vole unternehmen will. — Den einmal gelegten und angesagten Scat darf man nicht wieder zurück nehmen, oder für ein Blatt desselben ein anderes legen, hat man aber aus Versehen ein Blatt zu wenig oder zu viel gelegt und den Scat angesagt, so darf man noch nachher das Fehlende nachlegen oder das Ueberzählige zurücknehmen. — Skisirt man sich während des Spiels, so giebt man nie ein Blatt aus dem Scate, um denselben nicht zu entdecken, sondern aus Stichen; hat man noch keine, so wartet man, bis es erfolgt. Hat man sich als Scatist völlig stichfrei gespielt, so wird der Scat nicht gezählt. — Besondere Regeln sind noch: drei Blätter von einer Farbe legen, heißt ein reiner Scat, drei Blätter aus verschiedenen Farben, ein gemischter. Letztern sucht man zu vermeiden, außer, wenn man a) in allen Farben zu stark ist, als daß eine Renonce möglich wäre; wenn man b) in mehreren Farben ein riskirtes Bild hat, das entweder unbesetzt ist, mithin vom höheren des Gegners abgefordert werden, oder weil es zu stark besetzt ist, nicht durchgehen kann. c) Wenn man sich sonst eine Ansage trennen muß, oder wenn obige Bilder zusammen keine Ansage ausmachen. d) Wenn man in mehr als einer Farbe nur ein Blatt hätte. Der König ist hier allemal ausgenommen. e) Mehrere riskirte Blätter aus verschiedenen Farben, legt man auch, wenn man den Skys hat, weil man sich nur einmal skisiren kann. — Hat man als Scatist den Pagat in der Hand, so können mehrere Fälle eintreten; z. B. ist der Pagat stark mit Tarocks besetzt, das heißt, über acht, so kann man hoffen, ihn zu ultimiren, das heißt, den letzten Stich damit zu machen. In diesem Falle legt man ohne Noth keine Renonce, um nicht zu viele Tarocks zu verstechen, und sich das Ultimiren zu erschweren, ausgenommen, wenn man eine Dame ohne Skys

blank hat. Man zerreißt sich ungern eine sogenannte Peitsche, das heißt, einen großen Vorrath, besonders von Latons in einer Farbe; denn der Gegner muß diese Farbe bald stechen und verliert seine Tarocks. Wenn man aber in einer solchen Peitsche die drei untersten Bilder ohne Skys, das heißt, ohne sie ansagen zu können, hat, so legt man sie, weil sie ohnehin bei dem Vorrathe in dieser Farbe nicht durchgehen würden. Kann man aber abzählen, daß aufs Fordern von oben herab alle feindlichen Tarocks fallen müssen, dann legt man keine Bilder aus Peitschen, sondern macht sich lieber in andern Farben frei. Besitzt man z. B. in Coeur nichts weiter, als die drei untern Bilder, so thut man wohl sie zu legen, denn einmal darf man, zumal wenn man den Skys nicht hat, nicht fürchten, eines dieser Bilder mit dem Könige abgefordert zu sehen; man kann dann, da man doch einmal diese Farbe bald stechen muß, hoffen, den feindlichen König abzustechen. — Bei einem schwachen Pagat, der aber doch mit mehr als drei Tarocks besetzt ist, und ist wenig Hoffnung ihn zu ultimiren, so beobachte man beim Scatlegen folgende Regeln. Man suche sich eine Renonce zu machen, das heißt, eine ganze Farbe in Scat zu legen, damit man stechen könne, sobald diese Farbe angespielt wird. Es ist aber nicht rathsam, vor der Hand zu stechen, denn es trifft sich oft, daß derjenige, welcher die Renonce des Pagatisten anspielt, darin eine Peitsche in der Karte, der Gegner zur Hinterhand aber eine natürliche oder gegebene Renonce in der angespielten Farbe hat, und Letzterer den eingestochenen Pagat absticht. Kann man sich zwei Renoncen zugleich machen, so ist man wegen des Pagats um so gedeckter. Es ist indessen auch möglich, den Pagat mit weniger als acht Tarocks zu ultimiren, wenn man besonders den Skys dabei hat; hier ist aber durchaus erforderlich, daß man, um die Stecher möglichst zu schonen, weder eine Renonce mache, noch sich eine vorhandene Peitsche zerreiße. Hier ist es, wenn nämlich der Pagat mit nicht mehr als zwei Tarocks besetzt ist, weder möglich, ihn zu ultimiren, noch darf man, wegen der Gefahr des Abforderns hoffen, ihn einstechen zu können. Die möglichsten Fälle, die hier noch alle eintreten kön-

nen, müssen übergangen werden. — Hat man als Scatist nicht den Pagat, wohl aber den Skys, so verlege man ohne Noth keine ansagbaren Latons oder Kavallerien; wenn also durch den Skys gerade sechzehn Latons voll würden, so zerreißt man sie ungern. Hat man dazu vielleicht noch eine halbe oder ganze Kavallerie, die mit vielen Latons besetzt ist, also wahrscheinlich nicht durchgeht, so bringt man lieber Bilder, welche auch im Stiche zählen. Hat man Karte zur Vole, so ist es erlaubt, den Skys in den Scat zu legen. Wer sich als Scatist stichfrei spielen will, muß, wenn nur drei Tarocks ohne 21 da sind, sie legen; sind dagegen mehr da (der 21. muß durchaus fehlen), so legt man lauter Damen oder Cavalle. Hat man eine natürliche Renonce, so gilt dasselbe, damit man durch ein zu frühzeitiges Bilderein-werfen sich nicht zu bald verrathe, oder wenn man die Bilder eingeworfen hätte, noch einen Stich auf die Renonce behalten müsse. Das Stichfreispielen erfordert nach Verschiedenheit der Karte auch verschiedene Vorsichtsregeln. Nur Einer kann in einem Spiele sich stichfrei machen; denn sobald zwei Spieler stichlos sind, hilft ihnen dieses nicht, weil dann der Dritte die Vole gemacht hat. Um stichfrei zu werden, muß man entweder gar keine Tarocks, wenig Bilder, und eine oder zwei starke Farben, dazu eine oder mehrere Renoncen, oder doch wenigstens nicht viele und niedrige Tarocks und Bilder haben. Eine Renonce ist zwar hier gefährlich, wenn man Tarocks hat, und sie angespielt wird, geschieht dieses aber nicht, so ist sie von großem Nutzen. Hat man den Pagat, so täuscht man die Gegner, und fordert, als Ausspieler, selbst mit dem höchsten Stecher auf den Pagat los. Behalten die Gegner diesen Stich, so läßt man sich alle Tarocks, die man aber von oben herab zugiebt, abfordern, und wirft dann den Pagat selbst ein; denn wenn man die Stecher losgeworden ist, so hat man, zumal bei einer Renonce, schon halb gewonnen. Werden nun Farben angespielt, so giebt man immer ein Blatt zu, das um einen Point niedriger ist, als das ausgespielte. Oft muß nun, wenn man selbst wenig oder keine Tarocks hatte, der zweite Gegner diese Farbe bald stechen,

und dann kann man die höhern Blätter der Farbe ohne Gefahr zuwerfen. Wird eine Renonce angebracht, ehe man seine Tarocks los ist, so ist der ganze Plan vereitelt; wird sie aber angespielt, wenn man keine Stecher mehr hat, so ist das Spiel sehr erleichtert; denn man kann nun die höchsten Blätter der andern Farbe zuwerfen. Das Ansagen des Stichfreispielens wird, so wie das Ansagen der Vole, nicht wie die übrigen Ansagen gleich, sondern erst am Ende des Spiels bezahlt, weil es möglich ist, daß der Plan fehlschlagen kann. Man kann das Freispielen doppelt ansagen, entweder mit dem ersten Stiche, oder mit dem dreizehnten Stiche. Gelingt das nicht angesagte Freispielen, und man ist stichlos (der Scat ist hier kein Stich), so behält man nicht nur, was man schon für angesagte Katons ꝛc. bekommen hat, sondern man erhält noch von jedem Spieler 26 Points, und das, was jene in ihren Stichen zählen, wird nicht bezahlt. Gelingt es nicht, so unterscheide man: entweder mußte man zeitig, und ohne daß man etwas weggeworfen hatte, einen Stich behalten, so ist hier noch kein Verlust, es wird nichts bezahlt, und man spielt fort; muß man aber, wenn schon alle Bilder und Tarocks verworfen sind, einen Stich behalten, und es sind erst zwölf Blätter abgespielt, so kann man die ganze Karte einwerfen, muß jedoch den Gegnern das, was sie in ihren Stichen zählen, zahlen. Dagegen geht dem Freispieler, wenn er Scatist war, der Scat zu Gute. Sind in demselben Falle schon dreizehn Blätter, oder überhaupt die größte Hälfte der Karte abgespielt, und man muß noch einen Stich behalten, so wirft man die übrige Karten gleichfalls ein und bezahlt an die Gegner nur so viel, als die weggeworfene übrige Karte und der Scat, wenn man Scatist war, betragen. Das Stichfreispielen ist entweder gleich am Anfange des Spiels angesagt worden, oder erst mit dem dreizehnten Stiche. Hat sich im ersten Falle der Spieler frei gemacht, so zahlt ihm jeder, außer 26, noch 10 Points oder 2 Honneurs, hat er aber mit dem zwölften abgespielten Blatte einen Stich behalten, also sein Spiel verloren, so muß er jedem noch 2 Honneurs zahlen. Im andern Falle,

wenn mit dem dreizehnten Blatte angesagt und gewonnen wird, bekommt man noch von jedem Gegner ein Honneur oder 5 Points, und muß, wenn man verliert, eben so viel jedem bezahlen. — Um die Vole, das heißt, alle Stiche zu machen, muß man wenigstens 9 bis 10 Tarocks in der Folge von oben, wo möglich ohne Skys, den man als Scatist legen darf, haben, mit denen man alle übrigen Tarocks abfordern kann. Auch ist es gut, eine oder etliche Renoncen zu haben oder zu legen. Ist man nicht Ausspieler, so sticht man auf die angespielte Renonce sogleich ein. Ferner braucht man eine oder zwei möglich von oben herein unterbrochene Peitschen. Um nun den Gegner nicht Gelegenheit zum Einstechen zu geben, spielt man die starken Farben, die sie bald stechen würden, nicht eher, als bis man alle Tarocks abgefordert hat; dann spielt man erst die Farben von oben herab an, worin man aber wenigstens die drei ersten Bilder haben muß. Die Gegner sind nun gezwungen, ihre Peitschen zu verwerfen, und man kann bei der Vole oft auch ultimiren. Um die Vole zu verhindern, muß man, wenn der Gegner fordert, immer nur die niedrigsten Tarocks zugeben, und weder Pagat, noch Skys schonen. Ist man Ausspieler, so spiele man schwach besetzte, vielleicht durchgehende, Könige an. Beim Zugeben der Farben werfe man immer die niedrigsten Blätter ab; kann man weder stechen, noch bekennen, so verwerfe man sich Peitschen von unten hinauf. Gelingt die Vole, so erhält der Spieler von Jedem 26 Points, mißlingt sie, so ist nicht zu bezahlen, noch zu entschädigen, weil der Spieler wegen der gemachten vielen Stiche mehr Gewinn hat, als die Gegner. Die Vole kann auf eine dreifache Art angesagt werden. a) Gleich beim Ausspielen. Gelingt sie, so wird sie von jedem Gegner doppelt, das heißt, mit 52 Points, bezahlt; mißlingt sie, so wird sie doppelt an jeden Gegner vom Spieler bezahlt, doch erhält dieser am Ende des Spiels den Werth seiner Stiche vergütet; der Grund hierin ist die Billigkeit, weil Zwei wider Einen leichteres Spiel haben. Mit dem dreizehnten Stiche: Gelingt sie, so zahlen die Gegner, jeder außer 26 noch 12 Points nach; mißlingt sie, so erhält

jeder, außer 26 noch 12 Points, und der Spieler behält ebenfalls den Werth seiner Stiche. Vor den letzten 6 Blättern: Gelingt sie, so erhält der Spieler außer 26, von jedem Gegner noch 5 Points oder 1 Honneur; mißlingt sie, so erhält jeder Gegner außer 26, noch 1 Honneur, und der Spieler behält seine Stiche. Wer einen König durchbringt, bekommt sogleich von jedem Mitspieler 5 Points; wird er abgestochen, so bekommt jeder Mitspieler 5 Points. Beim Stichfreispielen, es mag gelingen oder nicht, findet jedoch diese Regel nicht Statt; eben so bei der Vole, sie mag glücken, oder nicht, doch im letztern Falle nur, in so fern der Plan des Spielers noch unentdeckt, oder noch nicht vereitelt ist; denn wenn ein König nach Verhinderung der Vole von einem der sämmtlichen Spieler durchgebracht oder abgestochen wird, tritt obige Regel wieder ein. Die übrigen Bilder kommen nicht in Betrachtung, auch hängt die Beibehaltung obiger Regel selbst bloß von der Willkühr der Spieler ab. Hat man viele hohe Tarocks, und eine sehr stark besetzte ganze Kavallerie dabei, so fordert man zur sichern Einbringung der Bilder entweder, wenn man es übersehen kann, die feindlichen Tarocks ab, und bringt die Farbe nach, wo man vielleicht gar Bilder aus andern Farben zugeworfen bekommt, oder man spielt alle Latons der Farbe, und bringt die Bilder nach, wenn die Gegner ihre Tarocks verstochen haben. Das Erstere gilt vorzüglich, wenn man den Pagat nicht hat, der dann unfehlbar fallen muß. — Folgende allgemeine Vorschriften und Regeln müssen stets beobachtet werden. a) Man gebe nie vor der Hand zu. b) Man vergesse, wenn man mit dem andern Spieler wider den dritten gemeine Sache machen muß, seinen eigenen Plan nicht. c) Man zähle ins Geheim alle herausgekommenen Tarocks, Bilder, und wo möglich auch die Latons, auch wie vielmal eine Farbe bereits gespielt ist, um sich z. B. beim Ultimiren nicht zu verrechnen ꝛc. d) Man steche in der Hinterhand der Regel nach mit dem niedrigsten Blatte, man müßte denn ein sehr riskirtes höheres in der Hand haben. e) Sind mehrere Bilder gleich riskirt, so sticht man mit dem

höchsten Zähler. f) Hätte man den Skys vor den letzten 6 bis 7 Stichen nicht los werden können, und käme in Gefahr, ihn einwerfen zu müssen, so skisire man sich, und fordere zugleich Tarock, um ihn noch möglichst zu nutzen. g) Man lasse ohne Noth den Gegnern keinen Stich, er scheine auch noch so unbedeutend; denn jeder Stich zählt wenigstens Eins. h) Man werfe in Fällen nach Nr. 1. seinem Mitspieler immer nur die niedrigsten Blätter zu. — Da die ganze Karte, ein Blatt ins andere gerechnet, 78 Points zählt, wovon der dritte Theil 26 ist, so muß eigentlich jeder Spieler am Ende des Spiels 26 in seinen Stichen zahlen, was darüber ist, fehlt einem Andern, oder auch beiden Andern, und wird von diesen bezahlt; was darunter ist, fehlt ihm, und wird dem, der übrig hat, bezahlt. Im Stichzählen werden jedesmal drei Blätter zusammen genommen. Dabei ist zu merken: a) Sind es blos Latons und Tarocks von und mit dem 2 bis mit den 20, weil der 1. und der 21. Fünfer sind, so gelten drei von ihnen nur 1 Point; kommt aber zu zwei solchen leeren Blättern ein Bild oder ein Matador, das heißt, 1, 21 oder Skys, so zählen die leeren Blätter gar nichts, und bloß der Gelter wird nach seiner natürlichen Geltung gezählt, z. B. Coeur 3, Carreau 7, Coeurbube, gelten nur 2 Points, so viel nämlich der Bube an und für sich gilt. Kommen in einen Wurf oder Stich zwei Bilder mit einem Laton zusammen, z. B. Pagat und Trefle König, so geht an einem Bilde 1 Point zurück, mithin zählt man hier statt 10 nur 9 Points. Kommen drei Gelter zusammen, so gehen an deren eigentlicher Totalgeltung 2 Points zurück; mithin gelten z. B. Trefle Dame, Coeur Cavall und Skys statt 12 nur 10 Points. Dies Verhältniß ist mathematisch richtig; denn man mag Bilder, Tarocks, Matadors, und Latons untereinander oder im einzelnen zählen, so erhält man auf jedem Wege die Zahl 78. Wer dem Angeber zur Rechten sitzt, heißt der Abgeber. Gewöhnlich wird nur dann geschlossen, wenn dieser das letzte Spiel gegeben hat. Außer dem Pagat kann auch irgend ein König ultimirt werden, wobei dieselbe Spielweise zu beobachten ist, als beim Ultimiren des

Pagats. Ein König ultimo wird mit 10 Points, der Pagat aber mit 15 Points bezahlt. Manche spielen mit 7 Königen, nämlich die 4 natürlichen, den Tarock, der Pagat, und der Skys, wovon man wenigstens 3 zum Ansagen haben muß. In diesem Falle kann auch der zweite als König ultimirt werden. Ein Gesetz des Spiels ist, daß wenn einer eine Farbe nicht zu bedienen hat, er einen Tarock darauf geben muß.

Im Oesterreichischen, besonders in Wien, wo das Tarockspiel noch sehr üblich ist, hat man verschiedene Arten dieses Spiels. Bei dem Tarock-l'Hombre, welches man mit den Französischen Tarockkarten von 78 Blättern spielt, muß der Spieler wenigstens 40 Points machen, um gewonnen zu haben, indem 39 Points remis sind. — Es giebt darin drei Spielarten: 1) a duo, wo man zwei, 2) a uno, wo man nur eine Karte kauft, und 3) wenn man ohne zu kaufen aus der Hand spielt. Diese drei Spielarten forciren eine die andere, wie im Königlichen l'Hombre vom Solo Tourné und Frage forcirt werden. In manchen Gegenden spielt man auch das Tarock à l'Hombre mit der Abweichung, daß nicht die Vorhand den Scat legt, sondern dieser für den Spieler bei Seite gelegt wird. Da es durch diesen Vortheil weit leichter ist, die zum Gewinne des Spiels unumgänglich nöthigen 40 Points zusammen zu bringen, findet bei diesem Verfahren gewöhnlich nur a uno und solo Statt. Nach dem Mischen der Karten von dem Geber hebt der Nachbar zur Rechten ab, und dann giebt der Mischer oder Geber zur Linken herum dem Erstern seine fünf und zwanzig Blatt mit einem Male, und so auch dem Zweiten, und sich selbst acht und zwanzig, von denen er drei, die er für gut befindet, weglegt, oder er giebt nur fünf Blätter, und solches fünfmal, herum, damit die Karten besser untereinander kommen. Das Weglegen der drei Karten nennt man Scatlegen oder ecartiren; es ist aber nicht

erlaubt, einen König oder ein Blatt, das man als Honneur zählt, wegzulegen. Sollte aber der Kartengeber nur die Tarocks, und unter diesen den Pagat haben, so kann er denselben weglegen; solches findet aber nicht Statt, sobald er deren mehrere oder wenigere hat. Vergiebt der Taillеur oder Kartengeber die Karte, so zahlt er an jeden der Mitspieler eine Strafe, überdies ist das Spiel ungültig, und es muß von Neuem gegeben werden. Die bereits bezahlt erhaltenen Honneurs werden zurück erstattet. Das Ansagen mehrer Honneurs, als man wirklich hat, zieht nicht nur die Ungültigkeit der in der Hand stehenden und den Ersatz des bereits dafür erhaltenen, sondern auch noch eine einfache Strafe nach sich, deshalb müssen auch die Honneurs, ehe ein Blatt ausgespielt wird, angesagt werden, später sind sie nicht mehr gültig. Wenn die Vorhand nicht selbst spielt, so kann sie stets einen kleinen Tarock aufwerfen, oder auch den Mangur (Mond), welches der 21ste ist, sobald man den Pagat beim Freunde schwach besetzt vermuthet, damit er diesen zuwerfen könne. Spielt der Freund anfangs einen kleinen Tarock aus, so braucht sein Mitgenosse oder Helfer solches für keine Aufforderung zu nehmen, Tarock nachzuschlagen. Besäße er aber viele Tarocks, oder hätte er Könige zu begrüßen, so kann er zwar zurück tarockiren, doch stets mit der nöthigen Vorsicht, sein Spiel nicht etwa dadurch zu verderben. Wer zuerst ausspielt, ohne viele Tarocks zu zählen, der fange von einer Farbe an, von der er den König nicht in der Hand hat, und eine ausgespielte Farbe, die man nicht bedienen kann, weil man sie nicht hat, muß man mit Tarock nehmen. Wird ein König ausgeschlagen, so muß der Helfer die Farbe nachbringen, um dem Freunde das Stechen mit der Dame zu erleichtern. Auf die vom Gegner angespielte Farbe ist es nicht recht rathsam, die Dame oder andere Figuren so leicht zuzugeben, wenn man aber den König dieser Farbe in der Hand hat, so

ist es stets sicherer, mit ihm den Stich zu nehmen, als ihn passiren zu lassen. Wenn der Mitspieler einen König ausspielt, so darf man die Dame, den Cavall oder Buben zuwerfen, um den Stich wichtiger zu machen. Die Anwendung dieser Regel findet jedoch nie gegen das Ende des Spiels Statt, wenn schon alle, oder doch wenigstens die meisten Tarocks aus den Händen sind. Den Skys kann man in jedem Spiele nur einmal ablegen. — Eine der Hauptregeln des Spiels ist, so lange als man kann, Farbe zu bekennen; wer die Farbe verleugnet, oder unrecht absticht, zahlt zwar die einfache Strafe, behält aber den auf diese Art gemachten Stich; nur der mit Unrecht abgestochene Pagat muß zurückgegeben, und doppelte Strafe dafür erlegt werden. Wer eine Cavallerie ansagt, darf davon kein Blatt in Scat legen. Auch hier ist der Pagat die interessanteste Karte im Spiele, indem die übrigen Mitspieler ihn auf jede Art hervorzulocken suchen, und wo möglich so lange Tarock fordern, bis der, in dessen Hand er sich befindet, genöthiget ist, ihn zuzugeben, welches man den Pagat forciren nennt; der, welcher ihn verliert, bezahlt an jeden Mitspieler die darauf festgesetzte Strafe einfach, geschieht es aber auf den letzten Stich, doppelt. Im Uebrigen geht das Spiel, wie bei dem vorher beschriebenen.

Das Tarock-Tappen, welches man in Wien sehr häufig spielt, geschieht mit 54 Karten unter drei Personen. Der Besitzer des Tarocks giebt allemal die ersten Karten, nachdem er diese gehörig gemischt, und zur Rechten hat abheben lassen; wird in Vieren gespielt, so ist er der erste König. Wenn hier nicht ganz genau und geschickt abgehoben wird, so muß aufs Neue gemischt und zum zweiten Male abgehoben werden; klopft der Mitspieler, an den das Coupiren ist, ohne abzuheben, so hat das die Bedeutung, daß Jedem alle sechzehn Karten auf einmal gegeben werden sollen, jedoch darf

dieses nie ohne Einwilligung der Vorhand geschehen. Nach dem Abheben werden zuerst sechs Blätter in unveränderter Folge, wie sie kommen, verdeckt als Talon auf die Seite gelegt, dann erhält die ersten zweimal vier die Vorhand, hierauf eben so viel der Mittlere, und zuletzt der Dritte, unter Dreien also der Geber, unter Vieren aber der Geber als König keine. Dann in derselben Ordnung die zweiten zweimal vier, mithin hat jeder sechzehn Karten. Der Kartengeber hat genau Acht zu geben, daß er nicht vergiebt, kein Blatt fallen läßt, umwirft, oder die einem Mitspieler zukommenden Karten zu dem auf dem Tische liegenden Kauftalon wirft. Ein solcher Fehler, durch den vergeben wird, zahlt jedesmal, wenn nicht etwas Besonderes darüber ausgemacht ist, die Hälfte der Consolation, wenn man mit Annahme einer beliebigen Consolation spielt. Die für den Dreyer auf funfzig oder hundert, je nachdem man hoch oder niedrig spielen will, angesetzt ist. Wenn aus Unvorsichtigkeit des Spielers beim Scatlegen entweder eine Karte zu viel oder zu wenig verworfen wird, so schreibt er, wenn das Spiel gewonnen war, zur Strafe nichts, hat er es aber verloren, so schreibt die Gegenparthey sich zum Vortheile, als wäre die Karte in der Ordnung gewesen. Ein gewonnener Pagat ultimo des Spielers kann unter diesen Umständen gar nicht Statt finden, wohl aber ein Pagat ultimo der Gegenparthey, wenn sie ihn contra macht, und der Spieler keinen Tarock mehr in den Händen hat, wenn er aber deren noch hat, so schreibt er, ungeachtet des Verlustes der Gegenparthey, sich nichts gut. Vier Könige und alle drei zählen jedoch wie gewöhnlich, wenn die Karte nicht vergeben, sondern bloß durch zu viel oder zu wenig Legen unrichtig wurde, weil jene Matadors schon vor dem Legen in der Hand waren, und im Gange des Spiels nichts änderten. Sollte jedoch der Spieler das Verlegen ganz vergessen, so würde die Gegenparthey, sobald

es nach dem ersten Stiche bemerkt würde, ohne weiter zu spielen, die festgesetzte Consolation, wie bei remis, aufschreiben. Werden zwei an einander hängende Karten, ohne es zu bemerken, statt einer ausgespielt oder zugeworfen, so schreibt, wenn es von einem Mitspieler der Gegenpartey geschah, der Spieler außer seinem gewonnenen Spiele noch einen Consolations-Betrag zum Nachtheile dessen auf, dem das Blatt abgeht, den simpeln Consolations-Betrag auch der andere Helfer; ist aber das Spiel verloren, so wird es zwar, wie gewöhnlich, von der Gegenpartey aufgeschrieben, der Spieler und der andere Helfer aber, dessen Karte richtig ist, notiren sich noch besonders einen Consolation-Betrag. Ist aber das Versehen von Seiten des Spielers entstanden, so wird es eben so behandelt, als wenn er eine Karte zu viel verlegt hätte. Hätte aber derjenige, welcher ein Blatt zu viel zuwirft, tous les trois oder vier Könige, und verwürfe zufällig, an einer andern Karte hängend, eines dieser Blätter, so wird er nicht mit der Consolation, sondern bloß mit dem Verluste dieses Vortheils bestraft, welches jedoch vorher durch die eingenommenen Stiche erwiesen werden muß. Ein Blatt, das auf diese Art unrichtiger Weise zugeworfen wurde, kann auf keinen Fall durch das Mitzählen seiner speciellen Points den Gewinn des Spiels entscheiden. — Die Vorhand meldet, nachdem sie ihre Karte in der Geschwindigkeit geordnet und übersehen hat, was sie thun wollen. Ist die Karte zweifelhaft, mit zu wenigen oder zu niederen Tarocks, ohne Matadors, ohne König, so zeigt sie ein Tapper an. Jetzt kann die Mittelhand einen Dreyer ansagen; läßt diese aber den Tapper gelten, die Hinterhand; es bleibt auch dann noch der Vorhand unbenommen, in der Hoffnung eines guten Kaufs, den Dreyer selbst zu spielen, was sich die beiden Andern gefallen lassen müssen, wenn sie ihn nicht durch einen Solo überbieten. Diesen darf Niemand, der bereits einen Tapper ange-

sagt hat, mehr selbst spielen, hat aber die Vorhand einen Dreyer gemeldet, und einer aus der Hinterhand deklarirt einen Solo, so kann sie auch diesen selbst zu spielen übernehmen, wenn sie Raison dazu zu haben vermeint. Derjenige, der einen Dreyer spielt, kauft die drei obersten Blätter des auf dem Tische befindlichen Talons. Bestehen sie in einem Honneur und zwei Tarocks, oder gar umgekehrt, so ist der Kauf sehr gut, äußerst schlecht aber, wenn es drei leere Karten von verschiedenen Farben sind; er sey jedoch von welcher Beschaffenheit er auch wolle, so entdeckt ihn der Spieler nie vor dem Ende der Taille, weil es ihm in gewissen Rücksichten nachtheilig werden kann, und überhaupt gegen alle Spielregel ist. Nachdem der Spieler den Kauf unter seine übrigen Karten, der Qualität nach, rangirt hat, verlegt er drei Blätter, wozu man am füglichsten blank in der Hand stehende Damen, einzelne Cavalls und Buben, auf die kein Stich mit Wahrscheinlichkeit zu rechnen ist, wählt, nur ist immer die vorzüglichste Rücksicht dabei zu nehmen, daß man von einer, wo möglich von zwei Farben, keine in der Hand behalte, um die von der Gegenparthey ausgespielten Figuren derselben mit Tarock einstechen zu können. — Die Points, welche der Spieler in den Scat legt, zählen ihm eben sowohl, als der Gegenparthey jene, welche in dem liegengebliebenen Talon befindlich sind, nur darf diesen Keiner von den drei Spielern eher, als nach dem letzten Stiche ansehen, auch darf der Spieler weder Honneurs, noch Matadors in den Scat legen, ist jedoch seine Karte von der Art, daß er genöthiget wird, Tarock zu verwerfen, so muß er es anzeigen, weil die Tarocks unter aufmerksamen Spielern, besonders des Pagats wegen, nachgezählt werden. Wenn der Spieler den Pagat, falls er ihn hat, groß ultimo zu machen glaubt, so wirft er ihn als Ansage heraus, und läßt ihn während des Spiels zu seiner Linken liegen, damit die Gegenparthey gehörig unterrichtet sey; ist aber bloß eine

Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihn, je nachdem der Gang des Spiels es mit sich bringt, ultimo zu machen, so darf man sich nicht verrathen, um ihn, sobald jene Wahrscheinlichkeit schwindet, in Sicherheit zu setzen. Ist dieses jedoch nicht mehr möglich, so gebe man den Pagat lieber vor dem letzten Stiche zu, oder spiele ihn selbst aus, als daß man ihn bis zuletzt aufhebt und einbüßt, denn auf jene Art verliert man nur fünf, auf diese aber, durch einen verunglückten Ultimo fünf und funfzig. — Das Zählen der zugefallenen Tarocks ist immer sehr vortheilhaft, bei Absichten auf den Pagat aber unerläßlich. Macht man nun mit dem Pagat den letzten Stich, nachdem alle Tarocks schon heraus sind, so zählt dieses eben so viel, wie vier Könige oder alle drei; im Dreyer die festgesetzte Consolation, im Solo aber das Doppelte. Hat man ihn angesagt, das heißt, nach ausgegebener Karte, ehe ausgespielt wird, erklärt, daß man ihn ultimo machen werde, im Dreyer das Doppelte, im Solo aber das Vierfache. — Der Solo unterscheidet sich vom Dreyer nicht nur hinsichtlich des höheren Gewinnes oder Verlustes, sondern auch des Kaufes. Im Dreyer nimmt man bekanntlich die drei obersten Blätter des Talons und legt für diese drei andere in den Scat, im Solo aber darf man weder kaufen, noch legen, sondern muß, wie es schon der Name mit sich bringt, auf die in der Hand habende Karte allein spielen, und mit dieser wenigstens sechs und dreißig Points herein bekommen zu können glauben. Wo die sechs Blätter des Talons der Gegenparthey zählen, wie es die Regel des Spielers erheischt, muß man mit Soloansagen sehr vorsichtig seyn, wo aber, ganz gegen alle Raison, die darin befindlichen Points dem Spieler gelten, ist es oft leichter Solo, als einen Dreyer anzusagen, weil nicht selten funfzehn, zwanzig und noch mehrere Points im Scat liegen können, folglich dieser schon die Hälfte der Consolation gilt. So widersinnig auch diese Art Solo zu spielen ist, so hat

sie doch viele Anhänger. Im Solo gehört nach der wahren Regel stets der ganze Talon den Gegenspielern, die ihn, wie sich von selöst versteht, auch nicht ansehen dürfen, aber die darin enthaltenen Points nach vollendeter Taille zu ihrem Vortheile zählen. Da nun im Solo der Spieler keinen Scat legen darf, so ist es wahrscheinlicher als im Dreyer, wo er doch werfen kann, daß er diese oder jene Farbe haben werde. Man spielt daher immer am besten einen König an, wenn man drei in der Hand hat, und zwar von der Farbe, von welcher man die meisten Nebenblätter besitzt, kommt er glücklich nach Hause, so bringt man dieselbe Farbe nach. Im Solo zählt die Consolation immer noch einmal so viel, als im Dreyer, und die gewonnenen oder verlorenen Points das Vierfache. Alle drei und vier Könige haben stets denselben Werth, wie die angenommene Consolation, folglich im Solo das Doppelte. Demnach würde ein um drei Points gewonnenes Solo betragen einhundert und zwölf, mit allen drei oder vier Königen zweihundert und zwölf, alle sieben Honneurs beisammen dreihundert und zwölf. Im Tarocktappen ist übrigens der Skys der höchste Tarock, der alle seine früheren Eigenschaften des Seisirens und nach Willkühr Geltens dafür abgetreten hat, ihm folgt der Mangur oder 21ger, bei dem man etwas vorsichtig im Einsetzen seyn muß, denn wenn er durch den Skys genommen wird, gehen fünf Points verloren; diesem folgt, als der Niedrigste, der Pagat oder I, der von dem Zweier sogar gestochen wird, und ebenfalls fünf Points zählt. Zu den im Tarocktappen von der Willkühr eingeführten Regeln, gehört in vielen Gegenden auch die, daß, wenn in einer Hand gar keine Tarocks stehen, kein Spiel Statt findet. Man kennt die Grundsätze nicht, die dieses bestimmen; denn kein Tarock ist doch immer besser, als der Pagat allein, oder von einem ganz kleinen besetzt, in welchen beiden Fällen aber, weil Tarock wenigstens einer oder zwei vorhanden sind.

das Spiel nach der von diesen Neueren eingeführten Regel gültig bleibt. Die wahre Regel läßt dabei gar keinen Unterschied zu, man muß die Karten annehmen, wie der Zufall sie austheilt. Der Spieler hat gewiß einen weit schwereren Stand, wenn in einer Karte gar kein Tarock befindlich ist, als wenn sie ziemlich gleich vertheilt sind. Gewöhnlich ist ein um so größeres Gegenspiel vorhanden, und der keine Tarocks hat, kann durch das Schmieren seiner zahlreichen Cavallerie um so mehr Schaden thun, und den Gewinn des Spielers streitig machen. Nach geendigter Taille zählt man seine Points und sagt die gehabten Honneurs an, wenn man nämlich deren gehabt hat. Ist die Stunde, bis zu welcher man spielen will, nicht voraus bestimmt, und es wünscht der Eine oder der Andere aufzuhören, so kann er solches nicht auf der Stelle, sondern er soll auf die letzten drei Touren (dreimal herum, also unter drei Spielern neun, unter vier aber zwölf Taillen) einladen. Derjenige, welcher die ersten Karten ausgegeben hat, erhält nun die letzte Vorhand, und dann ist das Spiel beendiget, kommt aber nun ein allgemeiner Tapper zum letzten Male, so wird gewöhnlich noch eine Tour gemacht. — Das Tarocktappen mit zwei und vierzig Karten, ist von dem vorhergehenden mit vier und funfzig Karten, in Hinsicht der eigentlichen Regeln gar nicht verschieden, nur werden hier zwölf statt sechzehn Karten ausgegeben, welches den Gang des Spiels verändert; denn in den beiden rothen Farben werden zwei, drei und vier, in den schwarzen sieben, acht und neun zuvor beseitiget. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß das Lauern mit dem Könige auf die Dame weit mißlicher wird, indem wohl selten die Blätter einer Farbe in gleicher Anzahl in jeder Hand zu vermuthen sind. Auch übertrifft diese Art des Spiels in Hinsicht des Gewinnes und Verlustes bei weitem die andere, indem der Tarocks und Honneurs gegen die leeren Blätter verhält-

nißmäßig zu viel sind, wodurch gewöhnlich hohe Spiele herauskommen und die Vole weit leichter wird, als bei vier und funfzig Karten. Wer in dieser letzten Spielart häufig spielt, hat auf jene Art oft Unglück, weil er die nöthige Vorsicht oft bei Seite setzt, leichter darin geht und zu lauern versucht ꝛc. Da zwölf leere Blätter aus dem Spiele kommen, so zählt die ganze Karte auch vier Points weniger, mithin nur sechs und sechzig; drei und dreißig ist Remis, vier und dreißig um Eins gewonnen. Nach zuvor gelegten sechs Karten in den Talon giebt man zweimal herum, und zwar jedesmal zweimal drei Karten jedem der Mitspieler, um sich bestens vor allem Vergeben zu bewahren. Diese Abweichung von der andern Art des Tarocktappens hat noch den Unterschied, daß man mehrere Abstufungen von Spielen, als Tapper, Dreyer und Solo, annimmt, nämlich auch Zweier und Einer, also können die Spieler auch öfter einander überbieten. Die Consolation, der Preis der Honneurs und Matadors, so auch das Pagat ultimo ist in dieser Spielart eben so willkührlich anzugeben, als in der andern, und muß ebenfalls vor dem Anfange des Spiels festgesetzt werden, es soll indessen hier rathsamer seyn, einen etwas niederen Maaßstab anzunehmen, als in dem Spiele mit vier und funfzig Karten, weil nicht nur ein gewisses Mißverhältniß zwischen den hohen und leeren Blättern herauskommt, sondern auch zwei Abstufungen mehr im Spiele vorhanden sind, deren jede auch einen Vorzug im Zählen haben muß. Die gewonnenen oder verlorenen Points werden im Dreyer doppelt, im Zweier dreifach, im Einer vierfach, im Solo aber sechsfach gerechnet. — Das Tappen mit König oder Tarockrufen. Das Königrufen wird ordentlich unter vier, und wenn man, wie im gewöhnlichen Tappen, wechselsweise den König macht, auch unter fünf Personen mit vier und funfzig Karten gespielt. Die Rangordung der Karten ist ganz dieselbe, wie im gewöhn-

lichen Tappen, im Gleichen die Honneurs und Matadors. Da auch im Königsrufen sechs Blätter für den Kaufstalon beseitiget werden, kommen auf vier Spieler von den in gleicher Anzahl zu vertheilenden vier und funfzig Blättern, auf jeden zwölf statt sechzehn. Die Karten werden zweimal herum, und zwar jedesmal drei und drei oder zweimal sechs ausgegeben. Bei schlechten Karten sagt die Vorhand einen Tapper an, bei mittelmäßigen oder einer nicht recht zu trauenden Reitzkarte, ruft sie einen ihr fehlenden König zu Hülfe; bei guten Karten nimmt sie einen Dreyer, und spielt bei vorzüglichen einen Solo. Da unter vier zugleich spielenden Personen, die Karte weit mehr vertheilt ist, und leicht in jeder Hand eine Renoncefarbe seyn kann, so ist das Ansagen eines Dreyers oder Solos weit mißlicher, als im gewöhnlichen Tappen. Aus diesem Grunde ruft die Vorhand im Besitze einer leidlichen Karte, mit der sie jedoch keinen Dreyer zu spielen wagen darf, einen König auf, gewöhnlich einen, dessen Farbe in ihrer Hand Renonce ist, ihr zu helfen. Tappt die Vorhand, so ist die Reihe des Rufens oder sonstigen Willens anzusagen, an dem zweiten, dem dritten und zuletzt vierten Spieler; tappen Alle, so schreibt die Vorhand die Hälfte des festgesetzten Consolations-Betrages für einen Dreyer, unter fünf Spielern aber der jedesmalige König auf. Wenn A tappt, B einen König ruft, C einen Dreyer ansagt und D Alles genehmiget, so hat der Dreyer vor dem Rufe den Vorzug, eben so, wie der Solo über jenen; es bleibt jedoch der Vorhand nach einem vereitelten Rufe unbenommen, den angesagten Dreyer von B, C oder D selbst zu spielen, nie aber einen Solo, wenn sie zuvor getappt oder gerufen hätte. Da nun der Besitzer des aufgerufenen Königs zwar zum Vortheil des Spielers agiren muß, sich aber weder mündlich, noch durch Zeichen eher zu erkennen geben darf, als es der Gang des Spiels mit sich bringt, so geräth der Rufer in eine sehr behin-

derte Lage, so lange er seinen Helfer nicht kennt, besonders wenn die andern beiden Gegner sich hüten, die Farbe des aufgerufenen Königs anzuspielen, um den Rufer so lange als möglich in seiner Ungewißheit zu lassen. Man muß nur dann einen König rufen, wenn man im Besitze eines der höchsten Stecher ist, damit die Anstrengungen des Gegners, falls der Eine oder der Andere in eben derselben Farbe Renonce wäre, dem Rufer durch so hohe Tarocks als möglich, den verlangten König zu entreißen, unmöglich wird, der als ein besonderes Honneur im Verluste gerechnet wird. Geht der aufgerufene König verloren, so, daß er von den Gegnern genommen würde, so zählt er nicht fünf, sondern zwanzig, dreißig und vierzig Points, je nachdem man höher oder niedriger spielt, was wie Consolation, Honneurs, Pagat ultimo ꝛc. zuvor bestimmt wird. Daher muß der Besitzer des aufgerufenen Königs, wenn seine Farbe wirklich angespielt ist, und der Rufer nicht in der Hinterhand sitzt, sich hüten, den König zuzuwerfen, wenn mehrere Blätter dieser Farbe es wahrscheinlich oder gar gewiß machen, daß die Gegenparthey stechen werde. Die beim Königsrufen obwaltende Schwierigkeiten haben die Veranlassung gegeben, statt eines Königs einen hohen Tarock, der dem Spieler in seiner Reihenfolge abgeht, den XX, XIX, XVIII oder XVII, dessen Verlust nicht zu riskiren steht, zu rufen. Ehe der Gang des Spiels beim Aufrufen eines Königs oder Tarocks bereits verrathen hat, welche Personen Gegner oder Freunde sind, da diese nicht der Platz, sondern die Karte bestimmt, und der Helfer, ohne Wissens des Rufers, diesem links gegenüber oder rechts sitzen kann, nimmt jede Person die gemachten Stiche für sich ein, und vereiniget sie erst beim Ende der Taille mit denen des Helfers oder Freundes, mit dem man gemeinschaftlich gegen die beiden andern agirt hat. Die Honneurs oder Matadors, welche der Spieler und der Helfer, oder die beiden Gegner gemeinschaftlich ha-

ben, schreiben sie auch gemeinschaftlich, das heißt, ein Jeder von ihnen, die Hälfte des dafür festgesetzten Betrages, wenn auch A drei Könige, und C, sein Helfer, nur einen gehabt hätte, oder B den Pagat, und D Mangur und Skys beisammen. Wenn demnach vier Könige oder tous les trois fünfzig gelten, so schreiben beide Freunde in einem dieser Fälle fünfundzwanzig. Hat aber einer der Spieler vier Könige oder tous les trois in der eigenen Hand vereiniget, so schreibt er sich den bestimmten Betrag allein gut, ohne den Helfer daran einen Antheil nehmen zu lassen, vorausgesetzt, daß er diese Honneurs oder Matadors nicht etwa in der Vorhand verpaßt hat. Die in manchen Gesellschaften angenommene Gewohnheit, zehn Tarocks, jedoch nur im Dreier oder Solo, als Honneur gelten zu lassen, rechtfertiget sich in dieser Art des Spiels, in welcher die Karten unter mehrere Individuen vertheilt sind, mithin weit seltener zusammen kommen, weit eher, als in dem Tarocktappen unter drei Personen; es versteht sich aber hier, daß der Betrag solcher neu geschaffener Honneurs geringer seyn muß, als jener der vier Könige oder der tous les trois. Dasselbe gilt von den Matadors und Königen vereiniget, die man gleichfalls in einigen Gegenden als Honneurs zählt, z. B. zwei Matadors und ein König, oder zwei Könige und ein Matador, drei; drei Könige und ein Matador, vier; zwei Matadors und drei Könige, fünf Honneurs; allein selbst die fünf ernannten Honneurs dürfen weder in einer, noch weniger in zwei Händen sitzend, und so viel zählen, als tous les trois oder vier Könige. — In der Art des Zählens findet von dem gewöhnlichen Tarocktappen eine Abweichung Statt, indem jedes Blatt nach seinem eigentlichen Werthe ohne Abzug gezählt wird. Hiernach gilt ein Stich mit König, Dame, Bube und Mangur sechzehn Points; Cavall, Pagat und zwei leere Blätter zehn, vier Tarocks vier ꝛc., weil jede einzelne Karte, die nicht Figur oder Honneurs

ist, für einen Point gerechnet wird. Das Spiel enthält auf diese Art einhundert und sechs Points; dreiundfünfzig derselben betragen Remis, und vierundfünfzig geben es um Eins gewonnen. Das Rufen eines Königs oder Tarocks steht, rücksichtlich des Consolationsbetrages, wie auch die, gleichfalls hier doppelt zu rechnenden, gewonnenen oder verlorenen Points, mit dem Dreier in ganz gleichem Verhältnisse, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Letztern Gewinn oder Verlust den Spieler allein trifft, bei jenem aber zugleich den Helfer, nämlich jeden die Hälfte. Alle übrigen hier nicht besonders bemerkten Grundsätze des Königs- oder Tarockrufens kommen mit denen des gewöhnlichen Tarocktappens mit vierundfunfzig Karten vollkommen überein.

Das Tarocktappen unter zwei Personen, oder das sogenannte Strohmandeln, wird ganz so wie das gewöhnliche Tappeu unter drei Personen gespielt, auch werden die Karten wie für drei Theilnehmer ausgegeben, nachdem die obersten sechs Blätter als Kaufstalon gelegt sind. Die dritte fehlende Person ist der Strohmann, dessen Karten verdeckt in derselben Reihenfolge, wie sie gegeben wurden, liegen bleiben. Während nun die andern Beiden mit einander spielen, wirft sich derjenige, welchem der Stich gehört, allemal das oberste Blatt von der Karte des Strohmannes zu, das jedoch, wäre es auch der Skys, nicht sticht, sondern nur dem Empfänger des Stichs zu dessen Vortheil zählt. Schmiert demnach der Strohmann zufälliger Weise dem Spieler viel Könige und Figuren, indessen dem Gegner auf seine Stiche nur Tarocks und leere Blätter fallen, so ist das Spiel leicht zu gewinnen. Hierbei wirkt zwar weit weniger die Geschicklichkeit, als der blinde Zufall, daher möchte diese Unterhaltung wohl nur von Leuten gewählt werden, denen das edle Piquetspiel gänzlich unbekannt ist, da es an Einseitigkeit noch das veraltete Mariage und jene neuere Mißgeburt, Tatteln genannt, bei wei-

tem übertrifft. S. auch unter Spielkarte, Th. 158, S. 20.

Die Kunst, die Welt erlaubt mitzunehmen in den verschiedenen Arten der Spiele ꝛc. Nürnberg. 2r Th. S. 1769. S. 197 u. f.

G. W. von Abenstein. Neuester Spielalmanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ballspieler, zum Selbstunterrichte, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen. 3te verbesserte und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe. Berlin, 1830. S. 99 u. f.

Theoretisch-praktische Anleitung zur gründlichen Erlernung des beliebten Tarocktappenspiels, sowohl durch genaue Bestimmung aller Regeln und Freiheiten, als auch durch die Beobachtung und Auseinandersetzung mehrerer angeführter sehr schwieriger Beispiele. Viel verbesserte und mit einem Anhange über das König- und Tarockrufen vermehrte Auflage. Wien.

Neuestes allgemeines Spielbuch. Enthaltend der vollkommene Kartenspieler, in allen bekannten, beliebten, erlaubten, auch mehreren noch nirgends beschriebenen Kartenspielen. Wien, 1829. S. 64 u. f.

**Tarockkarten**, s. oben unter Tarock und Tarockspiel.

**Tarockkartenhandel**, der Handel mit den Tarockkarten, der in den Staaten, wo die Karten ein Regal der Krone sind, von Seiten der Regierung durch ein eigends dazu niedergesetztes Büreau betrieben wird, wo dieses aber nicht der Fall ist, da wird der Kartenhandel frei von den Fabriken betrieben, die ihre Waare dann in Kommission an Kaufleute geben. S. unter Spielkarten, Th. 158, S. 244 u. f. Man hat Tarockkarten mit verschiedenen Vorstellungen aus dem bürgerlichen Leben, sowohl in Holzschnitt, als Kupferstich, Scenen aus Lust- und Trauerspielen, Scenen der Jagd, Bergwerksaufzüge ꝛc. ꝛc. Auch hat man dergleichen Karten mit goldenem und silbernem Schnitte in Futte-

ral, mit Figuren, die mit Gold und Silber illuminirt worden ꝛc. ꝛc.

**Tarockspiel**, s. oben, S. 206 u. f.

**Tarnickel**, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Art kleiner Pflaumen zu bezeichnen, welche in andern Gegenden Turkelchen genannt werden. Der Name scheint ausländisch zu seyn.

**Tarolos**, eine Türkische Silbermünze, die 552 Holländische As wiegt. Der Inhalt ist 322 Holl. As feines Silber; der Gehalt 9 Loth 6 Grän, deren Werth nach dem 20 Florinfuße 21 Gr. 2 Pf. ist.

**Tarragone**, ein weißer Spanischer Wein, der in Katalonien erzeugt, und über Barzellona ausgeführt wird.

**Tarrare**, eine Art Leinwand, welche ihre Benennung von dem in Beaujolois gelegenen Orte dieses Namens hat, wo sie verfertiget wird. Sie ist $\frac{7}{12}$ Elle Pariser Maaß breit.

**Tarras, Tras**, eine Art der Puzzolanerde, s. Th. 118, S. 619.

**Tarre, Tare**, eine kleine Silbermünze, die auf der Malabrischen Küste gangbar ist, und nach unserm Gelde etwa einen Dreyer beträgt.

**Tarric**, ein Getreidemaaß, welches in Pariser Kubikzollen zu Algier 1007 enthält.

**Tarrini, Tarini**, eine Neapolitanische Silbermünze, die 91 Holl. As wiegt. Der Gehalt ist 14 Loth 11 Gr.; sie enthält 83 Holl. As fein Silber, und ist nach dem 20 Florinfuße 5 Gr. 5 Pf. werth. Sie gilt 2 Karlins oder 20 Grains.

**Tarsus**, ein sehr harter Marmor von weißer Farbe, welcher in Italien bei der Stadt Pisa, bei Massa, und in dem Flusse Arno bei Florenz angetroffen wird. Die Italienischen Glasmacher gebrauchen ihn, wenn sie die Fritte zu Krystall machen wollen.

**Tartane**, im Schiffsbaue, ein unbedecktes Hochboord im Mittelländischen Meere, kleiner als die Polake, da-

von sie eigentlich nur eine Art ist. Sie führt ungefähr zehn Mann, hat nur einen Mastbaum, und einen Fock oder Bogsprit. Das Segel ist Lateinisch; bei schlechtem Wetter setzt sie ein viereckiges auf.

**Tartarey**, Tatarey, Länder, welche in die kleine und in die große Tatarey abgetheilt werden. Unter jener versteht man das Land der Europäischen Tataren, unter dieser das der Asiatischen Tataren. Die große oder Asiatische Tatarey scheidet man noch in die kleine Bucharey, oder den östlich liegenden Theil, welcher unter China steht, und in die große Bucharey, welche westlich liegt, und mehrere unabhängige Staaten enthält, die durch Chans regiert werden. Besonders wird die Dschagatai oder freie Tatarey durch Chans regiert. Die Nomadenhorden stehen theils unter Starschinen (Aeltesten), theils unter Erbmursen (Fürsten). Man schätzt die Größe der freien Tatarey auf 32,000 Quadratmeilen, und ihre Grenzen sind gegen Osten das Chinesische Reich, gegen Süden Tibet, Kabul und Iran, gegen Westen das Kaspische Meer und Rußland, und gegen Norden Rußland. Die Lage ist vom 67sten Grade bis 90sten Grade östlicher Länge, und vom 35sten Grade bis 48sten Grade nördlicher Breite. Das Land ist eine hohe Gebirgsfläche, nördlich und westlich mit ausgedehnten Steppen, da das Land sich besonders nach dem Kaspischen See abdacht. Im Süden und Südosten thürmen sich hohe Gebirge auf, als der Belut-Tagh (ein Theil des Mus-Tagh), von dem sich westlich das Gebirge Pamer zieht, und der Hindukusch, der auf einer Strecke die südlichste Grenze gegen Kabul macht. Das Hochgebirge erhebt sich 10 bis 12,000 Fuß über dem Meere, und ist mit ewigem Schnee bedeckt. Das Klima ist verschieden; einige Gegenden haben das milde Italienische Klima, oder das des südlichen Frankreichs. Von Flüssen ergießen sich der Sir oder Sihon (Jaxartes), der

Amu-Darja (Oxus), der unter dem Namen Pani auf einem Gletscher bei Puschti-Kur, einer hohen Spitze des Belut-Tagh, entspringt, und an der nördlichsten Grenze von Balch den Namen Amu erhält, und der Kisil-Darja, der in den Aralsee fließt. Außer dem Kaspischen Meere und Aralsee giebt es noch mehrere Salz- und Steppenseen. Die Haupttheile der Tatarey sind: 1) Das Truchmenenland oder Turkmannenland, ein Theil der ehemaligen Landschaft Chowaresm, mit dem Hafen Mangischlak, einem der besten am Kaspischen Meere. — 2) Der Staat Chiwa, auch ehemals ein Theil von Chowaresm, ein ringsum von Steppen und Wüsten umgebenes Land, mit der Hauptstadt Chiwa. — 3) Turkhestan, die Heimath der Türken, mit dem Staate Taschkent und der ansehnlichen Handelsstadt gleichen Namens. — 4) Das Land Kokan, ehemals Ferghana genannt, mit der Hauptstadt Kokan, die Handel und Fabriken unterhält. — 5) Das Land der freien Kirgisen. — 6) Usbekistan oder die große Bucharey, mit den Haupt- und Handelsstädten Buchara, Samarkand und Fyzabad; in der Nähe der letztern Stadt sind berühmte Rubinengruben. — Die Einwohner der Tatarey sind Tataren, darunter findet man auch Tadschicks, Hindus, Zigeuner und Juden. Die Hauptreligion ist die Mohamedanische von der Sekte der Sunniten. Ihre Beschäftigung oder ihr Gewerbe ist Ackerbau und Viehzucht, und Handwerke und Handel, das heißt, der eine Theil lebt nomadisch, und der andere, der ansässige, treibt Gewerbe. — Produkte des Landes sind im Thierreiche Viehzucht aller Art, darunter Schaafe mit großen Fettschwänzen, Kameele, Speise- und Raubwild, Geflügel aller Art, Seidenwürmer, daher auch Seidenzucht. Aus dem Pflanzenreiche kommt vor: Getreide, Reis, Tabak, Sesam, Saflor, Mohn zum Opium, Obst, worunter vortreffliche Melonen, Flachs, Hanf, Wein, edle Süd-

früchte, Baumwolle, Rhabarber ꝛc. ꝛc. Aus dem Mineralreiche: Goldsand, Rubinen und andere Edelsteine, Queckſilber, Kupfer, Bley, Eiſen, Salz, Naphta ꝛc. ꝛc. In Hinſicht der Induſtrie ſteht die Weberkunſt oben an; denn die Bucharen liefern ſehr ſchöne Baumwollenzeuge, die ſie zu drucken und ſchön zu färben verſtehen; dann Seidenzeuge, Seidenpapier, Eiſen- und Kupfergeräth, Waffen, Silberzeug ꝛc. Sie beſitzen viele geſchickte Arbeiter, beſonders Steinſchleifer. — Zu der kleinen oder Europäiſchen Tatarey gehören die Crimmiſchen oder Perekopiſchen, Oczakowiſchen und Budziakiſchen Tataren, mit denen auch ein Theil der Kubaniſchen Tataren in Aſien verbunden iſt. Das Gouvernement Simferopol oder Taurien enthält größtentheils dieſe Ruſſiſchen Tataren.

**Tartaren**, Tataren, ein ehemals ſich weit verbreitendes und mächtiges Volk in Aſien, welches ſeine erſte Berühmtheit unter Temudſchin, mit dem Beinamen Dſchingis-Chan oder Zingis-Chan (des großen Chan oder Fürſten) im dreizehnten Jahrhunderte erlangte, und die zweite unter Tamerlan, auch Temur, Timur-Lenk (der Lahme), Timur-Bec genannt, im vierzehnten Jahrhunderte. Die Völker der großen Tatarey im Norden und Weſten von Aſien ſind, obgleich ſie einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben, welches die Aehnlichkeit ihrer Geſtalt und Bildung, und die Gleichförmigkeit ihrer Gewohnheiten verräth, den Europäern zu verſchiedenen Zeiten unter verſchiedenen Namen bekannt geworden. Sie haben in den gedachten Ländern unter dem Namen der Hunnen, Türken, Mongholen, Tataren und Kalmücken geherrſcht, und herrſchen auch noch unter demſelben darin. Sie nannten ſich gewöhnlich nach dem Haupte ihrer Horden oder ihrer Stämme, und wenn der Chan oder Anführer einer Horde, eine andere unter ſeine Botmäßigkeit brachte, ſo nahm oft die überwundene Horde, theils aus

Nothwendigkeit, theils um sich ihrem neuen Haupte gefällig zu machen, dessen und seines Stammes Namen an. Der Name Tatar ward den Europäern durch die Griechischen Mönche, die als Missionaire zu ihnen gingen, eher, als der Name der Mongholen bekannt, weil sie auf ihren Reisen eher zu jenen, als zu diesen kamen. Daher ist es auch gekommen, daß die Europäer beiden den gemeinschaftlichen Namen Tataren gegeben haben. Die Tataren sollen ihren Namen von einem ihrer alten Heerführer Tatar angenommen haben; Einige leiten ihn von dem Flusse Tatar, dessen Daseyn aber von Andern geleugnet wird, her. Die Tataren wollen Alle von Japhets ältestem Sohne, Türk, abstammen, und nach ihrem Vorgeben, daß Japhet denselben auf seinem Sterbebette zum Haupte seiner Familie gemacht habe, schätzen sie sich auch höher als ihre Nachbarn, die von dessen jüngern Brüdern abstammen. So zerstreut auch die Tataren in Asien und Europa wohnen, so haben sie doch die Sprache, die Gesichtsbildung und einige Gewohnheiten mit einander gemein. Die ächten Tataren, das heißt, die sich rein in ihrer Nation zu erhalten gewußt haben, sind von mittelmäßiger Größe und starkem Knochenbaue; sie haben ein ovales, aber flaches Gesicht, eine mehr schwarzbraune, dabei aber lebhafte, frische Gesichtsfarbe, schwarze und lebhafte, jedoch kleine Augen, einen kleinen Mund, eine Habichtsnase, und schwarzes, etwas struppiges Haar; sie haben einen bescheidenen schüchternen Anstand, der ihrem schlanken Körperbaue sehr viel Gefälliges giebt. Das weibliche Geschlecht hat einen angenehmen Wuchs, eine muntere Gesichtsfarbe, und einnehmende Gesichtszüge, so daß es demselben nicht an Reizen fehlen soll, um die Männer anzuziehen. Diese edle Form ist jedoch nur, wie schon oben bemerkt worden, bei den ächten Tataren anzutreffen, bei Vielen ist sie aber durch Vermischung mit andern Völkern verloren gegangen. Ihre

Kleidung ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, verschieden. Die Tataren auf der Grenze von Persien und Indien, tragen die Kleidung der Völker dieser Länder, die Russischen Tataren kleiden sich beinahe wie die Russen, die an den Grenzen der Türkey, wie die Türken, die auf der Chinesischen Grenze und die in China wohnen, wie die Chinesen ꝛc. ꝛc. Bei den Wohlhabenden wohnen und speisen die Frauen abgesondert, und zeigen sich nie öffentlich, ohne verschleiert zu seyn. — Die Tataren hatten in den frühesten Zeiten keine beständigen Wohnungen, sondern zogen Hordenweise von einem Orte zum andern, wo sie für sich und ihr Vieh Nahrung und Weide fanden, nur erst späterhin ließen sich die meisten, wahrscheinlich der unsteten Lebensart müde, in Städten und Dörfern nieder; aber auch diese haben größtentheils noch, wie die Kalmücken und Mongholen, ihre alte Lebensart in sofern beibehalten, daß sie im Sommer mit ihren Herden von einer Weide nach der andern ziehen. Auf ihren Zügen, sie mögen gegen den Feind gehen, oder nur die Veränderung der Weideplätze zur Absicht haben, führen sie Alles, was sie haben, ohne das Geringste zu Hause zu lassen, mit sich; wenn sie daher eine Schlacht verlieren, so sind Weiber, Kinder, Vieh und alle ihre Habseligkeiten eine Beute der Sieger. Man würde hier glauben, daß die Tataren ohne Vorsicht bei ihren Zügen handelten; allein sie sind dazu einigermaßen gezwungen, denn wenn sie nicht so handeln, und ihre Weiber und Kinder, nebst ihrem Viehe zu Hause lassen wollten, so würden ihre Nachbaren von ihrer Abwesenheit Gebrauch machen, und das rauben, was sie zurückgelassen hätten. Dann kann man auch in den großen Wüsten Asiens, ohne zu verhungern, nicht reisen, wenn man nicht eine Menge Vieh zur Nahrung mit sich führt. — In Hinsicht ihrer Nahrungsmittel sind die Tataren mäßig im Genusse derselben; sie bedienen sich hauptsächlich des Pferdefleisches, ja

lieber Schaffleisches zur Nahrung, als dasjenige des Hornviehes, welches sie nicht für so gut halten; auch gebrauchen sie die Pferdemilch, welche fetter, als die Kuhmilch seyn soll; indessen soll dieses aus Nothwendigkeit geschehen, weil sich die Kühe in der ganzen Tatarey nicht melken lassen; sie säugen zwar ihre Kälber, sobald man diese aber von der Brust entwöhnt, so verlieren sie auch die Milch. Sie machen auch von der Pferdemilch, wenn sie ein paar Nächte alt ist, durch ein zweimaliges Destilliren einen Branntwein, den sie Arack nennen, wie man alle starken Getränke in Indien nennt, sie mögen von Reis oder andern Gewächsen abgezogen seyn. Die Tataren sind überhaupt große Liebhaber von starken Getränken. Wenn sie sich untereinander lustig machen wollen, so bringt ein Jeder so viel Branntwein mit, als er sich verschaffen kann, und trinkt dann Tag und Nacht fort, bis er ihn bis auf den letzten Tropfen verzehrt hat. Die Tataren sind eben so große Liebhaber vom Tabak; denn sie rauchen Alle, jung und alt, Männer und Weiber, und da sie nichts davon umkommen lassen wollen, so verschlucken sie auch den Rauch; sie werden davon aber nach einigen Zügen schwindlich und entledigen ihren Magen von ihren groben Speisen, wodurch ihnen der Tabak zur besten Arzney wird. Dann ist ihr Lieblingsgetränk auch Kumiß, welches aus saurer Milch und Wasser besteht, und ihre Lieblingsspeisen, außer dem schon erwähnten Pferdefleische, sind: Honig in Scheiben, Reis, Eyer in Butter gebacken, gebratene Vögel, Obst ꝛc. ꝛc.; dabei sind sie im Ganzen genommen sehr mäßig und in ihren Sitten einfach, welches um so mehr zu bewundern ist, da es ihnen nicht an Mitteln zum guten Leben fehlt, und man nicht selten unter ihnen Leute von großem Vermögen findet. — Der Ehestand ist bei ihnen frei, wird ohne allen Zwang von Förmlichkeiten vollzogen, und bindet sie nicht an eine Frau; denn der Tartar kann so viele Frauen nehmen, als er Lust

hat, und sich auch noch aus seinen Sklavinnen so viele Beischläferinnen wählen, als es ihm beliebt. Die Kinder, sowohl von jenen, als von diesen, werden beide als rechtmäßig betrachtet, und haben gleiches Recht auf das Erbe ihres Vaters; doch wenn der Vater Chan oder Haupt einer Horde gewesen ist, so haben die Söhne der eigentlichen Frau vor denen der Beischläferinnen in der Succession oder Nachfolge den Vorzug. Der Vater ist der Souverain seiner Familie, und nichts gleicht der Ehrfurcht, welche ihm die Kinder zu bezeugen gewohnt sind; aber um so geringer ist ihr Respekt gegen die Mutter. Wenn der Vater stirbt, so müssen die Kinder einige Tage hindurch seinen Tod beweinen, sich alles Vergnügens entziehen, und einige Monate den Umgang mit ihren Frauen meiden. Dann müssen sie auch noch des Jahres einmal bei dem Grabe des Vaters ihre Andacht verrichten, welches aber von den heidnischen Tataren mehr, als von den Mohamedanischen beobachtet wird. Diese Letzteren begraben zugleich mit dem Verstorbenen sein bestes Pferd und seine kostbarsten Sachen, damit er solche in der andern Welt gebrauchen könne. Als die Mongholen und Tataren unter Dschingis Chan und seinen Nachfolgern bei ihrer Ueberziehung von Asien, die Schätze von Persien, von dem Königreiche Kaschgar, der Bucharey, von Indien und China raubten, so konnten sie ihren Todten auch Gold und Silber mitgeben. Man hat daher in der großen Tatarey, gegen die Grenze von Sibirien hin, viele Grabmäler, und in denselben, nebst den Gerippen von Menschen und Pferden, auch Ringe und andere Kostbarkeiten von Gold und Silber gefunden. Die Schwedischen Gefangenen in Sibirien zogen in großen Haufen aus sie aufzusuchen, und eben so machten es auch die Russen, bis die Kalmücken, die es nicht leiden wollten, daß man die Gräber weit in ihr Land hinein aufsuche und beraube, viele dieser Schatzgräber oder Schatzaufsucher hin und wieder todt schlugen.

— Die Tataren, so unwissend sie auch sonst sind, haben doch eine genaue Kenntniß von den Stämmen, dazu sie gehören; denn jeder Stamm hat sein besonderes Haupt, Murza oder Mirza genannt; seine Würde ist gleichsam ein Seniorat, und fällt jedesmal auf die Aeltesten von den Nachkommen des ersten Mursen solches Stammes. Der Murse hat den Zehnten von allem Viehe und von aller Beute. Alle Familien eines Stammes machen ein Lager und eine Horde aus, von der sich Keiner ohne des Mursen Erlaubniß entfernen darf. Alle Mursen mit ihren Stämmen stehen dann wieder unter einem gemeinschaftlichen Haupte, dem Chan, dessen ganze Macht, Reichthum und Größe, in der Menge und Stärke der Mursen und Stämme besteht, über welche er herrscht. — Die Kriege, die sie führen, geschehen zu Pferde; von Fußvolk wissen sie nichts. Bogen und Pfeile sind ihre besten Waffen, deren sie sich so geschickt im Angreifen, wie im Fliehen bedienen. Zum Handgemenge kommen sie nicht gern, sondern glauben ihre Rechnung besser zu finden, wenn sie den Feind in der Entfernung anfallen, wozu ihnen die Schnelligkeit ihrer Pferde besonders nützlich ist. Ihre liebste Beute, die sie machen, sind Gefangene, die sie theils als Sklaven behalten, theils ihren Nachbaren verkaufen. Oft beginnen sie nur einen Krieg, um Gefangene machen zu können. Dieser Sklavenhandel macht allein ihren Reichthum aus, und er geht bei den Circassen, den Nogaischen und Dagestanischen Tataren so weit, daß sie in Ermangelung anderer Sklaven einander die Kinder rauben, und sie, wie auch wohl ihre eigenen Frauen, wenn sie nicht mit ihnen zufrieden sind, verkaufen. Besonders haben bei den Circassen die schönsten Mädchen das traurige Schicksal, von ihren Eltern verkauft zu werden.

Dieses ist nun ein Umriß des ganzen Volks, Tataren genannt, nun noch Einiges über die einzelnen Stämme desselben. Wie schon oben bemerkt worden,

stehen die Tataren zum Theil unter den Russen, zum Theil unter den Chinesen, und zum Theil bilden sie ein ganz freies Volk, welches von Mursen und Chans regiert wird. Unter den Letzteren, den freien Tataren, sind die Usbeken in der großen Bucharey die mächtigsten; sie bekennen sich zur Mohamedanischen Religion, und werden für die gesittesten unter den Tataren gehalten, obgleich sie eben so gut vom Raube leben, als die Uebrigen. Sie liegen in beständigem Kriege mit ihren Grenznachbaren, besonders mit den Kabulistanern, und streifen in die schönen Ebenen der Provinz Khorasan; in das Gebiet des Großmoguls können sie aber wegen der hohen Gebirge, die dazwischen liegen, nicht streifen, worüber sie mit ihren Pferden nicht kommen können. Ihre Sprache ist ein Gemisch der Persischen, Türkischen und Mongholischen. Männer und Frauen sind fast auf Persisch, aber nicht so nett gekleidet. Ihre Waffen sind, wie die der übrigen Tataren, Säbel, Lanzen, Pfeile und ungewöhnlich große Bogen. Sie behaupten die tapfersten unter allen Tataren zu seyn, welches man nicht in Abrede stellen will, aber nicht die fleißigsten; denn obgleich ihr Land sehr fruchtbar ist, so sind sie doch so faul, daß sie lieber auf den Raub ausgehen, als dasselbe bauen; sie sind daher auch Nomaden und Halbnomaden, welche im Lande umherstreifen und ihre Nachbaren beunruhigen. Deshalb müssen auch die Tadschiks, die Urbewohner des Landes, die gewöhnlich Bucharen genannt werden, den Ackerbau und den Handel treiben. Diese machen die dienende Klasse aus, und betreiben auch Handwerke. Reis und Pferdefleisch sind die beliebtesten Gerichte der Usbeken, und ihr Getränk besteht in Kumiß und Arack, welches sie Beides aus Pferdemilch machen. Diejenigen von ihnen, welche sich von der Viehzucht nähren, liegen unter Hütten, wie ihre Nachbaren die Kalmücken, und ziehen von einer Gegend zur andern, so wie die Jahreszeiten sich

ändern, und ihre Herden Weide finden. Die Andern, welche Ackerbau treiben, und nur zu den Halbnomaden gehören, halten sich in Dörfern und einzelnen Höfen auf. Die Städte und Flecken sind größtentheils von den alten Einwohnern, den Bucharen, bewohnt, die gleichfalls Mohamedaner sind, aber keine Aehnlichkeit mit den Tataren haben. Die Zahl der Einwohner in der großen Bucharey wird auf 2½ Million (nach Meyendorf) geschätzt, als 1,500,000 Usbeken, 650,000 Tadschiks, 200,000 Turkomannen, und 120,000 Perser, Araber, Kalmücken, Juden, Afghanen und Zigeuner. Die Regierung ist despotisch unter einem Chan, und die Einkünfte betragen 2½ Million. Thaler, und werden vorzüglich zum Solde von ungefähr 25,000 Mann Kavallerie verwandt. Die Industrie der Tadschiks geht daraus hervor, daß sie, außer vielen Produkten, die sie in den Handel liefern, Asien mit dem besten Seidenpapiere versehen und ansehnliche Papiermühlen in Samarkand unterhalten. In dieser Handelsstadt ist auch eine berühmte mohamedanische Schule, die aus der ganzen Tatarey besucht wird. Samarkand war die Residenz des berühmten Tamerlan, und soll 250 Moscheen, 40 Medresses und 150,000 Einwohner haben. — Die Truchmener oder Turkomannen am Kaspischen Meere, grenzen zunächst an die Kirgisen-Kosaken, und streifen mit ihren Herden in dem ganzen Landstriche längst dem Kaspischen Meere und dem Flusse Gemba bis an das Gebiet von Chiva und Persien. Einige derselben leben vom Ackerbaue, Andere treiben Handel nach Persien, Chiva und der Bucharey. Dieser Stamm ist lange nicht so stark, als die Kirgisen, aber dennoch sind sie tapfer, und schlugen im Jahre 1736 in einem Treffen den berühmten Kirgisischen Anführer Bukenbay. Ihre besten Leute dienen dem Chan von Chiva um Sold, den sie aber richtig ausbezahlt verlangen, werden sie nicht nach Verlangen befriediget, so verheeren sie auch wohl

sein ganzes Land; der Chan ist daher gezwungen, wenn er sich ihrer in seinem Dienste bedienen will, sie pünktlich zu bezahlen. Die Truchmenen haben keinen Chan, sondern nur Mursen oder Fürsten, unter denen sie stehen, und von denen sie bei vorfallenden Streitigkeiten Einen zum Richter wählen. Sie sind Mohamedaner und bezahlten ehemals dem Kalmückischen Chan Tribut. Als sie im Jahre 1743 durch die Perser und die Sengarischen Kalmücken sehr ins Gedränge kamen, schickten sie an den Chan der Russischen Kalmücken Donduck Ombo, und wollten sich mit 30,000 Familien unter die Russische Herrschaft begeben, doch ehe sie aufgenommen wurden, ließen sie sich wieder davon abwendig machen. Im Gebiete der Kalmücken unterhalb des Bogda, am Rande der Steppe haben zu Saskol die Truchmenischen Tataren, die sich den Kalmücken unterworfen haben, ihre Wohnung aufgeschlagen. Einige wollen, daß diese Truchmenen von dem Saisang Chorlink, welcher im Jahre 1593 nach Christi Geburt aus der Mongholey nach Rußland mit 50,000 Kibitken zuerst kam, unterwegs angehalten und dreihundert Familien mit sich genommen habe; Andere wollen dagegen, daß dieses erst Ajuka Chan weit später bewerkstelliget habe, und nur seit seiner Regierung verrichte dieses Volk bei den Kalmücken Sklavendienste. Diese Truchmenen führen ganz eine Kalmückische Lebensart und bekennen sich zur Mohamedanischen Religion. Sie reden eine besondere Tatarische Sprache, die aber von den Astrachanschen Tataren verstanden wird. Sie sind lang von Wachsthume, und die Farbe ihres Gesichts ist nicht gelbbraun, sondern weiß. Sie scheeren ihren Kopf wie die Astrachanschen Tataren, und sind auch wie diese gekleidet. Es giebt unter ihnen viele Künstler, und sie haben durchgängig den Ruhm guter Oekonomen; auch sind sie reicher, als die Kalmücken, und im Streite geübter. — Die Tataren von Chiva sind Nachbarn der Turko-

mannen, der Karakalpaken, der Kirgiskosaken und der Bucharen. Ihr Chan hat seine Residenz in der Stadt Chiva. Seine meisten Unterthanen sind Usbeken, und die Anzahl aller in seinem Reiche beläuft sich auf 300,000. Die Handelskaravanen aus der Bucharey, aus Padakschan und andern Orten nach Orenburg in Rußland, müssen durch sein Land. Der Persische Schah Nadir nahm 1740 Chiva mit Sturm ein, und besetzte es; allein nach dessen Tode jagten die Chivaner die Persische Besatzung wieder hinaus, und sie sind nun wieder unabhängig. — Die Tataren von Turkhestan oder die Turkhestaner, haben Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Kalmücken; sie haben eine unförmliche Gestalt, ein breites und plattes Gesicht, braune Gesichtsfarbe, kleine schwarze Augen, die ihnen, wie den Kalmücken, im Kopfe stehen, und ihre schwarzen storren Haare schneiden sie bis vier Finger breit vom Kopfe ab, und tragen runde Mützen von Tuch oder Filz, mit Rauchwerk eingefaßt. Ihre Kleidung besteht in Kattunhemden, Beinkleidern von Schaffellen, einem durchgenäheten baumwollenen Unterkleide, worüber sie im Winter lange Röcke von Schafsfellen tragen, die sie im Sommer zu Matratzen gebrauchen. Stiefel macht sich ein Jeder von Pferdeleder selbst. Ihre Waffen sind Säbel, Bogen, Pfeile und Lanzen, Feuergewehr ist bei ihnen, wie bei den andern Tataren, wenig im Gebrauche. Ihre Weiber kleiden sich fast wie die Kalmücken. Obgleich diese Tataren schöne Landstriche bewohnen, die sich zur Kultur eignen, so treiben sie doch lieber Räubereyen, und bauen nur so viel Land an, als sie schlechterdings zu ihrem Unterhalte gebrauchen, welches nur sehr wenig beträgt, weil das Brod bei ihnen nicht gebräuchlich ist, und ihre Herden nebst der Jagd ihnen die vornehmste Nahrung geben. Sie leben größtentheils unter Zelten, und sind in beständigem Kriege mit ihren Nachbaren. Die Usbeken sind die Einzigen, mit denen sie,

obgleich gezwungen, in gutem Vernehmen stehen. Im Winter streifen sie an der einen Seite auf das Gebiet der Kalmücken, und an der andern Seite auf das Gebiet der Kosacken am Jaik, gegen die Nogaischen Tataren, und die unter dem Ajuka-Chan stehenden Kalmücken. Im Sommer ziehen sie oft bis über das Adlergebirge, nach den Quellen des Jaik hin, und streifen bis nach Sibirien, im Westen des Flusses Irtisch. Die Sklaven, die sie machen, verkaufen sie in Kharissem und in der Bucharey; sie sind Mohamedaner, haben aber weder Alkoran, noch Mullas oder Priester. Ihr Chan wohnt im Winter in der Stadt Taschkent, und im Sommer hat er seinen Sitz am Flusse Sirth, an den Kalmückischen Grenzen. Ihre einzelnen Mursen oder Fürsten lassen dem Chan wenige Gewalt. Die Karakalpaken sind ihre getreuesten Bundesgenossen, von welchen sie gewöhnlich auf ihren Streifzügen begleitet werden. Von 1733 bis 1742 sind diese Tataren den Russen unterworfen gewesen, sie haben sich indessen wieder frei zu machen gewußt; doch sind sie dem Chan von Kokan unterworfen. Sowohl dieses eben erwähnte Land, als auch das vorher angeführte und beschriebene, wird von Usbeken, Bucharen, Turkomannen, Kirgisen und Juden bewohnt. — Die Kirgisen sind aus Sibirien nach dem Jaik hingezogen, und haben sich unter den Sengarischen Kalmücken aufgehalten; sie wohnen bis nach dem Kaspischen Meere hin, und mit ihnen haben sich verschiedene andere Tatarische Geschlechter vereiniget. Die freien Kirgisen wohnen nordöstlich vom Aralsee, und bilden eine große Orde unter einem Chan, die mittleren und kleinen stehen unter Russischem Schutze; sie bewohnen keinen aneinanderhängenden Landesstrich, und haben auch in neuern Zeiten die Karakalpaken oder Schwarzmützer, Halbnomaden aus ihrem Lande östlich vom Aralsee vertrieben, die daher jetzt zerstreut in Chiva und in der Bucharey leben. Die Kir-

giſen haben oft Streit mit ihren Nachbarn, den Turkomannen, ſo auch mit den andern in ihrer Nähe wohnenden Stämmen. Ueber die Kirgiſen findet man das Nöthige Th. 39, S. 1 u. f.

Von den unfreien oder unter Fremdherrſchaft lebenden Tataren kommen vor: die Tataren von Daghestan, an der Weſtſeite des Kaſpiſchen Meeres, unter Ruſſiſcher Herrſchaft. Dieſe Tataren gleichen den Kalmücken am mehrſten, ſind gleichfalls Mohamedaner, bemühen ſich aber ſehr wenig den Koran zu halten. Die Sorge für ihr Vieh überlaſſen ſie ihren Weibern und Sklaven; ſie ſelbſt aber lauern den ganzen Tag auf Raub, und dieſer Raub beſteht in Weibern und Kindern aus Circaſſien, Georgien und andern benachbarten Ländern; werden ſie kräftig aus dieſen Ländern zurückgewieſen, ſo ſtehlen ſie ſelbſt einander Weiber und Kinder weg, und bringen ſie in die Perſiſchen und Ruſſiſchen Städte Erivan, Tiflis und Derbent zum Verkaufe. Sie haben verſchiedene kleine Fürſten, die ſich Sultane nennen, aber eben ſo große Freibeuter ſeyn ſollen, als ihre Unterthanen. Sie wählen ſich unter dieſen Sultanen einen gemeinſchaftlichen Chan, den ſie den Namen Schemchal geben. Die Stadt Boinak iſt ſeine Reſidenz, zuweilen wohnt er auch zu Tarku oder Tarchu. Die faſt unerſteiglichen Gebirge, die ſein Land umſchließen, ſind die beſten Schutzwehren gegen ſeine Nachbaren; indeſſen lief er doch ſchon früher in Gefahr, unter Rußlands Herrſchaft zu gerathen. Die Stadt Terki war ehemals die letzte Grenzfeſtung der Ruſſen gegen Dageſtan. Schon Peter der Große drang in ſeinen Perſiſchen Feldzügen im Jahre 1722 viel weiter, und legte zwanzig Werſte von Derbent, am Fluſſe Sulack, einen neuen Grenzort Swätoikreſt an, deſſen Bau der Aufruhr des Schemchals 1725 nicht hindern konnte. Der Bau wurde 1728 fertig, die Beſatzung von Terki hierher verlegt, und dieſer Ort de-

molirt. Vermöge des Grenztraktats von 1736 mit dem Schah Nadir mußten die Russen Swätoikrest schleifen und verlassen, an dessen Statt von ihnen die Grenzfestung Kislar, am Flusse Terek, erbaut wurde. Nach dem 1813 zwischen Rußland und Persien geschlossenen Frieden kam Daghestan unter Russische Herrschaft, so wie überhaupt sämmtliche auf der Kaukasischen Landenge zwischem dem Schwarzen und Kaspischen Meere, und den Flüssen Terek und Kur gelegenen Länder. — Rußland herrscht über eine sehr große Menge Tataren. In Sibirien sind sie das zahlreichste Volk, und bewohnen daselbst die südlichen und besten Gegenden der Flüsse Tobol, Irtisch, Oby, Tom und Jenisey, nebst den dazwischen liegenden Steppen oder flachen dürren Feldern. Die meisten haben den Zunamen von den Flüssen, Städten und Gegenden, welche sie bewohnen; sie sind theils Heiden, theils Mohamedaner. Einige von ihnen sind auch von den Russen getauft worden. Die ehemaligen Tatarischen Königreiche Kasan und Astrachan, die jetzt die Gouvernements Astrachan und Kasan des Asiatischen Rußlands bilden, haben auch viele Tataren zu Einwohnern. Diese Tataren, welche sich in ihrer Sprache Nagai nennen, von den Russen aber Jassakische oder Jassaschnije Tatarn genannt werden, kommen in ihrer Gesichtsbildung mit den Kalmücken sehr überein; sie haben einen breiten platten Kopf, breite dicke Backen, und ein spitzes Kinn; ihr Bart ist kurz und dünn, ihre Ohren groß und vom Kopfe abstehend, die Nase dagegen klein und platt, und die Gesichtsfarbe dunkelgrau; sie sind von mittelmäßiger Größe, aufrecht und nicht allzudick. Junge Leute tragen kurze, nach Art der Kosaken geschorene Haare, und scheeren sich den Bart entweder ganz ab, oder lassen einen Stutzbart stehen; alte Leute halten dagegen den Bart in Ehren, scheeren ihren Kopf ganz, und bedecken den Wirbel mit einem kleinen Käppchen, über welches

sie die Mütze aufsetzen. Die Kleidung dieser Tataren ist die gewöhnliche Orientalische, und von der Kosakischen wenig unterschieden. Das Frauenzimmer trägt oft Ohrgehänge, und silberne und goldene, manchmal mit Perlen oder Edelsteinen ausgezierte Ringe, welche sie in der Nase, die zu diesem Zwecke durchbohrt wird, anhängen. Sie bekennen sich zur Mohamedanischen Religion und zur Sunnischen Sekte derselben. Wenn die Ramasanfasten vorbei sind, so begeben sie sich am ersten Tage des zehnten Monats Sjawwal, den Mohamed zum Almosengeben bestimmt hat, aufs freie Feld, und beten mit gegen Mittag gerichteten Angesichtern daselbst gemeinschaftlich. Nach den verschiedenen Gebetsformeln fallen sie entweder auf die Erde nieder, oder werfen sich auf die Knie, oder stehen auch gerade, welches bei der ganzen Versammlung so pünktlich geschieht, als die Bewegungen eines ganzen wohl exercirten Regiments von Soldaten. Nach der Endigung des Gebets hält der Oberpriester von einem dazu besonders aufgestellten Katheder eine Rede, darauf wenden sich die andächtigen Tataren zu ihm, küssen seine rechte Hand, und legen sie an ihre Stirn. Reiche Tataren finden sich bei ihm mit Chalatten oder Sommer-Ueberröcken ein, und behängen damit seine Schultern. Sie haben dreierlei Gattungen von Priestern, unter denen der vornehmste der Kasy ist, auf welchen die Mullas, und dann die Abys folgen. Der Kasy erhält seine Würde durch das Recht seiner Geburt, wird aber dennoch bei dem Antritte seines Amtes als ein solcher öffentlich erklärt und ausgerufen. Er entscheidet alle Religionsangelegenheiten, und ist der Richter der übrigen Priester. Die Mullas sind die ordentlichen Priester, von denen ein Jeder seine eigene Metsched hat; seine Verrichtung ist, in derselben zu beten, aus dem Koran Stellen vorzulesen, der Beschneidung der Kinder beizuwohnen, und denselben Namen zu geben, und die Hochzeitsceremonien und Beer-

digungen zu besorgen. Die Abys sind die Küster, die von den Thürmen der Metscheden zum öffentlichen Gebete einladen, auch wohl von denselben etwas aus dem Koran vorlesen; sie leisten den Mullas in den Kirchen Dienste. Beide sind von allen Abgaben und Polizeybeschwerden befreit, und ihre Aemter sind gute Pfründen, die etwas einbringen, und die Geschenke der Reichen sind auch ansehnlich. — Bei den Gebärenden vertritt die Stelle der Hebamme entweder die Mutter der Gebärenden, die Mutter des Mannes, oder eine geübte Anverwandtin. Gleich nach der Geburt erscheinen bekannte Weiber, und legen ihre Glückwünsche ab, und nach einigen Tagen findet sich ein Priester ein, der nach verrichtetem Gebete dem neugebornen Kinde einen Namen giebt, bei welcher Feierlichkeit reiche Leute ein Gastmahl geben. Wenn ein Knabe sein achtes oder zehntes Jahr erreicht hat, so wird die Beschneidung mit ihm vorgenommen, bei welcher ein Priester, ein Wundarzt, und ein Paar gute Freunde des Hauses zugegen sind, die sich, ohne Begleitung der Eltern, in das Zimmer begeben, wo der Knabe ist, wo dann der Priester mit einem Gebete den Anfang macht, das Kind durch Liebkosungen zu gewinnen sucht, ihm die Augen verbindet, worauf der Wundarzt sogleich mit einer dazu bestimmten hölzernen Scheere den Rand der Vorhaut des männlichen Gliedes ergreift, mit einem Messerchen etwas von derselben abschneidet, und die Wunde mit der Asche verbrannter Baumwolle bestreut. Viele Knaben genesen gleich, und können auch schon den andern Tag wieder herumgehen, bei andern aber, wo die Geschwulst und Vereiterung hinzukommt, dauert die Heilung manchmal ein Paar Wochen. Vor dem funfzehnten Jahre müssen alle Tataren beschnitten werden, da es nach dieser Zeit nicht mehr angeht. Ein Unbeschnittener wird für unrein gehalten, wenigstens darf er kein Vieh schlachten, und wäre dieses geschehen, so ist es verboten, das

Fleisch davon zu essen. — Bei den Hochzeiten dieser Tataren giebt es viele bemerkenswerthe Ceremonien, die aber auch alle mit ansehnlichen Ausgaben verbunden sind. Die Bewerbung geschieht oft viele Jahre vor der Hochzeit, und zuweilen zwischen vier bis acht Jahren. Haben sich die Eltern für ihren Sohn eine Braut ausersehen, oder ist derselbe selbst im Stande gewesen, dieses für sich zu thun, so wird eine alte Frau zu den Eltern der Braut geschickt, die das Verlangen anbringt, und die Eltern der Braut zugleich befragen muß, wie groß das Geschenk seyn soll, welches sie von dem Bräutigam verlangen. Gefällt der Tochter der Mann, gefallen die neuen Anverwandten, so wird das Kalim oder Geschenk bestimmt, und die Matrone unterhandelt auf beiden Seiten, bis man eins wird. Dieses Kalim ist nach den Umständen der zu Verlobenden sehr verschieden; denn oftmals kostet eine Braut einige hundert, oft aber nur zehn Rubel. Außer dem Gelde ist der Bräutigam auch verpflichtet, noch andere Geschenke zu machen, wozu ihm seine Freunde aber beisteuern. Am Tage, wo der Bräutigam der Braut das Kalim einhändigen soll, wird eine Feierlichkeit angestellt, und beiderseitige Freunde und Freundinnen eingeladen, die sich oft in so großer Menge einfinden, daß sie im Hause selbst nicht Platz genug finden würden, wenn man nicht rings herum um dasselbe Zelte errichtet hätte. Wenn die Braut erwachsen ist, begiebt sie sich zu ihren Freundinnen, und nimmt mit verhülltem Angesichte in dem letzten Winkel der Versammlungsstelle einen Platz ein; bei dem Bräutigam dagegen haben sich junge Leute männlichen Geschlechts, in der Absicht munter zu schmausen, versammelt. Hierauf wird das Kalim gebracht, und demselben Weitzenmehl, Reis, Butter, eine große Menge rohen und gebratenen Fleisches, Leinwand, Rosinen, Zucker, Confitüren und andere Kleinigkeiten beigefügt, alles zusammen mit wollenen oder seidenen Teppichen

bedeckt. Pfeifer und Trommelschläger von einer Anzahl Jünglinge begleitet, machen den Anfang des Aufzuges, darauf folgt das zierlich ausgerüstete Pferd des Bräutigams, von einem Bedienten oder Anverwandten geführt; dann die Geschenke, von denen die Eßwaaren unter die Gäste ausgetheilt, und das Uebergebliebene hernach von denselben mit nach Hause genommen wird. Drei Tage nach dieser Feierlichkeit ist ein anderes Fest, an welchem der Bräutigam von seinen Schwiegereltern traktirt wird, nach deren Wohnung er unter Pauken- und Pfeifenschall, von seinen Freunden begleitet, zieht, und dann mit einer Mahlzeit empfangen wird, nach deren Endigung er in dasjenige Zimmer geht, in welchem die Braut mit ihren Freundinnen sich befindet, um ihr daselbst durch Musikanten das Lob seiner Schwiegereltern unter spielenden Instrumenten absingen zu lassen. Die Braut enthüllt sich aber nicht, und er zieht bald darauf mit seiner Begleitung wieder nach Hause. Oft verfließen viele Jahre nach der Verlobung, ehe die wirkliche Hochzeit erfolgt, besonders wenn die Verlobten noch nicht das gehörige Alter erreicht haben, um eine Heirath zu schließen, ist dieses aber nicht der Fall, so dauert es kaum ein halbes oder ganzes Jahr, während welcher Zeit der Bräutigam die Gesellschaft seiner Schwiegereltern und deren Anverwandten sorgfältig vermeiden muß; dagegen ist es ihm erlaubt, seine Braut so oft zu besuchen, als er will, da es dann nicht bei demselben allein bleibt, sondern oft schon vor der Hochzeit das Brautbett bestiegen wird. Ja es ist dem Bräutigam sogar erlaubt, vor derselben mit seiner Braut in einem Bette zu schlafen, wo er aber von alten Weibern mit angezündeten Fackeln bewacht wird, und diese ihm beschwerlichen Hüterinnen nur mit einigen Rubeln aus dem Wege schaffen kann. Unterdessen werden die Hochzeitskleider der Braut von ihren Eltern zugerüstet, und der Jüngling sucht den nicht ganz bezahlten Kalim zu-

sammenzubringen; sobald aber dieselbe ganz bezahlt ist, wird der Tag zur Hochzeit bestimmt, an welchem die Eltern der Braut ihre Verwandte und Freunde, einige Mullas, die Reichen selbst den Kasy einzuladen pflegen, und eine große Anzahl Mädchen nöthigen, der Braut Gesellschaft zu leisten. Ist nun die Gesellschaft beisammen, so geht der Bräutigam mit einem seiner klügsten Freunde nach dem Hause seines Schwiegervaters, und bleibt, gleichsam als wenn er nicht wüßte, was daselbst vorgeht, an der Thür stehen und lauscht, oder sieht durch die Fenster oder eine andere Oeffnung, um zu erfahren, was dieses zu bedeuten habe, und schickt in dieselbe seinen Freund als Deputirten uud Fürsprecher ab. Der eingeladene Mulla oder einer von denselben betet hierauf, stattet seinen Glückwunsch ab, und fragt den Abgesandten: ob die Braut dem Bräutigam gefalle? Bekömmt er eine bejahende Antwort, so schickt er den Küster oder den Abys an die Braut ab, und läßt sich bei derselben erkundigen, ob sie den Bräutigam liebe, und ob sie nicht gezwungener Weise oder auf Befehl ihrer Eltern sich in den Ehestand begebe? Kommt nun eine Antwort zum Vortheile des Bräutigams zurück, so fragt der Priester den Abgesandten: auf welche Bedingung der Bräutigam zu heirathen gedenke, und nachdem er sich auch diese bekannt gemacht, so will er von den Schiedsrichtern auf Seiten der Braut wissen, was für eine Geldstrafe solche dem Bräutigam auferlege, wenn er seine zukünftige Frau auf eine ungeziemende Art behandeln, ihr die nöthige Nahrung und Kleidung entziehen, oder auch im Ehebruche ertappt werden sollte. Nach der Beschaffenheit des Bräutigams und der Braut besteht diese Strafe in 50 bis 100 Rubel; sollte sie dem Abgesandten des Bräutigams zu hoch vorkommen, so unterhandelt man so lange, bis man einig wird, der Priester spricht wiederum einige Gebete, und so geht der wesentlichste Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten damit zu

Ende. Der Bräutigam geht wieder nach Hause, die bei den Eltern versammelten Gäste essen und trinken, die Braut macht sich mit ihren Freundinnen lustig, man musicirt, man tanzt, und diese Fröhlichkeit dauert drei Tage lang; am dritten, mitten in der Nacht, bringt die Matrone, welche die Ehestiftung zu Wege gebracht, die Braut in das Haus des Bräutigams, und führt sie gerade in das Schlafgemach, wohin sich dann auch der neue Ehemann verfügt. Sie legen sich mit einander ins Bett, und dürfen drei Tage lang ohne die größte Noth nicht ihr Zimmer verlassen. Die Freunde des Bräutigams machen sich unterdessen in seinem Hause lustig; ein Gleiches geschieht auch bei den Eltern der Braut, bis sich am Morgen des vierten Tages die Hochzeitsgäste zum letzten Male versammeln, und mit einem Trunke Branntwein dem ganzen Feste ein Ende machen. Eine neu vermählte Tatarische Frau darf ihr Schlafzimmer nicht verlassen, ehe sie geboren hat, und also müssen sich die Unfruchtbaren gefallen lassen, zwei bis drei Jahre lang in demselben zu verbleiben. Die Vielweiberey ist, wie bei allen Mohamedanern, auch bei den Astrachanischen Tataren eingeführt; die meisten derselben haben aber nur ein Weib, und mehr denn fünf ist nicht erlaubt zu nehmen. Die zuerst angetrauete Frau behauptet einen Vorzug vor den übrigen, und die Hochzeitsfeierlichkeiten sind immer so beschaffen, wie sie oben beschrieben worden. Das bei ihren Hochzeiten übliche Tanzen ist ganz kunstlos, spricht auch nicht an; zwei Männer mit ausgebreiteten Händen bewegen sich hin und her, und wenn die Mädchen tanzen, so gehen sie mit trägen Bewegungen einige Male im Kreise herum. — Die Art, ihre Todten zu begraben, ist ganz einfach. Der Leichnam des Verstorbenen wird abgewaschen, alle Oeffnungen desselben verstopft, damit nichts Unreines herausfließe, in baumwollene Leinwand eingewickelt, und in den Sarg gelegt; der Priester verrichtet bei dem Grabe

ein Gebet, worauf der Leib des Todten in die Erde gesenkt, und dann den Anverwandten und Nachbarn eine Mahlzeit gegeben wird. Den dritten Tag nach dem Tode, den sieben und vierzigsten widmen sie zum Gebete und Andenken des Verstorbenen, welches dann nach dem Verlaufe des Jahres noch einmal geschieht. Da diese Tataren Astrachan als ihr eigenthümliches Vaterland ansehen, welches von ihnen in die Hände der Russen kam, so hegen sie auch immer noch eine besondere Vorliebe für dasselbe. Man theilt dieselben in die Jurtowischen und Kotschewynschen ein. Die Jurtowischen Tataren oder die Ersteren sind seßhaft, und werden auch A-ulnye (von A-ul, Dorf) genannt; die Letzteren, die Kotschewynschen, ziehen Hordenweise herum, und sind jetzt nicht mehr in so großer Menge vorhanden, weil sie sich mit den Kalmücken vereinigten, auch viele von ihnen nach der Krimm und Kuban, einige sogar zu den Kirgiskosaken und Baschkiren übergingen. Die Jassakischen Tataren mußten dagegen nach der Einnahme von Astrachan dieselben Abgaben erlegen, die sie vorher neben andern ihnen auferlegten Lasten ihrem Chan zu geben schuldig waren. Ihre Anzahl war nicht geringe und noch im Jahre 1715, da die Krimmischen Tataren nach Astrachan kamen, waren sie 12,000 Mann stark, nachher blieben nur noch 2000 Mann, und gegenwärtig ist ihre Anzahl noch mehr geschmolzen. Sie werden von uralten Zeiten her in Tabunen oder Dörfer eingetheilt, über deren jedes ein Starost gesetzt war, der auch eine geringe Besoldung bekam. Die Jurtowischen und Aulnischen Tataren bezahlen entweder wirklich das Kopfgeld an Rußland, und dann nennt man sie eigentlich Jassakische Tataren, oder sie versehen die Post zwischen Astrachan und Kißlar, und werden Podwodnye genannt, oder sie gehören zu dem Kaiserlichen Garten-Komptoire, und müssen bei demselben Dienste thun, nämlich einen Monat lang im Frühling, wenn

man die Reben aus der Erde gräbt, und einen im Herbste, wenn man sie unter dieselbe verbirgt. — Die Dörfer, die sie bewohnen, sind sehr schlecht, und dienen ihnen nur im Winter, weil sie im Sommer sich in ihre Kibitken begeben, welche von einer ganz andern Art, als die Kalmückischen, kleiner und aus festem Gitterwerke von Holz gebauet sind, so daß man sie nicht von einem Orte zum andern bringen kann; wenn also die Tataren ihren Standort verlassen wollen, nehmen sie nur die wollenen Decken hinweg, und bringen solche auf einen Karren, den ein einziger Mensch fortziehen kann. Diese Kibitken sind theils rund, theils eckig, und so niedrig, daß man in denselben kaum aufrecht stehen kann. An ihrem Gipfel ist ein rundes Loch angebracht, das anstatt eines Fensters, zuweilen auch zum Durchziehen des Rauchs dient. Die Wände dieser Hütten werden mit Binsen oder mit den Blättern der Typha palustris befestiget; die Gipfel mit Decken, und das Luftloch mit eben denselben so bedeckt, daß man sie im Falle der Nothwendigkeit durch eine Stange wieder leicht wegschieben kann. Alle Jurtowische Tataren legen sich auf den Ackerbau und die Viehzucht; denn die Handlung zu treiben ist ihnen verboten. Ihre Gartenprodukte verkaufen sie nach Astrachan, unter den Kornarten pflanzen sie bloß allein die Hirse, die sie entweder geröstet, oder mit Milch in einem Brey genießen. Von den Russen haben sie das Brodbacken und die Zubereitung der Mehlspeisen angenommen; sonst genießen sie sowohl gekochtes, als auch gebratenes Pferde-, Schaf- und Rindfleisch, allerlei Arten von Fischen, wenn solche auch nur an der Sonne gedörrt wären. Auch den Wein lieben sie, obgleich solches wider den Koran läuft, noch mehr den Branntwein. Alle aber eine besondere Art von Meth, den sie Balbusan nennen, und von dem zwei oder drei Gläser sehr berauschen. Diesen Balbusan bereiten sie auf folgende Weise: Ein Pfund Honig muß in fünf Eymern Was-

fer zergehen; dann in einen Topf zwei Stof Bierhefen gethan, dazu ein Pfund Weizenmehl, und von dem Honigwasser zwei Stof dazu gemischt. Man läßt dann ein Pfund Hopfen mit einem Eymer Wasser so lange kochen, bis ungefähr die Hälfte desselben eingekocht ist. Ein Stof von diesem Hopfenwasser wird hierauf in den oben angeführten Topf gegossen, solcher an einen warmen Ort gesetzt, drei bis vier Stunden lang der Gährung unterworfen, mit dem übrigen Honigwasser vermischt, Alles zusammen in ein Faß gethan, solches an einen temperirten Ort zur Fermentation hingestellt, und vier und zwanzig Stunden daselbst gelassen. Hierauf das Klare davon abgegossen und entweder gleich gebraucht, oder wenn man einen sehr starken Meth haben will, so gießt man das abgegossene Klare wieder in ein anderes Faß, läßt es acht bis vierzehn Tage lang abermals gähren, und thut alle vier und zwanzig Stunden ein halbes Pfund Honig dazu, damit der Meth durch das viele Gähren nicht seine Süßigkeit verliere. — Die Jassakischen Tataren, welche in Dörfern wohnen oder Hordenweise herumziehen, verdienen den Ruhm der Mäßigkeit und eines gesitteten Lebens; unter den Astrachanschen dagegen giebt es viele Trunkenbolde und Unzüchtige, und besonders sind die Reichen deshalb berüchtiget. Die Kasanschen Tataren, die zu Astrachan wohnen, haben auch ihre eigenen Priester, und sind, wie die vorher angeführten Mohamedaner, von der Sunnischen Sekte; sie geben sich fast allein mit der Handlung ab, die sie auch von den Gegenden von Kasan hierher geführt hat, da sie sich entweder häuslich niedergelassen haben, oder als Handlungsgehülfen vorzüglich bei den Indianern stehen. — Auch die sogenannten Belgorodischen Tataren, welche eine Horde ausmachen, und ungefähr 70,000 Mann stark sind, halten sich in den Gegenden von Astrachan auf. Diese wohnten zu den Zeiten Peters des Großen in den Steppen am

Jaik, zogen aber im Jahre 1725 aus Rußland fort, begaben sich unter den Schutz der Türken, bewohnten die an Belgrad grenzenden Wüsteneyen, und blieben daselbst bis zum Jahre 1769, wo sie dann, der Türkischen Herrschaft überdrüßig, mit noch zwei andern Horden ins Russische Gebiet zurückkehrten, daselbst gut aufgenommen, und mit allen denjenigen Vortheilen begnadiget wurden, welche die Kalmücken genießen. — Die Kubanischen Tataren, welche sich jenseits Assows am Flusse Kuban niederließen, haben sich seit mehr denn hundert und dreißig Jahren der Herrschaft des Chans von der Krimm entzogen, und sich seit dieser Zeit in der Unabhängigkeit erhalten. Der größte Theil wohnt unter Zelten am Fuße des Kaukasischen Gebirges. Sie leben von der Freibeuterey, und ihre Beute holen sie aus den Ländern ihrer Nachbarn. Sie streifen bis an den Fluß Wolga, über den sie auch oft des Raubes wegen gehen, um von den Kalmücken und Nogaischen Tataren Beute zu holen. Um die Grenzen von Kasan und Astrachan für ihre Streifereyen sicher zu stellen, ließ schon Peter der Erste oder der Große das große Retranchement von der Stadt Zarizin an der Wolga bis an den Donfluß aufwerfen, welches die Zarizinsche Linie genannt wird, woran verschiedene Festungen liegen. Die Türken hatten viel Nachsicht für die Kubanen, weil sie ihnen so viele Georgianische und Circassische Sklaven zuführten, und weil sie damals befürchteten, daß sie sich unter Russischen Schutz begeben würden, unter den sie späterhin auch gekommen sind. — Die Ufischen Tataren, welche in dem nördlichen Theile des Kasanschen Gouvernements wohnen, und mit den Kasanschen Tataren verwandt sind, sind stark und wohl gewachsen, haben ein breites bräunliches Gesicht, schwarze Haare und einen langen Bart. Ihre Kleidung ist fast wie die Russische; ihre Waffen sind Säbel, Pfeile und Bogen. Die Tracht der Frauen ist von der Kasanisch-

Tatarischen verschieden. Die gewöhnliche Hauskleidung ist wie bei den Tschuwaschen und Baschkiren, sie besteht bloß aus grober Leinwand, am Halse und den Händen leicht ausgenähet. Man gewahrt die Weiber und Dirnen fast niemals, ohne daß sie ihren besten Hausschmuck an hätten. Die Ersteren lassen die ausgenäheten Enden des Schleiers, damit sie das Haar bedecken, auf den Rücken herabhangen. Die Mütze schließt genau an den Kopf, ist vorn auf der Stirn nach dem Gesichte ausgeschnitten, unter dem Kinn fest und mit einem Scheitelknopfe versehen. Der größte Theil derselben ist mit alten silbernen Kopecken oder Zinnblechen, die wie Kopecken länglich ausgeschnitten sind, dicht besetzt, vorn aber ist der Rand gegen das Gesicht ein paar Finger breit bloß mit hochrothen Korallen besetzt, welche gegen den Backenriemen schmal ablaufen. Hinten hängt von der Mütze ein mehr als drei Finger breiter Riemen, der unter dem Gürtel durchgeht, und bis an denselben mit kleinen Münzen oder Blechen, weiter unten aber nur mit Korallen und Franzen geziert ist, bis an die Kniebeuge herab; zwei andere schmale, und mit Münzen gleichfalls besetzte Riemen gehen von der Mütze bis an den Gürtel und sind mit ihren gefranzten Enden daran befestiget. Hinter den Ohren ist an der Mütze ein mit Silbermünzen dicht besetztes Brustgehänge festgeheftet, welches nach dem Reichthume der Person mehr oder weniger groß und breit ist, und unter dem Kinn auf die Brust niederhängt. Die Haare tragen sie im Nacken in zwei Zöpfen geflochten, welche sie in das Oberhemd verbergen, und wohl noch ein kleines mit Münzen besetztes und gefranztes Schildchen darauf befestigen. Außer diesen kleinen Abänderungen der Kleidertracht, kann man übrigens in der Sprache und in den Sitten zwischen den Ufischen und Kasanschen Tataren, davon jetzt in der Ufischen Provinz ebenfalls viele Dorfschaften mit jenen vermischt wohnen, keinen Unterschied bemerken. Von

der Mohamedanischen Religion haben sie, außer der Beschneidung, wenig angenommen; Einige hat man zur Annahme der Griechischen Religion gebracht. Sie leben von dem Ackerbaue und der Viehzucht, und sind von allen Einwohnern der Ufischen Provinz die fleißigsten Ackersleute, und deshalb auch gut bemittelt. Das Korn dreschen sie gleich auf dem Felde aus. Obgleich sie sich zum Aufackern neuer Steppen noch des Tatarischen Pflugs (Saban) bedienen, so haben sie doch durchgängig den leichten, wohlfeilen und nicht so viele Pferde erfordernden Russischen Haken (Socha) zum Pflügen angenommen; sie unterscheiden sich aber darin von dem Russischen Landmanne, daß sie ihre Kornhaufen gern auf Pfähle setzen, um sie vor den Feldmäusen zu sichern, und daß sie die Garben zu dreschen, nicht in ordentlichen Darren, sondern über offenen Gruben, worüber Stangen in Pyramidengestalt zusammengesetzt sind, bei einem darin angezündeten Feuer trocknen. — Den Tribut oder die Steuer bezahlen sie an eigenen Produkten, als Korn, Wachs, Honig, Hornvieh und Pelzwerk. — Was ihr häusliches Leben betrifft, so sind sie ziemlich reinlich, und die Bemittelten pflegen durchgängig eine für Gäste und zur Sommerwohnung bestimmte, mit einem Baschkirischen Kamin und einer breiten Bank versehene Stube neben ihrem gewöhnlichen Wohnhause zu haben, und zwar so, daß ein gedrückter und wohl bedeckter Gang von der einen Hütte zur andern geht. Die Ackerfelder liegen bei diesen Tataren in der Nähe des Dorfes, und sie treiben die Dreifelderwirthschaft mit der Brache. Die Felder sind mit leichten Zäunen umgeben, und auf demjenigen Felde, das brach liegen bleibt, lassen sie das Vieh laufen, welches dann statt einer Düngung gilt, und auf diese Weise bleiben die trefflichen Aecker auf viele Jahre fruchtbar, und auch zum Bau des Weizens, den sie nicht verabsäumen, geschickt. Nimmt die Fruchtbarkeit endlich ab, und es findet sich

keine zum Acker tüchtige Steppe nahe genug, so geschieht es nicht selten, daß eine ganze Dorfschaft ihre hölzernen Häuser abreißt, und sie an einen andern Ort hin versetzt; sie haben theils mit aus dieser Ursache keine umzäunten Gehöfte bei den Wohnungen. Das Vieh aber halten sie während des Winters in Gehegen, die nahe um das Dorf her angelegt sind, und in welche im Sommer, wenn das Vieh im Felde geht, Hanf gesäet wird. Uebrigens fehlt es ihnen nicht an herrlicher Weide, an Holzungen, die im Ueberfluß vorhanden sind, und allen Vortheilen, welche die Bienenzucht, der Thierfang, und die Fischerey geben. — Die ehelichen Verhältnisse sind auf eine Frau beschränkt, selten findet man zwei, und fast niemals darüber. Beinahe in allen Dörfern giebt es geistliche Schulmeister oder Abyssen, welche die Jugend unterrichten, und in Gebeten üben. Diese Tataren haben sich zu verschiedenen Malen, und noch zuletzt im Jahre 1735, gegen Rußland empört, sind aber bald wieder zur Ordnung gebracht worden, und seit dieser Zeit sind in jedem Districkte besondere Schulzen und Hauptleute, und in jedem Dorfe Aufseher von Russischer Nation gesetzt; dann sind sie auch durch viele Festungen eingeschränkt worden, so daß sie so leicht an keinen neuen Aufstand denken können. — Die Circassier oder Tscherkessen sind gleichfalls von Tatarischer Abkunft; sie stehen unter Russischer Hoheit, und zeichnen sich wenig von den übrigen Tataren aus, nur die Circassierinnen hält man für die schönsten Frauenzimmer der Welt; sie sind sehr wollüstig, daher sie auch in die Harems der Türken kommen, oder wenigstens von diesen sehr gesucht werden. Die Männer haben die Beschneidung und andere wenige Mohamedanische Gebräuche, aber weder den Koran, noch Mullas, noch Moscheen. Die Russen haben Viele zur Griechischen Religion bekehrt; sie leben von der Jagd, vom Ackerbaue und von der Viehzucht; auch wenn sich ihnen Gelegenheit dar-

bietet, vom Raube. Während des Winters wohnen sie in elenden Dörfern, und während des Sommers an den Orten, wo sie Viehweide finden, unter Zelten. — Was die Krimmischen Tataren betrifft, so ist darüber schon unter Krimm, Th. 53, S. 409 u. f., das Nöthige gesagt worden, sowohl was ihre Sitten, Gebräuche und Lebensart betrifft, als auch ihre Industrie und ihren Handel, ihre politische Verfassung ꝛc. — Ein Zweig der Kaptschakischen Tataren wohnt auch im Gouvernement Wilna. Sie kamen unter Vitold, einem Vetter des Uladislas Jagello, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Gefangene dahin, wo sie Vitold nicht zu Sklaven machte, sondern ihnen in der Gegend von Wilna Ländereyen gab, die sie anbauen mußten, und die ihre Nachkommen noch besitzen. Sie haben die Mohamedanische Religion beibehalten, und dienten unter Polnischer Herrschaft in deren Armee, so wie sie jetzt der Russischen Armee einverleibt sind. Sie sind mäßig, überaus getreu, und deshalb nehmen sie die vornehmen Polen gern in ihre Dienste. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht. — Die unter Rußland stehenden Tataren betragen gegen 3 Millionen, wozu die eigentlichen Tataren (die Kaptschakischen, Kasanschen, Astrachanschen, Krimmischen und Sibirischen Tataren), die Nogajer oder Mankat (die sich in vier Zweige theilen), die Meschtscherjäken, die Baschkiren, die Kirgisen oder Kirgis-Kaisaken, die Teleuten oder Teleuter, und die Jakuten oder Socha, wie sie sich selbst nennen, gehören. Zu den Kolonien der Tataren gehören die Bucharen, Araler, Truchmenen ꝛc., und dann viele der Kaukasischen Völkerschaften, die man auch zu den Tataren rechnet, wenigstens sind es Zweige davon. — Von den in China lebenden und den freien Tataren weiß man die Zahl nicht anzugeben, sie beträgt aber gewiß nicht weniger, als die angeführte Zahl, da blos in der kleinen Bucharey an 1 Million Ein-

wohner geschätzt werden. — Hier muß noch von den Tataren überhaupt angemerkt werden, daß sie, außer dem Ackerbaue und der Gartenzucht, auch die Pferdezucht mit vieler Liebe betreiben, und darauf viel verwenden. Die Reichen haben Gestüte, in welchen sie Arabische Hengste halten, und damit auch einen Handel treiben. Ihre Sättel und ihr Reitzeug, so wie die Steigbügel, belegen sie gern sehr prachtvoll mit Gold, so wie sie überhaupt einen solchen Aufwand lieben, wenn sie es nach ihren Mitteln möglich machen können. Besonders treiben die Baschkiren (ein Zweig der Tataren) die Pferdezucht im Großen; denn oft hält ein einziger Baschkire 2 bis 3000 Pferde, und mancher Kirgise besitzt 2 bis 300 Kameele, denn auch die Zucht dieser Thiere, so wie der Dromedare, wird nicht vernachlässiget, da sie besonders als Lastthiere in den Wüsten dienen, und auch wegen der Wolle, der Milch, des Fleisches, und der Häute etwas einbringen. Daß die Tataren sich auch auf den Handel verstehen, wird aus so Vielem sichtbar, besonders treiben sie den Pelzhandel, wozu ihnen die Jagd die Pelzwaaren oder das Pelzwerk liefert. — Im Kriege werden die Tataren als eine leichte irregulaire Reiterei, bei den Russen und Türken, ehemals auch bei den Polen, benutzt, besonders um den Feind zu necken, ihn stets auf seinen Märschen zu beunruhigen, ihm die Lebensmittel und Fourrage abzuscheiden, und jeden möglichen Schaden zu thun. Hauptsächlich liegt der Nachtheil, den sie dem Feinde beibringen, in der immerwährenden Beunruhigung desselben in den Lagern, so daß die Soldaten immer wach seyn müssen, da sie von einem ansehnlichen Korps überfallen zu werden glauben, weil sie bald hier, bald dort an den Säumen der Lager sich blicken lassen. Sie und die Kosaken waren es auch, welche den Franzosen in dem Russisch-Französischen Feldzuge 1812 so vielen Schaden zufügten, indem sie die Französische Armee auf ihrem Rückzuge von Mos-

kwa stets beunruhigten, und ihr abnahmen, was sie konnten, wobei sie solche stets auf eine gewisse Linie beschränkten, so daß sie sich keine neue Bahn brechen konnte, sondern stets auf der einmal beschränkten Militairstraße bleiben mußte. Der größte Theil der Tataren ist mit Lanzen, Säbeln und Pistolen bewaffnet, oft mit Karabinern, dann mit Pfeilen und Bogen. Bis zum Jahre 1806 gab es auch bei dem Preußischen Heere ein Korps oder Pulk Tataren, welches aus dem in Polen und Litthauen angesiedelten Tatarischen Stamme gebildet worden. Bei diesem Pulk standen von der Familie Baranowski neun Individuen als Offiziere, nämlich der Chef, ein Oberstlieutenant und Commandeur, drei Rittmeister, zwei Premierlieutenants und zwei Secondelieutenants.

Tartaren (Astrachanische), s. oben, S. 252 u. f.
— (Belgorodische), s. daselbst, S. 261.
— (Chivanische), s. das., S. 248.
— (Daghestanische), s. das., S. 251.
— (Kaptschakische), s. das., S. 266.
— (Kasanische), s. das., S. 261.
— (Kirgisische), s. das., S. 250.
— (Krimmische), s. das., S. 266.
— (Kubanische), s. das., S. 262.
— (Litthauische), s. das., S. 268.
— (Nogaische), s. das., S. 266.
— (Sibirische), s. das., S. 252.
— (Truchmenische), s. das., S. 247 u. f.
— (Turkhestanische), s. das., S. 249 und 250.
— (Usische), s. das., S. 262 u. f.
— (Usbekische), s. das., S. 246 und 247.

Tartarische Lerche, s. unter Lerche, Th. 77, S. 214.

Tartarisirte Bittersalzerde, weinsteinsaure Talkerde oder Bittererde, weinsaurer Talk, Magnesia tartarisata, s. tartarica, Fr. Tartrite de Magnesie, s. weinsteinsaures Talkerdensalz, Th. 131, S. 253.

**Tartarisirte Eisentinktur**, Tinctura Martis tartarisata, Fr. Teinture de Mars tartarisée, s. Th. 10, S. 647.

**Tartarisirter Braunstein**, weinsteinsaures Braunsteinsalz, Magnesium tartarisatum, Fr. Tartrite de Manganese; s. Th. 133, S. 347.

**Tartarisirter Mohr**, eine Benennung des mit einer doppelten Menge reiner Weinsteinsäure getödteten Queckfilbers.

**Tartarisirter Spiesglasweinstein**, weinsteinsaures Spiesglas, Stibium tartaricum, Antimonium tartarisatum, Fr. Tartrite d'antimoine, s. Th. 133, S. 251 u. f.

**Tartarisirter Weinstein**, weinsteinsaurer Weinstein, Tartarus tartarisatus s. solubilis, Fr. Tartre tartarisé; s. Th. 134, S. 297.

**Tartarisirter Wismuth**, weinsteinsaurer Wismuth, Bismutum tartarisatum, Fr. Tartrite de Bismuthe, s. Th. 134, S. 334.

**Tartarisirter Zink**, weinsteinsaurer Zink, Zincum tartarisatum, Fr. Tartrite de Zinc, s. Th. 134, S. 367 u. f.

**Tartarisirtes Bley**, weinsteinsaures Bleysalz, Plumbum tartarisatum, Fr. Tartrite de plomb, s. Th. 133, S. 311.

**Tartarisirtes Eisen**, weinsteinsaures Eisen, Ferrum tartarisatum, Fr. Tartre martial, s. Th. 133, S. 419.

**Tartarisirtes Sodasalz**, weinsteinsaurer Natrum, Natrum tartarisatum, Fr. Tartrite de Soude, s. Th. 134, S. 55.

**Tartarisirtes Zinn**, weinsteinsaures Zinnsalz, Stannum tartaricum, Fr. Tartrite d'étain, s. Th. 134, S. 394. — Noch einige tartarisirte oder weinsteinsaure Salze sehe man unter Salz, Th. 133 und 134 nach.

**Tartaröl**, Oleum tartari per deliquium, ſ. Weinſteinöl.

**Tartarus**, die Lateiniſche Benennung des Weinſteins und der Zuſammenſetzungen daraus, als Tartarus ammoniacalis, crudus, emeticus, mercurialis, phosphoratus, solubilis, sulfuratus, tartarisatus, vitriolatus volatilis etc.

**Tartarus**, Erebus, in der Mythologie, bei den Alten, die Schattenwelt oder der Ort, wo die Titanen und Verdammten eingeſchloſſen waren. Die Alten hüllten dieſen Ort in Nacht, und dachten ſich ihn unter der Erde, als den Gegenſatz vom Eliſium oder den himmliſchen Gefilden, worauf die Seeligen wandeln, und auf denen ein ewiger Frühling herrſcht. Man verſetzte den Tartarus an das äußerſte Ende der Erde, da wo man ſich die Sonne unterſinkend dachte, wo auch die Behauſung des Pluto war. Eine ausführliche Schilderung dieſes Aufenthalts der Verdammten findet ſich beim Heſiodus, einem der ältſten Griechiſchen Dichter. Gleich fern von der Erde, heißt es bei ihm in der Theogonie, iſt des Tartarus finſterer Abgrund; wenn dann neun Tage und Nächte ein eherner Ambos von der Erde herabfiele, ſo käme er am zehnten Tage zum Abgrunde. Ehernes Gehege umläuft den Tartarus, aber umher ruhet dreifach gelagerte Nacht an dem Eingange. In Virgils Beſchreibung des Tartarus im ſechſten Buche der Aeneis, ſind die Strafen der Verdammten umſtändlich geſchildert. Die Strafen der Verurtheilten im Tartarus ſind nicht ſowohl zu eigentlichen Leiden, als vielmehr zu einer zweckloſen Thätigkeit, in ſofern dieſelbe ein Bild des mühevollen Lebens iſt, verurtheilt. Ihre Strafe ſcheint zu ſeyn, daß ſelbſt noch bis in die Behauſung der Todten ihr raſtloſes Leben ſie verfolgt, und ihre grenzenloſen Beſtrebungen nach einem zu hohen Ziele, wodurch ſie den Göttern ſich verhaßt machten, da ſie es nicht dulden wollen, wenn Sterb-

liche auf irgend eine Weise sich ihnen zu sehr nähern. — So mußte Sisyphus, Beherrscher von Korinth, ein thätiger und weiser Fürst seiner Zeit, zur Strafe in der Unterwelt auf die Spitze eines Berges einen großen Stein wälzen, der durch seine Schwere immer wieder herunter rollt, so daß dem Unglücklichen, der unaufhörlich sich abarbeitet, kein Augenblick der Ruhe und Erholung gestattet ist. Tantalus, der am Sipylus in Lydien herrschte, mußte vor Durst verschmachtend stets die klare Fluth sehen, die ihm bis ans Kinn emporstieg, und sich schnell zurückzog, sobald er die Lippen benetzen wollte; so hingen über ihm Früchte, und er konnte sie nicht erreichen (s. Tantalus, Th. 179). Auch Ixion, der in Thessalonien herrschte, hatte ein fast gleiches Schicksal mit dem Tantalus, er mußte, an ein Rad gefesselt, sich ewig im Kreise drehen. Phlegyas, einer der tapfersten und kriegerischsten Fürsten Griechenlands, der Vater des Ixion, ward im Tartarus verurtheilt, daß über seinem Haupte ein drohender Felsen schwebte, der ihn immer zu zerschmettern drohte. Die immerwährende Gefahr, sagt ein Schriftsteller, die er im Treffen aufsuchte, begleitete den ungestümen Krieger auch in den Tartarus hinab. Die Danaiden (funfzig Töchter des Danaus, Königs in Argos), welche auf Befehl ihres Vaters, die Hypermnestra ausgenommen, alle in einer Nacht ihre Männer ermordeten, mußten in der Unterwelt in durchlöcherte Gefäße unaufhörlich Wasser schöpfen, und so in jedem Augenblicke die Frucht ihrer Arbeit zerrinnen sehen. — Der Tartarus war daher nicht bloß der Ort der Bösen, die auf der Welt ihr Leben zu bösen Thaten angewendet hatten, bloß böse Thaten verübten, sondern auch in welchem die Verächter der Götter ihre Frevel büßten, wenn gleich ihre Handlungen auf der Oberwelt nichts Böses mit sich führten. Hier herrschen auch die Furien (Eumeniden oder Rachegöttinnen) Tisiphone,

die Rächerin des Mordes, Megera, die Zürnende, und Alekto, die nimmer Ruhende; sie waren bestimmt, das Unrecht und den Frevel zu strafen. Sie hatten Schlangenhaare auf dem Haupte, und Dolche und Fackeln in den Händen, und quälten die Verbrecher mit schrecklichen Erscheinungen; sie verfolgten Oreſt, den Muttermörder, und gönnten ihm keine Ruhe. Die Ehrfurcht gegen sie ging so weit, daß man sich kaum getraute, ihren Namen zu nennen, doch suchte man sie durch Gebete und Opfer zu versöhnen. Bei einigen erscheint das ganze Todtenreich als ein düsterer unterirdischer Ort, und wird im Allgemeinen zuweilen durch den Namen Tartarus als Plutos Reich bezeichnet, von dem nur ein Theil, und dieses der finsterste und tiefste, als derjenige der Unterwelt bestimmt war, in welchen die Verdammten kamen. Unter den Flüssen im Tartarus ist besonders der Acheron merkwürdig, den Einige für der Ceres und des Titans Sohn halten. Man glaubt, daß auf ihm die Seelen der Verstorbenen in den Orkus gebracht würden. An seinem Ufer wuchs häufig der Pappelbaum, von dem auch Herkules sich einen Kranz wand, als er in die Hölle stieg. Der Tartarus erzeugte mit seiner Mutter die Giganten, nämlich den Enceladus, Pelorus, Helenius, Emphytus, Entheus, den Herkules bei des Pirithous Hochzeit erschlug; den Polybötes, Phrutus, Phromis, Phäonius, Porphyrion, nach dem Pindarus der Riesenkönig, der im Kriege die Insel Delus aus dem Grunde riß, und sie gegen die Götter warf, und den Apoll mit dem Pfeile erlegte; den Rhöcus, Abseus, Theodamas, Alcon, Alcyoneus, den Herkules erschoß, und dessen sieben Töchter wegen des Grams um ihren Vater von der Amphitrite in Eisvögel verwandelt wurden; den Damastor, Clytius, Thoon, Menephiaraus oder Menesthiareus, Eurytus, welchen Herkules erschlug, Echion, der

im Titanenkriege in einen Felsen verwandelt wurde, den Damastor gegen Minerva warf; Ophion, Pallas, welchen Minerva erschlug; den Typhöus mit hundert Köpfen von allerhand wilden Thieren, mit feurigen Augen, und welcher Feuer spie; sein Leib war mit Federn bewachsen, hatte Flügel, und Schlangen für Haare. Er jagte die Götter in die Flucht, und um sich zu retten, verwandelten sie sich in verschiedene Gestalten; s. den Art. Typhöus.

**Tarte**, s. Torte.

**Tarteletten**, s. Torteletten.

**Tartsche**, eine ehemalige Art langer halbrunder Schilde, deren man sich noch lange nach dem bereits erfundenen Feuergewehre bediente, da man sie dann so stark machte, daß sie einen Schuß von einem Doppelhaken aushalten konnten. Dreihundert Tartschen vom besten Golde, je drei Pfund Goldes zu einer Tartsche, 1. Kön. 10, 17. Rüstet Schilde und Tartschen, und zieht in den Streit, Jer. 46, 3. Und werden dich belagern mit Tartschen, Schilden und Helmen, Ezech. 23, 24. Es scheint hier einen Theil des Harnisches in Gestalt eines Schildes zu bezeichnen. Aus einigen bei dem Frisch angeführten Stellen erhellt, daß man eigene Sturmtartschen gehabt, die vermuthlich größer und stärker waren, als die gewöhnlichen. Eine andere Art hoher Tartschen, mit einer langen eisernen Spitze in die Erde gesteckt, werden Setztartschen oder Paffesun genannt, welche die Stelle der heutigen Schanzkörbe vertraten.

**Tartuffel**, Tartüffel, ein Name der Trüffeln. — Dann noch ein Name der Kartoffeln, Solanum tuberosum Linn., welche in einigen Gegenden auch Erdtüffeln genannt werden; s. unter Erdapfel, Th. 11, S. 223, 224. Der Name soll aus dem Italienischen entlehnt worden seyn, von Tartufo, Tartuffo, Tartufulo, weil dieses Gewächs eher in Italien, als in Deutsch-

land gebauet worden, und erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch den Päbstlichen Gesandten in Holland bekannt geworden seyn soll. Es kann daher nicht der Italienische Name, wie das gleichfalls daraus entstandene Kartoffel, wie man allgemein glaubte, aus dem Deutschen Erdapfel verderbt seyn, sondern er ist vermuthlich mit dem Gewächse selbst aus Nordamerika nach Europa gebracht worden.

**Tary**, ein Gewicht auf Koromandel, welches 2 Tukos, $2\frac{1}{7}$ Bis, $12\frac{4}{13}$ Seyras, 100 Paloins oder 1000 Pagoden enthält; es wiegt 7 Pfund 11 Loth Handelsgewicht in Leipzig.

**Tarz**, im gemeinen Leben vieler Gegenden das Männchen des Habichts, welches kleiner und schwächer ist, als das Weibchen.

**Tasche**, Diminutivum Täschchen oder Täschlein, ein Schlag, jedoch nur mit der flachen Hand oder einem flachen Körper auf einen weichen Körper, ein nur in den gemeinen Sprecharten übliches Wort. Jemanden eine Tasche geben, eine Maulschelle. Daher Maultasche, ein Schlag auf das Maul. Ein Täschlein geben, einen sanften gelinden Schlag aus Liebe, welches besonders im Oberdeutschen sehr gangbar ist, wo man auch das Zeitwort täscheln, aus Liebe sanft mit der Hand klopfen, noch gebraucht. Ein Kind täscheln, Jemanden auf die Backen täscheln, klopfen. Nach Adelung ist es in dieser Bedeutung eine unmittelbare Onomatopoie dieser Art des Schlages selbst, und stammt von einem veralteten Zeitworte tatschen, schlagen, her, von welchem noch das Niedersächsische dasken, dreschen, übrig ist. — Dann führt den Namen Tasche, Diminut. Täschchen, Täschlein, eine Erhöhung, etwas Erhabenes, welches jedoch nur in einigen wenigen Fällen vorkommt. Lederne, mit Haaren ausgestopfte Kugeln, das Wasser damit vermittelst einer Röhre aus der Tiefe zu holen. Man nennt sie

auch Bäusche, Paternoster, s. Taschenkunst. In dem Hüttenbaue einiger Gegenden ist die Tasche ein Klump Lehm in Gestalt einer halben Semmel, welcher bei dem Schleissen oder großen Garmachen bei der Form auf die Herdsohle gelegt wird, damit das Gebläse daran stoße. In andern Hütten wird es das Auge genannt. Nach Adelung in seiner Anmerkung zu diesem Worte ist Tassel, ein Quast, das Französische Tas, ein Haufen, gleichfalls damit verwandt. S. Taß. Da alle Wörter, welche eine Vertiefung bezeichnen, auch zugleich eine Erhöhung bedeuten, so erhellt daraus auch die Verwandtschaft mit dem Folgenden. — Tasche, Diminut. Täschchen, Oberdeut. Täschlein, im gemeinen Leben Täschel, ein Wort, in welchem der Begriff der Oeffnung, des Behältnisses der herrschende ist, welches aber nur noch in einigen besondern Fällen gebraucht wird. 1) Ein gemeiniglich viereckiger oder halbrunder Beutel, Geld und andere Bedürfnisse darin bei sich zu tragen, heißt eine Tasche, sie sey nun in einem Kleidungsstücke fest gemacht oder nicht. Die Rocktasche, Westentasche, Hosentasche. Etwas in die Tasche stecken. Aus der Tasche speisen. Die Gaukeltasche, Reittasche, Satteltasche, Jagdtasche, Wagentasche, Patrontasche, Bügeltasche, Geldtasche, Uhrtasche, Seitentasche, Brieftasche, Tabakstasche, Schwammtasche ꝛc.; s. weiter unten, das Register. — Bei dem Frauenzimmer war die Tasche in frühern Zeiten ein ovalrunder Beutel von Sammet, Seide, Brokat, wollenem Zeuge, Kattun, Leinwand ꝛc., je nach dem Reichthume oder dem Stande der Person, genäht oder gestickt, die oben an einen stählernen, zuweilen silbernen, Bügel, mit einem daran befindlichen Schlosse, geheftet war, in der Mitte mit einem Zwischentheil versehen, und wurde vermittelst des oberhalb daran befindlichen Ringes und Hakens an dem Rocke unter der Schürze ge-

tragen, um das Ausgabegeld, dann Schlüssel, Schnupftuch, Strickzeug und andere kleine Gegenstände bequem bei sich tragen zu können. Man hatte auch Taschen von einer länglichrunden Form von Damast, Tamis, Tuch, Kattun, Leinwand ꝛc., welche in der Mitte einen Schlitz haben, der ringsherum mit Band oder Schnur eingefaßt ist. Die Tasche ist im Innern mit feiner Leinwand, Seide ꝛc. gefüttert, und sehr fest genähet; auch ist sie wohl rundherum mit Band oder Schnur eingefaßt. Zu beiden Seiten ist ein Band daran befestiget, um diese Tasche um den Leib tragen zu können, so daß sie an der Seite hängt. Eine solche Tasche wird auch noch jetzt getragen, besonders von Leder, welche weit dauerhafter ist, und besonders von den Frauen getragen wird, welche auf den Jahr- und Wochenmärkten mit Waaren zum Verkaufe sitzen, um das Geld hinein zu thun; so auch von Obstverkäuferinnen, Gärtnerinnen, Frauen der Fischer, Schlächter ꝛc. Auch auf dem Lande wird eine solche Tasche von den Ausgeberinnen ꝛc. getragen. Diese Taschen hier noch näher beschreiben zu wollen, wäre überflüssig, da sie bekannt genug sind. Der Pompadour, den die Damen noch zu Anfange dieses Jahrhunderts trugen, war auch nur eine Tasche, so wie man jetzt seine lederne Taschen trägt, die an einer Stahlkette hängen. Diese Taschen sind von farbigem lackirten Leder, oft gepreßt, haben die Form einer Brieftasche, und werden am Arme getragen. Man legt darein den Geldbeutel, das Taschentuch, die Strickscheide, Schlüssel, kurz Alles, was zu dem portativen und nothwendigen Brauche eines Frauenzimmers gehört. — Das Wort Tasche ist hier die allgemeinste und üblichste Benennung dieser Art Beutel oder Behältnisse. Im Oberdeutschen wird sie auch der Sack, Schubsack, das Säckel, im gemeinen Leben der Hochdeutschen die Ficke, in Franken der Wätschger, Näser, im Norddeutschen Schrap (Engl. Skrip), Grep, Köke, Küp-

sack, Futsche, bei dem Horneck Malch, Molch. — Auch ein großer Mund oder ein großes weites Maul wird im verächtlichen Verstande eine Tasche genannt. Daher sagt man: Halt' die Tasche! Jemanden eins auf die Tasche geben. Die Plaudertasche, ein plauderhaftes Maul und eine solche Person. — Beim Seidenfärber sind die Taschen Säcke von grober starker Leinwand, die 14 bis 15 Zoll breit, und 4 bis 5 Fuß lang, an beiden Enden zu, aber an der einen breiten Seite nach ihrer ganzen Länge offen sind. Die rohe Seide wird an Stricken zum Auskochen darein gethan, und dann die Oeffnung mittelst einer Schnur zugeschnürt. Man nennt diese Arbeit Eintaschen. — In den Zuckersiedereyen ist die Tasche ein Sack von Leinwand, welcher in dem Korbe liegt, durch welchen der Zuckerschaum gegossen und in die Läuterungspfanne gelassen wird, um daraus den Syrup zu ziehen. — In dem Hüttenwerke ist die Tasche oder das Auge, auf dem Kupferschmelzofen ein Stück oder Klumpen Lehm, das bei dem Zumachen des Ofens vor das Gebläse in Gestalt einer halben Semmel bei der Form auf die Herdsohle gelegt wird, damit dasselbe anfangs, wenn es angehängt wird, daran stoße und in die Höhe blase, weil man dafür hält, daß wenn das Gebläse seinen ordentlichen Gang geht, und in den Herd bläset, es die Kupfer bei dem Einschmelzen kalt machen würde. S. auch oben. — Im Bergwerke ist die Tasche, Fr. Poche de Mineurs, 1) ein viereckiger lederner Kasten, mit einer Decke, welche bis auf den Boden heruntergeht, ungefähr 6 Zoll lang, 3 bis 4 Zoll tief und weit, inwendig mit einem Unterschiede, darin der Bergmann seine Lichter und ein Feuerzeug, und der Markscheider seine Werkzeuge führt. — 2) Ein Werkzeug, an das eiserne Kunstseil befestiget, welches in der Grube Wasser schöpft, und oben ausgießt. — 3) Ein Klumpen Lehm, welcher beim Anlassen des Schleißherdes vor das

Gebläse auf den Herd gesetzt wird, damit es in die Höhe blase. Man nennt es auch Auge. — Im Schiffbaue sind die Taschen eine Art Seitengallerien oder Kammern, welche an den Seiten, nach dem Hintertheile zu, bei Fregatten und großen Kauffahrern, ungefähr 3 Fuß hervorragen.

Tasche (Backen-), bei verschiedenen Thieren, wie z. B. bei den Pavianen, Hamstern ꝛc. zu beiden Seiten der Backen. Die Letztern haben an beiden Seiten des Maules Taschen, in welchen sie Getreide und andere Dinge fortbringen, die sie in ihren Löchern anhäufen.

— (Beinkleider-), s. Tasche (Hosen-).

—, im Bergwerke, s. oben, S. 277.

— (Brief-), s. Th. 6, S. 704. Man hat auch Brieftaschen von Leder, mit mehreren Taschen und in der Mitte mit mehreren Tafeln Pergament zum Notiren verschiedener Gegenstände, die sowohl im Geschäftsleben, als auch auf Reisen ꝛc. vorkommen. Diese Brieftaschen sind entweder mit Oesen versehen, wodurch ein Bleystift gesteckt wird, welches zugleich die Brieftasche verschließt, oder sie haben eine Klappe mit einem Riemen, der durch eine Oese gesteckt wird, wodurch man sie schließt. Die vorher angeführten Brieftaschen, die einem Taschenbuche gleichen, sind von gepreßtem Leder.

— (Brust-), werden die Taschen in den Röcken der Männer, sowohl in den Ueberröcken als Fracken, genannt, die sich von innen, auch außen, in der Brustgegend befinden. Man hat sie von außen auf beiden Seiten, von innen jedoch nur auf der linken Seite. Man nennt sie auch Seitentaschen.

— (Bügel-), werden diejenigen Taschen genannt, welche oben einen Bügel haben, womit man sie öffnen oder schließen kann. Man hat diese Bügel sowohl an Geld-, als auch an andern Taschen.

—, beim Frauenzimmer, s. oben, S. 275.

Tasche (Gaukel-), bei den Taschenspielern oder Escamoteurs, eine Tasche, die man an den Zaubertisch hängt, um das schnelle Verbergen verschiedener Gegenständen, wie z. B. der Muskatnüsse, Eyer, Spielbälle ꝛc. zu bewirken. Das Verstecken der Karten, das Volteschlagen und andere dergleichen Kunststücke, die in der Geschwindigkeit des Verbergens und Verwechselns von Gegenständen bestehen, nennt man auch Gaukeltasche; s. unter Taschenspieler. Die Benennung rührt von der Ausführung dieser Kunststücke, von dem Vorgaukeln oder Verblenden und schnellen Verstecken der Gegenstände in die Tasche, her. S. auch den Art Gaukeln, Th. 16, S. 488.

— (Geld-), sowohl die sogenannten Börsen oder Geldbeutel mit einem Bügel, oder zum Zusammenziehen mit einer Schnur, von Seide, Perlen ꝛc., als auch die gefärbten ledernen ovalrunden Täschchen mit einem Zwischensatze, um das Courant von der Münze abzusondern, die man sehr bequem in die Seitentasche, Brusttasche des Rockes, und in die Beinkleidertasche stecken kann. Man hat sie auch von gepreßtem Leder in allen Farben, auch mit Wachs-, Marmor- ꝛc. Figuren eingelegt unter Glas. In neuester Zeit sind sie durch die seidenen Zieh- und Perlbörsen verdrängt worden. Sie werden mittelst eines Riemchens, welches man in eine Scheide steckt, geschlossen.

— (Hirten-), s. Th. 24, S. 8.

— (Hosen-), Beinkleidertasche, die Taschen, welche zu beiden Seiten der Hosenklappe der Beinkleider wie Spitzbeutel von Leinwand eingenähet sind, und zur Aufbewahrung des Geldes, der Schlüssel ꝛc. dienen. S. unter Hose, Th. 25, S. 306.

— (Jagd-), Jägertasche, Schießtasche, Weidtasche, s. Th. 28, S. 475.

— (Jäger-), s. daselbst.

— (Korb-), eine schmale und lange Tasche, die aus Wei-

denruthen geflochten worden, mit einem geflochtenen Henkel, um sie am Arme zu tragen. Sie dient zur Aufbewahrung des Schnupftuchs, der Schlüssel, des Geldbeutels ꝛc. Die Höhe dieser Tasche beträgt über 1 Fuß, und die Breite über 8 Zoll.

Tasche (Mantel-), s. Mantelsack und Felleisen, Th. 84, S. 8.

— (Maul-), s. oben, unter Tasche, S. 274, und Th. 85, S. 647.

— (Patron-), s. Th. 108, S. 166.

— (Plauder-), s. oben, S. 277.

— (Putz-), bei der Kavallerie, eine lederne Tasche mit einem Riemen, um sie daran zu tragen, worin das Putzzeug der Pferde, als: Bürsten, Striegel, Kardätsche, auch die Wichsbüchse ꝛc., aufbewahrt wird, um sie aus der Kaserne mit nach dem Stalle zu nehmen, wenn die Pferde geputzt werden. Es ist also eine Tragetasche zur Fortbringung der Pferdeputzgeräthschaften, auch der Stiefelwichsgegenstände ꝛc.

— (Reise-); s. Th. 122, S. 318. Man hat jetzt auch Reisetaschen von stark gewirktem Teppichzeuge, in der Gestalt eines schmalen, 2 Fuß hohen und $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten Sackes, mit einem Bügel, der durch ein Vorlegeschloß und eine Kramme verschlossen werden kann. Dergleichen Reisetaschen sind sehr bequem, um sie auf der Post, einem Wagen oder zu Schiffe mitzunehmen, indem man darein die Kleidungsstücke und Wäsche, die man mitnehmen will, packen kann.

— (Reit-), s. Satteltasche oder Tasche (Sattel-).

— (Rock-), sowohl die Taschen in den Ueberröcken und Fracken der Männer, als auch diejenigen in den Frauenröcken, wo sie auch angebracht sind, da man hierunter alle Taschen ohne Unterschied, die sich in diesem Bekleidungsstücke befinden, versteht; s. auch den Art. Schneider, Th. 147.

Tasche (Sattel-), das auf jeder Seite eines Sattels herabhangende starke Leder, als auch die ledernen Taschen unter dem Sattel; s. auch Th. 136, S. 691.

—, beim Sattler, s. den vorhergehenden Artikel.

— (Schieß-), s. Tasche (Jagd-).

—, in der Schifffahrt, s. oben, S. 278.

—, beim Schneider, s. unter Schneider, Th. 147.

— (Schwamm-), ein kleines viereckiges Täschchen von Leder, auch von anderem Zeuge, mit einer Klappe und Knopfloche, wodurch vermittelst eines Knopfes, die Tasche geschlossen werden kann.

—, beim Seidenfärber, s. oben, S. 277.

— (Seiten-), s. Tasche (Brust-).

— (Stroh-), eine Tasche, die aus Stroh geflochten worden.

— (Tabaks-), s. Th. 179, S. 269.

— (Trage-), s. Tasche (Putz-).

— (Uhr-), s. oben, S. 275, und diesen Artikel.

— (Wagen-), die in den Kutschen und Chaisen von dem Sattler angebrachten Taschen, sowohl zur Seite der Kutschenschläge, als auch im Hintersitze und zu den Seiten. Diese Taschen sind von Tuch, im Innern mit Leinwand gefüttert, und von außen rings herum mit Borten verziert, und mit einer Klappe von Tuch, um die Tasche zu schließen, versehen.

—, im Wasserbaue, s. oben, S. 274.

— (Weid-), s. Tasche (Jagd-).

— (Westen-), s. diese, unter W.

—, in den Zuckersiedereyen, s. oben, S. 277.

Taschenbeschlägmacher, s. Ring- und Taschenbeschlägmacher, Th. 125, S. 33 und 34.

Taschenbesteck, bei den Chirurgen oder Wundärzten, ein Besteck, worin sie alle diejenigen Instrumente beisammen haben, welche sie zu chirurgischen Operationen gebrauchen. Dieses Besteck hat die Form einer

Brieftasche, oder ist gleichsam eine Brieftasche von feinem rothen Leder, innerhalb gleichfalls mit Leder und Seide ausgefuttert, mit verschiedenen Scheiden in welchen die Instrumente, als Sonden, Nadeln, Messer, Scheeren, Zangen ꝛc. von Stahl oder Silber stecken. Eine solche Brieftasche wird entweder mit einem Schlosse oder Heftel geschlossen, oder auch mit einem Bande, oder einer Schnur, welches man herum bindet, damit man das Besteck bequem in die Tasche stecken kann.

Taschenbouillon, Taschenbrühe, Taschenkraftbrühe, trockne Bouillon, Potagekuchen, s. unter Bouillon, Th. 6, S. 270 u. f.

Taschenbrühe, s. den vorhergehenden Artikel.

Taschenbuch, ein eingebundenes Buch in Taschenformat, das heißt, in der Größe, um es bequem in die Tasche stecken und mit sich tragen zu können; auch bei den Frauen und Jungfrauen, in den Strickbeutel oder Pompadour, die Korbtasche ꝛc. Man hat zweierlei Taschenbücher, nämlich: 1) Taschenbücher zu Brieftaschenzwecken, das heißt, um Notizen darein zu machen, da sie mit mehreren kleinen Pergamenttafeln versehen sind; auch befinden sich darin mehrere Täschchen, um Briefchen, Zettel, Treforscheine, Wechsel und andere werthvolle Papiere, Scheine oder Blätter hineinzulegen. Das Format ist Sedez oder Duodez, und der Deckel mit gepreßtem Leder von grüner, gelber, rother ꝛc. Farbe überzogen. Vorn, innerhalb am Rande des Deckels, sind einige Oesen von dünner Pappe oder Leder angebracht, daß man ein solches Taschenbuch mit einem Bleystifte oder Silberstifte ꝛc. schließen kann, auch kann man es mit einem kleinen Schlosse oder Heftel schließen. Dergleichen Taschenbücher führen auch die Aufschrift: Souvenir, weil es oft Angebinde sind. — 2) Taschenbücher zur Lectüre, mit einer Auswahl von Er-

zählungen, Gedichten, Charaden, Räthseln ꝛc., und mit Kupfern ausgestattet. Auch hier ist das Format groß Sedez, oft auch Duodez, je nach der Größe des Papiers, welches zum Abdrucke oder Drucke genommen wird. Dergleichen Taschenbücher, die jährlich in dem Buchhandel erscheinen, und zugleich als eine Festgabe zu Weihnachten oder Neujahr dienen, sind gewöhnlich sehr geschmackvoll ausgestattet, mit goldenem Schnitte, gepreßtem Deckel, schönen Kupfern und Futteral, und der Preis ist $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Rthlr., welches wieder auf die mehr oder weniger reiche Ausstattung ankommt. Die Aushängeschilder oder Titel dieser Taschenbücher haben immer etwas Anlockendes oder Gewinnendes für den Inhalt, wie z. B.: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen; der Liebe und Freundschaft; Penelope; Vergißmeinnicht; Rosen; Viellieb-chen; Aglaja; Minerva; Terpsichore; Luna; Lilien; Urania; Wintergrün; für Freude, Gemüth und Scherz; Komus; Schneeglöckchen; Aesop oder des Witzes; Pandora; Iris; Helena; Hortensia; Gedenke mein! Fortuna; Ehret die Frauen; Frauentaschenbuch; Cyanen; Cornelia; Aurora; für Damen; Rheinisches; Iduna ꝛc. ꝛc. Dann hat man noch Taschenbücher für Oekonomen oder Landwirthe; für Scheidekünstler und Apotheker; für Botaniker; für die Gartenkunst ꝛc.

**Taschenchronometer**, tragbarer Zeithalter, Chronometer, eine Erfindung der Engländer, den Taschenuhren den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben, um sie zu astronomischen Beobachtungen in Rücksicht der Zeitvergleichung zu gebrauchen. Es kommt hierbei auf Vermeidung des Einflusses der Temperatur in die Spiralfeder und auf Bewirkung einer vollkommenen gleichzeitigen Schwungbewegung der Unruhe an. Thomas

Mudge hatte sich zwanzig Jahre lang mit diesem Gegenstande beschäftiget und Modelle entworfen. So theilte er dem Grafen von Brühl in Dresden ein Modell eines freien Stoßwerkes mit, nach welchem derselbe durch Joseph Emery ein Taschenchronometer verfertigen ließ und dessen Gang sorgfältig prüfte. Sowohl dieses, als einen von Mudge selbst verfertigten Zeithalter nahm der Admiral Camphele mit nach Newfoundland, und der Major von Zach mit auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland, und als Beide nach London zurück kamen, war der Unterschied in der wahren Londner Zeit nicht größer als einige Sekunden. S. auch den Art. Taschenuhr, weiter unten.

Taschendach, in der Baukunst, ein zweihängiges Dach, auch Pultdach genannt.

Taschendieb, Beutelschneider, ein Dieb, der die Taschen leert, sich darin geübt hat, den Leuten Börsen, Uhren, Tabaksdosen, Schnupftücher ꝛc. aus der Tasche zu ziehen, und solches mit einer Schnelligkeit und Feinheit, die oft Bewunderung, ja Erstaunen erregt, da er die oft unzugänglichsten Taschen, jedoch im Gedränge, leert, ohne daß die Besitzer davon etwas merken. Dergleichen Taschendiebstähle geschehen auch nur da, wo eine Menge Menschen versammelt sind, und ihre Aufmerksamkeit auf etwas richten, sich in großer Spannung befinden, wie z. B. in Schauspielhäusern, Concertsälen, auf Kaffeehäusern und Restaurationen, in Tabagien, ja selbst in den Kirchen bei feierlichen Handlungen, wo die Kirchen übergewöhnlich angefüllt sind, z. B. bei Einsegnungen, Firmelungen und andern Kirchen-Festen; dann auf Jahrmärkten, Wochenmärkten, Messen, bei feierlichen Einholungen Fürstlicher Personen, Volksfesten, Redouten oder Karnavals, kurz überall, wo ein Gedränge von Menschen ist; denn hier haben die geschickten Taschendiebe vollauf zu thun. Sie arbeiten nicht für

sich allein, sondern immer in Gesellschaft mit Andern, damit, wenn einmal ein solches Wagestück mißlingen sollte, der eigentliche Dieb, wenn er gefaßt wird, schuldlos erscheint. Deshalb giebt er sogleich das Entwendete an einen nicht fern von ihm stehenden Mitgenossen, der sich damit entfernt. Wenn nun der Dieb ertappt wird, so findet man bei ihm nichts, weil seine Mitgenossen in eben der Schnelligkeit, als der Diebstahl geschehen ist, auch schon das entwendete Gut in ihrer Tasche haben, und sich davon machen, damit sie nicht von einem Polizeybeamten, der sie kennen könnte, wenn sie nämlich schon mehrere Male wegen Diebstahls eingezogen oder festgenommen worden sind, wieder erhascht werden. Der Taschendieb wird sich selten mit andern gefahrvolleren Diebstählen, wo sowohl sein Leben, als das des Beraubten mit auf dem Spiele steht, abgeben, selten ein Hausdieb, Straßenräuber 2c. werden, selten Menschen anfallen, um sie mit Gewalt zu berauben; denn immer noch herrscht bei ihm ein etwas besseres Gefühl, sein Herz ist noch nicht so verhärtet oder encrustirt, wie bei jenen, die Alles wagen und Gewalt gebrauchen; er betreibt sein Handwerk als Escamoteur, wendet die höchste Geschicklichkeit und Schnelligkeit mit Kühnheit an, und setzt so den Bestohlenen selbst in Verlegenheit, ob er sein Gut irgend wo liegen gelassen, oder es verloren hat, oder ob es ihm geraubt worden ist.

**Taschenelektrisirmaschine**, eine Maschine, welche aus einem seidenen, etwa einer Elle langen und zwei Zoll breitem Bande besteht, das mit einer Siegellackauflösung in Weingeist getränkt und wieder gut getrocknet ist. Damit nun das Band keine Falten bekomme, wird es an das obere und untere Ende desselben quer durch ein messingenes Stäbchen befestiget, welches mit einem Einschnitte versehen seyn muß, worein das Band geschoben und vermittelst einer Schraube fest dazwischen geklemmt

werden muß. Die Ladungsflasche besteht aus einer gläsernen, etwa 6 Zoll langen und 3 Linien breiten, am Ende hermetisch verschlossenen, in- und auswendig mit Zinnblättchen belegten Röhre, deren äußere Oberfläche von der Mündung auf $\frac{1}{2}$ Zoll nackend oder isolirt läßt, um sie eben so, wie eine gewöhnliche Verstärkungsflasche laden zu können. Auf die offene Mündung dieser Flasche befestiget man mit Siegellack oder vermittelst eines Korks einen mit einer kleinen Kugel versehenen Messingdraht, der äußerlich etwas krumm gebogen, und mit der inwendigen Belegung dieser kleinen Flasche in Verbindung stehen muß. Der isolirte Theil dieser Röhre wird aber mit Siegellack überzogen. Das Reibzeug zu dieser Maschine verfertiget man auf folgende Weise: Man schneidet ein viereckiges, etwa 5 bis 6 Zoll großes Stück Pappe, und leimt auf die eine Seite desselben ein Stück wildes Katzenfell von gleicher Größe. Hierauf klappt man dasselbe zusammen, so daß es wie eine Buchschale aussieht, und die rauhe Seite inwendig ist. Auf der einen Seite der beiden äußersten Seiten dieser Pappe befestiget man ein 2 Zoll langes und wie eine Rinne ausgehöhltes Stück Holz, worin die Ladungsflasche, ohne Druck zu leiden, bequem liegen kann.

**Taschenformat**, das Format eines Buchs, um es bequem in die Tasche stecken zu können; die Duodez- oder Sedezform.

**Taschengeld**, dasjenige Geld, welches jungen Leute wöchentlich von den Eltern zu kleinen Ausgaben gegeben wird, damit sie mit dem Gelde schon frühzeitig umgehen lernen, damit die Eltern, Vormünder ꝛc. auch sehen können, auf welche Weise sie das Geld anwenden, zu welchen Zwecken sie es ausgeben, ob sie Neigung zur Verschwendung oder zur Sparsamkeit haben, um ihnen hierüber die nöthigen Erinnerungen zu machen, wenn sie etwas auf eine Weise ausgeben sollten, welches Nachtheil auf ihren dereinstigen Eintritt in die große Welt haben

könnte. S. auch den Artikel Sparkasse, Th. 156, S. 374 u. f.

**Taschengucker**, Taschenperspektiv, ein kurzes Perspektiv, welches man in der Tasche trägt, dessen Röhre von Messing, Pappe ꝛc. ist. Hierher gehören auch die Operngucker.

**Taschenkalender**, ein kleiner, in einem Futterale steckender Kalender, den man bei sich in der Tasche führen kann. Gewöhnlich ist mit einem solchen Kalender noch eine kleine Schreibtafel verbunden. Ein solcher Kalender ist elegant eingebunden, gewöhnlich mit einem Umschlage von gepreßtem Leder, und hat über jedem Monate eine Vignette oder ein kleines Kupferchen, welches sich auf die Beschäftigung des Monats bezieht; oft sind auch bei jedem Monate ein Paar Blätter weißen Papiers eingeschossen, um Notizen darauf zu machen. Auch diese Kalenderchen haben die Duodez- oder Sedezform.

**Taschenkelle**, in den Eisenhütten, ein Gefäß von Gußeisen, dicker als ein gegossener Kessel, 14 bis 16 Zoll im Durchmesser, und 8 bis 9 Zoll hoch. Sie haben im Obertheile ein Loch 8 bis 9 Linien im Durchschnitte, und mit diesem werden Stücke von mittelmäßiger Größe in den Formen gegossen. Will man sich dieser Taschenkellen bedienen, so werden sie inwendig mit Thon überzogen und das gedachte Loch mit Erde verstopft. Man setzt die Form, wenn es möglich ist, so nahe an den Ofen, als man kann. Der Vordertheil wird auf den Rahmen gelegt, und die Oeffnung der Kelle oder das Loch dicht an die Oeffnung der Form, um welche man einen Trichter oder Becken gemacht hat, um den Guß aufzufangen, wenn er aus der Tasche fließt. Ist nun dieses Alles gemacht, so setzt man die Taschenkelle auf den Ofen, daß sie rothglühend werde. Wenn der Guß oberwärts gut gereiniget und zugerichtet ist, so trägt man die Taschenkelle auf den eben gedachten zubereiteten Ort. Man gießt das Eisen mit einer Kelle in die Taschen-

kelle bis sie voll ist, stößt dann das verstopfte Loch aus, und der Guß geht in die Form. Die Taschenkelle wird immer nachgefüllt, bis der Guß vollendet ist.

**Taschenkolben**, an einem Pumpenwerke der Kolben, der sich von dem Scheiben- und Stiefelkolben darin unterscheidet, daß man den ledernen Ring oben um den Kolben legt, und über die Oberfläche desselben hervorgehen läßt. Man macht den eigentlichen Taschenkolben auch noch auf folgende Art: Man macht, wie gewöhnlich, einen Kolben, und legt oben um denselben einen ledernen Ring an einem Stücke, mit diesem Kolben macht man aber an denselben einen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Aufsatz, und in solchen ein Loch, worin man die Klappe befestigen kann, und dann befestiget man die Gabel.

**Taschenkraut, Täschelkraut, Thlaspi**; s. Thlaspi, weiter unten.

**Taschenkrebs, Taschenkrebse, Krabben**, s. unter Krebs, Th. 48, S. 170 u. f.

**Taschenkrebsstein, Krebsstein**, s. Th. 48, S. 427.

**Taschenkunst**, in der Wasserbaukunst, eine Maschine zur Hebung der Wasser aus der Grube, an welcher Taschen an einer Kette befestiget sind, welche in der Grube das Wasser schöpfen und oben ausgießen. Diese Art von Kunstgezeuge ist alt, und wird jetzt nicht mehr gebraucht. S. auch den Art. Wasserbau und Wasserbaukunst, unter W., und oben, unter Tasche.

**Taschenlaboratorium**, in der Mineralogie, ein Besteck, welches, außer dem Blaserohre, alle Werkzeuge und Geräthe enthält, die ein Mineraloge beim Untersuchen der Mineralien gebraucht.

**Taschenmaul**, eine Benennung der Löffelente, die unter Ente, Th. 11, übergangen worden. Diese Ente führt auch den Namen Schildente (Anas clypeata Linn., Anas platyrrhynchos, latirostra.) Das Vaterland ist Gothland, Schonen und Nord-Amerika, wo sie sich am Strande und in Morästen aufhält. Der Schna-

bel ist vorn breit und wie ein Schild bauchig-rundlich, und endiget sich in einen Haken, von Farbe schwarz. Das Männchen ist oben grünlichschwarz, unten kastanienbraun, der Kopf und Hals goldgrün, mit violett abwechselnd; die Brust oben weiß, mit halbmondförmigen Flecken. Die obern Deckfedern der Flügel sind bräunlichgrau, der Spiegel goldgrün, mit einem weißen Striche. Die acht mittlern Ruderfedern sind in der Mitte braun mit einem weißen Rande. Das Weibchen ist oben braun und röthlich gefleckt, wie eine Schnepfe. Die Füße sind an beiden Geschlechtern pomeranzengelb.

**Taschenmaus**, Ascomys, eine in Nord-Amerika zu Hause gehörende Mäusegattung, mit Backentaschen, die äußere Oeffnungen haben, die durch eigene Muskeln zusammengezogen werden können. Die Vorderfüße haben lange Krallen, der Schwanz ist nakt und halb so lang, als der Leib. Die Farbe ist braunschwarz, und die Größe wie eine Ratte. Die Ascomys bursarius ist in Nord-Amerika gewöhnlich.

**Taschenmesser**, beim Messerschmid, ein Einlegemesser oder Einschlagemesser, welches man so zusammenlegen kann, daß die Klinge oder Schneide in das Heft oder die Schale geht, damit man es ohne Nachtheil bei sich stecken und tragen kann. S. unter Messerschmid, Th. 89, S. 268. Zu den Einlegemessern oder Taschenmessern gehören auch die Garten-, Barbier-, Trenn-, chirurgischen und andern Messer, die man genöthiget ist, bei sich zu tragen, weil man sie oft gebraucht, sowohl in den Gewerben, als auch auf Spaziergängen. Man hat Einlegemesser von verschiedenen Größen, von 8 Zoll Länge mit dem Hefte bis zu 2 auch $1\frac{1}{2}$ Zoll herab. Die kleinsten Messer dieser Art werden von den Damen auf ihren Toiletten gebraucht.

**Taschenmesserfliege**, Conops testacea, ein Art Fliege, welche zu den Pferdestechern gehört.

**Taschenmuschel**, eine Benennung der Scheidemuschel, Solen, weil sie eine Scheide oder Tasche hat; s. unter Muschel, Th. 98, S. 241 u. f.

**Taschenmuschelstein**, Taschenstein, Poridiolithus, s. unter Versteinerung, in V.

**Taschennecessaire**, wird eine kleine, zierliche lederne Tasche genannt, mit einer Scheidewand, worein ein kleiner Spiegel, eine Kopfbürste, und ein kleiner Kamm gesteckt werden kann, um die Straßen-Toilette zu machen. Man kann dieses Necessaire oder Brauchemein sehr bequem in die Rocktasche stecken, und es überall mit sich herumführen, wenn man an irgend einem Orte die Toilette zu machen gedenkt oder machen will. Auch tragen junge Männer einen Taschenspiegel, eine kleine Kopfbürste und einen Kamm bei sich in der Tasche, ohne lederne Tasche, oder ohne Vereinigung zu einem Necessaire, um auf der Hausflur beim Besuche einer Gesellschaft, einer Dame, erst die Toilette zu machen, ehe sie eintreten; auch wohl auf der Straße vor dem Eintritte in einen Kaffeegarten oder in eine Restauration, wenn der Wind die Haare ein wenig in Unordnung gebracht haben sollte. Diese Mode ist dem früheren Gewerbe der Haarkräusler oder Friseur entnommen, die, um ihre Kunden zu bedienen, ihren Frisirapparat, in Scheere, Kamm, Kopfbürste, Puderquaste ꝛc. bestehend, bei sich in der Rocktasche trugen; so auch die Barbiere ihren Rasierbesteck. Man gewahrt hieraus, daß nichts untergeht, und was sonst vereint einem Gewerbe angehörte, hat sich jetzt vereinzelt auf die Stutzer, die Modeherren, übertragen.

**Taschenpfeffer**, Spanischer Pfeffer, Indischer Pfeffer, Türkischer Pfeffer, s. unter Pfeffer, Th. 109, S. 553 u. f.

**Taschenpistol**, Taschenpuffer, Sackpistol, Terzerol, s. unter Pistol, Th. 113, S. 134, und den Art. Terzerol.

**Taschenpuffer**, s. den vorhergehenden Artikel.

**Taschenspiegel**, ein kleiner Spiegel in einem Futterale, um ihn in der Tasche tragen zu können.

**Taschenspiel**, eine Art Gaukeley, um vermittelst der Gaukeltasche oder Spieltasche und einer außerordentlichen Geschwindigkeit den Zuschauern manche Blendwerke vorzumachen; s. den folgenden Artikel.

**Taschenspieler und Taschenspielerkunst.** Da aus dem Taschenspieler die Kunst des Taschenspiels hervorgeht, so ist die Vereinigung beider Artikel, des Taschenspielers und der Taschenspielerkunst, zu einem wohl am zweckmäßigsten. Was die Geschichte der Taschenspielerkunst betrifft, so ist darüber schon in den Artikeln Magie und Magier, Th. 82, gehandelt worden; denn eine ausführlichere Geschichte dieser Kunst mit ihren Fortschritten möchte sich wohl schwer geben lassen, und daher können auch nur Andeutungen, eine Skizze derselben, dem sich dafür Interessirenden zu weiteren Forschungen dienen, hier genügt dasjenige, was an dem angeführten Orte darüber gesagt worden. Die Taschenspielerkunst besteht vornämlich in einer geübten Redekunst und in der Geschwindigkeit der Finger, die gleichsam bei der Sprache spielen, die Wirkungen ihrer Geschicklichkeit sehen lassen; dann in mechanischen Bewegungen, optischen Täuschungen und andern physischen Geheimnissen, die auf einem natürlichen Wege beruhen. Unnatürlichscheinende Zauberstücke haben noch vor mehr denn funfzig Jahren die Welt in Erstaunen gesetzt. So kam z. B. im Jahre 1788 ein solcher Zauberkünstler in Berlin an und überraschte die Stadt, ehe er sein Theater öffnete, mit folgendem Wunder: Er ließ einen Barbier in seine Wohnung kommen, um ihn zu rasiren; während nun der Barbier, um das schmutzige Wasser auszugießen, aus dem Zimmer gegangen war, und wieder hereintrat, fand er den Künstler ohne Kopf, den Hals abgeschnitten, und den Pudermantel desselben ganz voll

Blut. Voller Erstaunen lief er mit dem Messer in der Hand zum Wirthe, brachte das ganze Haus in Bewegung, und betheuerte, den Fremden nur halb rasirt und nichts weniger als ermordet zu haben, und beschrieb die blutige Vision mit der gewöhnlichen Beredsamkeit dieser Gewerbetreibenden. Alles stürzte die Treppe hinauf, und der Barbier stieß, unter dem Gefolge und Schutze einer starken Wache, die Stubenthür auf. Welcher Schrecken gab nun dem Blicke der Eintretenden eine ganz neue Richtung. Der Fremde saß gelassen, jedoch verdrießlich, auf demselben Stuhle, und fragte den zitternden Barbier, warum er ihn so lange eingeseift warten lasse? Der Barbier bedurfte nun noch einiger Minuten, um sich von seinem Schrecken zu erholen, um dann das Messer gebrauchen und den Bart fortnehmen zu können. Dieses schreckhafte Phänomen des Barbiers löset sich nun so auf. Der Künstler führte seinen eigenen von Wachs poussirten Kopf bei sich, der ihm sehr ähnlich war, und dieselbe Frisur hatte. Der Hals war blutend gemalt. Wenn er nun einen Barbier in der Stadt, wo er ankam, ängstigen, und die Stadt schon vorher, ehe er mit seinen Künsten begann, von sich sprechen machen wollte, so zog er sich, während der Barbier das unreine Wasser ausgoß, den Pudermantel über den Kopf zusammen, bückte sich, auf dem Stuhle sitzend, damit seine Größe dieselbe bleiben möchte, legte den blutigen Wachskopf auf einen Tisch vor sich oder zur Seite auf die Erde, nach der Thür zu, goß rothe Dinte auf den Tisch und auf den Boden, und trat auf einen Draht, der vom Kopfe auf die Erde ging, wenn derselbe auf dem Tische lag, so daß der Kopf zuckende Bewegungen machte, und der zurückkehrende Barbier, der dieses Alles, und wer weiß, in seinem Erstaunen und Schrecken, nicht noch mehr sah, schnell wieder davon lief, so, daß der Künstler Zeit gewann, eben so schnell diese Gegenstände des Schreckens zu entfernen, und seine vorige Stellung wie-

der anzunehmen. In Zeit von kaum vier und zwanzig Stunden war nun dieses Abentheuer in der ganzen Stadt bekannt, da der Barbier nicht unterließ, es allen seinen Kunden zu erzählen, und diese am Abende wieder auf den Kaffeehäusern und in den Tabagien den übrigen Einwohnern, so hatte der Künstler seinen Zweck erreicht: die Menge sprach von ihm, und sein eröffnetes Zaubertheater wurde stark besucht. — Der angeborene Hang des Menschen zum Wunderbaren gebar die wahre und falsche Magie, und jeder Mensch sieht die künstlichen Täuschungen, die ihm vorgemacht werden, nach dem Maaße seiner mehr oder weniger beschränkten Kenntnisse aus seinem Lokalgesichtspunkte aus Undingen entstehen, weil ihm Natur- und Kunstkenntnisse fehlen. Er schließt also irrig, und nach verschrobenen Richtungen. Die Sage vergrößert das gesehene Wunder, und man sieht mit Spannung auf den Künstler herab, staunt, und scheut die Mühe darüber nachzudenken. Giebt Jemand aus der Gesellschaft den Ton an, und sagt, das Stück war magnetisch! oder es war mechanisch! so fällt der Chor gähnend mit seinem Ja ein, und alle sind mit ihrem Schlusse sehr zufrieden, obgleich das Stück keine der angeführten Ursachen hatte, sondern eine ganz andere, ganz natürliche, die man aber sogleich nicht einsah. Der Spekulirende fällt oft auf weitläuftige Anstalten, während die wirkende Ursache ganz einfach ist, und gerade das Einfache hat die Gabe, am wunderbarsten zu scheinen und am meisten irre zu führen, weil es durch seine Einfachheit und Natürlichkeit überrascht; denn der Künstler spielt schnell und bereitet den Zuschauer nicht zu jedem Schritte vor. — Der allgemeine Aufschluß bei allen geheimen Kunststücken beruht entweder auf der Elektricität, dem Magnetismus, der Mechanik, Optik, Katoptrik, Chemie, oder auf Räucherungen, Kräutern, Salben und Getränken, magischen Deklamationen, um die Einbildungskraft auf den höchsten Ton zu stim-

men, oder auf geschwinden Fingern, und den Täuschungsregeln, oder auf Verabredung mit dem Gehülfen, oder auf Austauschung. Nachdem man nun diese Federkräfte mit einander so oder so vermischt, nachdem ändert sich auch die Modificirung einer und eben derselben Sache, besonders wenn der Künstler einerlei Stück auf mehr, als eine Art, vorzustellen weiß. Dadurch wurde in neuerer Zeit Philadelphia, Pinetti, Comus, Bosko, Philippi, Döbler, Becker und Andere auf neue Abänderungen gebracht, die jeder Künstler nach seiner Fähigkeit vollkommen zu machen sich bemühete, weil sowohl Schriftsteller, als immer neue Tausende von Zuschauern in allen Ländern seine Täuschungen zu entziffern bemühet sind. — Die Hauptregeln bei der Taschenspielerkunst sind folgende: 1) Man erwähne nie das Stück vorher, welches man zu machen gesonnen ist, damit Alles Ueberraschung sey, und der Zuschauer nicht Zeit habe, mit dem Blicke die Ursache des Mechanismus zu verfolgen. — 2) Man halte von jeder Kunst einige Variationen in Bereitschaft, um sogleich das Kunststück abzuändern, wenn Jemand in der Gesellschaft oder im Publikum die erste Methode erriethe, und solche seinen Nachbarn mittheilte. — 3) Man mache keine Vorstellung zweimal, selbst auf die inständige Bitte der Zuschauer, weil sie dann schon den Ausgang vorher wissen, ein höfliches Abschlagen würde aber die Schwäche des Kunststücks vermuthen lassen, daher muß man ein ähnliches Stück, welches auf das Erstere Beziehung hat, mit unterschieben, um die Richtungen der Blicke zu verändern. — 4) Man mische unter die optischen, physischen, elektrischen und andere Künste, die Geschwindstücke der Finger und der Tasche, damit man die Bewegungen nicht einerley finde, und errathe. — 5) Aus Büchern bekannte Kunststücke gehören kaum für die niedern Volksklassen, denn auch diese kennen dergleichen schon, weil gedruckte Geheimnisse oder Myste-

rien keine mehr sind. Daher muß jeder wissen, was bereits beschrieben ist oder schon aufgedeckt dem Publikum vorliegt, und etwas Neues erfinden oder von Andern lernen, oder das Stück modificiren. — 6) Man endige allemal die Vorstellung mit einer verwickelten hurtigen, und für die scharfsinnigsten und scharfsichtigsten Köpfe undurchdringlichen Einkleidung der Sache, um zum Abschiede vom Zuschauer lauten Beifall zu erzwingen. — 7) Man setze die Redekunst da in Bewegung, wo man für ein Stück riskirt, daß die Zuschauer ihre Aufmerksamkeit zu sehr darauf verwenden, und leicht das Stück errathen könnten. Dieses verhindert man durch die Beredsamkeit, indem man das Publikum davon ablenkt, und wenn auch nicht ganz, so vermindert man doch den Scharfblick. — 8) Vor aufgeklärten Personen nehme man gar keine Wunder- oder Kraftmiene an, man würde dadurch nur lächerlich werden, nur einen Albernen und Taschenspieler machen, und in andern künstlichen Fällen allen Glauben verlieren. Was aber hier vor dem gebildeten Publikum nicht geschehen darf, kann bei den untern Volksklassen geschehen, die hierauf ein Gewicht legen, darunter das Geheimniß verborgen glauben. — 9) Gegen gründliche Einwendungen halte man stets witzige und scherzhafte Ausflüchte bereit. — 10) Uebe man vorher die Stücke, welche man machen will, ein, besonders die elektrischen, mechanischen und diejenigen, welche auf der Physik beruhen, damit man gehörig vorbereitet vor das Publikum tritt, und jedes Kunststück mit der nöthigen Dreistigkeit macht, die selbst bei einem Fehler, solchen gleich auf der Stelle abzuändern weiß, oder versteht, das Publikum also auch hier getäuscht wird, und den Fehler nicht bemerkt. — Die Achtung des Publikums verlangt es dann noch, daß der Zauberkünstler seine Künste jedem Zuschauer, der sein Geld dafür bezahlt, sichtbar werden lasse, und nicht bloß die ersten Plätze oder vordersten vorziehe; daher muß sein Theater,

seine Gaukelbühne, erhöhet sein, und die Maschinen und Stücke nicht aus Kleinigkeiten bestehen. — Von der andern Seite müssen diejenigen im Publikum, denen die Vorstellungen zwar Vergnügen machen, die aber dabei noch die Absicht haben, die Kunststücke durch ihre Scharfsicht zu entziffern, sich dadurch nicht auf Abwege leiten lassen. Auch glaube man nicht, wenn man eine uns unbekannte Tour spielen sieht, daß die Wirkung wahr sei, weil uns solches von dem Wege des Errathens irre leiten würde, weil alle Touren falsche und betriegliche Erscheinungen sind. Je klüger sich Jemand im Errathen dünkt, und je mehr Kenntnisse er zu besitzen glaubt, desto mehr Irrwege liegen vor seinem Blicke; die einfachsten Wege sind die richtigsten. — Uebrigens ist es gewiß, daß der Magie nicht bloß der gemeine Mann, sondern auch diejenigen anhängen, die wegen ihres Ranges, ihrer Geburt, ihrer Würde, ihrer Erziehung und Bildung, und ihres Umganges oft hochgestellt sind, da alles Geheimnißvolle immer angesprochen hat, anspricht und ansprechen wird; denn das Wunderbare, wie das heilige Dunkel der Zukunft, zieht auch die größten Männer, das ganze weibliche Geschlecht, und die Gelehrten des ersten Ranges an sich; Alles blickt auf und erwartet sein Schicksal aus dem Munde oft von Wahrsagern, denen man doch wahrlich nicht viel auf die Kunst geben kann, weil ihre Wahrsagung nicht auf Beobachtungen der Natur, auf übernatürlichen Erscheinungen in derselben, auf dem Wunderbaren, welches die Natur dem sterblichen Auge zu verschließen scheint, und ihm nur dann und wann so viel davon zeigt, daß er ihre geheimen Kräfte und deren Wirkungen daraus entnehmen kann, daß er einsehen lernt, daß daß Wunderbare der Natur noch mit einem Schleier überzogen ist, der nur dem Höchsten zu entfalten zusteht, und nur in dem Geisterreiche begründet ist, beruhen, sondern nur auf eigenen Gebilden, die sie sich von Gegenständen gemacht haben,

und die zufällig wohl einmal eintreffen können, auf welchen Zufall dann die Gewißheit gegründet wird, und so geht es auch mit den Geheimnissen der Zauberey oder Magie. Man ahndet oft mehr dahinter, als vorliegt, doch daß dieses geschieht, giebt der Taschenspielkunst den Zauber, welcher zu ihr hinzieht. Wer daher mit dieser Kunst wohl umzugehen weiß, dabei eine nicht gewöhnliche Bildung und Erziehung hat, wird allerdings Wunderdinge mit derselben bewirken, zwar jedoch nur auf dem natürlichsten Wege, auf dem Wege, zu dem alle Sterblichen gelangen können. Wenn daher ein Taschenkünstler einer Person aus der Gesellschaft den Kopf abnimmt, und denselben in der Mitte des Tisches auf eine Schüssel setzt; der Kopf dann spricht, und der Körper ohne Kopf in einer Entfernung von zehn Schritten umher geht, so geschieht dieses durch die Mechanik und Optik, und so mehrere Stücke, welche an das Unglaubliche grenzen, sich aber leicht erklären lassen, wenn man die Mittel dieser Kunst kennt, wodurch der Zauber bewirkt wird. Für diejenigen, welche in Gesellschaften oder zum Zeitvertreibe verschiedene magische und dergleichen Künste machen wollen, mögen hier einige dergleichen Stücke stehen, die aus den besten Werken der Magie entlehnt worden, und sich in Gesellschaften zum Vergnügen leicht machen lassen.

Wer in der Taschenspielerkunst einige Fortschritte machen will, der muß zuerst das Becherspiel vollständig erlernen; denn in dem Becherspiele liegt die ganze Theorie der Auswechselungen oder Eskamotagen, und es ist nicht möglich, andere Geschwindstücke gut zu machen, wenn man nicht im Becherspiele geübt ist. Daher muß dieses Spiel, so bekannt es auch ist, als eine wesentliche Ausrüstung zur Taschenspielerkunst vorausgesetzt werden. So alt und einfach dieses Spiel auch ist, sagt Guyot, so witzig ist es auch, und es ist auch unter allen Taschenspielerkünsten das angenehmste und leichteste.

Man bedient sich zu diesem Spiele dreier Becher von polirtem weißen Bleche A B und C. Fig. 9087 zeigt diese drei Becher, welche die Figur eines abgekürzten Konus haben, und so sind auch alle übrigen. Unten befindet sich an denselben ein doppelter Rand D von ungefähr einem halben Zolle. Der obere Theil E muß aber hoch seyn, und eine sphärische Figur haben, damit derselbe die Muskaten enthalten könne, die man von Korkholz macht, und sie anschwärzt, indem man sie ein wenig an dem Lichte anbrennt; sie dürfen nicht über den obern Rand des Bechers hinausgehen. Man muß sich auch mit einem kleinen Stäbchen versehen, das man den Jakobsstab nennt. Man macht es gemeiniglich von Ebenholz, und besetzt es an beiden Enden mit Elfenbein. Man bedient sich auch desselben, um damit auf die Becher zu klopfen; und da man es auch zum öftern in der Hand hält, worin man die Muskaten verbirgt, so verschafft es auch den Vortheil, daß man öfters die Hand geschlossen halten, und ihre Lage verändern kann, ohne welches man sie nicht ganz ungezwungen halten könnte, wenn man sie völlig verbergen wollte. Der Rand eines jeden Bechers dient dazu, daß man ihn leicht aufheben, und die Hand vortheilhaft darauf legen kann, um ein Kügelchen von Korkholz, das man Muskate nennt, darunter zu bringen. Die ganze Geschicklichkeit bei diesem Spiele besteht darin, daß man eine der angeführten Muskaten sehr geschickt in der rechten Hand verbergen, und sie wieder eben so geschickt in den Fingern eben dieser Hand zum Vorschein kommen lassen kann. So oft man sie zwischen die Finger verbirgt, welches man die Muskate verschicken heißt, muß der Zuschauer glauben, daß man sie in die andere Hand lege oder unter einen Becher bringe; bringt man sie dagegen wieder zum Vorschein, wenn man sie in seiner Hand verborgen hält; so muß man glauben, daß man sie von dem Orte herausbringe, den man mit der Spitze

der Finger berührt. Wenn man nun die Muskate verschicken will, so nimmt man dieselbe, legt sie in die rechte Hand zwischen den Platz des Daumens A, Fig. 9088, und zwischen die Spitze des Fingers B; man leitet sie so mit dem Daumen, und läßt sie auf den Fingern nach der Linie BC fortrollen; dann thut man den Mittelfinger D, und den Finger E ein wenig auseinander, und legt die Muskate bei C dazwischen. Ihre Leichtigkeit verhindert sie schon heraus zu fallen, wenn man sie nur ein wenig zwischen diese beiden Fingern drückt. Will man sie wieder zum Vorschein bringen, so führe man sie wieder auf gleiche Weise mit dem Daumen zurück, von C bis in D. So oft man sie verschickt oder wieder herbeischafft, muß die Fläche der Hand immer gegen den Tisch hingekehrt seyn, auf welchem man spielt. Verbirgt man die Muskate in seiner Hand, so giebt man vor, daß man sie unter einen Becher oder in eine andere Hand gehen lasse. In dem ersten Falle macht man mit der Hand eine Bewegung, als wenn man sie durch den Becher werfen wollte, und zu gleicher Zeit macht man sie unsichtbar. In dem andern Falle verschickt man sie, und nähert die zwei Finger der rechten Hand gegen die linke Hand, die man öffnet, und macht eine kleine Bewegung, gleich als ob man die Muskate hineinlegte, worauf man sogleich die linke Hand zumacht. Stellt man sich an, als ob man eine Muskate unter einen Becher legt, so muß solche stets in der linken Hand seyn. Man hebt hierauf den Becher mit der rechten Hand in die Höhe, öffnet die linke Hand, setzt ihn in eben dem Augenblicke auf die Höhlung dieser Hand, und läßt ihn an den Fingern hinabglitschen. Will man sie heimlich unter den Becher legen, so muß sie sich dann zwischen den beiden Fingern der rechten Hand befinden. Hierauf hebt man den Becher mit eben dieser Hand auf, und indem man ihn wieder auf den Tisch setzt, läßt man die Muskate los, welche der Lage

zufolge sich an dem Rande, und ein wenig unter dem Becher, den man in seine Hand nimmt, befinden muß. Will man aber die Muskate heimlich zwischen zwei Becher hineinlegen, so muß man dieselbe, ehe man sie losläßt, gegen den Boden des Bechers, den man hält, hinabsprengen, und ihn plötzlich auf denjenigen setzen, worauf er sich befinden soll. Liegt die Muskate zwischen zwei Bechern, und man will machen, daß sie verschwinden soll, so muß man mit der rechten Hand die beiden Becher über den Tisch heben, worauf man schnell mit der rechten Hand den untern, unter welchem die Muskate ist, hinwegnimmt, und in eben dem Augenblicke mit der linken Hand den andern Becher, unter welchem sie nachher liegt, herabsetzt. — Folgende Ausdrücke kommen bei dem Becherspiele vor, die man wohl beachten muß. 1. Die Muskate unter den Becher setzen, heißt, sie wirklich unter diesen Becher mit den beiden Fingern der rechten oder der linken Hand legen. — 2. Die Muskate unter den Becher oder in die Hand legen, heißt soviel, als sie verstecken, indem man sich stellt, als ob man sie in die linke Hand legte, die man nachher halb öffnet, um Andere zu bereden, daß man sie unter diesen Becher oder anders wohin lege. — 3. Die Muskate unter den Becher spazieren zu lassen: diejenige, die man zwischen den Fingern versteckt hält, heimlich darunter bringen. — 4. Die Muskate zwischen die Becher spazieren zu lassen, heißt eben soviel, ausgenommen, daß man sie zwischen die beiden Becher bringt. — 5. Die Muskate verschwinden zu machen, die zwischen zwei Bechern ist, heißt, mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit denjenigen Becher, auf welchem sie liegt, hinwegnehmen, und zu gleicher Zeit den andern, der darüber steht, auf den Tisch herabsetzen, unter welchem dann die Muskate liegen wird. — 6. Die Muskate nehmen, bedeutet, sie zwischen die beiden

Finger der rechten Hand nehmen, und sie sehen lassen, ehe man sie verbirgt. — 7. Die Muskate unter einem Becher wegnehmen, ist soviel, als sie wirklich mit den Fingern vor den Augen der Zuschauer wegnehmen. — 8. Die Muskate herausziehen, heißt, sich anstellen, als ob man sie aus dem Stabe, aus dem Becher, oder aus einem andern Orte herausbrächte, indem man diejenige, die man in der Hand verborgen hält, gegen die Finger hinbringt. — 9. Die Muskate durch den Becher hindurch werfen, heißt, sie verbergen, indem man sich anstellt, als ob man sie werfe. — 10. Die Becher aufheben, welches auf dreierley Art geschieht, nämlich: mit der rechten Hand, wenn man heimlich eine Muskate hineinbringen will, indem man ihn wieder an seinen Platz setzt; oder mit dem Stäbchen, welches man auf den obern Theil der Becher setzt, um sie umzulegen, damit man die Muskaten zeige, die man unter dieselben hat spazieren lassen; oder auch mit den beiden Fingern der linken Hand, wenn man zeigen will, daß keine Muskaten da sind, oder daß einige hinunter spaziert sind. — 11. Einen Becher bedecken, heißt, mit der rechten Hand denjenigen Becher nehmen, den man auf den andern setzen will, und zu gleicher Zeit die Muskate zwischen beide hineinbringen. — 12. Einen Becher wieder zudecken, bedeutet, mit der linken Hand den Becher ergreifen, den man darüber setzen will, ohne etwas hinein zu bringen. — Wenn man nun eine Belustigung mit einer einzigen Muskate machen will, das heißt, unter jeden Becher eine zu legen, und sie dann wieder herauszubringen, so setzt und legt man die d . Becher und den kleinen Stab auf den Tisch, wie Fig. 9087 anzeigt. Man fängt nun das Spiel mit einer lustigen Rede über den Ursprung des Stäbchens und der Becher an, welches hier besonders nöthig ist, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer mit etwas Anderm zu beschäftigen, und von

der Hauptsache abzulenken. Man richtet ungefähr die Rede so ein: „Es giebt viele Personen, welche sich damit beschäftigen, dieses Spiel mit den Bechern zu machen, allein sie verstehen sehr wenig davon. Dieses ist nun nichts Besonderes, indem ich selbst, der vor Ihnen steht, nicht viel davon weiß, und es doch unternehme, vor Ihnen zu spielen. Ich schäme mich nicht, offen zu gestehen, daß ich vor einiger Zeit noch so ungeschickt darin war, daß ich auf den Gedanken gerieth, mit gläsernen Bechern vor einer zahlreichen Gesellschaft zu spielen. Sie können leicht denken, daß ich wenig Ruhm dabei hatte. Gegenwärtig bediene ich mich dieser Art zu spielen nur dann, wenn ich Blinde vor mir habe; eben so wenig spiele ich auch mit Schalen von Porzellan, aus Besorgniß, ich möchte, wenn ich mich stellte, als ob ich die Henkel oder Handheben davon zerbrechen wollte, sie im Ernste zerbrechen. Sehen Sie wohl hier, meine Herren und Damen, die Becher, derer ich mich bediene, sie sind aus Metallen zusammengesetzt, welche die Alchimisten dem Jupiter und dem Mars zuschreiben, oder, daß ich menschlicher und verständlicher rede, sie sind von weißem Bleche, im Innern aber von einer Anziehungs- und Loslassungsmaterie. Untersuchen Sie diese Becher, hochverehrte Zuschauer (den Zuschauern werden die Becher gezeigt, und sie dann wieder auf den Tisch gesetzt), meine ganze Wissenschaft, und hierin ist sie vortrefflich, besteht darin, daß ich Ihnen die Augen verzaubern, und Muskaten darunter bringen kann, ohne daß Sie es gewahr werden. Ich erinnere Sie also nicht auf meine Worte Acht zu geben, sondern meine Hände wohl zu untersuchen (man zeigt seine Hände), und wenn Jemand in der Gesellschaft ist, der das Unglück hat, daß er sich einer Brille bedienen muß, so mag er sich immer hinwegbegeben, weil selbst die Scharfsichtigsten nichts davon sehen werden. — Sehen Sie hier den kleinen Jakobsstab (man zeigt das Stäbchen mit der lin-

ken Hand), das ist das Magazin, aus welchem ich alle meine Muskaten hervorziehe (man nimmt mit der Hand heimlich eine Muskate aus der Tasche, die man zwischen seine Finger verbirgt), es ist kein solches in Amsterdam zu finden, das so gut damit versehen wäre; denn jemehr man herausnimmt, um so mehr bleiben noch darin. Ich ziehe also diese Muskate heraus (man zeigt sie und setzt sie als Nr. 1 auf den Tisch); sehen Sie, daß nichts unter diesen Bechern ist (man zeigt die Becher inwendig) und daß ich keine andere Muskate in meinen Händen habe (man zeigt seine Hände); ich nehme diese Muskate, lege sie unter diesen ersten Becher; ziehe dann eine andere Muskate aus meinem kleinen Stabe, und lege sie unter den zweiten Becher (man legt sie darunter). Ich muß hierbei erinnern, daß der größte Theil derer, die mit den Bechern spielen, sich nur stellen, als ob sie die Muskate darunter legten; allein, was mich betrifft, ich betriege Sie nicht, und lege sie wirklich darunter (man hebt den Becher B auf, nimmt die Muskate, welche man darunter gelegt hat, in die Finger der rechten Hand, und zeigt sie), ich lege sie wieder unter diesen zweiten Becher; ich ziehe diese dritte heraus, und lege sie gleichfalls unter diesen letzten Becher. Die Schwierigkeit ist nun diese Muskaten aus den Bechern wieder heraus zu bringen, und deshalb schlägt man nur mit dem Stäbchen auf den ersten Becher, zieht die erste Muskate heraus, und zeigt sie, legt sie in seine Hand, und versendet sie nach irgend einem Orte, versteht sich, nur so ausgesprochen; man öffnet die linke Hand. Man zieht diese heraus, klopft mit dem Stäbchen auf den zweiten Becher und legt sie in seine Hand, und schickt sie auch wohin; man öffnet die linke Hand, und zieht endlich die letzte heraus, und setzt sie auf den Tisch; jetzt ist nichts mehr unter den Bechern; man legt die Becher um." — Auf diese Weise kann man nun verschiedene Kunststücke mit den Bechern und den Muskaten machen, nämlich: die

Muskate aus einem Becher in den andern spazieren lassen, und solches auch mit zwei Muskaten machen; drei Muskaten unter einen Becher bringen ꝛc., und so kann man dieses Spiel auch statt der Muskaten mit Kugeln machen. Die Einübung dieses Spiels ist der Grund zu allen Geschwindstücken, in welchen die sogenannte Taschenspielerkunst besteht.

Die Maschinen, welche man zur Taschenspielerkunst gebraucht, sind folgende: 1) Die schon oben erwähnten Becher. Man bedarf dreier Becher, die so aus feinem Bleche verfertiget werden müssen, daß Einer in den Andern paßt. Der Boden dieser Becher hat einwärts eine Höhlung, damit man darein die Korkkügelchen verstecken kann. Zu diesen drei Bechern, die oben mit Rändern versehen sind, läßt man sich noch drei von feinerem Bleche machen, als die Erstern, so daß wenn die feinern Becher auf die stärkern gesetzt werden, die zwei Becher nur Einer zu seyn scheinen. Dann muß man einen großen Becher haben, der inwendig mit einer Spitze versehen ist. Dann wieder einen Becher, der den drei ersten ähnlich ist, worein fünfundzwanzig andere Becher, Einer immer kleiner als der Andere, gebracht werden können. Hierzu bedarf man zwanzig kleiner Korkkügelchen, die man über dem Lichte schwarz macht. Dann bedarf man ferner zehn großer Bälle, um mit denselben verschiedene Abwechselungen zu machen. — 2) Die Gaukeltasche, welche mit verschiedenen Schubsäcken versehen ist, die man aber nicht um den Leib bindet, sondern an den Tisch heftet, um besser spielen zu können. — 3) Die Eybüchse, von der Form eines großen Eyes, Fig. 9089; sie muß mit feinen Rändern oder Ringeln versehen seyn, damit man die doppelte Oeffnung nicht gewahr wird. Diese Büchse öffnet sich in der Mitte, so daß man ein Ey darein stecken kann. Sie hat einen doppelten Deckel, wovon der obere in der Gestalt eines ausgehöhlten Eyes gedrehet werden muß.

Dieser wird mit einer Eyerschale überzogen, so, daß wenn man den ersten Deckel aufhebt, der zweite die Gestalt hat, als wenn ein wirkliches Ey in der Büchse steckte. Beim Spiele verbirgt man diesen zweiten Deckel in der Hand, und läßt die Maschine den Zuschauern sehen, damit sie sich überzeugen, daß es nur eine einfache Maschine ist ohne doppelte Oeffnung. Man ersucht dann eine Person, selbst ein Ey in diese Büchse zu stecken, während welcher Zeit man den Deckel zurückschiebt, und den falschen Deckel unter den Ersten, womit man das Ey deckt. Man nimmt nun den Deckel wieder ab, läßt das Ey herausnehmen, und deckt die Büchse wieder zu. Dann sagt man den Zuschauern, daß man dieses Ey durch den Tisch wieder in die Büchse bringen wolle; nimmt dasselbe, wirft es mit Geschicklichkeit in die linke Hand, und läßt es in die Gaukeltasche fallen, öffnet dann die Büchse bei dem obern Deckel, und die Zuschauer sehen das falsche Ey. Man deckt dasselbe nun behände wieder zu, und sagt, das Ey müsse wieder durch den Tisch, zieht aus der Gaukeltasche das wahre Ey hervor, legt es auf den Tisch, nimmt den Deckel ab, um zu zeigen, daß in der Büchse kein Ey mehr ist, zieht ihn mit der rechten Hand gegen sich, und stößt mit dem Finger den falschen Deckel in die Gaukeltasche, so, daß man die Maschine sehen lassen kann. Auf eine gleiche Art hat man auch eine Ballenbüchse, die sich nur darin von der Eybüchse unterscheidet, daß sie rund gedrehet ist. — 4) Die Eychangirbüchse, welche der Eybüchse fast ganz ähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie drei feingedrehete Deckel hat, wovon immer einer auf den andern paßt, und die Form eines Eyes hat. Eines von denselben wird schwarz, das andere roth und das dritte scheckig gefärbt. Man geht damit, wie mit der ersten Büchse zu Werke, läßt ein Ey in die Büchse legen, verändert dann die Farbe des Eyes bald roth, bald schwarz, bald scheckig. Dann wirft man die falschen Deckel in die

Gaukeltasche, stellt den rechten Deckel auf den Tisch, und läßt das Ey noch einmal sehen, zur Ueberzeugung, daß es ein natürliches Ey ist. Man zieht nun die Büchse zurück, und sagt den Zuschauern, daß man einen Springbrunnen aus dem Eye spielen lassen wolle, und steckt nun eine kleine Spritze unter die Büchse, die am Fuße ausgehöhlt ist, drückt die Spritzenspitze durch das Ey, schlägt oben das Ey auf, und es bildet einen Springbrunnen. Man läßt die Spritze in die Gaukeltasche fallen, und wirft das Ey aus der Büchse auf einen Teller, wo man es leise zerdrückt. Mit dieser Eychangirbüchse kann man noch verschiedene Belustigungen machen. Man nimmt z. B. ein ausgehöhltes Ey, unter das man aus der Gaukeltasche einen Vogel steckt. Nachdem man nun einige Male die Farbe des Eyes verändert hat, zerbricht man das Ey in der Büchse mit dem Stabe, und läßt den Vogel fliegen. — 5) Der Spanische Kegel, Fig. 9090. Dieses ist eine cylinderförmige Büchse mit sehr kleinen Reifen gedrehet, die auf einem feinen Fuße ruhen. Der oberste Reif bildet den falschen Boden, der bis an die Hälfte der Maschine geht. Man überzieht nun diese Maschine mit einer ledernen Kappe, welche die Büchse bis auf das Fußgestell bedeckt. Diese Kappe dient zur Täuschung, denn während man die Kappe von der Maschine nimmt, bleibt der falsche Boden in derselben, und so kann man bald den Boden aus, und bald wieder in die Maschine bringen. Mit dieser Maschine werden verschiedene Künste gemacht. Man läßt z. B. Geld, Kugeln oder andere Dinge hineinlegen und eskamotirt sie; sie dient ferner um Getreide in Mehl zu verwandeln. Dann bildet man daraus die Zaubermühle; man gebraucht sie eiserne Nägel zu zermalmen, Wasser in Wein zu verwandeln ꝛc.; nur muß man die Behändigkeit bei dieser Maschine besitzen, daß man den falschen Boden aus der Kappe in die Gaukeltasche fallen läßt, und dann solchen wieder unvermerkt unter die Kappe bringt, damit

man den Betrug weniger bemerkt. Wenn die Maschine gut gemacht ist, so kann man damit eine Menge artiger Stücke machen. Man kann mit dieser Maschine, wenn sie etwas größer ist, auch Thiere auswechseln, und Camus besaß eine solche Maschine von einer Größe, daß er Menschen auswechseln konnte. Man muß hier wohl beachten, daß die Theorie bei der Kegelmaschine immer dieselbe bleibt, nur wird nach Gestalt der Schwere, die man eskamotiren will, entweder der falsche Boden zum Herausziehen gemacht, oder zum Versenken, welches bei schwerern Maschinen geschehen muß. Der falsche Boden stößt dann den untern aus, und sein oberer Theil tritt in die Stelle desselben, welches aber mit Springfedern geschehen muß. — 6) Die Büchse mit dem Einschnitte, Fig. 9091. Sie ist cylindrisch mit gedrehten Reifen, die dazu dienen, damit man die öfteren Absätze und Einschnitte nicht bemerkt, unten mit einem Fuße versehen, gegen welchen der Reif einen Ausschnitt von beliebiger Größe hat, damit ein Geldstück, das man in die Büchse wirft, durch solches leicht herausschlüpfen kann. Diese Maschine hat einen Deckel, der inwendig hohl ist, worin ein Geldstück versteckt liegt. Oben auf dem Deckel ist ein Knopf, der beweglich ist, und erhöhet und erniedriget werden kann, so, daß wenn er erhöhet wird, das versteckte Geld klappert, wenn er aber erniedriget wird, auf das Geld fest anpaßt, so daß man nichts mehr hört. Man läßt nun in diese Büchse von einem Zuschauer ein Stück Geld werfen, und mit dem Deckel die Büchse schließen. Man nimmt die Büchse in die Hand, damit das Geld durch die Oeffnung in die Hände schlüpft; dann stellt man die Büchse mitten auf den Tisch, erhebt den Knopf, und klappert dann mit dem versteckten Gelde, so, daß der Zuschauer meint, das Stück befinde sich noch in der Büchse. Man frägt nun: Ob das Geld durch den Tisch auf einen Teller fallen soll, den man in die Hand nimmt, oder ob das

Geld noch in der Büchse seyn soll. Im ersten Falle nimmt man das Stück und bedeckt es mit dem Daumen auf dem Teller, schlägt auf die Büchse, damit das versteckte Geld nicht mehr klappert, und zieht den Teller, worauf sich das rechte Stück befindet, hervor; im zweiten Falle ergreift man die Büchse mit der rechten Hand, und bringt das Geld behände wieder in die unten angebrachte Oeffnung, und läßt es dann durch die Büchse auf den Tisch fallen. Auf gleiche Art kann man Ringe und verschiedene andere Dinge verwechseln; es gehört nur eine öftere Uebung dazu. — 7) Die Geldbüchse, Fig. 9092, ist eine kleine Maschine von leichtem Bleche, worunter man beliebige Geldstücke verstecken kann. Man nimmt nun eine gewisse Anzahl Münzen, und läßt sie auf einander löthen, so, daß sie die Gestalt von zwölf oder dreizehn auf einander gerichteten Stücken bilden. Diesen Geldstock läßt man unten von einem Drechsler aushöhlen, damit man in die Höhlung verschiedene Sachen verbergen kann. Man läßt dann die Büchse sehen und von einem Zuschauer durchsuchen. Man begehrt nun von der Gesellschaft eine Anzahl dem Geldstocke ähnlicher Münzen, die, wenn sie auf einander gelegt sind, die Höhe des Geldstocks ausmachen. Diese Münzen legt man in die Büchse, stellt sie auf den Tisch, und hebt sie leise auf, damit die Münzen, aufeinander gelegt, auf dem Tische stehen bleiben. Dann ergreift man die Münzen mehrere Male, und zählt die Stücke, nimmt die Büchse in die andere Hand, als wollte man die Stücke wieder hineinlegen, behält sie aber in der Hand, und schiebt dafür den Geldstock hinein; dann setzt man den Geldstock auf die Mitte des Tisches, hebt die Büchse leise davon ab, und ersucht die Zuschauer nicht an den Tisch zu stoßen, damit die Münzen nicht auseinander fallen. Man thut dieses mit Fleiß, um zu verhindern, daß die Zuschauer nicht auf die Vermuthung gerathen, daß statt der wahren Münzen nur ein gelötheter Geldstock vorhan-

den sey. Man sagt nun, man wolle die Münzen aus dieser Büchse in die Hand bringen, ohne sie zu berühren, hebt den Geldstock mit der Büchse, die man ein wenig zusammendrückt, auf, wirft das Geld auf den Tisch, und läßt den Geldstock in die Tasche fallen. Mit dieser Büchse kann man eine Menge Veränderungen machen, darnach man Dinge unter den hohlen Geldstock zu bringen weiß. — 8) Der Zauberstab, Fig. 9093, ist ein Stäbchen, ungefähr 2 Fuß lang; an dem untern Ende oder Theile wird ein Stahlmagnet versteckt angebracht. Dieses Stäbchen ist so gebildet, daß man es herausziehen kann, so, daß es gleichsam aus zweien Stäbchen besteht, wovon das Erste hohl ist, das Andere aber in das Erste paßt, welches darum geschieht, damit man zusammengerollte Kartenblätter in den obern Theil des Zauberstabes stecken, und sie dann in Gefäße, Taschen oder Aermel von verschiedenen Personen bringen kann, ohne daß es bemerkt wird. — Diese sind nun die Hauptmaschinen zu den Taschenspielerkünsten, welche unendliche Modifikationen erleiden, und die meisten Erfindungen beruhen auf dieser allgemeinen Theorie der Verfertigung der Ersteren; ja man kann eine Maschine zu mehreren Kunststücken gebrauchen, indem oft aus einem Stücke wieder mehrere gemacht werden können. — Die Hauptsache bei der Anwendung der Maschinen ist, frei und ungezwungen zu spielen, und mit einem edlen Anstande, damit man sich von den Marktschreiern unterscheide. Man muß selbst die gewöhnlichen Taschenspielerstücke mit einer interessanten Geschichte verweben, damit der Zuschauer mehr Unterhaltung hat; auch muß man alles Beleidigende und Ekelhafte verändern, und die Stücke nach einer Theorie einrichten, daß immer Eins auf das Andere in ordentlicher Reihe folge. Die Tische müssen frei seyn und nicht verdeckt, auch können einige Verzierungen darauf angebracht werden, besonders Vasen mit gemachten Blumen; auch setzt man die Apparate zu den

Kunstwerken darauf aus, wie die Becher, Büchsen, Kegel ꝛc. Der Zauberstab muß immer zur Seite der Becher liegen, mit denen man die Gesellschaft am meisten belustiget oder vergnügt, und da die Vorstellungen gewöhnlich gegen Abend geschehen, und bei verhängten Fenstern, so müssen die Wachskerzen, welche auf dem Tische in zierlich lackirten Leuchtern brennen, so stehen, daß sie das Ganze magisch beleuchten. Der lange Taschenspielertisch oder Arbeitstisch, der an einigen Stellen einige kleine viereckige Versenkungen hat, die genau einpassen, ist wie getäfelt übermalt, so daß dadurch die Täuschungen der Versenker nicht entdeckt werden können; denn die gemalten getäfelten Quadrate lassen die Oeffnungen nicht entdecken. Durch diese Oeffnungen werden nun unter den Hut, Vögel, Aepfel und andere Früchte, Kaninchen und andere Gegenstände gebracht, wenn man die in Gegenwart der Zuschauer darunter gelegten Stücke verwandeln will; man nimmt dann, indem man die Versenkung, die ein Hut deckt, unter den Tisch herabzieht, den darauf befindlichen Gegenstand fort, und vertauscht ihn mit einem andern. Das heißt, unter dem Tische, dessen Füße vorn und zur Seite rund herum mit Wachsleinwand verdeckt sind, so daß man nur die Platte gewahrt, befindet sich ein Gehülfe des Escamoteurs, der die Verwandlungen unter dem Hute bewirkt. Die Versenkungen sind auf dem Tische für den Taschenspieler oder Künstler so bezeichnet, daß er beim Auflegen des Hutes nicht fehlen kann, und damit solches nicht auffalle, so geschieht es an verschiedenen Stellen; daher mehrere kleine Versenkungen. Auch zur Seite des Tisches, wo er nicht an die Wand reicht, bringt man eine Spanische Wand an, die eine kleine Thür hat, aus der der Künstler vor das Publikum treten kann, wenn er etwas näher zeigen oder sich einen Gegenstand von einer Person, als eine Uhr, einen Ring ꝛc., erbitten will. Dann muß der Escamoteur weder weite Aermel,

noch verdächtige Kleider tragen, weil dadurch manches Stück seinen Werth verliert. Künstler, die einen hübschen männlichen Arm haben, das heißt, muskulös und fleischigt, erscheinen mit nackten Armen, die bis zum Ellenbogen entblößt sind, indem sie dazu einen kurzen Waffenrock tragen, mit kurzen bis zum Ellenbogen gehenden Aermeln, über die dann die weißen feinen Hemdärmel geschlagen sind, was sich sehr elegant ausnimmt. Auch muß der Künstler immer sehr modisch angezogen erscheinen, und um hierin nicht anzustoßen, ist es besser, ein solches Kostüm zu wählen, welches immer in der Mode bleibt, wie ein Waffenrock, ein Polnischer Rock ꝛc.; denn die idealische Kleidung trägt bei einem Künstler, der noch jung oder doch wenigstens in den mittlern Jahren seines Lebens ist, sehr viel bei seinem Vortrage und seinen Kunststücken bei, weil solches gleichfalls die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, und hier Alles geschehen muß, um diese rege zu erhalten. Je mehr man über seine Vorstellungen einen magischen Zauber verbreiten kann, je mehr wird der Zuschauer gefesselt, und daher muß man auch die Kunststücke so eintheilen, daß immer ein interessantes Stück mit einem weniger interessanten wechselt, damit, wenn der Zuschauer einmal nicht ganz befriediget wird, er doch in dem darauf folgenden Stücke sich wieder zufrieden gestellt erklärt.

Kartenkünste. Ehe man mit den Kartenkünsten beginnt, muß man sich eine Fertigkeit darin erwerben, eine gewisse Anzahl von Karten, die unten liegen, oben auf das Spiel zu bringen, welches man auf folgende Weise bewerkstelligen kann. Man lege das Kartenspiel in die rechte Hand, so, daß der Daumen auf einer Seite des Spiels ist, der zweite, dritte und vierte Finger hingegen das Spiel auf der andern Seite bedekken, und der kleine Finger an dem Orte gebogen sey, wo man das Abheben vornehmen will, wobei aber die linke

Hand das Spiel bedecken muß. Wenn nun beide Hände und die beiden Theile des Spiels nach dieser Anweisung gelegt worden, so zieht man mit dem kleinen Finger, und mit den andern Fingern der rechten Hand den obern Theil des Spiels, und bringt mit der linken Hand den untern Theil oben auf das Spiel. Dieser Handgriff ist es nun, den man sich auf eine geschickte Art einübt, um ihn geschwind machen zu können, damit ihn Niemand merken und gewahr werden kann; man muß auch zusehen, daß die Karten dabei kein Geräusch machen, und daß solches ohne große Bewegung geschehe, welches man durch die Uebung erlangen kann. — Eine zweite Art das Spiel zuzubereiten besteht darin, daß man eine oder mehrere längere Karten in das Spiel hineinlegt, die Länge muß jedoch nur so viel betragen, daß die Karten mäßig hervorstehen, so daß man sie beim Zusammenhalten des Spiels mit den Fingern gut erkennen kann. Diese langen Karten dienen zu verschiedenen Belustigungen, die weniger Kunstgriffe und Geschicklichkeit erfordern.— 1) Man gebe einer Person ein vollständiges Kartenspiel von zwei und funfzig Blättern, und lasse dieselbe ein Blatt ausziehen oder nach ihrer Willkühr wählen, mit der Bemerkung: daß sie die Bilder in diesem Spiele als Zehnen betrachte, jedes Aß Eins gelte, auf die Farben dabei aber nicht gesehen werde. Nachdem sie die Karte gezogen oder gewählt hat, soll sie dieselbe stillschweigend nach der Anzahl der Augen, die darauf stehen, benennen, sie umgekehrt, das heißt, die mit den aufgedruckten Bildern oder Augen bezeichnete Seite auf den Tisch legen, und vom ganzen, in Händen habenden Haufen so viele Blätter auf dieses Blatt aufzählen und wirklich auflegen, bis die Anzahl dieser Blätter, ohne dabei auf die Augen derselben Rücksicht zu nehmen, und die Anzahl der Augen des zuerst auf den Tisch gelegten Kartenblattes zusammen genommen die Summe von funfzehn geben. Ein Beispiel wird dieses deutlicher machen. Gesetzt die

gezogene Karte sey eine Neune, so sage man in Gedanken neun, indem man die Karte verkehrt auf den Tisch legt; hierauf nehme man ein Blatt vom ganzen Spiele, lege es ebenfalls verkehrt auf das schon liegende Blatt, und sage, jedoch nur in Gedanken, zehn. Auf dieses Blatt lege man vom ganzen Spiele eins auf, und nenne es eilf, dann wieder eins vom ganzen Spiele, zwölf, und so fort, dreizehn, vierzehn, funfzehn. Liegt auf diese Art das Blatt, dem, nach der angewiesenen Regel, die Zahl Funfzehn zukommt, so ist man mit diesem Haufen fertig. Nun ziehe oder wähle man aus dem noch in Händen habenden Reste des ganzen Spiels ein neues Blatt. Dieses nenne man ebenfalls, wie das anfangs gewählte, nach der Anzahl der auf ihm befindlichen Augen in Gedanken, lege es neben den bereits fertigen Haufen ebenfalls umgekehrt nieder, und zähle nun nach der vorher erläuterten und deutlich genug vorgetragenen Regel, von dem noch in der Hand habenden Reste des Spiels gleichermaßen so viele Blätter auf das eben gelegte, gewählte oder gezogene Blatt auf, bis wieder die Zahl Funfzehn erreicht wird, mit welcher dann auch dieser Haufen vollendet ist. Wäre z. B. das als das erste gewählte Blatt dieses zweiten Haufens ein König gewesen, so hätte sie denselben zehn genannt, und folglich noch fünf Blätter darauf gelegt. Der dritte Haufen wird nach derselben Regel durch das bis auf funfzehn fortgesetzte Aufzählen verfertiget, nachdem man sich vorher aus dem noch vorhandenen Reste des Spiels wieder ein Anfangsblatt gewählt oder gezogen, und solches neben die beiden schon liegenden Haufen umgekehrt niedergelegt hatte. Wäre das Anfangsblatt des dritten Haufens ein Aß gewesen, so hätte man noch vierzehn Blätter aus dem in der Hand habendem Reste aufzählen müssen. Der Zauberkünstler sey nun A, und derjenige, welcher die Karten gezogen und geordnet hat, B. Nachdem nun B fertig ist, wird A gerufen, und dieser

bittet sich von B den noch übrigen Rest des Spiels aus, der nach den verfertigten Haufen in seiner Hand zurück blieb. A betrachtet nun diesen Rest nachdenkend mit einem algebraischen Gesichte, breitet ebenfalls die Blätter auf den Tisch aus, um, wo möglich in ihren Figuren, in Treff, Pique, Coeur oder Carreau das Gesuchte zu entdecken, indessen er nichts weiter thut, als daß er die übrig gebliebenen Blätter zählt und vier davon abzieht. Durch dieses Verfahren findet er nun die Summe der Augen, die auf den in den drei Haufen gewählten unten liegenden Blättern befindlich sind. Besteht z. B. der Rest noch aus zwölf Blättern, so beträgt die gedachte Summe zwölf weniger vier, oder acht. Diese Summe behält er im Gedächtnisse, stellt sich aber verdrießlich, als ob ein Fehler vorgegangen wäre. Er bittet daher B, indem er ihm die Karten zurückgiebt, einen der von ihm verfertigten Haufen mit diesen zusammen zu mischen, aber nicht zu vergessen, welche Karten er als Anfangskarten der drei Haufen gewählt oder gezogen habe. B hat nun die Karten gemischt; A nimmt sie zurück, zählt, wie vorher, die Blätter, und zieht dieses Mal zwanzig ab, und findet das Anfangsblatt des von B eingemischten Haufens, welches er in Gedanken behält. B muß nun noch einen von den noch liegenden Haufen, mit den Karten, die er ihm wieder zurückgiebt, und die aus dem anfangs nach Verfertigung der drei Haufen gebliebenen Reste, und dem einen bereits eingemischten Haufen bestehen, zusammenmischen. Während B mischt, giebt A von der seinem Gedächtnisse eingedrückten Summe der Augen, welche auf den Anfangskarten aller drei Haufen befindlich sind, die Anzahl der Augen des kurz vorher eingemischten Haufens, die ihm eben bekannt geworden sind, ab, und jetzt ist A zweierlei bekannt geworden: 1) das Anfangsblatt des kurz vorher eingemischten Haufens; 2) die Summe der Augen auf den Anfangsblättern der noch zurückliegen-

den Haufen. Die erste Hauptsumme mag A immer vergessen, die letztern beiden Zahlen aber müssen festgehalten werden. Ist nun die Hauptsumme acht gewesen, und A hat nach der bekannt gemachten Regel, nachdem er zwanzig von den ihm zurückgegebenen Blättern abgezogen, zum Reste drei erhalten, so erfährt er dadurch, daß das Anfangsblatt des eingemischten Haufens eine drei gewesen sey, und daß die Summe der Augen auf den Anfangsblättern der noch zurückseyenden Haufen acht weniger drei, oder fünf ausmachen. Beide Zahlen, die drei und die fünf, müssen nicht vergessen werden. Nachdem A mit dieser Rechnung fertig geworden ist, hat B die Karten gemischt; A nimmt sie zurück, zählt wieder die Blätter mit einem Anstande von Wichtigkeit, und zieht sechsunddreißig davon ab. Die Zahl, welche er auf diese Weise findet, bestimmt ihm das Anfangsblatt des zweiten eingemischten Haufens. Zieht er diese von der ihm bekannten Summe der Augen, welche auf den Anfangsblättern der bis dahin noch zurückgewesenen beiden Haufen befindlich waren, ab, so giebt ihm die Differenz das Anfangsblatt des noch liegenden dritten Haufens. Gesetzt, die Zahl, welche er nach Abzug der Zahl sechs und dreißig von der ganzen Anzahl der ihm eben zurückgegebenen Blätter gefunden, ist zwei, so bestimmt diese zwei an und für sich, daß das Anfangsblatt des zweiten Haufens eine Zwei, und abgezogen von fünf, als der Summe der Augen auf den Anfangsblättern der bisher noch unbekannt gewesenen Haufen, das noch liegende Anfangsblatt eine Drei seyn müsse. A könnte nun zwar die ihm bekannt gewordenen Blätter gleich nennen, er läßt aber zum Schluß auch noch den dritten Haufen mit einmischen; breitet dann die Karten aus, und stellt sich bemühet, das mit vieler Anstrengung zu entdecken, was er leicht aus der Registratur des Gedächtnisses hervorbringen kann, um das Ganze zu erhöhen. — 2) Das starke Gedächtniß in der Karte.

Man frage die Gesellschaft, ob nicht Einer unter ihnen sey, der ein so starkes Gedächtniß habe, daß er, nach zweimaliger Durchsicht eines Kartenspiels, aus welchem die Bilder herausgeworfen und ein Blatt genommen worden, alle darin zurückgebliebenen Blätter behalten, folglich dasjenige bestimmen könne, welches in der Karte fehle? Wird nun solches verneint, so beginnt man das Kunststück folgendermaßen, wobei aber voraus gesetzt wird, daß derjenige, welcher dieses Kunststück machen will, im schnellen Addiren bewandert seyn muß. Man lasse das Spiel mischen, und daraus eine Karte verdeckt bei Seite legen; dann solches zurückgenommen, und, indem man das Spiel durchblättert, die Augen sämmtlicher Karten so schnell als möglich zusammen addirt. Zieht man nun die gefundene Summe von 220 ab, so findet man die verdeckte Karte nach der Anzahl ihrer Augen, nicht aber ob sie ein Treff, Pique, Coeur oder Carreau sey? Um nun auch dieses zu finden, wird die Karte noch einmal durchblättert, wobei man nur auf die Farben der im Spiele zurückgebliebenen Blätter, die mit der liegenden einerlei Anzahl von Augen haben, sehen darf. — 3) Aus dem nach dem Mischen in viele Häufchen getheilten Kartenspiele zu wissen: ob die obersten Blätter nach Belieben entweder Bilder oder schlechte Karten seyn sollen. Hierzu muß man ein besonders zubreitetes Kartenspiel haben, in welchem die Bilder unten und oben, die schlechten dagegen an den Seiten um eine Linie abgekürzt seyn müssen. Sollen nun die untersten Blätter der Häufchen, die daraus gemacht worden, Bilder seyn, so wird das Spiel nach der Breite, im Falle man aber schlechte Karten unten haben will, nach der Länge abgehoben. — 4) Unter einer Reihe von Kartenblättern dasjenige zu errathen, das sich ein Anderer in Gedanken genommen. Man legt Jemanden zwölf Kartenblätter in folgender Reihe, wie beistehende Buch-

staben andeuten, nieder: A. B. C. D. E. F. G. H. I. K. L. M., und davon hätte sich ein Anderer die Karte G im Sinn genommen. Um nun zu wissen, welches Blatt es sey, so lasse man ihn, von der gemerkten Karte an — welche hier die siebente ist — doppelt so viel und eins darüber, als überhaupt Karten sind, nämlich jetzt fünfundzwanzig, abzählen, und zwar so, daß er von der Zahl seiner Karte anfange, und bei M rückwärts zu zählen fortfahre. Z. B. da G die siebente Karte ist, so zählt er das M für 8, das L für 9, das K für 10 ꝛc., bis A, welches 19 seyn wird, und fährt wieder bei M mit 20, und so wieder rückwärts fort, da dann gerade auf G die Zahl 25 kommt, welches nun die Karte ist, die der Andere in Gedanken genommen, und zu wissen begehrt. — 5) Das in den Sinn genommene Kartenblatt zu errathen. Zu diesem Kunststücke gebraucht man einundzwanzig Kartenblätter, auch jede andere ungerade Zahl, nur sagt man die Zahl der Kartenblätter, die man dazu gebraucht, nicht an, damit sie die Zuschauer nicht wissen. Diese einundzwanzig Karten theilt man in drei Häufchen, so, daß in jedem sieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenspiels verwahrt man heimlich, damit die Zuschauer nicht nachsehen können, wie viele Karten man, wie schon bemerkt, zu der Kunst genommen habe, obgleich die Kunst deshalb noch nicht verrathen wäre. Aus den drei Häufchen läßt man nun Jemanden von der Gesellschaft ein selbst beliebiges Blatt in den Sinn nehmen, und sich solches wohl merken, damit er wisse, in welchem Häufchen es liege, und solches nach den Zahlen angeben kann. Man legt nun die drei Häufchen aufeinander, dergestalt, daß das Häufchen, in welchem sich die bemerkte Karte befindet, in der Mitte liege; dann werden die Karten wieder, wie vorher, in drei Häufchen gezählt, und man läßt sich die gemerkte Karte dann wiederum anzeigen, in welchem Haufen sie jetzt liege, und thut sol-

ches wiederum in die Mitte, und dieses wiederholt man auch zum dritten Male. Das bemerkte Blatt ist dann gewiß das Mittelste, unter den einundzwanzig Blättern nämlich das Eilfte; man mag nun von unten hinauf oder von oben herab zählen. Damit aber die Zuschauer die Kunst nicht errathen, so muß man die Karten unter dem Tische zählen, und das mittelste Blatt, als das bemerkte, hervorziehen, und auf den Tisch legen, welches die Umstehenden, die dieses Kunststück nicht kennen, gewiß überraschen wird. — 6) Vier gleiche Kartenblätter, welche an verschiedenen Orten unter das Spiel gesteckt worden, ohne Vermischung des Spiels zusammen zu bringen. Man bringe im Angesichte aller Zuschauer gleich anfangs vier ganz gleiche Karten beisammen, und füge sie unten an das Spiel; prakticire hernach unvermerkt, mit Behendigkeit (etwa unterm Tisch), zwei andere Karten zwischen die unterste, und die übrigen drei von den vier gleichen Karten, so, daß jene zwei von der untersten der vier gleichen bedeckt sey. Man ziehe dann die jetzt bemeldete unterste Karte hervor, dergestalt, daß die Zuschauer solche gleichsam nur von ungefähr sehen, und, daß es eine von den vier gleichen sey, erkennen mögen, und lege sie oben auf das Spiel, mit den Worten: das ist eine von den vier gleichen. Man ziehe noch eine von unten aus, mit den Worten: das ist die andere, und, ohne dieselbe sehen zu lassen, stecke man sie behende unten in das Spiel; eben so verfahre man auch mit der dritten, als der zweiten vor den zwei ungleichen Karten, und stecke sie in eine andere Stelle des Spiels. Die Zuschauer werden indeß nicht anders glauben, als ob die beiden Letztern zwei von den vier gleichen Blättern wären, und von denen nur Eins oben, und Eins noch unten läge, da doch noch drei derselben unten beisammen sind. Man hebe nun das Kartenspiel ab, und setze den untern Theil auf den abgenommenen Haufen, so kommen die vier gleichen

Blätter wieder zusammen, welches die Zuschauer beim Nachsuchen finden werden. — 7) Die gemischten Karten in Häufchen legen, und anzeigen, was für eine Karte bei jedem Häufchen oben liegt. Wenn man die Karten gemischt hat, muß man unvermerkt das oberste Blatt besehen und merken. Jetzt macht man Häufchen nach Belieben, und wenn man anfangen will zu sagen, welche Karten oben auf liegen, so muß man von einem Häufchen die oberste abnehmen, und dabei diejenige nennen, welche man sich gemerkt hat. Man besieht nun die abgenommene Karte, nimmt von einem andern Häufchen diejenige weg, die man jetzt bekommen hat; dann nimmt man von dem dritten Häufchen wieder die oberste, und nennt diejenige, welche man zuletzt weggenommen hat, und so von allen Häufchen, bis man zuletzt an das kommt, wo diejenige Karte, die man gleich anfangs besehen und gemerkt hat, oben auf liegt, und die man nun unvermerkt in der Hand oben an stecken muß. Hierauf zeigt man den Zuschauern die Karten, die man abgenommen, und von welchen man ihnen vorausgesagt hat, daß sie diese, und keine andere sind. — 8) Eine Karte in einen Vogel oder großen Käfer zu verwandeln. Man nehme vier Blätter, oder auch einige mehr, aus einem Kartenspiele, die übrigen leime man alle so geschickt auf einander, daß man das Zusammenleimen nicht bemerkt. Dann schneide man ein so großes viereckiges Loch darein, daß sich ein großer Käfer, oder ein kleiner Vogel, z. B. eine Blaumeise, darin verbergen kann, welches bei einem ganzen Kartenspiele von 52 Kartenblättern, wozu man auch noch einige mehr nehmen kann, daß der Vogel Raum habe, sehr gut angeht. Diese Karten halte man in einer blechernen Büchse, die so groß ist, als die Karten. Wenn man nun das Kunststück machen will, so setze man die Büchse so auf den Tisch, daß man sie abheben kann, und die Oeffnung der zusammengeleimten Karten

auf den Tisch mit dem Vogel oder Käfer kommt; ein Blatt von den losen Blättern bedeckt den Vogel oder Käfer, das heißt, liegt oben auf, die andern drei verschließen die Oeffnung, das heißt, die andern drei losen Blätter liegen darunter. Wenn nun der Vogel davon fliegen soll, so zieht man die untersten drei Blätter, von dem auf dem Tische liegenden Spiele heraus, und hebt dann das zusammengeleimte Spiel auf, so wird Jedermann den Vogel erblicken, welcher, nachdem er sich erholt hat, davon fliegt, und der Käfer davon kriecht, welches gewiß eine sehr interessante Ueberraschung darbietet. In der größten Geschwindigkeit muß man die Karten in die Tasche fallen lassen, daß Niemand die Täuschung bemerkt. — Auf gleiche Weise kann man es auch mit drei kleinen Würfeln machen, wozu man dasselbe Kartenspiel gebraucht. Man reicht nämlich den Zuschauern drei Karten verkehrt hin, das heißt, so, daß die Zahlen unten kommen. Diese drei Karten haben aber gleiche Zahlen, entweder lauter Sieben, Achten, Neunen oder Zehnen. Wenn nun Einer der Zuschauer eine Karte gezogen und sie besehen hat, so läßt man sie wieder zwischen die beiden andern einstecken, und legt sie auf das Spiel. Wäre es eine Neune gewesen, so sind auch die Augen der drei Würfel schon so gestellt, daß sie neun ausmachen, die nun auf der vierten Karte stehen, welche die Oeffnung bedeckt. Man thut dann, als ob man schnell mischt, läßt die drei Blätter von oben herabfallen, so daß sie unten zu liegen kommen, hebt das Spiel auf, und die Zahl der Augen befindet sich auf den drei Würfeln. Das Mischen besteht bloß im Abnehmen der Karten von oben, und sie herunter legen, wozu man auch noch einige andere Karten von derselben Größe und Rückfarbe oder Muster nehmen kann, damit es nicht auffällt. — 9) Eine besehene Karte in eine andere zu verwandeln. Man legt das unterste Kartenblatt dergestalt, daß es,

wie das oberste Blatt, das Spiel bedeckt, nämlich, daß die hintere Fläche, welche keine Augen oder Bilder hat, auswärts liegt. Hierauf läßt man die oberste besehen, und wieder oben hinlegen. Man läßt nun die Hand und das Spiel sinken, so daß mit großer Schnelligkeit das ganze Spiel umgekehrt, und also die oberste Karte zu unterst, und die unterste dagegen zu oberst zu liegen komme. Dann läßt man diese neue oberste besehen, so werden die Zuschauer vermeinen, die oberste müsse zauberisch verwandelt oder heimlich weggebracht worden seyn. — 10) Ein Kartenblatt, welches von Jemanden aus dem Kartenspiele gezogen worden, in dem Spiegel zu weisen. Dieses Kunststück kommt den Unwissenden unglaublich vor, und Einige halten es wohl für eine Zauberey, obgleich es demjenigen, der es weiß, leicht ist. Man läßt Jemanden ein Blatt aus dem Kartenspiele ziehen und wieder hineinstecken, oder auch wohl zum Fenster hinauswerfen, und zeigt ihm dann solches in dem Spiegel, entweder, daß das Blatt darin stecke, oder daß man es in seiner Karte dafür halte, und dessen Figur in dem Spiegel sehen mache. Hierzu lasse man sich bei einem Kartenmacher einige Karten machen, welche sämmtlich einerlei sind, als sechs und dreißig Blätter Herzkönige, sechs und dreißig Blätter Kreuzzehner ꝛc., von diesen nehme man einige zu sich, und stecke ein Blatt davon gegen das Spiegelglas, wende dann den Spiegel um, oder lege ein Blatt in ein Buch, unter einen Teppich, nachdem man Gelegenheit hat, es zu verbergen. Dann lasse man ein Blatt nehmen, besehen, Andern zeigen, und dann wieder in das Spiel stecken, mischen und zählen. Man spreche einige Worte, um die Kunst zu verbergen, und sage: „Nun soll das Blatt an dem Spiegel stecken, in dem Buche liegen, oder unter dem Teppiche zu finden seyn.“ Wo man es haben will, da findet man die Karte, obgleich nicht eben das Blatt, jedoch ein der Figur nach gleiches

Blatt. Will man dieses Kunststück öfter vorzeigen, so muß man mehrere solche Kartenspiele haben, damit nicht jedesmal ein und dasselbe Blatt herauskomme, und der Meister zu Schanden werde. Man hat sich auch vorzusehen, daß dergleichen Karten Niemanden in die Hände kommen, noch darf man Jemanden in das Spiel blicken lassen; auch muß man die noch übrigen versteckten Blätter insgeheim wieder fortzuprakticiren suchen, damit sie von Niemanden gefunden werden. Dann hat man sich bei Wiederholung des Spiels zu hüten, daß man nicht an einen solchen Ort ein Blatt hin verstecke, wo schon ein anderes verborgen liegt, und dann muß dieses Stück, als ein Hauptstück, jedesmal zuletzt auf den Platz gebracht werden, wenn die Gesellschaft auseinander gehen oder sich entfernen will. — 11) Ein ausgezogenes und wieder vermischtes Kartenblatt zu finden. Man nehme ein ganzes Kartenspiel in die Hand, und mische es, merke aber das unterste Blatt; thue das Kartenspiel unter den Tisch, und zähle davon heimlich oder in Gedanken von oben herab zehn Blätter hinweg, ziehe dann das unterste hervor, und lege es auf die eilfte Karte, und auf diese wieder die zehn abgezählten Blätter. Hierauf nehme man das Spiel wieder hervor, ziehe unten einige Blätter hinweg, und lege sie verkehrt einzeln auf den Tisch, nehme auch oben einige Blätter fort, und lege sie dazu; dann wieder von unten, so auch von oben, welches aber sehr fein geschehen muß, damit es der Andere nicht merkt. Man muß aber die Blätter, welche man von oben herabgenommen, heimlich zählen, damit man davon nicht mehr, oder nicht weniger herabzieht, als zehn, dann ist das eilfte Blatt dasjenige, welches zuerst unten gelegen, und gemerkt worden ist. Man lasse nun Jemanden aus denjenigen Blättern, die man von unten hervorgezogen und oben herabgenommen hat, eins nehmen und besehen; befehle ihm, solches auf dasjenige zu legen, von welchem man

die zehn Blätter oben weggenommen hat, thue dann die andern alle, die man unten hervorgezogen, auch von oben herabgenommen hat, darauf, und mische das Kartenspiel ein wenig, jedoch so, daß diese zwei Blätter nicht von einander getrennt werden. Dann sehe man die Karten von unten her durch, wo die Farben der Blätter sind, und wenn das Blatt kommt, welches zuerst unten gelegen, und das man gemerkt hat, so ist das folgende dasjenige, welches die Person genommen und besehen hat. — **12) Ein Kartenblatt, welches aus einem Deutschen Spiele gezogen, von Jemanden bemerkt, dann wieder eingesteckt und wohl vermischt worden, zu finden und aufzuzeigen.** Man stelle, um dieses Kunststück zu machen, alle Blätter eines Deutschen Kartenspiels aufrecht, so daß keins verkehrt stehe, weshalb auch bloß die Deutschen Karten ihrer Blätter wegen dazu dienen. Man nehme sich aber in Acht, daß die Zuschauer solches nicht merken, daher muß man sich auch nicht in die Karten sehen lassen, wenn sie bereits in Ordnung gebracht worden. Wenn nun die Karten geordnet sind, läßt man Jemanden eine Karte herausziehen und besehen, während dies geschieht, dreht man das Spiel in der Hand um, und läßt das ausgezogene Blatt wieder einstecken. Hierauf mischt man das Spiel eine Zeitlang untereinander, um dadurch den Zuschauern ein Blendwerk vorzumachen. Wenn solches genügend geschehen ist, so sucht man die ausgezogene Karte, welches diejenige ist, die zwischen den andern verkehrt liegt, welche man herausnimmt, und den Zuschauern vorlegt. Man hat bei diesem Spiele zu beobachten, daß wenn derjenige, der eine Karte gezogen hat, solche von ungefähr umkehren sollte, man sogleich das Spiel auch wieder mit Schnelligkeit und unvermerkt umkehren muß, weil sonst die Karte nicht verkehrt eingesteckt würde, und man sie nicht finden könnte. — Auf eine ähnliche Weise kann man ein **gezogenes und bemerktes Karten-**

blatt, welches wieder unter das Spiel (mit Französischen Karten) gesteckt worden, wie folgt, errathen. Man muß, ehe man eine Karte ziehen läßt, die unterste des ganzen Haufens unvermerkt ansehen und bemerken. Wenn solches geschehen ist, und Jemand eine Karte ausgezogen hat, so läßt man ihn solche auf den Tisch legen, und legt dann den übrigen Haufen darauf. Dann hebe man den Haufen ab, und wieder auf, so oft als es beliebt, und als man glaubt, daß es genug sey, den Zuschauern ein Blendwerk vorzumachen. Wenn man nun in dem ganzen Haufen die ausgezogene Karte finden und erkennen will, so darf man nur die unterste, die man bemerkt hat, suchen, und wenn man solche gefunden, so ist die nächst vorliegende Karte die ausgezogene und bemerkte. — **13)** Zwölf Kartenblätter so zu legen, daß man immer vier in einer jeden Reihe zählen kann. Man nehme zwölf Kartenblätter, am besten Bilder, lege sie auf einen Tisch, so, daß man zuerst drei nach einander legt, darunter wieder drei, und zuletzt wieder drei, dann gebe man die übrigen drei Einem der Zuschauer in die Hand, und spreche dabei: Er soll nun diese drei Karten so legen, daß man überall von beiden Seiten, beides zur Rechten und Linken, auch von unten hinauf, als von oben herab, vier zählen könne. Dieses wird aber Keiner können, als der davon Wissenschaft hat. Man nehme hierauf die drei Kartenblätter, lege eins auf das erste Blatt in der obern Reihe, das andere auf das mittlere, und das dritte auf das letzte Blatt in der untern Reihe, so werden von allen Orten her vier gezählt werden können. — **14)** Karten hinter dem Rücken hervorzunehmen, und vorher zu sagen, ob es Bilder, oder keine sind. Man nehme eine Stecknadel, und steche damit die Kartenblätter auf der Rückseite am Rande ein wenig ein, so daß sich eine unbedeutende Erhabenheit bildet, die man mit der Spitze des Fingers fühlen kann, damit dieses aber

nicht bei allen Bildern auffalle, so mache man dieses Merkzeichen nicht an einem gleichen Orte, sondern bei dem einen Bilde oben, bei dem andern in der Mitte, bei einem dritten unten, oder an der Seite, in der Ecke ꝛc. Man lasse nun das Spiel mischen und verdeckt auf den Rücken geben, so kann man jedesmal an dem Stiche fühlen, welches ein Bild ist, ohne daß es Jemand merkt. — 15) Die gezwungener Weise gedachte Karte. Man blättere in großer Geschwindigkeit die Blätter eines Kartenspiels in Gestalt eines Fächers aus, doch so, daß ein Bild, wie z. B. hier der Herzkönig, besonders hervorsieht, die übrigen Blätter aber einander mehr bedecken, so daß sie nicht vollkommen deutlich erkannt werden können. Auf diese Weise hält man dann diesen Fächer einer Person aus der Gesellschaft vor, und läßt sie schnell ein Blatt davon merken, und ohne ihr lange Zeit in der Wahl zu lassen, stoße man die Blätter wieder zusammen, so kann es nicht fehlen, daß die Person sich das Blatt gemerkt haben wird, welches man dazu bestimmte. Hierauf lasse man die Karten mischen, und nenne das hervorgehobene Blatt, hier also Herzkönig, welches die Person unfehlbar sich gemerkt haben wird, da sie keine andere Wahl treffen konnte. Man muß aber bei dem Ausbreiten der Karten sehr vorsichtig seyn, daß alle, außer der Karte, die man will, daß sie gemerkt werden soll, so zu liegen kommen, daß man sie nicht recht erkennen kann, und auf die herausgehobene Karte fallen muß, die man ohne Absicht etwas hervorragend vermuthet. — Dieses Spiel kann man auch dahin abändern, daß man die hervorgehobene Karte, wenn sie von einer Person gemerkt worden, schnell unten hinzubringen sucht, als unterstes und letztes Blatt des ganzen Kartenspiels. Man fasse hierauf dieses Spiel zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, indem man es unten mit der Spitze des Zeigefingers, oben aber mit dem Daumen faßt, so daß man das Spiel nahe an dem

äußeren Rande der Blätter zwischen beiden Fingern eingepreßt hält. Man lasse nun eine Person mit der Hand stark auf das Spiel schlagen, so werden die sämmtlichen Karten des Spiels auf den Tisch fallen, und nur das unterste Blatt wird, als das vorhin gezogene, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger zurückbleiben, um es der Person überreichen zu können. — 16) Die Ordnung sämmtlicher Karten eines vor die Augen gehaltenen Spiels zu nennen. Man drehe unvermerkt das unten liegende und vorher insgeheim bemerkte Blatt um, indem man es oben auf die Karte legt, so daß die Rückseite dieses Blattes auf die Rückseite der übrigen einunddreißig Karten zu liegen komme; dann halte man die Karten so vor die Augen, daß das schon bekannte Blatt nach den Zuschauern hingekehrt sey, die unten liegenden Karten aber nach dem Eskamoteur selbst hingerichtet sind. Indem man nun das schon bekannte Blatt nennt, das man der Gesellschaft als unten liegendes zeigt, so besieht man sich das auf der andern Seite unten liegende, bringt dann das Spiel auf den Rücken, zieht das jetzt besehene hinweg, legt es auf die andere Seite des Spiels auf das zuvor genannte, zeigt dann die Karten wieder, indem man das Spiel abermals vor die Augen hält, und nennt das Blatt wieder; so kann man alle zwei und dreißig Karten des Spiels nennen. — 17) Eine Karte abheben und besehen lassen, dann solche wieder auf das Spiel legen, und machen, daß es eine andere sey. Man kehre einige Kartenblätter von einem ganzen Spiele um, so, daß unten und oben die Karte bedeckt bleibe, lasse eine von oben abheben, besehen, und oben wieder darauf legen. Hierauf nimmt man das Spiel zwischen zwei Finger, bläst und kehrt hierbei unvermerkt die ganze Karte in Geschwindigkeit um, und frägt dann: welche Karte oben aufliege? Die Zuschauer werden nun denken, daß es dieselbe sey, die sie zuvor be-

sehen, und werden beim Abheben das Gegentheil finden. — 18) Einem eine Karte in die Hand geben, die er zuvor gesehen hat; wenn er nun nach einiger Zeit solche wieder besieht, es eine andere sey. Um dieses Kunststück zu machen, muß Einer die unterste Karte des Spiels sehen, die nächstfolgende Karte aber ein wenig herausschießen lassen, oder die erst gesehene zurückschieben, welches bei neuen Karten sehr gut geht, wenn man das Spiel mit der Hand fest umfaßt, und dann mit dem mittlern Finger die Karte ein wenig zurückschiebt, so, daß die zweite nicht gesehene Karte hervortritt, diese zieht man nun unten hervor, giebt sie demjenigen, der sie besehen hat, in die Hand, um solche erst fest zu halten. Dann sagt man nach einigen Minuten, er solle seine Karte besehen, so wird er eine ganz andere finden, als die besehene war, und glauben, daß die Karte in seiner Hand verwandelt worden. — 19) Die Karte anzuzeigen, die eine Person aus dem Spiele gezogen hat. Man läßt eine Person auf eine unvermerkte Weise die lange Karte ziehen, die man in das Spiel gesteckt hat, und die man kennt; man giebt derselben hierauf das Spiel zum Mischen hin, und läßt sie bestimmen: ob man ihr die Karte nennen, oder abheben soll, und auf ihre Antwort handelt man. Man kann ihr auch vorschlagen, daß sie das Kartenspiel in ihre Tasche stecken soll, und man wolle die Karte in derselben finden, welches sehr leicht geschieht, indem man nur die lange Karte, durch das Zusammenhalten des Spiels herauszieht, welches die gemerkte ist. — 20) Die sich verwandelnde Karte. Man läßt auf eine geschickte Art eine Person die lange Karte ziehen, und wenn sie dieselbe angesehen hat, solche wieder in das Spiel stecken. Hierauf nimmt man das Spiel wieder zurück, und läßt die zweite Person eben diese Karte ziehen, und wenn man will auch die dritte und vierte Person. Dann zieht man selbst aus verschiedenen

Orten des Spiels eben so viele Karten, als man Personen hat ausziehen lassen, mit der Vorsicht, daß unter denselben sich eben diese lange Karte befinde, die eine jede Person besonders herausgezogen hat. Man zeigt hierauf alle diese Karten und frägt, ob ein jeder seine Karte dabei sehe. Diejenigen, die sie gezogen haben, antworten dann mit Ja, weil sie alle diese lange Karte sehen; man steckt sie nach diesem wieder in das Spiel hinein, hebt bei der langen Karte ab und zeigt einer von diesen Personen die unterste Karte im Spiele, und frägt sie: ob dieses ihre Karte sey? worauf sie mit Ja antwortet; man schlägt nun wieder mit den Fingern darauf, und zeigt sie einer andern Person, die eben so sagt, und so allen übrigen Personen, welche glauben, daß diese Karte sich nach dem Belieben desjenigen, der diese Belustigung macht, verwandle, und sich nicht einfallen lassen, daß sie Alle einerlei Karte gezogen haben. Sollte die erste Person die lange Karte, die man ihr anbietet, nicht nehmen, so muß man Alle verschiedene Karten ziehen lassen, und wenn man das Spiel selbst abgehoben hat, solche unter die lange Karte liegen lassen und sich stellen als ob man sie jederzeit mische. Hierauf läßt man abheben oder hebt selbst ab bei der langen Karte, und giebt einem Jeden die Karte wieder, die er gezogen hat, jedoch so, daß man die Erste dem Letzten, und so fort bis zu dem Ersten austheilt. — 21) Die vier unzertrennlichen Könige. Man nimmt vier Könige, und unter den Letzten legt man zwei andere gleichgültige Karten, die man aber sorgfältig verbirgt. Hierauf zeigt man die vier Könige, und legt diese sechs Karten so unter das Spiel, daß hinter dem letzten König die zwei andern Karten zu liegen kommen. Man nimmt nun einen der Könige und legt ihn oben auf, eine von den gleichgültigen Karten in die Mitte des Spiels, die andern eben dahin, und zeigt nun der Gesellschaft, daß der letzte König noch unten liegt. Man läßt nun abheben, und da drei Könige unter

dem Spiele geblieben sind, so befinden sich dann die vier Könige beisammen in der Mitte des Spiels. — 22) Die Wirthin und ihre drei Gäste. Man legt heimlich einen von den drei Gästen (Buben) oben auf das Spiel, nimmt die drei andern und eine Dame heraus, und legt sie auf den Tisch. Man zeigt hierauf diese drei Gäste und sagt: „Sehet, hier sind drei lustige Brüder, die es sich sehr wohl haben seyn lassen, und wacker in dem Wirthshause gezecht haben, obgleich keiner von ihnen Geld hat. Sie bereden sich nun durchzugehen, ohne die Wirthin (indem man auf die Dame in Kreuz zeigt) zu bezahlen. Zu diesem Ende sagen sie der Wirthin, daß sie ihnen noch einmal Wein aus dem Keller holen soll, und unterdessen gehen sie davon, der Eine dahin, der Andere dorthin, um die Nachforschung zu erschweren. Unterdessen legt man Einen von den Buben oben auf das Spiel, den Andern in die Mitte, und den Dritten unter dasselbe. Wenn nun die Wirthin wieder erscheint, und sie nicht in der Gaststube findet, so will sie ihnen nachlaufen.“ Man legt zugleich die Dame von Kreuz oben auf das Spiel, läßt abheben, und findet sie wieder mit den drei Buben beisammen. — Man hat nun noch verschiedene andere Kartenkunststücke, die aber hier übergangen werden müssen, weil die bereits angeführten die vorzüglichsten sind. So z. B. kann man auch noch sehr artige Kunststücke machen, wenn man sich Herzen- und Piqueaugen ausschneidet, welches aber so geschehen muß, daß sie nicht sehr auftragen, daher man wohl thut, sich dazu der gespaltenen oder getheilten Karten zu bedienen, die sehr dünn sind. Man klebt nun die ausgeschnittenen Augen, z. B. von Pique, auf eine Herzendrei mit Seife, so wird es eine Piquedrei, und umgekehrt, die Herzenaugen auf eine Piquedrei, so wird es eine Herzendrei. Man zeigt nun die Karten so aufgeklebt vor, welches Niemand, der es nicht weiß, bemerkt, wenn das Aufkleben sehr ebenmäßig geschieht, und ver-

wandelt sie dann, indem man mit einem etwas feuchten Finger die Augen ungesehen abwischt oder abstreift, Pique in Herzen und Herzen in Pique. Dieses kann auch mit einem Herz- oder Piqueaß geschehen, indem man Eins ins Andere verwandelt. — Alle diese Verwandelungen muß man sehr geschickt zu machen suchen, wenn die Belustigungen anziehen sollen, sonst mache man sie lieber nicht, als daß man Andern merken läßt, was für Mittel man sich bedient, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Bei dem Aufkleben der Augen bediene man sich keiner solchen Karten, aus welchen man die Augen ausgelöscht hat, weil die Karten an diesen Plätzen ihren Glanz verlieren; es ist daher weit besser, wenn man sich dergleichen Karten von den Kartenmachern besonders machen läßt, weil man sonst diesen Kunstgriff leicht entdecken kann. Hauptsächlich muß man sich auch bei den Kartenkünsten üben, heimlich in der Hand abzuheben; denn wer dieses gut versteht, braucht nicht das Abheben mit den langen Karten, welche machen, daß man öfters das Spiel verändern muß, weil man sonst merken würde, daß man immer einerley Karte ziehen läßt, wodurch bald das Wunderbare davon wegfallen müßte. Ferner muß man die Spiele Karten, die besonders zubereitet worden sind, immer schnell in die Gaukeltasche oder sonst wohin zu prakticiren suchen, und immer mehrere Spiele neuer Karten bei der Hand haben. Auch vergesse man nie zum Schieben der Karten den Mittelfinger der linken Hand immer feucht zu erhalten, und das ganze Spiel stets so zu fassen, daß man die Karten bequem schieben kann, und sie nicht beim Fortbringen mit dem Finger fest sitzen.

Zahlen- und Rechenkünste. 1) Eine im Sinne genommene Zahl zu errathen. Man lasse Jemanden die Zahl, z. B. 6, die er in Sinn genommen, mit 3 multipliciren, so wäre dieses 18; dieses Produkt dann halbiren, wäre 9, und dessen Hälfte wie-

der mit 3 vervielfältigen, wäre 27. Wenn er nun die Zahl hiervon angesagt hat, so dividire man solche mit 9, und multiplicire das, was herauskommt, mit 2, so giebt das Produkt die Zahl, die sich Jemand in Sinn genommen hat. Z. B. er sagt 27 an, solche durch 9 dividirt, giebt 3, dieses mit 2 multiplicirt, giebt 6, also ist die Zahl 6, die sich Jemand in den Sinn genommen. — Oder es geschieht auf folgende Art. Wenn Jemand die in Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was herauskommt, noch 4 hinzuthut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu diesem Produkte wieder 12 zählt, zuletzt diese Anzahl noch einmal vervielfältiget, und dann 320 davon abzieht, so bleibt, wenn im Ueberflusse zwei Nullen abgeschnitten werden, die in Sinn gefaßte Zahl allein übrig. — 2) Eine ungleiche Zahl zu errathen, die sich Jemand in Sinn genommen. Gesetzt es hat Jemand 7 in Sinn genommen, so giebt diese Zahl mit 3 multiplicirt 21; diese, weil sie ungleich ist, muß noch mit einer Zahl verglichen werden, damit 22 herauskomme, dessen Hälfte dann 11 ist, und dreimal genommen, 33 ausmacht. Nun ist 9 in 33 dreimal enthalten; diesen Quotienten 3 mit 2 multiplicirt, giebt 6, und 1, weil die in Sinn gefaßte Zahl ungleich ist, hinzugethan, macht 7. — 3) Zwei Zahlen zu finden, deren Quadrat zusammen eine Quadratzahl ausmachen. Man multiplicire die zwei Zahlen zusammen, so wird das doppelte Produkt eine der beiden Zahlen geben, die man sucht, und die Differenz ihrer Quadrate wird die andere Zahl anzeigen. Es wären z. B. die zwei gegebenen Zahlen 2 und 3 in einander multiplicirt, giebt 6, das Doppelte ist 12, die Differenz zwischen beiden ist 5. Die Quadrate dieser beiden Zahlen, als von 12 sind 144, von 5 aber 25, zusammen addirt, geben die Quadratzahl 169, deren Wurzel 13 ist. — 4) Eine in einer Summe ausgelöschte oder ausgefallene Zahl wieder

zu finden. Man addire die übrigen Zahlen zusammen, ziehe von der Summe die Zahl 9 ab, was übrig bleibt, ist die ausgefallene Zahl. Zum Beispiel: Es bekommt ein Kaufmann einen Brief, darin sind ihm □06612 Reichsthaler angewiesen; allein die erste Ziffer an der Summe ist durch Aufbrechen des Briefes weggerissen worden, wie soll nun diese weggerissene Zahl wieder gefunden werden? Man addire 6 + 6 + 1 + 2, giebt 15; von dieser 15 ziehe man 9 ab, bleibt 6, als die weggerissene Zahl, so daß die ganze Summe 606612 wäre. — Oder auf folgende Art. Wenn in der Mitte eine Zahl fehlt, als es hätte Einer 3406 Ctr. Waaren gekauft, zu 27 Thaler, und dafür bezahlen müssen 919□2 Thaler; hier wird nun gefragt: welche Zahl ausgefallen ist? Man addire wie vorher 9 + 1 + 9 + 2, welches 21 giebt, davon 9 abgezogen, bleibt 12, von dieser wieder 9, bleibt 3, und diese 3, weil sie in der Mitte steht, wieder von 9, bleibt 6, als die ausgefallene Zahl, also die Summe 91962. — 5) Gleiche und ungleiche Zahlen, die zweien Personen gegeben worden, zu erforschen, welcher die ungleiche und welcher die gleiche Zahl zugekommen. Es wären z. B. 9 und 10, so nehme man zwei andere Zahlen, als 2 und 3, davon eine gleich, die andere ungleich ist; des Einen Zahl läßt man mit 2 multipliciren, des Andern mit 3, was herauskommt, lasse man sich im Zusammenaddiren sagen, oder auch nur die Hälfte, wenn es ohne Bruch geschehen kann, so kann man bald wissen, ob es gleich oder ungleich ist. Gesetzt nun, die Summe wäre gleich, so würde die Zahl, die mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben, wäre es aber ungleich, so würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 herausbringen.

Vermischte Taschenspielerkunststücke. 1) Das durch den Tisch geschlagene Stück Geld. Man muß vorher, unbemerkt, in einer Ecke

eines Schnupftuches einen Pfennig genähet haben; dieses Tuch ziehe man aus der Tasche hervor, und bitte eine Person aus der Gesellschaft, daß sie Einem ein Stück Geld leihen wolle, welches aber von derselben Größe seyn muß, wie der eingenähete Pfennig. Nachdem man solches empfangen hat, so thue man, als ob man es mitten in das Schnupftuch einwickele, behalte es aber in der Hand, und wickele dagegen das in der Ecke des Schnupftuchs vernähete Geld ein, und lasse dann Einen von den Zuschauern fühlen, ob es da sey, welches er beim Anfühlen bestätiget. Man verlange nun von Einem, daß er das Schnupftuch mit dem Gelde unter den auf dem Tische liegenden Hut verberge. Man fordere eine Schale mit Wasser, halte sie unter den Tisch, hebe dann den Hut auf, klopfe oder schlage auf das Tuch, und lasse während des Schlagens das in der Hand, womit man die Schale hält, verborgene Stück Geld in die Schale fallen, so, daß es die Naheſtehenden hören, hebe das Schnupftuch auf, fasse es wohlweißlich bei dem Zipfel, worein der Pfennig eingenähet worden, und schüttele es aus, damit sich ein Jeder überzeuge, daß das Geld heraus ist. Man bringe nun auch die Schale hervor, und zeige das erhaltene Stück Geld darin. Man kann auch noch die gewöhnliche Formel der Taschenspieler: **Hocus Pocus, vade, veni, vola**, indem man auf das Tuch klopft, hersagen. — 2) Zwei Stücke Geld aus den Händen zweier Menschen in die Hand des Einen zu bringen. Man gebe Einem zwei Stücke Silbergeld, jedoch so auf einander gelegt, als wenn es nur eins wäre, und mache ihm dann die Hand geschwind zu; dem Andern giebt man auch ein Stück Geld von gleicher Art oder Größe, und setze die Spitze des Mittelfingers, die man mit Wachs beklebt hat, steif auf das Geld, beuge damit seine Hand unterwärts, und ziehe den Finger schnell an sich, so, daß das Geld, des Wachses wegen, daran kleben bleibt, und in die eigene

Hand wieder übergeht. Da man ihm gleichfalls die Hand geschlossen hat, so wird das harte Drücken des Geldes in der Hand ihn glauben machen, daß er es noch habe. Man läßt nun Beiden noch die Hände fest verschlossen halten, nehme das Zauberstäbchen, und sage: Ich befehle (indem man damit auf die Hand desjenigen klopft, der nichts darin hat), daß dieses Stück sich in die Hand des Andern begebe, und sich beide paaren (indem man mit dem Stäbchen auf die Hand des Andern schlägt). Man läßt nun die Hände Beider zugleich öffnen, und findet das Zauberstück. — 3) Das bezeichnete, zerschnittene, zerrissene, und wieder ganz gemachte Schnupftuch. Man ersuche zwei Personen aus der Gesellschaft, sich der Tafel des Künstlers zu nähern. Man giebt ihnen ein Schnupftuch in die Hand, das sie an den vier Ecken oder Zipfeln halten müssen. Man begehrt nun von der Gesellschaft noch mehrere Schnupftücher, und legt sie alle, wie man sie nach einander empfängt, in das Erste, um aus Allen ein Bündel zu machen. Nachdem man so ein Dutzend auf einen Haufen zusammengeworfen hat, bittet man die beiden Personen das Bündel niederzulegen. Man zieht nun scheinbar aus dem Haufen das erste beste Schnupftuch heraus, übergiebt es einem Dritten aus der Gesellschaft, und ersucht ihn, das Zeichen und die Zahl, wenn solche sich auf dem Tuche vorfinden, zu untersuchen, und mit der Scheere einen kleinen Zipfel abzuschneiden; auch Andere können Stücke davon wegschneiden, wenn es ihnen beliebt, so daß das Schnupftuch gänzlich zerfetzt und in Stücke zerschnitten wird. Man sammelt nun alle Läppchen davon, auf die man ein Pulver streut, oder einen Liquor darauf tröpfelt; legt und bindet sie dann mit einem Bande stark zusammen, damit das Päckchen so klein als möglich werde; dann legt man es unter ein Glas, welches man in der Hand erwärmt. Eine Weile nachher nimmt der Künstler das Schnupftuch

wieder hervor, und legt es auseinander, so wird Jedermann das Zeichen des Schnupftuchs wieder erkennen, und die Zuschauer zum größten Erstaunen nicht den geringsten Riß daran bemerken. Dieses Kunststück, das Aller Augen täuscht, und die Zuschauer in ein angenehmes Staunen versetzt, ist nur einfach. Man ist mit einer Person aus der Gesellschaft einverstanden, die zwei ganz gleiche Schnupftücher haben muß, und eins davon schon vorher dem hinter der Tafel versteckten Gehülfen des Künstlers zugestellt hat, und das andere, womit das Kunststück gemacht wird, auf den Zaubertisch des Künstlers wirft. Man sucht nun dieses Tuch, das man schon kennt, beim Untereinandermischen der abgeborgten Tücher von den Zuschauern so zu legen, daß man es ganz unabsichtlich hervorziehen kann, welches dann auch geschieht. Wenn nun das Schnupftuch zerstückelt, und die Reste auf einen Haufen zusammengeworfen worden sind, legt man sie unter ein Glas, das auf der Tafel neben einer Wand steht. Auf derselben Stelle, wo man das Glas hingesetzt hat, befindet sich eine Versenkung, die sich öffnet, um die zusammengebundenen Trümmer in eine unter der Tafel befindliche Schublade durchfallen zu lassen. Der hinter der Tafel versteckte Gehülfe legt nun auf die Versenkung, statt des zerstückelten, ein anderes ganzes Schnupftuch, und schließt darauf die Versenkung wieder, die vollkommen auf das Loch, das sie deckt, passen muß, so daß sie mit der Tischplatte eins zu seyn scheint, wie auch schon oben, S. 310, angeführt worden. Man kann auch die Trümmer des Schnupftuchs unter einen Hut legen, der die Versenkung bedeckt, und hier dieselbe Wiedererstehung des Schnupftuchs bewirken, indem man die Trümmer durch die Versenkung entfernt, und das andere Schnupftuch an deren Stelle bringt. — 4) Einen Sechser oder Sechsling in der Hand unsichtbar zu machen. Man klebe ein wenig weiches Wachs, jedoch nicht zu dünn, auf den

Nagel des Mittelfingers; lasse dann Jemanden aus der Gesellschaft einen Sechser oder Schilling, Kreuzer, auf die Fläche der Hand, die man jetzt ausgestreckt hinhält, legen, mache die Hand schnell zu, so daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf den Sechser komme. Hierauf spreche man Hocus Pocus etc., öffne schnell die Hand, und halte den Obertheil der Finger mehr unterwärts, als aufwärts, damit die Fläche um so höher komme, so werden sich die Zuschauer verwundern, und nicht wissen, wo der Sechser geblieben ist. Man thue dann schnell die Hand wieder zu, und der Sechser wird sich wieder darin befinden. Man muß dieses Stück vorher mehrere Male einüben. Der Nagel muß so mit röthlichem Wachse beschmiert seyn, daß der Sechser beim Aufdrücken des Nagels auch festklebe. Man kann zwar durch Ausflüchte einem Fehler begegnen, allein unangenehm ist es immer, wenn er geschieht. — 5) Ein Stück Leinenband in vier Stücke zu zerschneiden, und mit Worten wieder ganz zu machen. Man nehme ein Stück weißes Leinenband, welches aber nur schmal, und zwei oder drei Ellen lang ist, und lasse es Jedem, der da will, sehen; dann binde man die beiden Enden zusammen, und nehme das eine Ende in diese, das andere in jene Hand, so, daß der Knoten mitten auf der einen Seite zu sitzen komme. Man mache nun einige Worte, drehe die eine Hand gegen sich, die andere von sich weg, so kann man das Band einmal überschlagen; dann halte man die Enden zusammen, und wende den Daumen und Vorfinger einer jeden Hand zwischen dem Bande, und halte es damit von einander, als wie man beim Zwirne thut, wenn man ihn aufwickelt. Auf solche Weise mache man eine andere Falte, halte dann mit dem Daumen und Vorfinger der linken Hand die andere Falte und auch den Knoten und mit dem Daumen und Vorfinger der rechten Hand die erste Falte, und verlange von Einem aus der Gesellschaft,

daß er mit einem scharfen Messer die Kreuzfäden entzwei schneide, und wenn dieses geschehen ist, so halte man die linke Hand still, und lasse alle Enden, die man in der rechten Hand hält, fallen, so wird man acht Enden sehen, vier oben, und vier unten, und der Faden wird das Ansehen haben, als wenn er in vier Stücke geschnitten wäre. Man sammle nun die Enden, die man aus der rechten Hand fallen läßt, in die linke Hand auf; mit den Fingern derselben muß man aber die Falten immer fest halten. Hierauf stelle man sich, als wollte man mit beiden Enden alle andern Enden aufrollen, die man in der linken Hand hält, während man die zerschnittenen Stücke, deren drei sind, herauszieht, und sie, wie eine kleine Kugel, zusammenrollt, um sie zwischen den Fingern der linken Hand zu verbergen. Man mache nun einige Sprüche, gebe den verwirrten Haufen mit der rechten Hand Einem von der Gesellschaft, lasse ihn selbst fest halten und spreche: Cito, cito, fiat conjunctio. Man lasse sie darauf sehen, und indem sie so eifrig sind, den Ausgang zu erfahren, kann man mit Leichtigkeit die Rolle der vier Enden in die Tasche stecken, so wird man glauben, daß er durch die Kraft der vier Wörter ganz gemacht sey. Wenn dieses Stück mit Aufmerksamkeit und Feinheit gemacht wird, so übertrifft es viele ähnlicher Kunststücke. — 6) Einen Ring auf einen Stecken zu bringen, der an beiden Enden gehalten wird. Man nehme aus der Gaukeltasche ein Stäbchen hervor, auf dem schon ein Ring seyn muß. Dieses Stäbchen greife man in der Mitte so an, daß die Hand den Ring auf dem Stäbchen bedeckt. Man muß nun noch einen zweiten Ring von gleicher Größe, Farbe und Gestalt haben, nur mit dem Unterschiede, daß der auf dem Stäbchen ganz, der andere aber gespalten ist, wie Fig. 9094, zeigt. Man reiche nun das Stäbchen, wie man es gefaßt hat, Einem von den Zuschauern hin, mit der Bitte, die beiden Enden desselben anzufassen; dann

nehme man den gespaltenen Ring, bedecke mit den Fingern die Spalte, und zeige den Zuschauern denselben, als wenn er ganz wäre, klemme ihn mit der andern Hand an eine der Lippen und sprich: Sehet diesen Ring an meinem Munde; dann ziehe man ihn herab, stecke ihn geschwind unten in die Hand, mit der man das Stäbchen gefaßt hat, und halte den falschen Ring sicher. Zuletzt nehme man schnell die Hand von dem Stabe und sage: Sehet, ihr Herren und Damen! da ist der Ring von meinem Munde auf den Stab gebracht, der auf beiden Seiten stets gehalten worden, und das ich durch meine Zauberkraft bewirkt habe. — 7) Einen Pfriemen durch die Stirn zu stechen. Zu diesem Stücke muß man zwei Pfrieme von gleicher Größe und Gestalt haben. Der eine muß so gemacht seyn, daß das Eisen sich ohne gewaltsamen Nachdruck leicht in das Heft drücken läßt, der andere aber sey natürlich, ohne Täuschung, ohne Zurücktritt des Instruments. Diesen werfe man auf den Tisch, daß jeder ihn sehe, daß es kein falscher Pfriem sey. Man hebe ihn wieder auf, lasse ihn heimlich in die Gaukeltasche fallen, und nehme eben so schnell den falschen Pfriem dafür heraus, welches bloß durch die Geschwindigkeit bewirkt wird. Man lasse nun das Haupt etwas rückwärts sinken, und stelle sich, als stieße man den Pfriem langsam in die Stirn hinein, mit Verzerrung des Gesichts. Man muß nun zwischen den Fingern ein mit rother Dinte oder einer Abkochung von Fernambukholz getränktes oder gefülltes Schwämmchen haben, welches man durch das Anlegen der Hand an die Stirn sanft drückt, damit der Inhalt sich auf dem Gesichte verbreitet, und man wirklich die Zuschauer glaubend macht, daß man sich die Stirn durchbohrt habe. Man lasse nun schnell den Pfriem in den Schooß oder in die Gaukeltasche fallen, und nehme dagegen den wahren Pfriem statt des verfälschten heraus, an den man

etwas Blut mit der Hand bringt, und ihn mit einem Tuche abwischt. Bei schneller Ausführung wird man diese Täuschung zu etwas Außerordentlichem machen. Man wische nun auch das Blut von der Stirn ab, indem man spricht: Hocus Pocus, Filias, vade vulnus a fronte. Sehet, ihr Herren! die Stirn ist wieder heil und unverletzt. — 8) Zwei Schellen aus beiden Händen in eine zu bringen. Um dieses zu bewirken muß man drei Schellen haben, von welchen man eine in den linken Aermel steckt. Von den beiden andern nimmt man in jede Hand eine, hält darauf die Hände unterwärts, und bringt unvermerkt die Schelle aus der linken in die rechte Hand; streckt dann beide Hände aus, und begehrt von Zweien, daß ein Jeder eine Hand halten soll, schüttele aber vorher die Hände, und frage sie: ob sie die Schellen in jeder Hand wohl hören können? Die Schelle, welche in dem linken Aermel steckt, wird ebenfalls anschlagen und glaubend machen, man habe die Schelle in der linken Hand. Man kann nun sagen: der vom Glücke Begünstigte wird beide Schellen haben, und der Andere keine; öffne hierauf die Hände, und man wird die Verwandlung oder vielmehr die Ueberraschung gewahren. — 9) Einem Menschen das Haupt abhauen, oder die Enthauptung Johannis. Zu diesem Stücke gehört ein Tisch mit zweien ziemlich weiten Löchern gegen das Ende des Tisches, nebst einer besonderen Decke, den Tisch zu bedecken. Die Decke muß rund herum bis an den Boden reichen; auch müssen zwei Löcher darin seyn, und zwar so, daß sie mit denen im Tische ganz überein kommen. Auch müssen diese Löcher, wie der Tisch, in zwei Theile zerlegt werden können. Nach dieser Zubereitung des Tisches muß man zwei Knaben haben, von denen der Eine mit dem Bauche auf dem Tische liegen, und sein Haupt durch das eine Loch des Tisches und der Tischdecke stecken muß; der andere Knabe muß unter dem Tische sitzen,

und sein Haupt durch das andere Loch hervorstecken. Hierauf lege man ihm eine Schüssel, die man in zwei Theile zertheilen kann, um den Hals oder um das Haupt; damit es aber noch gefährlicher scheine, kann man um des Knaben rechten oder natürlichen Hals einen hölzernen Hals mit einigen Löchern machen, als wenn es Adern wären, und solche mit Lammsblut bestreichen, auch kann man rothe Dinte oder eine Fernambukholzabkochung nehmen, auch muß man in die Schüssel ein wenig Blut oder von der Tinktur gießen, und ein Stück Leder darein legen. Ferner nehme man ein Feuerfaß mit Kohlen oder ein Kohlenbecken, streue darauf etwas Schwefel, und setze es dann vor das Haupt des Knaben. Der Schwefeldampf wird das Haupt ganz blaßscheinend machen, als wäre es ein Todtenkopf, der vom Körper geschieden ist. Dazwischen kann der Knabe Luft schöpfen, ungefähr zweimal, damit es um so schöner ausfalle. — **10) Ein Leinwandtuch anzuzünden, daß es über und über brenne, und dennoch unversehrt bleibe.** Man tauche ein solches Tuch in Kornbranntwein, den man mit etwas Wasser versetzt hat, jedoch nur so viel, als nöthig ist, um das Tuch feucht zu erhalten, wenn der Geist abgebrannt ist; fasse es dann mit einer Zange, zünde es an, und lasse es brennen, bis die Flamme von selbst erlischt, so wird das Tuch zwar dem Ansehen nach brennen und in vollen Flammen stehen, aber nicht verbrennen, ja nicht im Geringsten versehrt werden, weil das Wasser in die Leinwand gezogen ist, und sie noch feucht erhält, wenn der Spiritus abgebrannt ist. — **11) Einen Faden zu verbrennen, an welchem ein Ring hängt, ohne daß der Ring herabfällt.** Man läßt einige Zwirnfäden drei bis vier Tage lang in einem Glase mit Flußwasser weichen, worin ein Löffel voll Küchensalz zergangen ist. Nach Verlauf dieser Zeit nimmt man die Fäden aus dem Salzwasser heraus, und läßt sie ganz

trocken werden. Wenn nun das Stück produzirt werden soll, so nimmt man einen dieser Fäden aus der Tasche, ersucht eine Dame um ihren Ring, zieht ihn auf den Faden, hängt ihn über die Flamme eines Lichts, und der Faden fängt an zu brennen, allein seine Fasern behalten noch in der Gestalt der Asche Stärke genug, den Ring zu tragen, man darf nur die Vorsicht haben, daß der Zwirnsfaden nicht zu lang sey. — 12) Die Gesichter der Gesellschaft scheußlich vorzustellen. Man lasse Kochsalz und Safran in Branntwein zergehen, tauche in diese Flüssigkeit Werg oder Flachs, und zünde es am Lichte an, welches man dann ausbläset. So lange das getränkte Werg brennt, verwandeln sich die weißen Gesichtsfarben in eine grüne Maske, und aus der Röthe der Lippen und Wangen entsteht ein dunkles Olivengrün. — 13) Daß ein Citronenbaum nach dem Begießen Blüten und Früchte vor der Gesellschaft treibt. Man weiche einen frischen Citronenbaum, der schon mehrere Blumenknospen, die noch verschlossen sind, und einige Ansätze zu wirklichen Früchten hat, vier und zwanzig Stunden lang in Weingeist ein, und setze ihn kurz vor dem Versuche in ein irdenes oder anderes Gefäß, welches mit einem Gemisch von zwei Dritteln reiner Gartenerde und einem Drittel ungelöschten Kalk angefüllt ist; dann begieße man ihn mit bloßem Brunnen- oder Regenwasser, jedoch nicht zu sehr auf einmal, sondern nach und nach. So wie sich nun der Kalk nach und nach löscht, so treibt auch der Baum Blüten, und endlich Früchte. So kann man auch vor der Gesellschaft Salatsamen vier und zwanzig Stunden in Branntwein einweichen, ihn nachher in ein Erdreich säen, welches mit dem dritten Theile ungelöschten Kalk vermischt worden, und solches nachher mit einer feinlöcherigen Gießkanne begiessen, so wird der Same in kaum einer halben Stunde ziemlich hohe Salatpflanzen treiben. — 14) Die aus

einem Gewehre abgeschossene Taschenuhr unter dem Leuchter in einer Dose wieder zu finden. Dieses Kunststück haben mehrere Zauberkünstler, als Philadelphia, Pinetti, Camus ꝛc. gemacht. Es gehört dazu ein Gewehr mit einem weiten Laufe, worein eine Taschenuhr sehr gut eingewickelt gesteckt werden kann. Pinetti machte dieses Stück auf folgende Art. Er ließ sich von einem der Zuschauer eine recht große Schnupftabaksdose von runder Form geben, öffnete dieselbe, schüttete den darin befindlichen Tabak heraus auf ein Papier, und wickelte die Dose, nachdem sie wieder mit dem Deckel geschlossen worden, im Angesichte der Zuschauer in Papier, und ließ Einen der Zuschauer einen Bindfaden darum winden, und mit mehreren Knoten verschürzen. So eingepackt und verwahrt stellte er sie auf einen Tisch und darüber einen großen Leuchter. Nun erbat er sich von der Gesellschaft eine Taschenuhr, welche ihm eine Dame überreichte. Er ließ vorher nach der Stunde sehen, die der Zeiger angab, wickelte sie dann gleichfalls in Papier, und ließ sie von einem der Zuschauer mit einer ziemlichen Pulverladung in das große Schießgewehr einladen. Dieser setzte nun, um die Uhr, der Dame wegen, zu schonen, den Ladestock mit vieler Behutsamkeit auf, allein Pinetti leistete ihm mit solchen nachdrücklichen Ladestößen Beistand, daß man fürchten mußte, daß er sie zu tausend Fragmenten zermalmen würde. Er schüttete hierauf Pulver auf die Pfanne, legte das Pulverhorn auf die Seite, und überreichte das mit der Uhr geladene Gewehr Einem aus der Gesellschaft mit der Bitte: auf den Leuchter dasselbe abzufeuern, sich aber zugleich wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht den Künstler treffe und tödte. Der Schuß geschah, und der Leuchter wurde durch den Schuß vom Tische herabgeworfen. Pinetti näherte sich nicht dem Tische, sondern ersuchte einen Zuschauer, die unter dem Leuchter gestandene Dose wieder aus dem Papiere zu

wickeln. Man öffnete dieselbe, und die in das Gewehr geladene Taschenuhr lag unbeschädigt in der Dose. Der Aufschluß dieses Kunststücks besteht nun darin, daß man den Leuchter, unter welchen man die Dose legt, auf eine Versenkung oder Klappe des Tisches setzt, so daß die Oeffnung des Leuchters im Boden die ganze Versenkung einnimmt, worauf nun die Dose zu stehen kommt. Das Gewehr hat nun die Einrichtung, daß unter dem Vorwande: Pulver auf die Pfanne zu schütten, man an eine Feder drückt, wodurch sich ein Loch öffnet, durch welches die Uhr dem Künstler in die Hand fällt, und die zurückschnellende Feder verschließt das Loch wieder. Die Uhr wird dann dem Gehülfen schnell zugesteckt oder in die Gaukeltasche geworfen, wo er sie, da er unter dem Tische steckt, leicht herausnehmen kann. Auch kann man unter dem Vorwande, das Pulverhorn in Sicherheit zu bringen, die darein gesteckte Uhr dem Gehülfen zukommen lassen. Dieser zieht die Versenkung auf, nimmt die Dose heraus, macht den Bindfaden schnell herunter, legt die Uhr in die Dose, schließt sie wieder, macht den Bindfaden wieder herum, den er bloß abzustreifen braucht, also, ohne den Knoten zu öffnen, auch wieder hinauf bringen kann. Während nun die Büchse abgeschossen wird, liegt auch die Dose mit der Uhr wieder an ihrem Orte, und bei der Wegnahme des Leuchters wird die Dose von dem Künstler Einem der Zuschauer übergeben, der sie öffnet, und darin die Uhr findet, welches als ein wahres Zauberstück angesehen wird. — 15) Ein Hemd dergestalt auszuziehen, daß man die Oberkleidung nicht ablegen darf. Man legt das ganze Hemd ausgebreitet vorn auf die Brust, befestiget es oben am Halse wie gewöhnlich, legt die Aermel doppelt über die Arme, und knöpft sie vorn an der Handwurzel zu, als wenn sie wirklich angezogen wären. Hierauf zieht man den Rock über. Das Hemde ist nun vorn so zusammengelegt, als wenn es ganz an-

gezogen wäre, und da man es auch am Halse und an den Händen sehen kann, so wird man keinen Zweifel darein setzen. Wenn man nun das Hemd abziehen will, so bindet man es erst am Halse auf, macht auch die Hemdenknöpfe an den Händen los, und zieht dann einen Aermel nach dem andern gegen den Leib zurück, und wenn dieses geschehen ist, so hebt man schnell das ganze Hemd auf der Brust in die Höhe, so daß man es völlig ausziehen kann. — 16) Die kleine bejahende und verneinende Figur in einer Flasche mit Wasser. Man macht aus einem sehr feinen Korkholze eine kleine Figur, welche höchstens drei Zoll hoch und sehr leicht seyn muß, und läßt sie mit Oelfarbe anstreichen und mit Firniß lackiren. Sie muß zum Gebrauche recht trocken seyn. Man steckt nun ein kleines, gut magnetisch gemachtes Blech hindurch, das von den Füßen bis zum Kopfe hinaufreicht, und so schwer ist, daß diese Figur, wenn sie in das Wasser gestellt wird, immer in einer vertikalen Lage steht, so daß ihr Kopf außer dem Wasser hervorragt, welches man leicht zuwege bringen kann, indem man das kleine Blech mehr oder weniger hineinschiebt, und die Figur auf der einen oder der andern Seite mit kleinen bleyernen Schrotkörnern beschwert, bis man seinen Endzweck erreicht hat. Man nimmt hierauf einen gläsernen Becher, der ungefähr 6 bis 7 Zoll hoch ist, und einen flachen Boden von ungefähr vier Zoll im Durchschnitte hat; man gießt Wasser hinein bis zu einer Höhe von drei Zoll, und wenn man dann diese Figur hineingesetzt hat, so stellt man das Glas auf einen Tisch, worin ein guter Magnetstab verborgen ist, und zwar gerade über dem Orte, wo sich der Becher befindet. Wenn nun nach dieser Verrichtung die Nordseite des Magnets gerade unter dem Becher steht, so wird das magnetische Blech, welches in der Figur steckt, wofern der Südpol desselben an den Füßen der Figur befindlich ist, angezogen, folglich die

Figur ganz unter das Wasser getaucht; zieht man aber den Magnet wieder zurück, so wird sich die Figur wieder über das Wasser erheben, und den ersten Gleichgewichtsstand im Wasser wieder annehmen. Wenn man nun dieses Gefäß auf den Tisch und an denjenigen Ort hinstellt, wo die Nordseite des im Tische verborgenen Magnetstabes sich befindet, so ergreift man die kleine Figur, und zeigt sie den Anwesenden, mit der Bemerkung, daß solche eines Jeden Befehle gehorchen werde. Hierauf setzt man sie in das Wasser, in welchem sich dieselbe ganz untertaucht, und man wirft nun die Frage auf: Ob man beliebe, daß solche mit dem Kopfe über das Wasser hinaufsteigen oder sich völlig umkehren oder stürzen soll? Nach Beschaffenheit der Antwort wird man leicht im Stande seyn, solches zu bewerkstelligen, wenn man heimlich den Magnetstab in Bewegung setzt, und ihn unter dem Becher in die erforderliche Stellung bringt. Es würde überflüssig seyn, alle verschiedenen Belustigungen, welche man mit dieser Figur anstellen kann, hier anzuführen, weil man sich solche leicht selbst ausdenken kann, wenn man nur zum Beispiel voraussetzt, daß solche auf die verschiedenen Fragen, die man derselben vorlegen kann, in Ansehung der Kleiderfarbe, welche das Kleid dieser oder jener Person unterscheidet oder bezeichnet, oder in Betreff der Stunde, die eine Uhr anzeigt, und mehrerer dergleichen Antworten fähiger Fragen, und dann so viel als mit Ja antwortet, sobald sie mit dem Kopfe über das Wasser hervorsteigt. Die folgende Belustigung kann zum Beispiele dienen. Vorausgesetzt, daß die Figur, wenn sie sich über das Wasser erhebt, eine ihr vorgelegte Frage mit Ja, dagegen aber mit Nein beantwortet, wenn sie auf dem Boden des Wassers stehen bleibt, so kann man einer Dame ein Spiel anbieten, in welchem z. B. die breite Karte die Zwanzigste ist, und man läßt diese Person eine Karte nach ihrem Belieben daraus wählen. Hierauf muß man selbst

das Spiel bei dieser breiten Karte abheben, und die Karte, welche herausgezogen worden, wieder dahin legen lassen, wo abgehoben worden ist, worauf diese die Zwanzigste seyn wird, wenn sie aus demjenigen Theile des Spiels genommen worden ist, der unter der breiten Karte ist. Hierauf mischt man das Spiel bis zu der breiten Karte, und nachdem man es auf den Tisch gelegt hat, so fragt man die kleine Taucherin: Kennst du die Person, welche diese Karte herausgenommen hat? Hierauf läßt man sie über das Wasser hinaufsteigen, um dadurch ihr Ja anzuzeigen. Nun setzt man die Frage fort: Ist diese Person ein Kavalier? und nun läßt man die Figur auf den Boden des Wassers hinabsteigen, um das stumme Nein auszudrücken; worauf man weiter frägt: Ist es ein Frauenzimmer? und sogleich läßt man die Figur sich wieder über das Wasser erheben. Endlich frägt man sie: Ob sie auch wisse, die wievielste eine Karte im Spiele sey? und wenn man sie dieses mit Ja hat beantworten lassen, so zählt man ihr dabei die Zahlen von Eins bis zu derjenigen vor, bei welcher die Karte liegt. Und nun läßt man sie in die Höhe steigen, um damit anzuzeigen, daß die genannte Karte diejenige ist, welche man aus dem Spiele herausgenommen hat. — 17) Die in einem Mörser zerstoßene und wieder ganz gemachte Taschenuhr. Man ersucht Jemanden aus der Gesellschaft, ob er nicht seine Uhr zu diesem Kunststücke hergeben wolle, thut solche sogleich in einen Mörser, läßt sie von Jemanden aus der Gesellschaft mit der Keule zerstoßen, und zeigt hernach die zertrümmerten Räder, Spindel, Feder, und andere zerschmetterte Stücke von der Uhr vor, und giebt einige Minuten darauf dem Eigenthümer die Uhr vollkommen unbeschädiget wieder zurück, der sie auch für die seinige erkennen wird. Dieses Stück wird auf folgende Weise gemacht. Man ist mit Einem aus der Gesellschaft einverstanden, dessen Uhr man sich erbittet, und nach der

man sich eine ähnliche schon hat machen lassen, von welcher Qualität man mehrere besitzt, um dieses Kunststück zu andern Zeiten wiederholen zu können. Man setzt nun den Mörser unter einen Hut, der über eine Versenkung oder Falle im Tische gesetzt worden, während welcher Zeit man die Keule oder den Stößer herausnimmt, und der Mitgehülfe Zeit hat, durch die Versenkung die Uhr aus dem Mörser zu nehmen, und sie mit einer andern zu vertauschen, welches er dem Künstler durch ein Merkmal anzeigt, der dann den Hut abnimmt, die Keule in den Mörser legt, und ihn Einem aus der Gesellschaft überreicht, damit er die Uhr zerstampfe. Ist nun dieses geschehen, so nimmt der Künstler den Mörser wieder an sich, zeigt der Gesellschaft die Stücke der zerstampften Uhr, nachdem er sie vorher noch Mehreren aus der Gesellschaft in dem Mörser hat sehen lassen, daß es noch dieselbe ist, und setzt dann den Mörser unter einen Kasten, der an einer andern Stelle des Tisches steht, die gleichfalls eine Falle hat, damit es nicht auffalle. Hier nimmt der Gehülfe die zerstampften Stücke in großer Schnelligkeit heraus, und legt die rechte Uhr wieder hinein. Der Künstler, wieder durch den Umtausch benachrichtiget, spricht nun einige geheimnißvolle Worte bei dem Kasten, deckt ihn auf, nimmt den Mörser, bringt die Uhr heraus, zeigt sie überall herum, und übergiebt sie dem Eigenthümer, der sie als die seinige erkennen wird, da es auch keine andere ist.

Kunststücke mit Eyern. 1) Eyer auf dem Tische während der Mahlzeit zu sieden und zu braten. Man gieße Weingeist in eine Schüssel, zünde ihn an, und schlage Eyer darein, so braten sie. — 2) Eyer in kaltem Wasser zu sieden. Man thue die Eyer in einen Topf, gieße kaltes Wasser darüber; thue dann ungelöschten Kalk in den Topf, und decke ihn zu, so werden die Eyer bald zu sieden anfangen, so daß man sie essen kann. — 3) Eyer in der

Hand zu sieden. Man mache ein Loch in ein Ey, nehme etwas Weißes heraus, und gieße statt desselben guten starken Branntwein darein, kehre dann das Ey in der Hand um; nachdem man es eine kleine Zeit gehalten hat, wird es so, daß man es essen kann. — 4) Daß sich die Eyer am Feuer einander schlagen. Man nehme einige Eyer nach Belieben, mache sie an der Spitze auf, und lasse ein wenig Weißes herauslaufen; thue dann in ein jedes ein wenig Queckſilber, verschmiere die Löcher mit Talk, und bringe die Eyer zum Feuer, so wird man eine lustige Unterhaltung gewahren. — 5) Daß ein Ey auf dem Tische aufrecht stehe. Man nehme ein Ey, rüttle es etwa eine Viertelstunde lang in der Hand, so lange nämlich, bis dessen Dotter zerfahren und vermischt mit dem Weißen ist. Hierauf weiset man es, nachdem man solches heimlich gethan hat, den Zuschauern, setzt es auf einem glatten Tische auf die Spitze nieder, und wiegt es so lange mit beiden Händen bald hier, bald dorthin, bis es endlich stille steht. — Man kann es auch auf folgende Weise machen. Wenn man z. B. in einer Gesellschaft ist, und kann einige Eyer bekommen, so lasse man Alle, die in der Gesellschaft sind, es versuchen, ob sie ein Ey auf der Spitze aufrecht stellen können, indem man dazu eine halbe Stunde Zeit läßt, um es zu versuchen und sich zu bedenken. Während dieser Zeit begebe man sich in ein anderes Zimmer, steche in ein Ey oben und unten ein Loch, und blase das Ey aus. Wenn dieses geschehen ist, so lasse man etwas geschmolzenes Bley hinein, und mache die Löcher desselben wieder gut zu, damit man es nicht merke, so wird das Ey, gleich einem Stehauf von Kork oder Hohlundermark, worunter Bley gemacht worden, auf der schweren Spitze stehen. Man kann auch statt des Bleyes ein Loth Queckſilber nehmen, weil das Schmelzen des Bleyes zu viel Zeit erfordern würde. Der Zweck, den man damit erreicht, ist derselbe. —

6) Daß in einem Eye Feuerflammen entstehen. Man nehme ein Ey, und blase durch ein kleines Loch das Weiße und den Dotter heraus, trockene es an der Sonne, und fülle es mit Schwefel, Salpeter und ungelöschtem Kalke, von jedem gleich viel in beliebiger Quantität. Man mache nun das Loch wieder zu, und werfe das Ey in Wasser, so wird darin eine Flamme entstehen. — 7) Ein Ey in eine enghalsige Flasche zu bringen. Man lege das Ey so lange in scharfen Weinessig, bis es so weich geworden ist, als ein Teig; dann rolle man es in die Länge, und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals der Flasche, darein es kommen soll, gebracht werden kann. Wenn es nun in die Flasche gebracht worden ist, gieße man kaltes Wasser darauf, so bekommt das Ey seine vorige Form oder Gestalt wieder. Der Weinessig macht die Schale weich, daß das Ey in die Länge gerollt werden kann; das Wasser aber erhärtet es, so, daß es sich wieder zusammenzieht, und so ziemlich seine vorige Gestalt wieder annimmt. — 8) Daß sich ein Ey von selbst auf einem Tische hin und her bewege. Man blase ein Ey ganz aus, daß nichts darin bleibe, lasse einen Blutegel in das Ey laufen, und mache die Löcher mit weißem Wachs zu. Da nun der Egel keine frische Luft schöpfen kann, so wird er sich eine lange Zeit in dem Eye hin und her bewegen, und also zur Belustigung der Zuschauer das Ey hin und her treiben. Man muß dieses Spiel nicht zu lange treiben, um den Blutegel noch vor dem Ersticken aus dem Gefängnisse zu befreien, indem man das Ey hinter dem Tische zerschlägt, und ihm so die Freiheit wieder giebt. — 9) Ein Pferdehaar heimlich in ein Ey zu bringen. Man steche mit einer feinen Nadel etwa an der Spitze, oder auch unten, ein kleines Loch durch die Schale und das Häutchen des Eyes, und treibe durch solches nach und nach ein langes Pferdehaar, stopfe darauf das gemachte Loch mit

ein wenig Kreide zu; und lasse das Ey sieden, so wird der, dem ein solches Ey vorgelegt wird, zu seiner größten Verwunderung ein langes Pferdehaar darin finden. — 10) Aus einem Taubenеye eine ausgewachsene Taube hervorgehen zu lassen. Man nehme ein Taubenеy, welches schon angebrütet ist, also ganz dunkel aussieht, zeige es in der Gesellschaft herum, und lege es dann unter einen Hut, der auf der Klappe oder Versenkung liegt. Während nun das Ey hinunter gelegt wird, nimmt der Gehülfe das Ey durch Herabziehung der Versenkung fort, und setzt eine junge, jedoch ausgewachsene Taube darunter Der Künstler spricht nun einige Worte zu dem Hute, und nimmt ihn auf, so erblickt die Versammlung die Taube, aber nicht das Ey.

Magische und phosphorische Künste. 1) Die leuchtenden Züge. Es wird Wenigen unbekannt seyn, daß mit Phosphor gezeichnete Namen und Figuren im Finstern leuchtend erscheinen. Wer aber schon Versuche dieser Art gemacht hat, der wird auch wissen, daß eben diese Züge in der Kälte für sich wenig leuchten, sondern stets gerieben werden müssen, um deutlich sichtbar zu seyn. In der Wärme leuchten sie zwar, aber mit keiner beständigen Deutlichkeit; denn sobald die sie umschwebende phosphorische Atmosphäre durch Bewegung der Luft zerstreut wird, so schnell werden auch sie entweder verschwinden, oder wenigstens verworren erscheinen, bis die Atmosphäre sich wieder gesammelt hat und ruhig geworden ist, und eine öftere Reibung ist auch hier nothwendig. Dieser Unbequemlichkeit hilft man aber dadurch ab, daß man die Buchstaben auf Papier zeichnet, und dieses zwischen zwei Platten von dünnem weißen Glase legt. Hier ist die Deutlichkeit der phosphorischen Züge bis auf das Kleinste vollkommen und beständig; keine Veränderung in denselben; keine Verdünnung, Auseinandertreibung oder Zerstreuung; sie sind zum Entzücken schön, und man hat hier

zugleich den Vortheil, die phosphorische Schrift überall hintragen zu können. Will sie erlöschen, welches oft erst nach einer halben Stunde geschieht, ja, scheint sie schon ganz verloschen, so stelle man die Tafeln gegen einen warmen Ofen, und man wird mit Vergnügen die Buchstaben von Neuem entstehen sehen. Jedes Stäubchen Phosphor wird zum funkelnden Striche, und die ganze Schrift scheint gleichsam zu leben. — 2) Die phosphorische Landschaft. Man lasse einen viereckigen Kasten von Blech verfertigen, der nicht tiefer als 1 Zoll zu seyn braucht, und dessen Oeffnung stelle man sich nun als die Tafel vor, auf welche man die Landschaft malen will. Man bestimme nun, wie weit die Luft reichen, oder in welcher Horizontallinie sie mit dem Lande zusammenstoßen soll. Nach dieser Linie spanne man einen Faden über den Kasten, und lasse auf derjenigen Seite des Fadens, welche für die Luft bestimmt ist, ein Paar Linien unter dem Rande, einen schmalen Blechstreifen bis zum Faden, inwendig an die drei Seiten des Kastens löthen. Man verschaffe sich eine dünne blaue Glasscheibe, und arbeite an einer selbst beliebigen Stelle eine mondförmige Oeffnung hindurch. Diese Oeffnung muß zu der zu zeichnenden Landschaft ein gehöriges Verhältniß haben; denn sie soll den Mond vorstellen, und kitte einen passenden Zirkel von weißem Glase in die Oeffnung. Man thut wohl, wenn man dergleichen Glastafeln auf einer Glashütte bestellt. Wenn man sich damit versehen hat, so kitte man sie auf den Blechstreifen im Kasten fest. Mit dem Rande der Glastafel, welcher den Horizont vorstellt, parallel, ziehe man eine, zwei Linien von demselben entfernte, zweite Horizontallinie auf die Tafel. Nach dieser Linie schneide man mit einer Uhrfedersäge den Rand des Kastens auf beiden Seiten, bis auf die Glastafel, ein, und so weit schneide man ihn auch unterhalb dieser zweiten Horizontallinie rund um den Kasten ab. Man fülle nun einen Theil des Kastens

mit weicher Pomade, und, unter dem Wasser, in ganz kleine Stückchen zerschnittenen Phosphor, welche so gleichförmig, wie möglich, unter die Pomade vertheilt sind, an. Man spanne hierauf über den noch offenen Theil des Kastens eine feucht gemachte, von ihren gröbern Häuten befreite, und recht klare Blase, die von allen Seiten fest an den Kasten, und oben bis zur zweiten Horizontallinie, an die Tafel anschließt. Der Kasten muß zu dem Ende von außen rund herum, einen oder ein Paar Einschnitte haben, in welche der Faden zu liegen kommt, der die Blase festhält. So angefüllt und verdeckt stelle man den Kasten bis zur Hälfte in Sand auf einen warmen Ofen, und lasse die Pomade mit dem Phosphor zusammen schmelzen. Die Gebäude, Bäume, Berge ꝛc. der Landschaft, schneide man aus Kartenpapier, so weit ihre Schatten reichen; die lichteren Stellen oder Halbschatten, aus dünnem Seidenpapiere, oder aus solchem Papiere, zwischen dem die Goldblättchen liegen. Die Fenster schneide man ganz aus, und so auch diejenigen Stellen, welche das volle Licht haben. Man klebe alle diese Theile mit Gummi Tragant an die gehörigen Stellen auf die ausgespannte und vorher getrocknete Blase, so wird man eine sehr schöne phosphorische Landschaft haben, die sich wohl ein halbes Jahr lang erhält. Zuweilen, wenn sie nicht recht leuchten will, darf man nur die phosphorische Pomade wieder auf dem Ofen schmelzen lassen, da sie dann, wo man sie auch hinträgt, wenn es nur nicht zu kalt ist, Stunden lang leuchten wird, mit einem so besonderen falben und doch anmuthigen Lichte, das man sehen muß, um die richtige Empfindung davon zu erhalten. — 3) Ein finsteres Zimmer mit milchweißen Wolken zu erfüllen. Man lasse, wie vorher, in einer Tasse oder in einem andern Gefäße, Pomade und Phosphor zusammenschmelzen. Das Gefäß muß aber während der Schmelzung mit einer Blase überbunden seyn. Wenn man es gebrauchen will,

so mache man die Blase los, und schwenke das Gefäß allenthalben im Zimmer herum. Leichte milchweiße Wolken werden sich durch den Raum verbreiten, und von den am Himmel schwebenden eine schöne Nachahmung liefern. Ist das Schwenkgefäß groß, so erscheint uns der Wolkenmacher unter einer gespenstähnlichen Gestalt mitten im Lichtraume. — 4) Die leuchtenden Hände. Man nehme einer Haselnuß groß von oben genannter Pomade, und wasche sich die Hände damit, so wird man ein wirklich bewunderungswürdiges Schauspiel haben; denn nicht der kleinste Zug in der Hand bleibt im Dunkeln, Alles ist licht, man sieht ein gleichsam figirtes, figurirtes Licht. Man muß die Pomade nur oben abstreichen; denn mischen sich ungeschmolzene Phosphortheile von einiger Größe mit ein, so gerathen sie wegen der Reibung in Brand. Dem Grunde der Pomade ist nie zu trauen. Kommt man so tief, daß man Körner fühlt, so setze man mehrere Pomade, ohne weiter Phosphor darzu zu thun, zu der Mischung, und lasse sie von Neuem zusammenschmelzen. — 5) Die leuchtende Silhouette. Man zeichnet die Silhouette auf ein Brettchen und schneidet sie genau heraus. Man lasse zu diesem Brettchen ein etwas, sowohl in der Länge, als in der Breite, kleineres Kästchen von Blech machen, bedecke es mit einer Glastafel, nachdem man es zuvor bis zur Hälfte mit der leuchtenden Pomade gefüllt hat, und lege jenes Brettchen auf das Glas, so wird die Silhouette sehr schön durch den Ausschnitt glänzen. — 6) Die Silhouette auf einem Lichtgrunde. Die Silhouette wird, wie vorher, aus dem Brettchen herausgesägt, und auf die Glasplatte, welche das phosphorische Kästchen bedeckt, aufgekittet. — 7) Das phosphorische Kartenkästchen. Ein nach der Größe und Gestalt einer Spielkarte geformtes Blechkästchen, wird zum Theil mit der phosphorischen Pomade gefüllt, und diese darin eben ge-

schmolzen, nachdem man zuvor auf einem, unter dem Rande angebrachten, und das ganze Kästchen von Innen umgebenden, schmalen, angelötheten Blechstreifen, eine mattgeschliffene Glastafel gelegt, und leicht darauf befestiget hat. Auf die Glastafel male man mit einer weißen deckenden Farbe die Augen einer Treff- oder Coeurkarte. Die Seite, worauf die Augen stehen, muß nach dem Kästchen hineingekehrt seyn. Man verberge das Kästchen einstweilen in der Tasche; nachdem man die Gesellschaft mit mehreren Kunststücken unterhalten hat, ziehe man es hervor, und stelle es auf den Tisch. Weder von der Pomade, noch von den Augen wird, wegen der Mattigkeit der Glastafel, etwas zu sehen seyn, so lange die Lichter auf dem Tische brennen. Man lasse jetzt einer Person diejenige Karte gezwungen ziehen, welche auf die Tafel gemalt worden, und lösche die Lichter aus, so wird sie ihre Karte, wie einen schwachen Schatten, auf der Glastafel erblicken. Um die größte Deutlichkeit hervorzubringen, stelle man das Blechkästchen lieber auf eine warmgemachte, dicke, eiserne Platte, die man sich zu der Zeit hereinbringen läßt, da man das Kunststück machen will. — 8) Das Feuerwerk im Apfel. Man lasse sich ein Postament von Metall, Holz oder Pappe verfertigen, befestige auf dieses Postament einen Fruchtkorb, und in die Mitte des Bodens eine Röhre von beliebigem Durchmesser, die ganz durch das Postament hindurchsteigt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß diese Röhre eigentlich aus zwei Theilen besteht. Der Untertheil ist etwas kürzer, als das Postament im Lichten hoch ist, ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll kürzer. Er ist am obern Ende mit einigen Schraubengängen versehen, worauf der zweite oder höhere Theil der Röhre aufgeschraubt wird. Auf diesem steht eine dünnere Röhre, deren Umfang im Lichten dem äußeren Umfange einer starken Barometerröhre gleich, ja lieber noch etwas größer ist. Sie ragt über das Postament so viel hervor,

daß sie noch etwas niedriger ist, als ein Apfel von mittlerer Größe. Die Röhren müssen aus einem massiven Stücke Metalls ausgedrehet, und innerhalb gut geglättet seyn. Der Deckel des Postaments kann abgenommen werden, und ist, so wie der Boden des darauf befestigten Fruchtkorbes, in der Mitte, nach dem Umfange der dünnern Röhre, durchbohrt. Zuerst fülle man die Hälfte des untern Theils der Röhre mit nachstehendem Satze. Man nehme gereinigten und zu Mehl gepulverten Salpeter, 2 Unzen, Schwefelblumen, 1 Unze, Kampher, ½ Drachme, pulverisirten Bernstein, ½ Unze, Lindenkohlen, 1 Unze, Benzoeblumen ½ Unze. Den Salpeter, die Lindenkohlen und Schwefelblumen reibe man zusammen in einem steinernen oder gläsernen Mörser, und dann, nachdem Alles zu einem feinen Mehle geworden, mische man den Kampher, Bernstein und die Benzoeblumen mit den Händen dazu, damit der ganze Satz so gleichartig wie möglich werde. Man stampfe diesen Satz fest in die Röhre zusammen, indem man ihn zu gleichen Portionen, etwa Theelöffelweise, in die Röhre schüttet, und mit einem hölzernen, unten flach abgeschnittenen, und oben mit einem flachen Kopfe versehenen Cylinder, jede Portion, vermöge mäßiger Schläge, die man mit dem Hammer auf den Kopf des Cylinders führt, zusammenpreßt. Man führe die Schläge jedesmal so viel als möglich gleich, und bei jeder Portion in gleicher Anzahl. Ist die Röhre bis zur Hälfte voll, so fülle man die noch übrige Leere mit dem folgenden zweiten Satze: Salpeter gereiniget und zu Mehl pulverisirt, 4 Unzen, Storax, 1 Unze, Weihrauch, 1 Unze, Mastix, 1 Unze, Ambra, ½ Unze, Zibeth, ½ Unze, Sägespäne von trocknem Wachholderholze, 2 Unzen, dergleichen vom Cypressenholze, 2 Unzen, Lavendelöl, 1 Unze. Man zertheile die übrigen Species, außer dem Salpeter, so fein als möglich, vermische sie nach und nach mit dem Salpeter, bis die ganze Menge ein durchaus gleichartig

ges Ansehen hat, und dann feuchte man sie mit dem Lavendelöl an. Man lege den Satz in gleichen Portionen in die Röhre, und drücke ihn mit dem Cylinderholze etwas zusammen. Es bedarf hier aber keiner Schläge, weil der Satz wegen des Oels schon leichter zusammenbackt. Man schraube nun die dünne Röhre auf und fülle sie wieder mit dem ersten Satze, lasse aber oben ein wenig Raum übrig. In diesen stopfe man gezupfte Baumwolle, welche mit einem dünnen Muße von zu Mehl zerriebenem Schießpulver und Branntwein getränkt worden, und die man, ehe das Feuerwerk angezündet werden soll, auf der Röhre hat austrocknen lassen. Nimmt man zum Postamente Pappe oder Holz, so muß ein Spielraum zwischen der aufsteigenden Röhre und dem Holze oder der Pappe gelassen werden, damit die eine oder das andere von der erhitzten Röhre keinen Schaden leide. Was die Quantitäten der verschiedenen Species zu den Sätzen betrifft, so sind solche in der Vorschrift zwar bestimmt angegeben, indessen kann man sie eben so gut in kleinen Gewichten nehmen, wenn man nur das Verhältniß beibehält, welches zwischen jenen bestimmten Gewichten Statt findet. Hat man die Sätze in überflüssiger Quantität verfertiget, um für die Zukunft etwas in Vorrath zu haben, so verwahre man sie in gut verschlossene Büchsen oder Schachteln, und an einem trocknen Orte. Das Oel zum zweiten Satze kommt aber nicht eher zu demselben hinzu, bis er wirklich in die Röhre gefüllt wird. Man höhle nun einen Apfel aus, der jedoch so groß ist oder seyn muß, daß er über das von dem Fruchtkorbe hervorragende Ende der Röhre hinweggeht. Man bohre denselben mit einem Hohlbohrer vom Stengel an durch das Kernhaus bis gegen die obere Wölbung hindurch. Man sorge ferner dafür, daß in diesem Kanale ein Spielraum für die Röhre bleibe. Man umhülle nun ein Stückchen Phosphor von der Größe eines großen Nadelknopfes mit dem aus der

Röhre emporstehenden Büschel Zündbaumwolle. Man schiebe nun den Apfel geschickt über die Röhre, und befestige ihn auf irgend eine Art auf dem Boden des Fruchtkorbes. Dieses Alles thue man nun kurz vorher, ehe der Aufsatz aufgetragen wird. Man umpflanze dann den Apfel mit mehreren Arten von Früchten und Blumen. Soll nun das Feuerwerk angehen, so läßt man sich das magische Messer bringen, dessen Klinge von Glas und an der Spitze erhitzt ist, welches die Zuschauer nicht wissen. Man schneide nun mit dem Hintertheile der Klinge, welcher nicht erhitzt ist, den obern Theil von der Krone des Apfels ab, ziehe schnell das Messer vor, und berühre den Phosphor mit der heißen Spitze. Dieser fängt sogleich Feuer, und theilt es der Zündung mit. Das angenehme Funkenspiel dampft einen Wohlgeruch aus, der bald das ganze Zimmer anfüllt. Man lasse das Postament in einem weiten Wassergefäße, welches wie ein Bassin geformt seyn kann oder auf einem großen hölzernen Untersatze, der, mit Gras und kleinen Blumenbeeten verziert, einen Miniaturgarten vorstellt, auf die Tafel tragen, damit die herunterfallenden Funken nicht das Tischgedeck versengen. Bei einer künftigen Wiederholung dieser Belustigung, müssen die Röhren vorher gereiniget werden, weil die harzigen Ingredenzien bei ihrer Abbrennung viel Schmutz absetzen. — 9) Der magnetische Blumenstrauß, der sich immer auf Befehl der Zuschauer öffnet. Die Aeste dieses Straußes können von zusammengerolltem Papiere, weißem Bleche, oder auch von jeder andern Materie seyn, wenn sie nur hohl und leer sind. Dabei wird erfordert: 1) daß sie auf verschiedenen Punkten durchbohrt werden, um dort kleine Stückchen von Wachs anzubringen, die Blumen oder Früchte vorstellen. 2) Daß man diese Wachsstücken in gummirten Taffet, oder sehr feines Leder (auch Goldschlägerhäutchen) einwickele. 3) Daß man diese Umschläge um die Aeste wohl auf-

leime, so daß sie ein Theil davon zu seyn scheinen, oder das Ansehen haben, als ob sie solche verlängerten. 4) Muß man ihnen die Farben von den Blumen und Früchten geben, die sie vorstellen. 5) Muß man das Wachs heiß machen, um es zu gießen, und durch den Stiel des Straußes in die Aeste rinnen lassen. Hat man diese Vorbereitung gehörig gemacht, so pumpt man aus dem Stiele des Blumenstraußes die Luft, so müssen die Umschläge Falten machen, und welken, wie eine zersprungene Blase; bläst man dagegen wieder hinein, so schwellt der Wind, der in die Aeste der Zweige dringt, den Umschlag wie kleine Luftballons an, und giebt ihnen dadurch ihre vorige Gestalt wieder. Wenn man dieses Stück vorstellen will, muß man zuerst alle diese Umschläge mit der Hand ganz leicht zusammendrücken, so, daß sie beinahe nicht gesehen werden können, indem man sie ganz in die Zweige des Straußes hineingehen macht. Zuletzt setze man den Blumenstrauß auf eine Art Bouteille, worin ein kleiner Blasebalg ist, und dessen beweglicher Boden, der durch die Stäbchen im Tische bewegt werden kann, zur Zeit, wo es verlangt wird, diese Umschläge aufbläst. Es soll auch nicht schwer halten, in die Bouteille noch einen Blasebalg zu bringen, der die Luft, die durch den ersten in die Hülsen hineingetrieben wurde, wieder auspumpte, und so die Blumen und Früchte verschwinden ließe. Mehrere dergleichen Kunststücke findet man schon in der Encyklopädie abgehandelt, wie z. B. die magischen Papierschnitzel, Th. 82, S. 297 u. f.: die magische Röhre, Th. 126, S. 117; das elektrische Ringspiel, Th. 125, S. 35 ꝛc. ꝛc. — Die Kunststücke mit den sympathetischen Tinten, s. Th. 78, S. 580 u. f. — Ueber die Taschenspieler und Taschenspielerkünste, so wie überhaupt über alle magische oder Zauberkünste sehe man, außer den schon unter Magie, Th. 82, S. 291 u. f., angeführten Schriften, noch nach:

Wier, de praestigiis, von den Teufeln, Zauberern, Schwarzkünstlern, Teufelsbeschwörern und Hexen. 2 Thle. Frankfurt am Main, 1566.

Athanasii Kircheri magnes s. de arte magnetica. Colon. Agripp., 1673. 4to.

Casparis Schotti e Societ. Jesu, Physica curiosa s. mirabilia naturae et artis. Herbip., 1667. 4to. — Dessen Magia naturalis, de Optica, Acoustica, Mathematica, Physica, cum figur. Bambergae, 1677.

Thom. Brown, Pseudodoxia epidemica, das ist, Untersuchung der Irrthümer des gemeinen Mannes, 7 Bücher, nebst dem Handbuche der wieder zurecht gebrachten Naturkunst, 6 Bücher, von den Irrthümern der Mineralien, Gewächse, Thiere, Menschen, Bilder ꝛc. Aus dem Englischen, mit Kupfern. Frankfurt a. M., 1680.

Cortese, verborgene heimliche Künste und Wunderwerke in der Alchemie, Medizin und Chirurgie.

Die nach astronomischen Lehrsätzen lehrende Chiromantie, bestehend aus Ronphyte Handwahrsagung, Spadons Schauplatz der Curiositäten, und Elzholzens Meßkunst des menschlichen Körpers, mit Kupfern. Nürnberg.

Wagners gewesenen Famuli, des Erzzauberers Faustens Leben und Thaten. Berlin, 1712.

Schalitzens von Aberglauben, Vanitäten und Täuscherei gereinigte Chiromantie und Physiognomie, mit Kupfern. 1716.

Görz, neueröffnete Kunstkammer theophrastischer Geheimnisse, mit Figuren. 1720.

Oracles divertissants des Sibylles, avec un abregé de la Physiognomie, de la Geomance, et explic. des Songes. Bruxel, 1732.

Jobs Anweisung zu den curiösen Wissenschaften, Physiognomie, Chiromantie, Geomantie, Sympathie, Antipathie ꝛc., mit Kupfern. Frankfurt, 1737.

Johann Staricius, Notarius, Heldenschatz, das ist, naturkundliches Bedenken bei vulkanischer, auch natürlich magischer Zubereitung der Waffen des berühmten Helden Achilles, vermehrt durch den fünften, sechsten und siebenten Theil mit Kunststücken. 7te

Ausgabe. Frankfurt und Leipzig, 1743. (Der Inhalt dieser Schrift wird für albern und wahnwitzig ausgegeben, indem sie kein vernünftiges Wort enthalte, als Probe nur Folgendes: Zur Zeit der Conjunktion des Saturns und Merkurs schmelze Bley und Quecksilber, und zur Zeit der übrigen Planetannäherungen, feines Zinn, und hierauf die übrigen Metalle zu einem Ganzen, das ist, Elektrum zusammen, schmiede es, und schreie soldatisch wild folgende Lateinische Verse über den Waffen, indem man sie schmiedet, und gegen sie hauchet:

Ut lupus imbelles violentus territat agnos,
Sic haec incutiant mortalibus arma timorem.

davon werden undurchdringliche Waffen ꝛc.

Joh. Jac. Weckeri de secretis Lib. 17 ex variis autoribus et Milzaldi, Alex. Pedemont. ac Portae secretis, et Zwingeri additionibus. Basileae, 1750. (Wecker und sein Herausgeber Zwinger waren Aerzte, welche in diesem Lateinischen Werke von mehr als zwei Alphabeten in der dritten Ausgabe ein Kunstbuch ohne alle Wahl aus alten Kunstbüchern zusammen gesetzt oder zusammen getragen haben.)

Natürliches Zauberbuch, oder neueröffneter Spielplatz rarer Künste. Nürnberg, 1745, in 8, mit Holzschnitten. (Den Anfang machen einige kurzweilige Spiele der Gaukler und Taschenspieler; dann folgen allerhand Illusionen mit Wasser, Eis, Schnee, Feuer; mechanische Künste, Kartenkünste, Spiele, Rechnungen, geheime Schriften, von Thieren, Pflanzen, Metallen, Farben- und Malerkünsten, Malereyen, Tinten ꝛc.).

Anweisung zum Dechifriren, oder Kunst, verborgene Schriften aufzulösen. Helmstädt, 1755.

Eisvogels neueröffnetes Magazin oder Sammlung allerhand raren Künste 2 Bde. 1756.

Das große Planetenbuch, nebst der Geomantie, Physiognomie und Chiromantie, nebst Figuren, 1757.

Der in vielen Wissenschaften reich versehene curiose Künstler, oder Haus-, Arzney-, Kunst- und Wunderbuch. 2 Bde. in 4., mit Kupfern. Nürnberg, ohne Jahr.

Curieuse Kunst- und Werkschule. 2 Thle. Nürnberg, 1759.

Ingeber, Anweisung, aus den Hauptlinien der Hand des Menschen Gesundheit, Glück und Unglück zu beurtheilen, mit Figuren.

Glücksrad, nach astrologischer Art, auf unterschiedliche Fragen Antwort zu finden, in 4.

Die geheime Kunst zu punktiren, mit Figuren, in 12.

Eintausend und zehn Künste oder der vermischten Sammlung allerhand nützlich- auch lustig- und scherzhafter Curiositäten erster bis zehnter Theil. 1762—66. Jeder einzelne Theil führt den Titel: Zum erstenmal hundert und eine Kunst, oder der vermischten Sammlung allerhand nützlich- auch lustig- und scherzhafter Curiositäten erster Theil. 1762.

Onomatologia curiosa, artificiosa et magica, oder ganz natürliches Zauberlexicon, welches das nöthigste, nützlichste und angenehmste in allen realen Wissenschaften überhaupt, und besonders in der Naturlehre, Mathematik, der Haushaltungs- und natürlichen Zauberkunst, und aller andern, vornämlich auch curieuser Künste deutlich und vollständig nach alphabetischer Ordnung beschreibt, zum Nutzen und Vergnügen der Gelehrten, der Künstler, der Professionisten, der Handwerker und des Landmanns, aus den besten ältesten und neuesten Quellen zusammengetragen von einer in diesen Wissenschaften sich sehr viele Jahre übenden Gesellschaft. 2te Aufl. Nürnberg, 1764.

Vollkommene Anweisung die Taschenspielerkunst auf die leichteste Art zu erlernen, mit Figuren. Frankfurt, 1768.

Neue physikalische und mathematische Belustigungen, oder Kunststücke zum Vergnügen mit dem Magnete, mit Zahlen, aus der Optik, Chemie ꝛc. Aus dem Französischen des Guyot, mit vielen Kupfern. Augsburg, 1772. 7 Bde, in 8 Dieses Werk soll man als das eigentliche Zeughaus der neuern Modemagien, so wie Guyot seine Materialien, was die Zahlenkünste betrifft, dem Bachet de Mesiriac, die optischen Illusionen, dem P. Niceron, und die mathematischen Belustigungen, dem Ozanam zu verdanken hatte.

Aufrichtiger und erfahrener Geomantist, oder geheime Punktirkunst, nebst kabalistischen Tabellen und der Cabbala Aegyptiaca, welche die künftigen Begebenheiten gewiß entdeckt. Berlin, 1774.

Testament de Jerome Sharp, Professeur de Physique amusante etc. Paris. (Das Th. 82 der Encyklopädie, S. 291, angeführte Werk: Neuer Beitrag zur natürlichen Magie ꝛc. ꝛc., ist eigentlich eine Uebersetzung dieses Werkes.)

Amusemens physiques par Pinetti. Paris et à la Haye, 1789.

Der Hexenmeister oder die spielende Magie, mit Kupfern. Berlin, 1796. — Dieses scheint ein neuer Titel zu seyn; denn der alte Titel, unter dem dieses Werk erschienen, ist: Die spielende Magie, in fünf Stücken. Berlin, 1790—93.

Kosmann, Pinetti de Merci physikalische Belustigungen, oder Erklärung der sämmtlichen in Berlin angestellten Kunststücke desselben. Berlin, 1796.

Kerndörfer, der kleine Taschenspieler und Magiker, oder deutliche Anweisung, verschiedene Taschenspiele und magische Täuschungen mit wenigen Kosten zu machen, zur Unterhaltung und Belehrung über manches Unerklärbarscheinende. Mit Kupfern. Pirna. — Carlo Bosco, das Zaubercabinett oder das Ganze der Taschenspielerkunst, enthaltend 67 Wunder erregende Kunststücke, durch die natürliche Zauberkunst mit Karten, Würfeln, Ringen, Kugeln, Geldstücken ꝛc. Zur gesellschaftlichen Belustigung mit und ohne Gehülfen auszuführen. Herausgegeben vom Professor Kerndörfer. — Dessen neuer Camus oder 60 Kartenbelustigungen zu gesellschaftlichen Unterhaltungen in den interessantesten neuesten Kartenkünsten und Kunstleistungen.

Agrippa von Netterheim, das Ganze der Taschenspielerkunst, ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen; zum geselligen Vergnügen. Nach Eckartshausen, Guyot und Pinetti. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. Mit Kupfern.

Der kleine Zauberer, oder 26 belustigende Kunststücke

durch Karten, Würfel, Kugeln, Eyer, Erbsen, Geld und Uhr darzustellen, einen Luftballon zu verfertigen, und die Geheimschrift kennen zu lernen.

A. von Meerberg, der belustigende Kartenkünstler. Eine deutliche Anweisung zu 113 größtentheils noch unbekannten, leicht ausführbaren, höchst überraschenden Kartenkunststücken.

J. Wagner, neuestes und großes Zauberkabinett, und Kunstmagazin, eine Sammlung der unterhaltendsten magischen, chemischen, optischen, arithmetischen, ökonomischen, mechanischen und Kartenkünste. 2 Thle. 30 Bogen. Mit Kupfern. 1816.

Der kleine Taschenspieler, oder Anweisung zu gesellschaftlichen Unterhaltungen in den neuesten Kartenkünsten, dem Becher- und Würfelspiele; nebst den besten physikalischen und mathematischen Kunststücken. Mit 74 Holzschnitten. Taschenformat. Pesth, 1818.

Comtes, Bosko's und Döbler's Zauberkünste, oder natürliche Magie und Taschenspielerkunst für Dilettanten, und zur angenehmen Unterhaltung für Gesellschaftskreise. Nach dem Französischen bearbeitet. Dritte Aufl. Mit 3 Tafeln Abbildungen.

J. H. M. von Poppe, der neue Tausendkünstler und Magiker. Die Beschreibung und Erklärung seiner Künste und vieler Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst überhaupt, nach richtigen physikalischen, chemischen und mechanischen Grundsätzen. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Mit fünf Steintafeln. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, 1839. — Dessen neuer Wunderschauplatz der Künste und interessantesten Erscheinungen im Gebiete der Magie, Alchymie, Chemie, Physik, Geheimnisse und Kräfte der Natur, Magnetismus, Sympathie und verwandte Wissenschaften. Nach den Aufschlüssen der bekanntesten Forscher, von Theophrastus Paracelsus an bis auf die neueste Zeit, volksfaßlich bearbeitet. Mit vielen Abbildungen. 1r und 2r Thl. Auch unter dem Titel: Joh. Nik. Martius gesammelte Schriften über natürliche Magie ꝛc. ꝛc. (30 Bogen und 15 Steintafeln.) Stuttgart, 1839.

Taschenspielerapparat, eine Sammlung der Werkzeuge, Maschinen ꝛc., welche die Taschenspieler, Escamoteurs oder Zauberkünstler zu ihren Vorstellungen gebrauchen. Hierher gehören die verschiedenen Becher zum Muskaten-, Kugel- ꝛc. Spiel, die Eybüchse, die Eychangirbüchse, der Spanische Kegel, die Einschnittbüchse, die Geldbüchse, die mechanische Zauberlaterne, welche bei Tage und Nacht zu gebrauchen ist (s. unter Schattenbild, Th. 140, S. 395 u. f., und die dazu gehörige Figur); die Zaubermühle, welche gemischtes Getreide und andere Sämereyen wieder von einander absondert (s. unter Zaubermaschine, in Z.); das magische Treibhaus, um Samen in kurzer Zeit vor den Augen der Zuschauer wachsen zu machen (s. daselbst); das magische Kästchen, um dadurch manche Verwandlung zu bewirken (s. daselbst); der mechanische Würfelkasten (s. daselbst); der Wahrsagertempel oder das Zauberorakel (s. daselbst); der Zauberbrunnen, welcher Wein, Wasser, Milch, Bier ꝛc. auf Verlangen sprudelt (s. daselbst); die Zauberapotheke (s. daselbst); der Zauberring, das Verwandlungsfaß, aus dem man verschiedene Getränke nach Belieben der Zuschauer zapfen kann; die Wünschelruthe, das Häuschen mit drei Thüren, aus denen nach Belieben eine Kugel läuft, das heißt, nachdem man es verlangt: aus der ersten, zweiten oder dritten Thür; die sympathetische Lampe, der singende Vogel, welcher auf der Mündung einer Flasche sitzt, und auf Befehl mehrere Stückchen pfeift; das wahrsagende Mädchen oder die wahrsagende Syrene im Wasser; mehrere Tische, worunter der Zaubertisch, mit Versenkungen oder Klappen, um die unter einen Hut, eine Glasglocke oder einen Leuchter gelegten Gegenstände zu verwandeln; dann verschiedene zubereitete Kartenspiele, eben so Messer, Pfrieme, Gewehre und Pisto-

len, Degen, Mörser nebst Stößer, Würfel, Eyer, Band, Bindfaden, Flachs, zubereitete Schnupftücher, Muskaten oder Bälle von Kork, Kugeln von Elfenbein; auch gehören hierher die künstlichen Automate, wie der Schachspieler, Flötenspieler ꝛc., die Hohl- und andere Spiegel, die Magnete ꝛc. ꝛc. Mehrere dieser Werkzeuge und Maschinen sind schon oben im vorhergehenden Artikel abgehandelt worden, andere werden unter Zaubermaschine, in Z, vorkommen.

**Taschenspielerkabinett**, das zu den Kunststücken eingerichtete Behältniß der Taschenspieler, welches von der Schaubühne des Publikums abgesondert ist. Als der Ritter Pinetti de Merci im Februar des Jahres 1796, nach Philadelphia, der unter Friedrich dem Großen seine Zauberkünste sehen ließ, in Berlin Vorstellungen gab, wurde das ehemalige Döbbelinische Theater in der Bärenstraße dazu benutzt. Er hatte dieses ehemalige Schauspielhaus dazu geschmackvoll und bequem für die Zuschauer einrichten lassen. Das Parterre war nach einer vortheilhaften Ausmessung erhöhet worden, und die Erleuchtung geschah vermittelst eines prachtvollen Kronenleuchters. Rings um die innern Wände liefen drei Reihen Logen über einander, mit welchen in der dritten Reihe die Gallerie verbunden war. Das Theater selbst war für diejenigen zu beiden Seiten mit Sitzen terassenförmig eingerichtet, welche Alles in der Nähe betrachten wollten. Die Mitte des Theaters bekleidete ein Fußteppich, auf welchem zwei kleine Tische standen, die zu den Versuchen gebraucht wurden, und den Hauptmechanismus verbargen. Sie waren in der Mitte des Tischblattes mit einem rothen Teppiche überzogen, hatten verhältnißmäßig dünne und gut gearbeitete Füße, und schienen nicht im mindesten von gewöhnlichen Tischen abzuweichen. Während des Versuches wurden sie niemals von ihrer Stelle gerückt. An der

Wand im Hintergrunde stand ein ähnlicher Tisch, welcher gleichfalls zu Versuchen gebraucht wurde; links stand eine Art von Putztisch, um die Armleuchter zur Erleuchtung, auch andere Instrumente darauf zu stellen. Oben gewahrte man eine prachtvolle Schlaguhr. Links führte eine Thür zu einem Kabinette, durch welche Pinetti in dasselbe ein und ausging. — Bosko hatte zu seiner Vorstellung einen Saal eingerichtet, und das Zauberkabinett war darin vermittelst einer Spanischen Wand gebildet, die vorn eine solche Oeffnung ließ, daß man bequem die Zauberstücke sehen konnte; denn vor dieser Oeffnung stand ein langer Tisch, gleich einem Ladentische, der vorn mit dunkelgefärbter Wachsleinwand behängt war, so, daß man nur die Platte sah, über welche ein feines weißes Tafeltuch ausgebreitet worden. Darauf standen zwei silberne Armleuchter mit Wachskerzen, die einen magischen Schein über den Tisch verbreiteten, auf dem noch zu beiden Seiten der Leuchter zwei Vasen mit gemachten Blumen standen, und dann verschiedene Apparate zu den Kunststücken, wie z. B. die Becher über einander geschlagen, einige Zaubermaschinen, Würfel und andere Gegenstände. Ein zweiter Tisch von polirtem Holze, stand zur Seite beim Ausgange, dessen Füße gleichfalls verdeckt waren. Auf dem langen Tische wurden die Zauberstücke gemacht, sowohl mit den Bechern, als auch mit Karten und andern Gegenständen, wobei der Künstler sich des Zauberstäbchens bediente, indem er damit die Gegenstände berührte, die sich verwandeln sollten. Auf diese Weise sind nun alle Taschenspielerkabinette eingerichtet, bald mehr, bald minder anziehend, welches auf den Geschmack des Künstlers ankommt. Je mehr er seinem Kabinette Mannigfaltiges geben kann, je anziehender wird es für die Zuschauer. Er muß selbst farbige Steine, Perlen ꝛc., anzubringen suchen, welches einen unbeschreiblichen Glanz und dadurch Reiz verbreitet, indem das Kerzenlicht darauf fällt,

so auch Blumen, mit den lebhaftesten und frischesten Farben. An den Wänden können auch noch sehr vortheilhaft Spiegel angebracht werden, in welchen das Licht reflectirt, und so den Reiz erhöhet; auch die verschiedenen Instrumente und Maschinen müssen vortheilhaft aufgestellt seyn, damit sie in die Augen fallen, und die Zuschauer beschäftigen; denn dadurch wird die Aufmerksamkeit auch von den Händen des Künstlers mehr abgeleitet, sie mehr auf die Dekoration des Zauberkabinetts gezogen, und indem nun der Künstler noch seine Beredsamkeit in das beste Licht setzt, so gewinnt er auch hierdurch freien Spielraum bei seinen Verwandlungen ꝛc.; denn hier beruht das Meiste auf Täuschungen, und wer diese Gabe überall vortheilhaft für seine Kunst zu verbreiten weiß, wird den Beifall des Publikums erhalten. — Der Zauber, welchen man durch die Künste bewirken will, muß durch den Zauber des Kabinetts gleichsam hervorgerufen scheinen, und auch die Zuschauer bezaubern, daher haben auch die Escamoteurs immer ein gewisses magisches Licht über ihre Kunststücke zu verbreiten gesucht, sie immer durch die Umgebung in ein Geheimniß gehüllt, welches zu entschleiern dem Uneingeweihten schwer werden mußte, da seine Augen die mannigfaltigsten Beschäftigungen erhielten, mannigfaltig durch den Wechsel der Kunststücke selbst, wie auch durch den Schmuck des Kabinetts; das Natürliche wird dadurch dem Uneingeweiheten zum Uebernatürlichen, und dieses ist auch das Ziel des Eskamoteurs, welches er zu erreichen strebt, um dadurch seine Kunst zu verhüllen.

**Taschenspielerkunst**, s. oben, S. 291 u. f.

**Taschenspielertisch**, der Tisch, auf welchem der Taschenspieler oder Eskamoteur seine Kunststücke macht, s. oben, unter Taschenspieler und Taschenspielerkunst, und Taschenspielerkabinett. Man hat auch eine Art von Taschenspielertische, worauf man verschiedene

Maschinen, ohne alle Beihülfe der Schwungfedern, der Messingdrähte und des Magnets, unbemerkt und nach Belieben in Bewegung und Gaukelspiel bringen kann. Auf diesem Tische lassen sich Automate vorzeigen, welche sich auf den Befehl der Zuschauer bewegen, magische Lampen, welche in dem Augenblicke, da es verlangt wird, von selbst verlöschen, weil ein Draht den Docht herabzieht, und dergleichen andere Gegenstände. Vergebens argwöhnt man hier geheime Schwungfedern, versteckte Hebel, eiserne Drähte, oder versteckte Magnete; denn von allen diesen Gegenständen ist keiner in diesen Tischen verborgen, da die Tafel von Glas ist und von krystallenen Füßen getragen wird. Auch darf man nicht glauben, daß in einem dieser Automate, wie in dem Flötenspieler, Vogel ꝛc., verborgene Dinge seyen; denn die meisten der Figuren sind aus durchsichtigem Horne gearbeitet, und folglich die Zuschauer augenscheinlich überzeugt, daß kein Thierchen darin versteckt seyn kann. Eine solche Tafel besteht nun aus zwei parallel liegenden Spiegelgläsern, die allenfalls nicht mehr, als ein dicker Zwischenraum von 1 Linie von einander scheidet; ihre beiden Ränder sind aber so geschickt zusammengefügt, daß beide Gläser nur eins auszumachen scheinen. Die obere Glastafel hat in der Mitte ein kleines, kaum bemerkbares Loch, worüber man die Figur stellt; vermittelst eines Blasebalges wird nun der Wind durch den Tischfuß heraufgetrieben, und streift zwischen den beiden Tafelgläsern, von da strömt er durch das Löchchen durch, und so bringt er die Figuren oder Maschinen, sobald und so lange als man will, in die bestimmte Bewegung. — Die Taschenspielertische müssen eine schöne ebene und reine Platte haben, und da sie Klappen oder Versenkungen erhalten, so ist es am best-n, die Platte zu quadriren, das heißt, sie gleich den eingelegten Fußböden mit Quadratfiguren zu bemalen, oder solche vermittelst einer Oelfarbe zu bestreichen, gleich

einem Damenbrette, und dann die Platte mit einem Oelfirnisse zu überziehen; oder man legt die Hölzer ein, und überzieht dann die Platte mit Beize und polirt sie, welches Alles auf den Künstler ankommt, wie er es für gut findet. Die Füße des Tisches werden mit Wachsleinwand umzogen, auch mit einem gewirkten Teppiche, oder mit Oelleinwand, worauf Blumen ꝛc. gemalt worden, um dem versteckten Untergestelle des Tisches durch diese Dekoration ein schönes Aeußere zu geben. Die offene Seite im Innern, oder nach dem Innern des Kabinetts enthält nun den Raum, wo der Gehülfe sitzt, um die Verwandlungen vermittelst der Klappe oder Versenkung im Tische vorzunehmen. Man hat auch Tische, die an eine Spanische Wand gestellt werden, wodurch man die Verwandlungen vornimmt; auch frei stehende Tische, die rings herum mit einem Teppiche umzogen sind, worin der Gehülfe sitzt, welches sich nach der Lage des Kabinetts, überhaupt nach dem Lokale richtet. Dann hat man auch kleinere Tische, die man an die Wand stellt, worauf diejenigen Maschinen gesetzt werden, die nicht auf dem Spieltische stehen können. Das Verzieren der Tische ist schon unter Taschenspielerkabinett angeführt worden. An dem Spieltische hängt auch innerhalb die Gaukeltasche, worein man Alles fallen läßt, welches man schnell aus den Händen verschwinden lassen will. S. oben, unter Taschenspieler und Taschenspielerkunst, S. 304.

**Taschenspielerstück**, Taschenspielerstücke, diejenigen Kunststücke, welche die Taschenspieler den Zuschauern vormachen, und die sich in mechanische, physikalische, magnetische, chemische, mathematische ꝛc. Stücke theilen, wozu nun noch die Geschwindstücke, die mit großer Fingerfertigkeit betrieben werden, kommen, und welche die eigentlichen Taschenspieler-Künste ausmachen. Hierzu gehören: die Spiele mit den Bechern und den Muskaten, die Kartenkunststücke der

mannigfaltigsten Art, die Stücke mit den Eyern, mit Würfeln, mit dem Gelde, mit Ringen, mit den Bändern und Bindfaden, mit Schnupftüchern, mit Gewehren, Pistolen, Uhren, Schnupftabaksdosen ꝛc., mit dem Kopfabschneiden ꝛc. Unter den Stücken, welche Philadelphia, Pinetti, Camus und von Eckartshausen durch die Optik, Mechanik, Elektricität, Magnetismus, Räucherung, Illusion ꝛc. hervorbrachten, gehören folgende zu den merkwürdigen: 1) Die Kunst des Böhmischen Zauberers Zyton, eine Person lebendig zu verschlingen, welches Stück so täuschend, und die Illusion so lebhaft ist, daß man wahrhaft glaubt, die Person werde wirklich verschluckt. — 2) Den scheinenden Mond vom Himmel herabzurufen, daß man denselben nicht mehr am Firmamente, sondern in einer Entfernung von dreißig Schritten auf der flachen Hand zu sehen glaubt. — 3) In einer neblichen Herbstnacht ein vollständiges Hexencarousel am Himmel zu zeigen, daß man glaubt, die Hexen aus den Kaminen auf Besen und Ofengabeln in die Luft steigen zu sehen (Eine optische Blendung). — 4) Durch den elektrischen Funken einen König in ein Aß, und ein Aß in den König zu verwandeln. — 5) Eine Person denkt sich etwas insgeheim, schreibt diese Worte oder den Gedanken nieder, versiegelt es, und die Elektricität schreibt sichtbar jedes gedachte Wort nach. — 6) Durch den elektrischen Funken im Augenblicke dem Pomeranzenöle den stärksten aromatischen Geruch mitzutheilen. — 7) Eine Karte in eine freigewählte Citrone zu bringen. — 8) Einige Worte werden auf einen Zettel geschrieben, der Zettel versiegelt und verbrannt, die Asche in eine Pistole geladen, die Ladung gegen die Wand geschossen, und die geschriebenen Worte stehen an der Wand. — 9) Daß ein Portrait auf der Stelle die Figur desjenigen annimmt, welcher dasselbe besitzt. — 10) Man lasse in ein gewöhnliches Glücks-

rad die gewöhnlichen 90 Nummern werfen, die fünf Nummern von einer Person aus der Gesellschaft ziehen, und bestimme dennoch vorher, welche Nummern die Person herausziehen wird. — 11) Die Jungfernprobe und die Probe der Freundschaft. — 12) Einem Frauenzimmer den Ring vom Finger zu zaubern, und von da in die Tabaksdose einer fremden Person. — 13) In einem Augenblicke Salat wachsen und Roßmarin blühen zu lassen. — 14) Man lade verschiedene Farben, nebst Schießpulver, in die Pistole, schieße solche gegen die Wand los, und mit dem Schusse malt sich eine kleine Landschaft an die Wand. Auf diese Art kann auch derjenige, welcher die Kunst versteht, einen Andern in größter Geschwindigkeit portraitiren. — 15) Ein natürliches Hühnerey dergestalt auszudehnen, daß es eine Länge von zwei Schuhen im Durchmesser erreicht. — 16) Eine Person aus der Gesellschaft zieht eine Karte aus dem Spiele; man läßt hierauf ein frisches Ey hart sieden, und auf magisches Kommando erscheint die Signatur der Karte im Innersten des Eyes, wenn man dasselbe abschält, in Miniatur abgemalt. — 17) Das Bild einer gemerkten Karte im Feuer erscheinen zu lassen, oder im Wasser, oder auf der Haut einer Person. — 18) Aus einer gläsernen Flasche schießen. — 19) Die Kunst sich unsichtbar zu machen. — 20) Verschiedene Menschen in Thiere zu verwandeln. — 21) Das Verschlingen geharnischter Reiter und Heuwagen, nebst Fuhrleuten und dem Wagen. — 22) Mit Hähnen in einem Karren zu fahren oder mit einem Postzuge von Raben. — 23) Ein ganzes Regiment Reiter in Lebensgröße aus einem Ranzen zu schütteln. — 24) Daß man zur nämlichen Zeit an drei oder vier Orten zugleich zu seyn scheine. — 25) Einen Strohhalm aus einem Bunde Stroh herauszubrennen. — 26) Feuer ohne Feuergefahr in Heu- oder Strohscheunen anzumachen. — 27) Das Volteschlagen mit einer und mit beiden Händen. — 28) Das

Zerschneiden und wieder Ganzmachen der Strumpfbänder. — 29) Durch gezogene Karten die Gedanken und Schicksale der Zuschauer zu errathen. — 30) Falsche Kartenmischungen geschickt anzustellen, zu verwechseln, zu verschieben ꝛc. — 31) Ein Trinkglas mit der hohlen Hand, ohne Hülfe der Finger, vom Tische aufzuheben, und so in der Luft zu halten; eben so ein Messer zu halten, vermittelst des Zeigefingers der linken Hand, indessen man den innern Theil der Hand mit dem Messer herauskehrt, damit man zeige, das Messer sey durch nichts an die flache Hand geklebt. — 32) Den Körper unverbrennlich zu machen. — 33) Durch Räucherungen und optische Täuschungen zu machen, daß Menschen ohne Köpfe, oder mit Pferde-, Hunde- oder andern Thierköpfen erscheinen. — 34) Einen gebratenen Kalbskopf auf der Tafel zum Blöcken zu bringen. — 35) Eine Schwalbe im Fluge mit einer gewöhnlichen Pistolenschußladung zu erschießen, und wieder lebendig zu machen. — 36) Eine erhabene Art von Schnitzwerk auf einem frischen Eye anzubringen. — 37) Aus einem unbeschädigten Eye eine Maus hervorlaufen zu lassen, welche sich plötzlich in einen Kanarienvogel verwandelt und lebendig zeigt. Auf ein bloßes Stampfen mit dem Fuße, läßt der Kanarienvogel die Flügel fallen, und bleibt in den Händen des Besitzers oder der Besitzerin todt; bei dem Bedauern des Todes, kehrt derselbe auf das Verlangen des Zauberers ins Leben zurück, sobald die Musik ertönt, bewegt sich nach und nach, fliegt davon, und dankt dem Publikum. — 38) Sechs Leuchter mit ihren Lichtern auf den Tisch zu stellen, wovon drei brennen, drei aber unangezündet an dem Ende des Tisches stehen; hierauf von einem der Zuschauer ein Gewehr mit Pulver laden zu lassen, solches dem Künstler zu reichen, welcher funfzehn Schritte vom Tische entfernt steht, und es auf die drei brennenden Lichter abdrückt, so verlöschen dieselben, und die verlöschten andern drei entzünden sich.

— 39) Ein viereckiges Stück Papier wird an die Wand geklebt, auf welchem ein Hahn, eine Henne, oder ein anderes ähnliches Thier abgemalt ist, davon das Original am andern Ende des Saales steht. Schießt man eine Pistole auf das Gemälde los, so fällt der Kopf des Originals hinter dem Rücken des Schießenden. — 40) Die Ladung einer Pistole mit einer Taschenuhr, die man über einem Spanischen Rohre (Spazierstocke) abschießt. Kaum ist der Schuß geschehen, so hängt die Uhr, ohne im Mindesten verletzt zu seyn, schon am Stockbande des gedachten Rohrs. — 41) Daß ein Zuschauer zwei oder drei Taschenuhren in seiner Hand hält, welche gehen oder stehen bleiben, so wie der Künstler den Befehl dazu giebt. — 42) Die tanzende, verschwindende, und wieder an ihrem Orte liegende Karte, von Pinetti gemacht. Es denkt sich nämlich Jemand aus der Gesellschaft eine Karte. Pinetti nimmt, ohne irgend eine Frage gethan zu haben, ein Kartenspiel, und wirft dasselbe gegen die Wand, die gedachte Karte bleibt nicht nur an der Wand kleben, sondern tanzt auch taktmäßig an derselben umher. Auf das Stampfen mit dem Fuße verschwindet sie, erscheint, so wie die Musik ertönt, in einem Spiegel, geht von da heraus, und nimmt im Kartenspiele gerade den Platz wieder ein, den man entweder verlangt oder sich auch nur denkt. — 43) Man stellt eine Schachtel auf einen kleinen Tisch und legt irgend eine beliebige Nummer von Eins bis Hundert hinein, und der Künstler erräth diese Nummer, ohne irgend eine Frage gethan zu haben. — 44) Ein Geldstück wird in eine hölzerne Dose gethan, welche man vermittelst eines Vorlegeschlosses verschließt. Auf Verlangen der Zuschauer erscheint oder verschwindet das Geldstück. — 45) In einem Säckchen befinden sich 90 numerirte Kügelchen, wie die 90 Nummern bei dem Lotto. Pinetti bekleidet seine rechte Hand mit einem Handschuhe und holt die fünf Nummern heraus, welche sich fünf verschiedene Perso-

nen gedacht haben. — 46) Der Indianische Fasan mit beliebigen Federn, der alle Stücke der Musici im Orchester begleitet. Dieser Fasan befindet sich in einem Blumenkorbe, und wird in die Nähe des Orchesters gesetzt. Sobald die Tonkünstler zu stimmen anfangen, so macht sich derselbe gleichfalls fertig, sie mit seiner Stimme zu begleiten, putzt seinen Schnabel, schwingt die Flügel, und bewegt den Schwanz, athmet auch dabei deutlich, als ob er lebendig wäre. Was man auch für Stücke spielen mag, selbst Phantasien oder eigene komponirte Stücke, sie mögen leicht oder schwer seyn, Alles accompagnirt dieser Fasan mit seiner Stimme. — 47) Der kleine goldene Kopf, der alle vorgelegte Fragen durch Zeichen beantwortet. — 48) Die Figur mit der Verwandlungsschachtel. Die Figur, eine weibliche, hat nämlich eine kleine Schachtel in der Hand, welche sie auf Befehl öffnet, und sich dabei mit dem Kopfe nach derjenigen Person hinwendet, welche das Oeffnen anbefiehlt. Diese ergreift die Schachtel, und überzeugt sich, daß sich darin nichts befindet; sie giebt daher die Schachtel der kleinen Figur zurück, und bestimmt eine Goldmünze, welche sie darin zu sehen verlangt (Dukaten oder Friedrichsd'or); die Kleine gehorcht sogleich auf den gegebenen Befehl, und läßt die gewünschte Goldmünze in der Schachtel sehen. — 49) Das wunderbare Orakel, welches die an dasselbe ergangene Fragen beantwortet. — 50) Das unbegreifliche Trauerspiel. — 51) Der kleine Jäger, welcher mit dem Pfeile diejenige Nummer trifft, die sich Jemand gezogen hat. — Dieses sind unter der großen Anzahl von Kunststücken die merkwürdigsten, außer mehreren, die schon oben angezeigt und erklärt worden sind, um sie selbst machen zu können. Der gut gewählte Wechsel der Stücke ist das Anziehendste bei den Vorstellungen.

**Taschenuhr**, Sackuhr, Fr. Montre, beim Taschenuhr- oder Kleinuhrmacher, eine kleine tragbare Uhr,

welche durch eine zusammengewickelte elastische Stahlfeder getrieben, und in der Uhrtasche oder auch in der Westentasche getragen wird. Der Erfinder dieser Art Uhren war Peter Hele, ein Nürnberger, und die Ausführung dieser Erfindung geschah um das Jahr 1500. Man nannte sie damals Nürnberger Eyer. Man hat Stundenuhren, Minuten- und Sekundenuhren, Repetiruhren ꝛc. Die Taschenuhren sind auf folgende Weise zusammengesetzt. Das Gewerk einer jeden dieser Uhren ist in einem Kreise dergestalt zwischen zwei Böden angebracht, daß die Räder den Raum zwischen denselben ausfüllen. Diese beiden Böden oder runde Scheiben werden durch vier künstlich gearbeitete Pfeiler von einander entfernt, und derjenige Boden, worauf das Zifferblatt ruhet, heißt der Oberboden oder die Oberscheibe, der entgegengesetzte der Unterboden oder die Unterscheibe. Der Unterboden ist etwas kleiner, damit das Werk in das runde Gehäuse paßt. Zwischen dem Oberboden und dem Zifferblatte ist das Weiserwerk angebracht. Die wirkende Kraft einer Taschenuhr hängt von einer Feder ab, und diese ungefähr strohhalmsbreite dünne elastische, in spiralförmigen Gängen um sich selbst herumgewickelte Stahlfeder, Uhrfeder genannt, ist in einem hohlen cylindrischen, mit einem Deckel geschlossenen messingenen Gehäuse, dem Federhause oder der Trommel a, Fig. 9094. Das äußere Ende dieser Feder hat ein Loch, in welches ein kleines, an dem innern Rande der Trommel befestigtes eisernes Häkchen greift. Auch das innere Ende der Feder hat ein solches Loch, in welches ebenfalls ein Häkchen greift, und zwar dasjenige, welches am äußeren Umfange einer kleinen, mitten durch das Federhaus gehenden Welle sich befindet. Der eine Zapfen dieser Federwelle geht durch die eine Platte des Gestelles, welches die Räder und Trommel, Fig. 9094, umschließt, hindurch, und trägt auf der äußeren Fläche

dieser Platte, und zwar auf seinem viereckigen Ende, ein kleines stählernes Sperrrädchen e, Fig. 9095, in dessen Zähne ein kleines Sperrhäkchen einfällt. Mittelst dieses Sperrrädchens wird die Federwelle sammt dem einen Ende der Feder festgehalten. Wird nun das Federhaus a, Fig. 9094, von der rechten gegen die linke Hand zu um ihre Achse gedrehet, so muß sich dadurch die in a liegende Feder in engeren Gängen um sich selbst herumwickeln, und hört man mit Umdrehen auf, so muß sich die Feder, vermöge ihrer Elasticität, nach der entgegengesetzten Richtung wieder in ihren vorigen Raum ausbreiten, und das Federhaus (aber nicht die Federwelle) mit herum nehmen. Vermöge der aus lauter kleinen zusammengenieteten Stahlgliedern bestehenden Kette ist das Federhaus a mit der Schnecke l verbunden, welche die Ungleichförmigkeit des Federzuges corrigirt. Jedes Ende der Kette hat nämlich ein kleines Häkchen, das eine wird in ein kleines Loch gesteckt, welches nahe am obern Rande des Federhauses sich befindet, das andere in ein kleines Loch am Ende des untern Ganges der Schnecke. Letztere selbst liegt mit ihrer Grundfläche auf der Fläche des Rades b des Schneckenrades. Sie kann auf diesem Rade um ihre Achse gedrehet werden. Zwischen beiden Flächen ist ein von der Schnecke bedecktes Gesperre, welches die Umdrehung der Schnecke auf dem Rade b nur nach der Richtung von der Linken zur Rechten erlaubt, und zugleich bewirkt, daß nach der Richtung von der Rechten zur Linken die Schnecke sammt ihrem Rade sich umdrehen muß. Das Sperrrad sitzt unter der Schnecke an deren Grundfläche fest, der Sperrkegel aber, worauf eine dünne Sperrfeder drückt, auf der Fläche des Schneckenrades. Letzteres greift in das Getriebe c des mitten zwischen den Uhrplatten liegenden Minutenrades oder großen Bodenrades d, welches in das Getriebe e des Mittelrades oder kleinen Bodenrades f eingreift. Dieses Rad

greift in das Getriebe g des Kronrades h. Wird daher die Schnecke l und das Schneckenrad h umgedrehet, so laufen auch alle eben genannten Räder und Getriebe um. — Wenn das eine Häkchen der Kette in das kleine Loch des Federhauses hineingesteckt, die Kette dann durch Umdrehung des Federhauses sammt der Federwelle, um die Peripherie dieses Hauses gewunden, zuletzt das andere Häkchen der Kette in das Loch unten an der Schnecke gesteckt, und Kette nebst Feder, vermöge des Gesperres der Federwelle (e Fig. 9093), etwas angespannt worden ist, so wird man leicht folgende Wirkung dieser Theile auf das Räderwerk erkennen. Die Welle der Schnecke hat auf ihrer einen Seite einen ziemlich langen, gewöhnlich durch ein Loch des Zifferblattes gehenden viereckigen Zapfen, denselben, auf welchen man den Uhrschlüssel steckt, wenn man die Uhr aufziehen will. Thut man dieses wirklich, so dreht sich die Schnecke, vermöge ihres Gesperres bloß von der Rechten gegen die Linke auf dem Rade b, Fig. 9094, um ihre Achse, dann wickelt sich die Kette von dem Federhause a ab, und auf die Gänge der Schnecke, bis diese voll sind. Hierbei wird das Federhaus durch den Zug der Kette so viele Male um ihre Achse gedrehet, als sie Kettenumgänge enthielt, und dadurch wird zugleich die Feder in dem Federhause eben so viele Male in engeren Gängen um sich selbst herumgewunden, da die Feder an ihrem innern Ende von der Federwelle festgehalten wird. Ist das Aufziehen zu Ende, so breitet sich die Feder wieder in ihren vorigen Raum aus, welches sie aber nicht so schnell kann, weil sie dabei zugleich von der Linken zur Rechten das Federhaus herumdrehen, eben dadurch die Kette um sich herumziehen, durch die Kette die Schnecke sammt dem Schneckenrade herumdrehen, folglich auch das ganze Räderwerk in Bewegung setzen muß, so lange, bis die Kette sich ganz von der Schnecke ab- und um das Federhaus herumgewickelt hat; dann ist das Werk

abgelaufen. Dieses Ablaufen des Werkes würde aber in kurzer Zeit geschehen, wenn die Uhr keine Hemmung enthielte. Das Kronrad h, Fig. 9094, greift nämlich in das Getriebe des kronenförmigen Steigrades gf, Fig. 9096, und zwischen den Zähnen dieses Steigrades liegen die Lappen m und n der Spindel, die mit ihrem einen Ende in der Mitte des kleinen Schwungrades, der Unruhe l, befestiget ist. Durch das abwechselnde Herauswerfen bald des obern, bald des untern Lappens aus den Zähnen des Steigrades, wird der Umlauf desselben, so wie des ganzen Räderwerks so aufgehalten, daß die Bewegung des Uhrwerks nur langsam geschieht, so langsam, daß die Uhr wenigstens vierundzwanzig Stunden lang in einem Aufzuge gehen kann, ehe sie abgelaufen ist. Die Hemmung bewirkt also denjenigen Zeitverlust, welcher die Maschine zum Zeitmesser erst brauchbar macht. — Jetzt ist auch noch eine Vorrichtung da, welche dem Aufziehen Gränzen setzt; denn wäre dieses nicht der Fall, so würde beim blindlings fortgesetzten Aufziehen gar oft Kette und Feder zerrissen werden. Auf der obern Fläche der Schnecke sitzt, wie man bei l, Fig. 9094, sieht, eine kleine Stahlplatte mit einem Vorsprunge, die Schneckenschnauze, fest, auf der innern, dem Räderwerke, Fig. 9094, zugekehrten Fläche der kreisrunden Uhrplatte ist aber, an einem ganz nahe am Rande der Uhrplatte befindlichen, kleinen messingenen Klöbchen, ein schmales dünnes Stahlstück, wie ein kleiner einarmiger Hebel, der sogenannte Vorfall, auf und nieder beweglich. Dieser Vorfall reicht so weit in das Innere der Uhr hinein, daß die Schneckenschnauze ihn treffen kann, wenn er auf der Fläche der Uhrplatte aufliegt, und die Schnecke beim Aufziehen um ihre Achse bewegt wird. So lange er aber nicht auf der Fläche der Uhrplatte aufliegt, geht die Schneckenschnauze unter ihm hinweg. Damit Letzteres wirklich geschehe, so liegt unter ihm das vordere Ende einer dünnen, mit einer kleinen

Schraube an ihrem hintern Ende festgeschraubten stählernen Druckfeder, die Vorfallfeder. Beim Aufziehen der Uhr streift die von dem Federhause herkommende in die Schneckenzüge sich windende Kette über ihm hin; sie nähert sich ihm immer mehr, so wie sie in höhere Gänge kommt. Endlich streift sie auf ihm hin und drückt ihn; und wenn sie in den letzten Schneckengang gekommen ist, so drückt sie ihn ganz an die Fläche der Uhrplatte, so, daß nun die Schneckenschnauze nicht mehr unter ihm hingehen kann, sondern vorn an ihm stoßen muß. Dieses merkt man jedesmal beim Aufziehen durch einen Ruck. Nun kann man die Schnecke nicht weiter herumdrehen, und das Aufziehen hat ein Ende. So wie die Uhr allmählig wieder abläuft, kommt auch die Kette wieder niedriger und von dem Vorfalle hinweg; schon nach einem Umgange kann die Schneckenschnauze wieder unter dem Vorfalle hingehen. Bei solchen Federuhren, die keine Schnecken haben, wird dem Aufziehen auf folgende Art Gränzen gesetzt. Auf der Federwelle sitzt ein kleiner Arm oder Haken fest, welcher bei jedem Umgange ein kleines Rad um einen Zahn herumdreht, welchen er ergreift. Am Ende des Aufziehens trifft er aber keinen Zahn mehr, den er herumschieben kann, sondern blos eine Erhabenheit (eine ungezahnte Stelle des Rades), auf welche er sich legt, ohne weiter kommen zu können. — Die Anzahl der Räder und Getriebe, so wie deren Zähne und Triebstöcke, werden eben so, wie bei den großen Uhren, bestimmt. Wird die Taschenuhr auch immer nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden aufgezogen, so richtet man sie doch so ein, daß sie achtundzwanzig bis dreißig Stunden in einem Aufzuge geht. Man kann die Uhr so einrichten, daß das Kronrad h, Fig. 9094, in der Minute einmal herumkommt; bedenkt man nun, daß das Minutenrad d genau in der Stunde einen Umgang vollenden soll, daß sein langer, über das Zifferblatt hinausragender Zapfen den Minu-

tenzeiger tragen könne, so muß sich das Kronrad, während eines Umganges des Minutenrades, sechzigmal umdrehen. Man zerfällt das Verhaltniß der Umläufe dieser beiden Räder, nämlich 1 zu 60, wieder in Faktoren, und zwar in $\frac{10}{1}$ mal $\frac{6}{1}$; wählt man dann für jedes der zwei Getriebe e und g sechs Triebstöcke, so verwandeln sich jene beiden Brüche, durch die bekannte Multiplikation der Zähler und Nenner mit 6 in $\frac{60}{6}$ mal $\frac{36}{6} = 60$, und dann würde das Minutenrad d 60, das Mittelrad f 36 Zähne erhalten. Giebt man nun dem Getriebe c des Minutenrades 10 Triebstöcke, dem Schneckenrade b 60 Zähne, so kommt jenes Getriebe $\frac{60}{10} = 6$ Mal herum, während das Schneckenrad nur einmal herumgeht. Da nun das Getriebe c in einer Stunde einmal herumkommt, so braucht das Schneckenrad, folglich auch die Schnecke, sechs Stunden zu einem Umgange. Windet sich die Kette fünfmal um die Schnecke, so macht Letztere während eines Aufzuges fünf Umdrehungen, und weil jede Umdrehung sechs Stunden dauert, so geht die Uhr fünfmal $6 = 30$ Stunden. Taschenuhren, welche in einem Aufzuge acht Tage lang gehen, werden selten verfertiget; solche Uhren erhalten zwischen dem Schneckenrade und dem Minutenrade noch ein Zusatzrad. Wenn z. B. das Schneckenrad von sechzig Zähnen in das Getriebe des Zusatzrades greift, wenn dieses Getriebe zwölf Triebstöcke, das Zusatzrad sechzig Zähne hat, und wenn dieses Zusatzrad das zehnstöckige Getriebe des Minutenrades herum treibt, so macht das Minutenrad dreißig Umdrehungen, während eines Umganges des Schneckenrades; denn $\frac{60}{12}$ mal $\frac{60}{10} = 5$ mal $6 = 30$. Schneckenrad und Schnecke kommen also bei dieser Einrichtung erst in dreißig Stunden einmal herum. Giebt man nun der Schnecke $6\frac{1}{2}$ Umgänge, um welche die Kette sich wickelt, so geht die Uhr $6\frac{1}{2}$ mal $30 = 195$ Stunden $= 8$ Tage 3 Stunden in einem Aufzuge. Man nennt

solche Uhren auch übersetzte; sie erhalten eine stärkere Uhrfeder, als die gewöhnlichen, weil die Feder bei einer vermehrten Anzahl Räder und Getriebe, auch eine größere Kraft anwenden muß. Bei der Bearbeitung ist das nämliche zu bemerken, was bei einer gewöhnlichen Uhr zu beobachten ist; denn der Unterschied beruht nur auf der Berechnung der Zähne und Triebstöcke, und daß sie ein Rad (Zusatzrad) mehr erhält. Auch nach folgender Berechnung kann man diese übersetzte Uhren einrichten. Das Schneckenrad geht vier und zwanzig Stunden in einem Aufzuge, und die Unruhe schlägt wiederum in einer Stunde 17280, und also in vierundzwanzig Stunden 414720 30 : 1 = 414720 : 13824. Hieraus ergiebt sich folgende Berechnung:

| | Zähne der Räder. | Triebstöcke. | Umlaufszeit. |
|---|---|---|---|
| Steigerrad . . . | 15 | 6 | 8 |
| Kronrad . . . . | 48 | 6 | 8 |
| Kleinbodenrad . . | 48 | 6 | 9 |
| Minutenrad . . . | 54 | 10 | 6 |
| Zusatzrad . . . . | 60 | 12 | 4 |
| Schneckenrad . . . | 48 | . | . |

Aus dem Zusammenhange aller Berechnungen ergiebt sich, daß das Minutenrad dieser Uhr in einer, das Zusatzrad in sechs, und das Schneckenrad in vierundzwanzig Stunden einmal umläuft. Erhält also die Schnecke sieben Umgänge, so läuft die Uhr sieben, bekömmt sie acht Umgänge, so läuft die Uhr acht Tage in einem Aufzuge. Durch acht Umgänge wird aber die Uhr ziemlich hoch, und daher wählt man die Anzahl und Zähne der Treibstöcke lieber so, daß die Schnecke nur sieben Umgänge bekommt, und die Uhr dessenungeachtet acht Tage in einem Aufzuge geht, z. B.:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Schneckenrad . . . . . | 60 | — | — |
| Zusatzrad . . . . . | 60 | 12 | 5 |
| Minutenrad. . . . . | 54 | 10 | 6 |

Die übrigen Räder und Getriebe bleiben wie bei der Berechnung einer vierundzwanzigstündigen Uhr. Das Zusatzrad würde in 6, das Schneckenrad aber in 30 Stunden einmal umlaufen. Die Uhr geht also, bei sieben Umgängen der Schnecke, acht Tage und achtzehn Stunden in einem Aufzuge. Das Zeigerwerk, Fig. 9096, ist übrigens bei der Taschenuhr ganz so eingerichtet, und wird auch eben so berechnet, wie das bei den großen Uhren. Bei diesem Zeiger- oder Weiserwerke, welches immer, mit Ausnahme der Zeiger, unter dem Zifferblatte liegt, ist b das Wechselrad, welches in das, in der Figur nicht sichtbare, unter a liegende Minutengetriebe greift; c ist das Getriebe des Wechselrades, in welches das Stundenrad d eingreift, das man mit seinem Rohre, Fig. 9097, noch besonders bemerkt. Die Zeiger gehören über das Zifferblatt. Die Berechnung zu diesem Räderwerke ist leicht. Das Minutenrohr, folglich auch das Minutengetriebe, kommt in einer Stunde einmal herum; das Stundenrad in zwölf Stunden, daher verhält sich die Zahl der Umdrehungen des Stundenrades zu derjenigen des Minutenrades in einer bestimmten Zeit, nämlich in zwölf Stunden, wie 1 zu 12. Zerfällt man nun 12 in die Faktoren $\frac{4}{1}$ mal $\frac{3}{1}$, und multiplicirt man die Zähler und Nenner mit der willkührlich genommenen Anzahl Triebstöcke der Getriebe, z. B. den Zähler des ersten Bruchs mit 12, den Zähler des zweiten Bruchs mit 10, so erhält man $\frac{48}{12}$ mal $\frac{30}{10}$, welches wieder 12 ausmacht. Dann könnte man dem Minutengetriebe 12 Treibstöcke, dem Wechselrade 48 Zähne, dem Getriebe des Wechselrades 10 Treibstöcke, dem Stundenrade 30 Zähne geben; so kommt der richtige Umgang der Zeiger heraus. Hätte man jedes der beiden Getriebe mit 12 Treibstöcken angenommen, so würden die Brüche $\frac{4}{1}$ mal $\frac{3}{1}$ die Form $\frac{48}{12}$ mal $\frac{36}{12}$ erhalten haben, und wenn man dann dem Wechselrade 48 Zähne gegeben hätte, so hätte das

Stundenrad deren 36 erhalten müssen. Kommt das Steigrad in der Minute genau einmal herum, so kann man die Welle desselben auf der einen Seite durch das Zifferblatt gehen lassen, und ihr über einem eigenen in 60 gleiche Theile eingetheilten Kreise, einen besondern Zeiger, den Sekundenzeiger, geben, welcher dann die Sekunden (die 60sten Theile einer Minute) anzeigt. So wie bei den großen Uhren das Pendel der Regulator ist, so ist es die nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von dem berühmten Niederländischen Mathematiker Huyghens erfundene Spiralfeder für die Taschenuhren und andere Unruheuhren; sie corrigirt die von dem Räderwerke herrührenden Ungleichheiten; auch kann man durch ihr Verlängern oder Verkürzen den Gang der Uhr zur Gleichförmigkeit bringen. Das innere Ende der Spiralfeder, eine haardünne, spiralförmig gebogene Stahlfeder, ist, wie man in Fig. 9098 sieht, in der Mitte der Unruhe befestiget, wo ihr Ende in dem Loche eines Rollchens steckt, ihr äußeres Ende a ist aber, vermöge eines Stiftchens, in ein kleines Klöbchen befestiget, das auf der Uhrplatte festsitzt. Wenn nun die Unruhe von der Hemmung zum Hin- und Herschwingen gebracht wird, so zieht sich die Spiralfeder abwechselnd zusammen und wieder aus einander, und eben dadurch erzeugt sie, weil es gleichmäßig geschieht, auch wenn Ungleichheiten des Räderwerkes auf die Unruhe wirken wollten, eine Gleichförmigkeit im Gange der Maschine. Eine längere Spiralfeder bewirkt unter gleichen übrigen Umständen, langsamere, eine kürzere, schnellere Schwingungen der Unruhe. Hierauf gründet sich der Gebrauch der sogenannten Stellung für die Uhrenbesitzer. Etwa der dritte oder vierte Theil eines gezahnten Ringes cc, Fig. 9098, der Stellungsrücker, enthält eine aus zwei ganz kleinen Stiftchen gebildete Klammer b, in welcher der äußerste Gang der Spiralfeder liegt. Wenn die Unruhe schwingt, so

muß man von dieser Klammer b, dem sogenannten Rückklöbchen, bis an den Befestigungspunkt des innern Endes die Länge der Spiralfeder rechnen; rückt die Klammer b näher an a, so wird die Spiralfeder dadurch verlängert; rückt sie weiter von a hinweg, so wird die Spiralfeder dadurch verkürzt. Der zwischen b und a liegende Theil der Spiralfeder schwingt nie mit, ist folglich unwirksam. Wird dieser unwirksame Theil kürzer, so wird die Spiralfeder länger, wird er länger, so wird die Spiralfeder kürzer. Der Rücker cc liegt unter einem auf der Uhrplatte festgeschraubten Theile, dem Stellungsflügel, so, daß er sich darunter verschieben läßt. Seine Zähne greifen in ein kleines Stirnrad d, das Stellrädchen, über welchem mittelst einer Schraube, oder eines Paares Schrauben, die silberne oder versilberte, oder stählere Stellscheibe gedeckt ist. Aus der Mitte dieser Scheibe ragt der viereckige Zapfen des Stellrädchens hervor, auf welchem der Stellzeiger steckt. Je nachdem man nun, mittelst eines auf jenen Zapfen gesteckten Uhrschlüssels, den Zeiger, folglich auch das Stellrädchen, rechts oder links herumdreht, je nachdem wird auch der Rücker mit dem Rückklöbchen b näher nach a zu, oder weiter von a hinweggeschoben, folglich die Spiralfeder entweder verlängert oder verkürzt. Ersteres geschieht, um die Uhr langsamer, Letzteres, um sie geschwinder gehen zu machen. Auf die, in eine willkührliche Anzahl gleicher Theile eingetheilte Stellscheibe steht rechts das Wort Retardé, oder auch wohl nur der Buchstab R, links das Wort Avancé, oder nur der Buchstab A. Dreht man den Stellzeiger nach Retardé zu, so geht die Uhr langsamer, dreht man ihn nach Avancé zu, so geht sie geschwinder; so kann jeder Uhrenbesitzer sie, wenn sie nicht gar zu sehr vom richtigen Gange abweicht, nach und nach zum Richtiggehen bringen. — Die Unruhen sind gewöhnlich aus Messing verfertiget; es giebt aber auch Unruhen von

Stahl, von Gold, und von Platina. Diejenigen von Gold und von Platina sind die besten. Gleich wie man dem Gewichte des Pendels eine linsenförmige Gestalt giebt, damit es mit der Schärfe die Luft durchschneide, und eben deswegen den möglichst geringsten Widerstand der Luft habe, so macht man auch die Unruhe so dünn, wie möglich, und rundet sie nach dem Rande zu ab; sie muß aber doch ihr erforderliches Gewicht haben. Da nun Gold und Platina fast dreimal specifisch schwerer sind, als Messing, so können Unruhen aus einem von diesen edlen Metallen, bei einerlei absolutem Gewichte, wie die Wage es anzeigt, fast dreimal dünner gemacht werden. Die stählernen Unruhen sind nicht blos wegen der specifischen Leichtigkeit des Stahls zu tadeln, sondern auch weil sie dem Rosten ausgesetz sind, und magnetisch werden können. Besonders kann Letzteres sehr störend auf den Gang der Uhr wirken. — Wenn man die Taschenuhr schüttelt, so kann leicht dadurch die Unruhe rechts und links so weit herumschwingen, daß die Lappen der Spindel aus den Zähnen des Steigrades herauskämen, und nicht von selbst wieder zwischen Letztere fielen, folglich der Gang der Uhr unterbrochen würde. Dieses nennt der Uhrmacher Ausschwenken. Man verhütet es durch folgende Einrichtung: In den Ring der Unruhe ist ein ganz kleiner messingener Stift, der Anschlagstift, so fest genietet, daß er auf der untern Fläche der Unruhe vorsteht, und zwar an einer Stelle, welche, wenn die Unruhe stille steht, genau in der Mitte, zwischen den Enden des Stellungsflügels liegt. Dieser Stift setzt dem Herumschwingen der Unruhe Grenzen; denn bei der schüttelnden Bewegung der Unruhe schlägt er gegen die Enden des Stellungsrades; die Unruhe kann daher nicht zu weit, weder rechts, noch links, herumschwingen. Wenn nun aber die Unruhe anhaltend geschüttelt wird, wie dieses wohl beim schnellen Laufen, Reiten ꝛc. geschehen könnte, so müßte die Uhr durch das

beständige Zurückprallen des Anschlagestiftes, folglich durch das zu schnelle Hin- und Herwerfen der Unruhe, zu geschwind gehen, und wenn sie auch sonst ganz richtig ginge. Diese Unvollkommenheit der Steigradsuhren gab gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts dem Engländer Tompion Veranlassung zur Erfindung der Cylinderuhren oder der Taschenuhren mit der Cylinderhemmung. Diese Uhren haben nämlich statt des Kronrades ein gewöhnliches Stirnrad, statt des Steigrades ein ganz besonderes Hemmungsrad mit dreikantigen und hakenförmigen Zähnen, wie Fig. 9099, zeigt, und statt der Spindel, in der Mitte der Unruhe einen kleinen hohlen, stählernen Cylinder, Fig. 9100, der gegen das Cylinderrad hin so ausgehöhlt ist, daß die Zähne des Cylinderrades hineingreifen, und, beim Herumbewegen des Letztern, ihn, folglich auch die Unruhe, zum Hin- und Herbewegen bringen. Dabei können die Zähne jenes Rades nie so aus der Höhlung des Cylinders herauskommen, daß dadurch ein Ausschwenken veranlaßt würde, obgleich der Rand der Unruhe keinen Anschlagstift, wie bei der Steigradsuhr, bekommt. Da die Verfertigung der Cylinderhemmung schwerer und mühsamer ist, als die Steigradshemmung, so ist auch eine Cylinderuhr immer theurer, als eine Steigradsuhr, und da die Reibung der Cylinderradzähne in der Höhlung des Cylinders, so wie, wegen der großen Schwere des Cylinders, der Zapfen des Cylinders in ihren Löchern, stärker ist, als der Steigradszähne an den Spindellappen und der Spindelzapfen in ihren Löchern, so muß der Cylinder und seine Zapfen öfter geschmiert werden, als die Spindelzapfen dieses nöthig haben. In dieser Hinsicht hätten daher die Steigradsuhren wirkliche Vorzüge vor den Cylinderuhren; und dann ereignet es sich auch selten, daß die Taschenuhren eine so gewaltsam rüttelnde Bewegung erleiden, um befürchten zu dürfen, ihr Gang werde dadurch wirk-

lich geändert. Eine Cylinderuhr mit vollkommener guten Einrichtung, fleißiger Bearbeitung, und mit wahrer Kunst eines tüchtigen Meisters verfertiget, ist in allen Lagen und Bewegungen die Akkurateste und Vorzüglichste, eine schlechte Cylinderuhr taugt dagegen gar nichts. Zu Ende des verwichenen Jahrhunderts erschien eine Art tombackener und auch goldener Cylinderuhren von außerordentlicher Flachheit, viele davon mit buntscheckigen Ziffern; wenn man sie öffnete, so sah man vom Werke nichts, als die Unruhe, welche Cylinderuhren auch jetzt in neuester Zeit wieder von Gold vorkommen; allein man will sie nicht empfehlen, da sie zu flach sind, und sowohl das Cylinderrad, als der Cylinder selbst gar nicht regelmäßig gemacht sind; sie werden aber jetzt nicht mehr so häufig fabrizirt. Der Cylinder oder die Spindel an einer jeden Cylinderuhr muß wenigstens alle Jahre gereiniget und frisch gölt werden, wenn die Uhr stets akkurat gehen, und lange dauern soll. Diese Uhren haben überhaupt die Eigenschaft, daß sie, wenn das Oel zähe wird, anfangen langsamer zu gehen, und endlich gar zu stocken. Macht das Kronrad der Steigradsuhr oder das Cylinderrad der Cylinderuhr genau in einer Minute einen Umgang, so kann man die verlängerte Welle desselben über dem Zifferblatte hervorragen lassen, damit sie da auf einem besondern in 60 gleiche Theile eingetheilten Kreise die Sekunden angebe, so wäre die Uhr zugleich eine Sekundenuhr, auch kann man die Uhr zu einer Datumsuhr machen. Die Sekundenuhren sind übrigens von sehr verschiedener Einrichtung. Viele haben einen kleinen Sekundenzeiger in einem kleinen Kreise über der sechsten Stundenzahl, und wenn das Werk sonst gut ist, sind diese noch die brauchbarsten; diejenigen aber, welche den Sekundenzeiger im Mittelpunkte, und das Stunden- und Minutenzeigerwerk besonders in einem kleinen Kreise haben, sind denen anzurathen, die sich oft über die Uhren ärgern

wollen; denn wenn auch das Werk gut ist, so stößt doch der Sekundenzeiger bald an das Glas, bald an das Zifferblatt, bald an den Minutenzeiger an. Diese Uhren haben eine langsame Berechnung, das heißt, ihr Schlag ist nicht so geschwind, als an einer gewöhnlichen guten Uhr, und Uhren von dieser Einrichtung gehen selten akkurat. Dieses kann man aber auch von vielen gewöhnlichen Uhren sagen, die eine solche falsche Berechnung haben, welches man auf folgende Art erfahren kann: Erstlich beobachte man die Uhr und sehe, ob sie binnen vier und zwanzig Stunden ziemlich akkurat geht, findet man, daß sie nicht sehr abweicht, so halte man sie mit einer bekannten guten Uhr an die Ohren, hört man nun, daß die eine so geschwind, als die andere schlägt, so ist die Berechnung richtig, hört man aber, daß die, so man probiren will, viel langsamer schlägt, so ist die Berechnung falsch. Gewöhnliche gute Uhren machen zwischen sechzehn bis achtzehn tausend Schläge in einer Stunde, die aber nur vierzehn bis fünfzehn tausend machen, sind unsicher; die äußere Bewegung wirkt auf den langsamen Schwung der Uhren sehr ein, so daß dergleichen Uhren sehr oft abweichen. — Uebrigens wird Jeder wohl einsehen, daß hier bei den Sekundenuhren der Hauptzweck der eigentlichen Taschenuhr, die Stunden und Minuten zu zeigen, dabei nur Nebensache ist, oder er wird nämlich als solche betrachtet, darum bringt man sie auch in einem sehr kleinen Kreise an, welches bei trübem Wetter wegen der Kleinheit der Zeiger und Ziffern von Manchem nicht gut erkannt werden kann, der Nebenzweck aber, die Sekundenzeigung, ist hier zur Hauptsache gemacht, und füllt das ganze Zifferblatt aus. Man hat noch mehrere Arten von Sekundenuhren, z. B. wo der Stunden-, Minuten- und Sekundenzeiger alle aus einem Mittelpunkte sich bewegen. Diese sind freilich schicklicher, sie gehören aber schon unter die sehr künstlichen Werke, und müssen in Absicht der Zeiger sehr in

Acht genommen werden, daß sie nicht auf einander hängen bleiben. Die Sekundenuhren sind nur für Astronomen, Ingenieurs und Aerzte brauchbar. Ein Hemmhaken, welchen man bei vielen Sekundenuhren antrifft, und mit welchem man das ganze Werk aufhalten kann, ist sehr brauchbar. Was die Datumsuhren betrifft, die den Monatstag zeigen, so sind sie so beschaffen, daß das Werk nicht leicht stocken kann; allein die Zeiger müssen fest stehen, daß sie keine Verwirrung machen, auch muß nie vergessen werden, sie zur gehörigen Zeit aufzuziehen; denn weil der Wechsel des Monatstages stets um Mitternacht vor sich gehen muß, so kann es leicht kommen, daß wenn man das Aufziehen vergißt, und die Uhr zwölf Stunden stille steht, der Datum dann zu Mittage wechselt, und man auf diese Art des Vormittags einen andern Datum, als des Nachmittags hat. Man giebt hierbei folgenden Rath. Ist die Uhr des Abends vergessen worden aufzuziehen, so daß sie etwa in der Nacht um zwölf Uhr abgelaufen ist, so wartet man mit dem Aufziehen bis zum folgenden Abende, thut dieses vor dem Schlafengehen, und rücke den Minutenzeiger die paar noch fehlenden Stunden zurück. Ist sie aber früh, etwa um drei oder vier Uhr, stehen geblieben, so ziehe man sie bald nach dem Aufstehen auf, und rücke den Minutenzeiger die paar noch fehlenden Stunden vorwärts. Ist sie aber an einer Tagesstunde, z. B. Nachmittags um drei, vier oder sechs Uhr stehen geblieben, so ziehe man sie nicht früh um sechs Uhr, sondern den andern Tag um dieselbe Stunde auf, an welcher sie stehen geblieben ist. Der Datumszeiger läßt sich bei den jetzigen Datumsuhren leicht fortrücken, man darf ihn nur mit einer Nadel, oder sonst etwas derselben Ähnlichem anrühren, so springt er bis zur folgenden Zahl. Bei den Uhren von der alten Art, wo derselbe durch ein Loch im Zifferblatte durchschimmerte, mußte derselbe auch mit einer Nadel fortgeschoben werden, welches jedesmal nöthig ist, wenn

der Monat nur dreißig Tage hat, daß man die ein und dreißigste Zahl fortschieben muß. Was nun die Construktion der Datumsuhren betrifft, so denke man sich hier auf der Fläche des Stundenrades d ein anderes Rad, das erste Datumsrad, etwa von achtzehn Zähnen, festsitzend, und dieses Rad eingreifend in ein besonderes Rad, das zweite Datumsrad, mit der doppelten Anzahl, folglich mit sechs und dreißig Zähnen. Dieses Rad ist auf einem kleinen glatten Stifte der Uhrplatte beweglich, und gebraucht zu einer Umdrehung vier und zwanzig Stunden, weil das Stundenrad in zwölf Stunden einmal herum kommt. Ueber das Rohr des Stundenrades ist wieder ein besonderes Rad, das dritte Datumsrad, welches ein und dreißig schräge, sägeförmige Zähne hat, gestürzt. Dieses Rad hat ein kürzeres Rohr, als das Stundenrohr, über welches es mit Spielraum paßt, so, daß es auf demselben ganz willig herumgeht. Das Rohr ist kürzer, als das Stundenrohr, weil es bestimmt ist, den Datumszeiger unter dem Stundenzeiger zu tragen. Die schrägen Zähne dieses Datumsrades reichen über einen Theil der Fläche des zweiten Datumsrades bis zu einem kleinen Stifte hin, welcher auf diesem zweiten Datumsrade festgenietet ist. Bei dem Herumbewegen des Letzteren trifft der Stift jedesmal einen Zahn und schiebt ihn fort. Da nun das zweite Rad in vier und zwanzig Stunden einen Umgang macht, so thut dieses auch der Stift; er dreht immer nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden das dritte Datumsrad um einen Zahn, folglich um $\frac{1}{31}$ des ganzen Umfanges, herum. Damit das Herumdrehen mit Stetigkeit und ohne ein Zurückrutschen geschehe, so liegt ein Haken oder Einfall zwischen zwei Zähnen des dritten Datumsrades, und dieser Haken wird von einer schwachen Druckfeder hineingedrückt. Sie giebt nach, und läßt den Haken zwischen zwei benachbarten Zähnen fallen, wenn der Stift des zweiten Datumsrades das dritte oder

Zeigerdatumsrad um einen Zahn weiter schiebt. Befinden sich nun alle diese Räder an ihrem gehörigen Platze, ist das Zifferblatt darüber gelegt und befestiget, und der Datumszeiger auf sein Rohr gedrückt, so stecke man einen Schlüssel auf den viereckigen Zapfen des Minutenrades, und drehe es so lange herum, bis der Datumszeiger von einer Zahl des in ein und dreißig Theile getheilten Datumskreises bis zur andern überspringt, ein Zeichen, daß so eben der bewußte Stift des zweiten Rades einen Zahn des dritten weiter geschoben hat. Nun steckt man den Stundenzeiger auf 1 des Stundenkreises, und den Minutenzeiger auf 60 des Minutenkreises. Dreht man nun mit dem auf das Minutenrohr gesteckten Uhrschlüssel die Zeiger so weit herum, bis sie auf die Stunde und Minute kommen, welche es gerade an der Zeit ist, von 1 des Nachts an gerechnet, so wird der Datumszeiger alle Nacht von 12 bis 1 Uhr um eine Datumszahl weiter springen, und so wird die Uhr immer ordentlich das Datum anzeigen. Nun hat aber der Februar 28 (im Schaltjahr 29) Tage, April, Juni, September und November haben jeder 30 Tage. Der Datumszeiger wird also z. B. nach dem 28sten Februar immer auf 29, nach dem 30sten Juni auf den 31sten, statt auf den ersten, springen. Da muß man denn freilich mit einem kleinen Hölzchen nachhelfen, und ihn auf den 1sten bringen. Indessen giebt es auch recht künstliche Datumswerke, wo dieses gleichsam von selbst geschieht. — Unter den Wiederholungsuhren sind die Repetir-Taschenuhren die vorzüglichsten. Die Einrichtung dieser Uhren ist im Wesentlichsten folgende: Zuerst befindet sich zwischen den Platten der Uhr (zwischen dem Gestelle) an einem besonderen Platze neben dem Gehwerke, ein aus mehreren Rädern und Getrieben bestehendes Laufwerk, z. B. aus den Rädern a, c, e, g, h, und aus den Getrieben b, d, f, m, i, Fig. 9101. Das letzte Getriebe i, dessen Welle ein kleines Knöpf-

chen enthält, vertritt die Stelle des Windfanges. Mit dem ersten Rade a ist concentrisch ein halbes sternförmiges Rad k mit zwölf Zacken verbunden, und zwischen diesen Zacken liegt ein um eine kleine Welle leicht beweglicher schnabelförmiger Theil l, Hammerzug oder Schöpfer genannt. Steht nun dieses sternförmige Rad mit einer eigenen, in einem Gehäuse liegenden Uhrfeder, der Schlagwerksfeder, in Verbindung, so kann diese, wenn sie gespannt wird, das Rad k, folglich auch das Rad a, mit den übrigen Rädern des Laufwerks auf einige Zeit in Umdrehung setzen. Bei der Umdrehung des Rades k bewegen dann auch die Zacken desselben den Schöpfer l, und den damit verbundenen Hammer hin und her. Man gewahrt dasselbe halbe sternförmige Rad auch bei l, Fig. 9102, so wie den Schöpfer bei n. Man sieht hier zugleich den mit diesem Schöpfer in Verbindung stehenden Hammer p, welcher zur Seite des Uhrgehäuses an eine Glocke oder an eine klingende Stahlfeder schlägt. Es gehören hier auch noch Druckfedern dazu, welche die vorwärts geschobenen beweglichen Theile jedesmal wieder zurücktreiben, wenn sie ihre Wirkung gethan haben. Derjenige Theil, welcher die Stundenschläge regulirt, damit es eins schlage, wenn der Zeiger eins oder über eins, zwei, wenn der Zeiger zwei oder über zwei, zwölf, wenn der Zeiger zwölf oder über zwölf zeigt, ist die Stundenstaffel e, Fig. 9102, mit ihren zwölf Stufen, wovon eine dem Mittelpunkte oder Umdrehungspunkte immer näher ist, als die andere; die entfernteste ist für den Schlag Eins, die nächste für den Schlag Zwölf bestimmt. Diese Stundenstaffel sitzt concentrisch auf einen Stern f fest, der zwölf Zähne oder Zacken hat. Gemeinschaftlich dreht sie sich mit diesem Sterne auf einem glatten Stifte um ihren Mittelpunkt. Zwischen den Zacken des Sterns liegt der vordere Theil eines mit dem einen Ende festgeschraubten Einfalls g, der sich so federt, daß er leicht zwischen andere Zähne

des Sterns einfallen kann, wenn dieser auch nur mit geringer Kraft fortgeschoben wird. Auf die Staffel drückt, wenn man die Uhr repetiren läßt, der Arm d des Rechens a b, welcher bei a seinen Bewegungspunkt hat, wo er sich um einen glatten Stift dreht. Wenn man den Drücker oder die Stange am Gehäuse der Uhr herunter drückt, so repetirt die Uhr. Alsdann drückt nämlich jene Stange, wovon c das untere in das Werk hineingehende Ende desselben vorstellt, den Arm d auf eine Stufe der Staffel. Die weitere Wirkung dieses Drucks ist folgende: An dem Ende b des Rechens sitzt das Ende einer Kette fest, welche ein Stück der gewöhnlichen Uhrkette ausmacht; von da an geht diese Kette um eine kleine Rolle h, und dann weiter um die Rolle i, die auf derselben Achse sitzt, welche das erste Rad k des Laufwerks (auch a, Fig. 9101) das halbe sternförmige Rad l und die Federwelle m der Schlagfeder enthält. Die Federwelle geht durch die Mitte des festgeschraubten Federhauses, worin die Schlagfeder liegt. Das Häkchen an m nimmt das innere Ende der Feder auf, die mit ihrem äußeren Ende an der innern Seitenwand des Federhauses festsitzt. Wird die Rolle i, nach der Richtung i h zu, umgedreht, so dreht sich zugleich i und m um, die Feder wird dadurch mehr oder weniger gespannt, und mehr oder weniger Zacken des halben Rades l kommen hinter den Schöpfer n. Breitet sich die Feder um den gespannten Theil wieder in ihrem Hause aus, so bewegen sich jene Stücke wieder in ihre vorige Lage zurück, die Zacken l schöpfen den Schöpfer und bewegen ihn, folglich auch den Hammer so vielmal hin und her, als die Zahl der Zacken l betrug, hinter denen er lag. Gesetzt es wäre 1 Uhr, und die höchste Stufe der Staffel e stände unter dem Arm d, so kann b, drückt man nun den Arm d auf diese Stufe, nicht weiter herunter gehen, folglich auch die Kette nicht weit um h gezogen, und die Rolle i, so wie l und m, nicht weit herum

bewegt werden. Nur hinter eine Zacke von l kommt der Schöpfer n, und wenn man mit Drücken aufhört, so bewegen sich alle diese Theile nur eine kurze Strecke, l nur um eine Zacke, wieder zurück, und nur ein Schlag geschieht; kommt der Arm d auf die zweite Stufe der Staffel, so geht er und b schon etwas weiter herunter, die Feder wird durch die Umdrehung der Rolle i schon etwas mehr gespannt, und l schon so weit herumgedrehet, daß l um zwei Zacken hinter n kommt, und daß hiernach zwei Schläge geschehen können ꝛc. Kommt die zwölfte oder niedrigste Stufe unter den Arm d, so kann man diesen, und die Druckstange am Uhrgehäuse am tiefsten hineindrücken, also komm b und die Kette am weitesten herunter, i und l werden am weitesten herumgedrehet, die Feder wird am meisten gespannt, und alle zwölf Zacken von l kommen hinter n. Beim Zurückbewegen müssen daher auch zwölf Zacken den Schöpfer n schöpfen, ihn zwölfmal hin und her bewegen, und den Hammer p zwölf Schläge an die Glocke thun lassen. Das Minutenrohr oder vielmehr eine daran befestigte Stahlscheibe mit einem Stiftchen ist es, was nach jeder so eben verflossenen Stunde eine niedrigere Stufe der Staffel e unter d bringt; denn nach jeder Stunde trifft jener Stift eine Zacke des Sternes f, schiebt ihn vorwärts, und den Stern um eine Zacke herum. Dreht man das Minutenrohr, vermöge eines aufgesteckten Uhrschlüssels, so lange, bis der Stift eine Zacke des Sterns f fortspringen läßt, und merkt man sich, welche Stufe von der Staffel unter dem bewußten Arme d des Rechens sich befindet, ob es die für die Stunde eins oder zwei, oder drei ꝛc. ist, so braucht man nur, nach aufgesetztem Zifferblatte, die Zeiger auf dieselbe Stunde zu stellen, dann wird die Uhr jede zurückgelegte Stunde ordentlich repetiren. Uebrigens kommen die meisten aus Stahl verfertigten Theile der zum Repetiren dienenden Maschinerien, wie z. B. die Staffel mit dem Sterne, der Rechen a b, mit

den Rollen h und i ꝛc., zwischen dem Zifferblatte und der einen Platte des Uhrgestelles zu liegen. Auch l ist zuweilen an dieser Stelle, während k und m zwischen den beiden Platten liegt, wo das übrige Laufwerk, Fig. 9101 sich befindet. Der Hammer p mit den ihm zugehörigen Theilen liegt gleichfalls zwischen der Uhrplatte, oder in der Nähe ihres Randes, weil der Hammer entweder an die in dem Uhrgehäuse liegende Glocke, oder an die in der Seite dieses Gehäuses liegende klingende Stahlfeder schlagen muß. Die Glocken sind seit neuerer Zeit nicht mehr üblich, sondern die klingenden Federn. Eine Glocke nimmt auch in dem Gehäuse einen zu großen Raum ein, und vermehrt das Gewicht der Uhr bedeutend. Wenn die Uhr auch Viertelstunden repitiren soll, so muß sie eine eigene Viertelstundenstaffel haben, die concentrisch an das Minutenrohr befestiget ist. Diese Viertelstundenstaffel enthält vier Stufen für die vier Viertel. Zu ihr gehört denn auch ein Viertelstundenrechen, der durch denselben Druck, welcher den Stundenrechen hinab auf seine Staffel schiebt, auf eine Stufe der Viertelstundenstaffel kommt, die übrigen Theile auslöset, und von einem Viertelstundenschöpfer wieder zurückgeführt wird. Gewöhnlich sind zwei Hammerzüge da, welche kurz nach einander von dem Viertelstundenrechen zurückgeführt werden, weil zwei Hämmer die Viertelstunde durch Doppelschläge bemerklich machen sollen. Für ein Viertel, zwei Viertel und drei Viertel, hat der Viertelstundenrechen drei Zähne, welche den Schöpfer in Thätigkeit setzen. Wenn man bei den ältern Repetiruhren den Drücker oder die an dem Uhrgehäuse befindliche Drückstange nicht genug hineinschob, so that die Uhr zu wenig Schläge, folglich repetirte sie dann auch falsch, was beim Gebrauche der Uhr zur Nachtzeit sehr unangenehm seyn mußte. Um nun durch solche falsche Schläge nicht in der Zeit irre zu werden, so erfand man dagegen einen eigenen Mechanismus,

Vollzieher, oder auch Alles oder Nichts genannt. Mit der Viertelstundenstaffel ist nämlich ein etwas hin- und herbeweglicher, wie die höchste Stufe der Staffel gestalteter, mit einer stählernen Druckfeder versehener Theil verbunden, welcher sich vorwärts stemmt, und nur dann zurückspringt, und den Aushebevorrichtungen Platz macht, wenn der Rechenarm durch hinreichend tiefes Drücken ordentlich auf eine Stufe der Staffel gekommen ist. So lange dieses nicht geschah, erfolgte auch die Auflösung nicht, und die Uhr konnte nicht schlagen. Uebrigens haben alle Repetiruhren nicht genau die beschriebene Einrichtung; denn manche weichen bedeutend davon ab. Es giebt auch Zugrepetirwerke, bei welchen man die kleine Stange am Gehäuse eine Strecke herausziehen muß, wenn die Uhr repetiren soll, so wie Drehrepetiruhren, wo man zum Repetiren nur ein Knöpfchen an jener Stange zu drehen hat. — Alte Repetiruhren sind nicht immer zu empfehlen, da sie oft sehr fehlerhaft construirt sind; denn die vielen Theile in einer solchen Uhr sind zu mannigfaltig, und verlangen die größte Akkuratesse, wenn sie gehörige Dienste thun sollen. Bei einer alten Uhr sind gewöhnlich die vielen Theile derselben zu sehr abgenutzt, welches bald diese, bald jene Irrung verursacht, und ist das eigentliche Repetirwerk in Unordnung, so stockt die ganze Uhr. Dieser Fehler wird selten durch eine Reparatur vollkommen abgeholfen, man müßte denn die mehrsten Theile ganz neu machen, welches die Reparaturkosten weit über den Werth der Uhr vergrößern würde. Die Französischen Repetiruhren in großen etwas flachen Gehäusen fanden ehemals viel Beifall; sie sind theils mit, theils ohne Glocke; sie sind dauerhaft, und können das Reiten, Fahren und alle Bewegungen recht gut vertragen. Eine solche Uhr setzt uns in den Stand, auch in der größten Finsterniß die kleinsten Theile der Zeit aufs Genaueste zu erfahren. Auch sie dient demjenigen, dessen Gesicht ei-

nen solchen Grad der Schwäche erreicht hat, daß er an keiner Uhr Ziffern und Zeiger gut unterscheiden kann; auch sind sie auf Reisen sehr brauchbar. Jetzt macht man sie auch eben so gut in Deutschland. — Die Frauenzimmeruhren sind von Gold, emaillirt, guillochirt, mit Gemälden ꝛc. Das Gemälde befindet sich gewöhnlich hinten, und hat ein Glas als Decke, also die Uhr vorn und hinten ein Glas. Man muß sich bei diesen Uhren sehr in Acht nehmen, da sie nur dünn sind, daß man beim Zumachen nicht zu sehr das Gehäuse drückt; denn es geschieht oft, daß die ganze Emaille abbricht, und das dünn gearbeitete Werk auch verletzt wird, so wie das Gehäuse. Diese Uhren dienen bloß zum Staat, auf sehr richtiges Gehen darf man bei ihnen nicht immer rechnen; es giebt aber auch gut gearbeitete Uhren dieser Art. Man hat jetzt dergleichen Cylinderuhren so flach, daß die ganze Stärke oder Dicke nur zwei Linien beträgt. Daß dergleichen Uhren, so gut sie auch gearbeitet sind, von keiner Dauer seyn können, wird man leicht selbst erwägen; denn die zu feinen Theile werden leichter rotirt oder abgenutzt, mithin leidet auch das Werk früher, als jedes andere einer gut und stark gearbeiteten Uhr. — Man hat auch noch außergewöhnliche Taschenuhren, worunter man alle künstlichen Werke rechnet, als Uhren, die beinahe den ganzen Kalender enthalten, Uhren, die sich selbst aufziehen, Aequationsuhren, welche die wahre und scheinbare Zeit zugleich anzeigen, Uhren von besondern künstlichen Einrichtungen. Alle dergleichen künstliche Taschenuhrwerke gehören nur für Personen, die Liebhaber davon sind, und ihre kunstvolle Construction zu schätzen wissen; sie müssen sehr vorsichtlich behandelt werden, und der Besitzer einer solchen Uhr muß über deren Einrichtung, Behandlungsart, und Bestimmung genau unterrichtet seyn, und sich gefallen lassen, die Uhr, eines geringen Fehlers wegen, oftmals nach geschickten Uhrma-

chern weit hin zu verschicken, damit sie nicht verdorben werde.

Was den Handel mit Taschenuhren betrifft, so wird dieser größtentheils von den Uhrmachern selbst und von Galanteriewaarenhändlern in den großen Städten aller kultivirten Staaten betrieben. In Deutschland handeln in allen großen Städten größtentheils die Uhrmacher mit dieser Waare, die immer eine Auswahl der verschiedensten Taschenuhren in ihren Magazinen vorräthig haben, und auch damit die Messen zu Frankfurt an der Oder, Leipzig, Frankfurt am Main, zu Braunschweig ꝛc. beziehen. Es giebt aber auch Uhrenhändler, welche Uhren in Deutschland, in der Schweiz, und auch in Frankreich aufkaufen, und mit diesen sogenannten Dutzenduhren die Messen beziehen, wo sie dann Uhrmacher kaufen, die sie ajüstiren oder abziehen, auch andere Verbesserungen damit vornehmen, und sie dann als ajüstirte Uhren wieder verkaufen. Der größte Handel wird mit den Uhren in England, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland getrieben; man handelt sie in Dutzenden und einzeln oder Stückweise. Der sicherste Einkauf einer Uhr ist immer bei einem Uhrmacher, und wenn er dieselbe auch nicht selbst macht, so weiß er doch am besten sie zu beurtheilen; er ist Kenner seiner Waare, sucht dieselbe von bester Güte bei dem Kaufmanne auf der Messe aus, ajüstirt sie, verbessert daran befindliche Fehler, und bringt sie in richtigen und guten Gang; oder er bestellt sie in guten Fabriken, und da muß ihm eine gute Waare geliefert werden. Er ist zwar theurer damit, indessen für die paar Thaler, die man demselben mehr bezahlt, hat man auch den Vortheil, daß erstlich die Uhr völlig brauchbar, oder, wie man sagt, abgezogen ist, welches man nicht zu bezahlen braucht, und zweitens sagt dieser Mann auch auf gewisse Zeit gut dafür, nur muß man sie nicht in dem ersten Monate oder Vierteljahre verderben, noch weniger für geringes

Geld gute Waare verlangen. Junge Leute, die noch nie eine Uhr besessen haben, und sich eine solche kaufen, sind in der Regel diejenigen, welche dem Uhrmacher am meisten zu schaffen machen; denn in den ersten paar Monaten sieht er sie gewiß alle Woche; denn bald ist ein Zeiger abgefallen, bald das Glas zerbrochen, oder sie ist überzogen, oder es steckt was im Werke, oder es ist gar die Kette zerrissen. — Die Uhren, die bei Galanteriehändlern, oder bei Kaufleuten, die mit Uhren und Uhrengeräthschaften handeln, vorkommen, sind nicht ajüstirt, und man muß damit erst zum Uhrmacher gehen. Der Galanteriehändler kennt seine Waare nicht einmal genau, besser der Kaufmann; indessen muß man bei Beiden sie behandeln und bezahlen, und keiner steht weiter dafür. Auch die Juden handeln mit diesem Artikel, obgleich sie ihn auch nicht genau kennen; denn sie richten sich nur nach gewissen äußern Merkmalen, welche die bessern Sorten von den schlechtern unterscheiden, wie sie unten angeführt werden sollen. Es können aber unter 1 Dutzend Uhren, die alle aus einer Fabrik, von einerlei Ansehen, innerlich und äußerlich von einerlei Zeichen, und von gleichen Preisen sind, sich Uhren befinden, die um den vierten Theil des Werthes schlechter sind, als die übrigen. Dann sucht der jüdische Handelsmann nur wohlfeil einzukaufen, um wieder wohlfeil zu verkaufen, folglich muß er Ausschuß nehmen, und dann steht derselbe noch weniger dafür, als der christliche Kaufmann; hat er einmal sein Geld, so giebt er es nicht wieder heraus, und er ist im Stande eine Uhr acht bis neun Dukaten auszubieten, die kaum drei bis vier Dukaten werth ist, und die man dann für fünf auf dem Halse hat. Doch auch hier keine Regel ohne Ausnahme; auch werden hierunter nur diejenigen jüdischen Handelsleute verstanden, die mit dem Hausiren die meisten Geschäfte machen. Die eigene Beredsamkeit des jüdischen Handelsmannes bringt die Waare auch von schlechter Qua-

lität an. Oft ist derselbe zwar genöthiget, unter dem Preise zu verkaufen, wenn er sehr nöthig Geld braucht; dieses sind aber seltene Fälle, und er sucht dann wieder bei andern Gelegenheiten sich doppelt und dreifach schadlos zu halten. Auch läßt er sich in alle Arten von Gegenhandel ein, indem er Leder, alte Kleider, Leinwand, kurz Alles, was er nur einigermaßen abzusetzen gedenkt, dafür nimmt. Im Ganzen ist dieser Handel gewiß dem Publikum nachtheilig, da es mit so vielen schlechten Uhren überschwemmt wird, an denen ohne Aufhören reparirt werden muß, und die, wenn sie auch wohlfeil eingekauft werden, ihrem Eigner weit höher zu stehen kommen, als die beste Uhr. Auf diese Weise werden die schlechten Meß- und Dutzenduhren aus Deutschland nicht verdrängt, welches man doch wünschen müßte; denn jährlich werden noch viele dieser Uhren eingeführt. Der Preis derselben hat sich seit mehr denn vierzig Jahren sehr geändert; denn damals kam eine Dutzenduhr dem Käufer 9 bis 12 Thaler, und jetzt 3 bis 5 Thaler, so sehr sind diese eingehäufigen Dutzenduhren gesunken; sie wandern aus einer Hand in die andere; denn hat sich Jemand ein paar Jahre damit geplagt, so verkauft oder vertauscht er sie wieder mit Verlust; der Zweite wird wiederum damit angeführt, und so gehen sie durch viele Hände, und Jeder wird damit betrogen; Jeder verliert daran, Jeder läßt daran flicken, bis nichts mehr zu flicken ist. Nach sechs, acht, bis zehn Jahren ist nichts mehr davon brauchbar, als das wenige Silber, manchmal kaum 1 Gulden an Werth. Die Betriegereyen, die von Uhrenhändlern mit Uhren getrieben werden, sind unglaublich. Der Auswurf der Fabrikenuhren kommt unter sie; ein solches Ding, einer Uhr nur äußerlich ähnlich, ist in einem versilberten Gehäuse, hat ein Zifferblatt und Zeiger, im Werke aber findet man nur die Haupträder, die am meisten sichtbar sind, und eine elende Unruhe, die so lange geht, als die Bewegung der Hand

es verursacht. Mit dergleichen Uhren wurden und werden auch noch viele Unwissende von den untern Volksklassen in Wein-, Bier- und Gasthäusern angeführt. Der Verkäufer sucht demjenigen, der nur Lust bezeigt, eine Taschenuhr um einen wohlfeilen Preis zu besitzen, durch seine Ueberredungskunst so viel vorzuspiegeln und zu rühmen, klagt dabei über Geldmangel, und wünscht aus dieser Ursache seine Uhr zu verkaufen, und prellt dabei den Käufer um mehrere Thaler, der nun eine Uhr hat, die nicht viel besser ist, als die zinnernen Uhren, womit man die Kinder zu Weihnachten beschenkt. Auch der solide Uhrmacher hat bei der Reparatur solcher Uhren weder Brod, noch Ehre zu erwarten, nur auswärtige Fabrikanten, Meßhändler und Juden ziehen hier den Vortheil von der Waare, welche dem Käufer so wenig Dienste leistet. Hierzu kommt nur noch, daß viele Uhrenhändler, worunter auch jüdische Handelsleute, dergleichen schlechte Uhren in den Fabriken bestellen, und wäre dieses auch nicht, doch die Fabrikanten bei ihren Bestellungen so drücken, daß es ihnen nicht möglich ist, für den angebotenen Preis gute Uhren zu liefern, denn wer die wohlfeilste Waare liefert, hat den meisten Absatz, mithin bequemt sich der Fabrikant, die Bestellung anzunehmen, liefert aber schlechte Waare. Von den bessern Sorten kann hier nicht die Rede seyn; denn eine gute Fabrikenuhr leistet dem Besitzer viele Jahre Dienste, wenn sie gut ajüstirt ist, und in Acht genommen wird. Oft verhandeln Privatpersonen ihre Uhren an Andere, auch geben sich Bediente, und andere der Sache ganz unkundige Leute damit ab; ein Freund betriegt oftmals, theils unwissend, theils mit Vorsatz, den andern; auch hierin ist Vorsichtigkeit anzurathen, und die zu kaufende Uhr jedes Mal von einem guten Uhrmacher untersuchen zu lassen. Die Pralerey der Verkäufer in Gesellschaften, daß die Uhr Jahr aus Jahr ein richtig gehe, verleitet oft Jemanden sie zu kaufen. Hier kann man

nun noch bei dem Uhrenhandel die Frage aufwerfen: Wie kann man eine schlechte Uhr los werden, oder was soll man mit derselben anfangen? Diese Frage ist allerdings etwas schwer zu beantworten. Einen Freund oder Bekannten will man nicht gern damit betriegen, dieses stemmt sich gegen das Gewissen; auch will man sich nicht gern nachsagen lassen, daß man unredlich handele, und besonders gegen einen Freund oder Bekannten, wenn man nämlich die Fehler der Uhr kennt, sie weiß. Mit einem Händler darüber zu handeln, oder sie gegen eine andere zu vertauschen, möchte den Schaden auf des Verkäufers oder Vertauschers Seite bringen; denn oft wird der Handel hierbei so gemacht, daß der Eintäuscher oder Käufer die angebotene Uhr um ein Billiges oder gar umsonst hat. Der beste Rath ist, sie bei einem Uhrmacher umzutauschen; ist es ein altes etwas großes Werk, so läßt sich noch eine kleine Tisch- oder Tafeluhr daraus machen. Denn alle Taschenuhren, deren Trommel, Schnecke und Räderwerk noch etwas brauchbar ist, kann man in kleine Tischuhren verwandeln. Statt der Unruhe bekommt ein solches Werk einen kleinen Perpendikel, ein etwas größeres, gemaltes oder gestochenes Zifferblatt, es wird in ein blechernes Kästchen gesperrt, und bekommt einen Fuß. Wenn dieses Alles mit etwas Geschmack und guter Art eingerichtet wird, sieht es nicht übel aus, thut auf einem Schreibtische oder in einem Glasschranke lange Jahre Dienst, und die Umänderung kostet nicht viel. Auch kann man eingetauschte alte Taschenuhren zu brauchbaren Werken machen, wenn nur die Gehäuse noch gut sind; man wirft die darin fehlerhaften Stücke heraus, und ersetzt sie durch neue, z. B. die Spindel, das Steigrad, und so noch mehrere andere Räder; auch vertauscht man das schadhafte Zifferblatt mit einem guten, und verbessert Alles, was nöthig ist. — Hier nun noch eine kurze Musterung alter und neuer Uhren. Von den alten Englischen, Franzö-

sischen, Schwedischen und Augsburger Uhren kommen nur noch wenige vor; sie sind dauerhaft und gut gearbeitet, nur wegen ihrer Stärke, die theils von dem starken Gewerke, theils auch von den Gehäusen herrührt, sind sie unbequem in der Tasche zu tragen. Die Englischen Uhren dieser Art liegen in schönen, starken, gut in einander passenden Gehäusen, mehrentheils nur in zwei silbernen oder goldenen, auch tombackenen, das dritte Gehäuse oder das Ueberfutter ist, zumal bei silbernen Uhren, überflüssig; sie haben gute stählerne Zeiger, stählerne Unruhen, und sind inwendig egal und gut vergoldet. Der Unruhkloben und Flügel sind gut und sauber gestochen und ausgearbeitet. Die dreigehäusigen Englischen Uhren sind etwas kleiner und das äußere Gehäuse oder Ueberfutter mehrentheils von sogenannter Schildkröte mit vielen silbernen Stiftchen verziert; ehe die schildkrötenen Gehäuse aufkamen, waren sie mehrentheils mit grüner Fischhaut überzogen. Man hat bei diesen Uhren auf gute starke Gehäuse zu sehen, nur muß man sich vor denjenigen hüten, die zwar von gleicher Art sind, aber in sehr dünnen Gehäusen liegen. Ehemals war an dergleichen schlechten Uhren das Gehenke nicht einmal von Silber, sondern von einem weißgelblichen Metalle; sie gehörten unter die schlechten Dutzenduhren, und waren an der schlechten Vergoldung, am grob ausgearbeiteten Unruhkloben und Flügel demjenigen, der nur einige Kenntnisse von Uhren hatte, sehr kennbar. — Die Französischen Uhren, die sich durch das Aufziehloch im Zifferblatte unterscheiden, waren in den 1780ger Jahren nur mit einem Gehäuse versehen, dann erschienen sie mit zwei Gehäusen, wovon das zweite oder Ueberfutter entweder mit Schildkröte von allen Farben und Schattirungen überzogen, oder dunkel lackirt war. Durch dieses Ueberfutter wird das innere Gehäuse mehr geschont, auch kann der Schmutz und Staub nicht so leicht eindringen. Bei den tom-

backenen Uhren dieser Art war ein Ueberfutter sehr nothwendig, wenn eine solche Uhr nicht in ein paar Jahren, nach dem Abtragen der Vergoldung des Gehäuses sehr schlecht aussehen sollte. Die ersten eingehäusigen Uhren waren sehr groß gemacht; dann machte man sie nur von mittlerer Größe, welches auch die beste Art ist. Die ganz flachen Uhren will man nicht empfehlen, da die zu große Flachheit des Werkes nichts taugt, weil in solchen weder eine hinlänglich breite Feder, noch eine gehörige starke Kette genommen werden kann; auch ist das Steigrad zu klein, und die Spindel zu kurz, des vielen Anreibens der Räder, sowohl an der untern Platte, als an einander selbst, nicht zu gedenken. Flache Uhren sehen zwar sehr gut aus, und sind auch bequem in der Tasche zu tragen, allein man muß sie nach acht oder zehn Jahren mit einer neuen ersetzen können. Man muß bei diesen Uhren auf ein gutes, nicht dünnes Gehäuse, auf eine gute Vergoldung und Politur der innern Theile, und auf einen guten und sauber ausgearbeiteten fehlerfreien Uhrkloben sehen. Es müssen übrigens keine überflüssigen Zierrathen, keine unnützen Kritzeleyen vom Grabstichel, als Laubwerk ꝛc., auf der Platte zu sehen seyn, welche Fehler oftmals die starke Vergoldung verbirgt. Diese hier angeführten Französischen Uhren, wenn sie aus guten Fabriken, und so beschaffen sind, wie sie seyn sollen, haben große Vorzüge, und sind besser, als viele Sorten dreigehäusiger Uhren, besonders derer, die man vor funfzig, sechzig und mehreren Jahren auf Englische Art verfertigte; sie sind regelmäßig eingerichtet, haben gute Politur in Rad und Trieb, und mehrentheils gut gearbeitete Spindeln, daher sie auch nicht so veränderlich sind, und größtentheils ziemlich richtig gehen. Hierzu kommt noch ihre äußere Gestalt, die sehr empfehlend ist. Es soll aber zu beklagen seyn, daß sich darunter viele sehr elende Uhren befinden, die aber an ihrem Aeußern und Innern bald erkannt werden, da die schlechte grobe Ar-

heit am Unruhkloben, die blasse Vergoldung ꝛc. ihre Schlechtigkeit sehr bald verrathen. Auch die kleinere Art, die von Vielen Jagduhren genannt werden, sind selten gut und dauerhaft. Diese Klasse der Französischen Uhren hat noch verschiedene Nebensorten, die in ihrem Aeußern etwas verschieden sind, im Innern aber dieselbe Einrichtung haben. Manche Gehäuse sind ganz glatt, manche wieder an dem obern und Seitenrande genarbt. Erstere sind besser, da sich der Schmutz in den Narben zu sehr einlegt. Auch die Uhren ohne Glas mit den Springdeckeln waren vor einiger Zeit sehr gangbar, weil sie besonders von denjenigen, die ihrer Geschäfte wegen die Gläser oft zerbrechen, gesucht wurden; auch sie würden ihrem Entzwecke entsprochen haben, wenn die Gehäuse nur stärker gewesen wären, bei den dünnen Gehäusen wird aber das Werk oft durch Zusammenpressen des Gehäuses in Unordnung gebracht, die Zeiger stoßen an, und die Uhr stockt oder geht unrichtig.—Die Französischen dreigehäusigen Uhren, die man auch in der Schweiz machte, sind gut und nicht zu flach gebauet, und daher ist eine breite Feder, starke Schnecke, und ein hinlänglich großes Steigrad in denselben anzutreffen. Aeußerlich sind die meisten etwas größer, als die Englischen dreigehäusigen, sehen gut aus, und haben eine ziemlich proportionirliche Gestalt, nur sind die Gehäuse bei den meisten etwas zu dünn. Inwendig ist ihre Verzierung, sowohl von den gewöhnlichen Französischen, als als auch von den Englischen, etwas verschieden. Der Unruhkloben ist Französisch mit zwei Schrauben, wie die Zeichnung, Fig. 9103, zeigt. Sie sind Jedem anzurathen, nur läuft unter dieser Gestalt auch etwas schlechtes mitunter. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts brachte man von diesen Uhren ganze Ladungen auf die Messen, worunter vorzüglich die neuern Gattungen sich auszeichneten. Ein, die ganze obere Platte bedeckender, gravirter, aber undurchbrochener Flügel ist mit vier

Schrauben befestiget; der Unruhkloben ist aber Englisch, mit einer Schraube, und die Zifferblätter haben mehrentheils feine Römische Zahlen. Man trifft unter dieser Sorte sehr brauchbare Werke, so auch unter einer etwas kleineren Art derselben, die inwendig mit Englischen Kloben und Flügel eingerichtet sind. Die schlechte Waare unter diesen Gattungen von Uhren zeichnen sich am Ersten durch ihre schlechten und dünnen Gehäuse aus; der Uhrmacher weiß sie sehr bald zu unterscheiden. Die meisten dieser Französischen dreigehäusigen, so wie auch viele Französische zweigehäusige Uhren sind ohne Nummer und Namen, welches aber nicht viel zu sagen hat; denn oft führen die elendesten Werke den Namen eines berühmten Uhrmachers. Eine etwas noch größere Sorte dergleichen dreigehäusiger Französischer Uhren haben ziemlich starke und gute Gehäuse, und oftmals vortreffliche Werke, stehen aber im höhern Preise, und sind, wegen ihrer Größe, nicht für Jedermann, ausgenommen für einen Mann, der etwas Solides und Dauerhaftes sucht; mehrentheils führen sie London und einen Englischen Namen, und werden auch für Englische verkauft. Man gebraucht sie jetzt zu den Stutzuhren, da die eingehäusigen Taschenuhren Mode sind. Die sogenannten Schwedischen oder Stockholmer Uhren kommen fast gar nicht mehr vor, sie waren theils auf Französische, theils auf Englische Art gebauet, mehrentheils groß, theils eingehäusig, theils in zwei starken silbernen Gehäusen. Wie diese Uhren Mode wurden, fand man darunter oftmals sehr schöne dauerhafte Werke, aber einige Zeit nachher gehörte diese Art von Uhren zu den schlechtesten. Viele dieser Uhren waren groß und flach, andere wieder etwas dicker, manche mit Stockholm, manche mit London bezeichnet. Bei denen in doppelten Gehäusen waren die starken Gehäuse noch das Beste an der ganzen Uhr. Die Augsburger dreigehäusigen unterscheiden sich von den Englischen dreigehäusigen

Uhren meistens durch vergoldete Zeiger, und eine sehr in die Augen fallende Vergoldung des Werkes. Ihre Gehäuse sind selten von hübscher Form, sondern etwas plump. Das Ueberfutter ist theils mit Schildkröte überzogen, theils lackirt. Ehemals gab es unter dieser Sorte sehr gute Werke, jetzt aber sind die schlechtgearbeiteten bei weitem die größere Zahl; den Unterschied zu bestimmen ist nicht gut möglich, er ist nur dem genauen Kenner sichtbar. Sonst waren sie mehrentheils mit London und einem Englischen Namen durch einen etwas plumpen Stich gezeichnet; jetzt findet man auch in vielen Werken Paris sehr schlecht darauf gestochen. Diese Augsburger Uhren kommen noch häufig auf die Messen, und werden zu den Stutzuhren verwendet, da das Werk darin gut ist. — Ehemals kamen auch Weckeruhren unter den Taschenuhren vor, welches Stundenuhren von ziemlicher Dicke waren, und wenn man sie noch findet, so sollen sie ihres Alters und ihrer ausgestandenen Strapazen wegen, nicht mehr viel taugen, das heißt, sie sind abgenutzt, da sie in Hinsicht des Werkes zu sehr benutzt worden sind. Man hat auch in neuerer Zeit noch Weckeruhren angefertiget, die eine bessere Einrichtung, gute Werke und schöne Gehäuse haben, aber selten und theuer sind. Wer eine solche Uhr besitzt, sie sey alt und noch gut, oder neu, ziehe den Wecker nicht ohne Ursache auf, und lasse sich nur wecken, wenn er es höchst nöthig hat; denn läßt man sich durch einen Wecker alle Morgen an das Aufstehen erinnern, so wird man dieses Wecken so gewohnt, daß man zuletzt gar nichts mehr hört. Den meisten Lärm macht eine solche Taschenweckeruhr, wenn man sie neben dem Bette auf eine hohle Schachtel legt. — Vorsichtsmaßregeln beim Kaufe der Taschenuhren sind immer nöthig. Man hält die alten Taschenuhren für besser, als die mehrsten neuen, und auch für wohlfeiler, dieses ist aber nicht immer der Fall, daß man eine alte Uhr um einen weit

wohlfeilern Preis haben kann, indessen kommen sie jetzt wohlfeil genug vor, da die flachen eingehäusigen Uhren an der Tagesordnung sind. Unter den alten Uhren sind manchmal noch sehr gute Werke, dauerhaft und schön gearbeitet, aber auch solche, die schon sehr oft beim Uhrmacher gewesen, und so geflickt sind, daß gar nichts mehr mit denselben zu machen ist. Wenn man eine solche Uhr kaufen will, so frage man einen Uhrmacher um Rath, so wird derselbe, wenn er ein ehrlicher Mann ist, und dabei kein Privatinteresse hat, am sichersten Bescheid geben. Wenn er aber sicher in Beurtheilung des Werkes gehen will, so muß er dasselbe auseinander nehmen, und alle Theile einzeln nachsehen, ob solche noch alle gut und unbeschädiget sind, ob kein Zapfen weggebrochen gewesen, das Steigrad nicht verfuscht, und die Spindel noch gut ist. Findet er hier keine groben Gebrechen, ist die Vergoldung noch gut, sieht man dem Werke sonst keine Flickereyen an, sind die Gehäuse noch stark, und schließen sie gut, hat die Uhr dabei einen guten Schlag, so spricht dieses Alles sehr zu ihrem Vortheile; findet man es aber nicht so, und die eben angezeigten Fehler werden mehrentheils vom Uhrmacher entdeckt, so kaufe man sie nicht. Man will dem Vorurtheile nicht Raum geben: daß die alten Uhren stets gut und besser wären, als die neuen; denn es soll unter den ganz alten Werken viele geben, die beinahe gar nichts mehr taugen, als da sind: 1) solche von der ganz alten Art, die sehr dick von Gestalt sind, oftmals nur Stundenuhren gewesen, und erst späterhin zu Minutenuhren umgeschaffen, manchmal erst kürzlich mit einem Emaillezifferblatte und schön vergoldeten Zeigern versehen worden sind. Vor diesen soll man sich hüten, so wie auch 2) vor solchen alten Uhren, die schon in der damaligen Zeit in einer schlechten Fabrik verfertiget worden sind, welches man an den dünnen Gehäusen und der schlechten Vergoldung des Werkes schon sehr gut wahrnehmen kann. Unter

denjenigen alten Uhren, worunter man noch brauchbare findet, kann man nur solche verstehen, die von mittelmäßiger Größe und Gestalt sind, nicht zu dick, aber auch nicht zu flach, und die etwa vor höchstens funfzig Jahren neu gekauft worden sind, und die auf Auktionen oder sonst zum Verkaufe stehen, und bei denen man die im Vorhergehenden angezeigten Tugenden, aber keinen von den daselbst bemerkten Fehlern wahrnimmt. Wer eine gute Uhr hat, wird sie nicht verkaufen oder vertauschen, ausgenommen, die Noth triebe ihn dazu, oder er ist ein Modefreund und liebt hier die Veränderung, zieht eine Modeuhr seiner Uhr vor, wenn sie gleich schlechter seyn sollte. Ohne diese beiden Ursachen soll der Verkauf einer alten Uhr immer verdächtig seyn. Noch gefährlicher ist es, eine alte Schlag- oder Repetirtaschenuhr zu kaufen. Wer eine solche Uhr kaufen will, der lasse sie vorher durch einen einsichtsvollen Uhrmacher genau besehen; auch lasse man sich nicht durch den schönen Klang der Glocke verführen; denn dieses wäre doch nur Nebensache, wenn das Werk nichts taugte. Man warnt auch vor dem Kaufe sehr kleiner alter Uhren, worunter auch die kleinen Repetiruhren, sie mögen neu oder alt seyn, mit begriffen sind. Eine solche kleine Uhr kann neu recht gut gewesen, mit allem Fleiße und Kunst verfertiget worden seyn, allein der Gebrauch von einigen Jahren führt sie schon ihrem Untergange zeitiger entgegen, als bei einer gewöhnlichen Uhr geschieht. Vor mehr denn sechzig Jahren suchte man einen ganz besonderen Vorzug in der Kleinheit der Taschenuhren, wie es jetzt wieder der Fall ist, man verfertigte mitunter Uhren, deren Platte kaum die Größe eines Sächsischen Zweigroschenstücks, und deren Unruhe kaum die Größe eines dergleichen Dreiers hatten. Man kann leicht bei diesen Uhren einsehen, daß die sehr kleinen Theile einer solchen winzigen Uhr unmöglich mit der Akkuratesse bearbeitet werden können, als die einer größern, welches aufrichtige Uhrmacher

selbst eingestehen, so auch der berühmte Französische Uhrmacher Berthaud in seinen Schriften. Vor alten Zeiten, bald nach Erfindung der Taschenuhren, ging man in der Kleinheit der Uhren so weit, daß sie von Damen von Stande statt Ohrgehänge getragen wurden; auch jetzt sieht man dann und wann noch Ringuhren, welche statt des Brillantringes die Hand irgend eines reichen Mannes zieren, und auch in neuester Zeit hat man wieder angefangen, so kleine Duodezuhren zu verfertigen, daß solche von Frauenzimmern am Halse statt eines Schmuckes getragen werden können. Man findet unter solchen kleinen Uhren auch gut gearbeitete Werke; sie wollen aber erstlich auch gut behandelt seyn, zweitens sind sie schwerer auszuputzen, und das Repariren, wenn etwa die Kette reißt, die Feder springt, oder andere Fehler zu verbessern sind, ist großen Schwierigkeiten unterworfen, erfordert das schärfste Gesicht und behutsame Finger. Schmidt sagt in seiner Schrift über die Taschenuhren: „Es sind mir schon Fälle vorgekommen, wo ich unter einem ziemlich ansehnlichen Vorrathe von Federn, Ketten, Spiralen und dergleichen doch nichts fand, wie ich es in einer so kleinen Uhr nöthig hatte, weil man sich, des Kostes wegen, nur mit Vorräthen an dergleichen Materialien zu den gangbarsten Sorten versorgt, wenigstens auf die selten vorkommenden sehr kleinen Taschenuhren keinen Bedacht nimmt.“ Hierher sind auch noch die Taschenuhren mit allerhand Sonderbarkeiten zu rechnen, wie z. B. die Durchsichtigen, die auch Uhren à Jour genannt werden, mit durchbrochenen Platten. Man kann durch das hintere Glas alle Theile des Werkes in Bewegung sehen. Dieses Sehenswerthe ist aber mit vieler Gefahr verbunden, ein Stoß, ein Schlag oder Druck am hintern Glase kann im Werke sehr großen Schaden verursachen. Ferner die Uhren mit Sonne und Mond, wo am Tage die Sonne, und des Nachts der Mond die Stundenzahl zeigt; Uhren, wo die jedes-

malige Stundenzahl durch ein viereckiges Loch durchschimmert; Uhren mit doppelten Zifferblättern, wo man auf dem Vordern oft so wenig sieht, wie viel Zeit es ist, als auf dem Hintersten, und noch viele dergleichen alte Spielwerke, die selten etwas taugen. Diese Künsteleyen in und an den Uhren waren in ältern Zeiten Mode; man gewahrt noch alte Uhren, oder Uhren mit ziemlich alten Werken, wo der Stundenzeiger stets auf 12 steht, und nur durch einen Druck am Gehenke, wie bei einer Repetiruhr, erst auf die rechte Stunde springt, oder wo man weder Aufziehloch, noch Aufziehstift finden kann, oder wo das Zifferblatt nicht ganz in der Mitte ist, und unter demselben durch eine Oeffnung der Perpendikel spielt. Alle diese und noch viele andere Raritäten der Großväter werden zwar wenig von Uhrmachern empfohlen, aber dennoch vom Publikum geschätzt, indem man auch jetzt wieder dergleichen Uhren auf den Markt bringt, die Absatz erhalten. Man kann sagen, daß nichts vorhanden gewesen ist, was nicht auch jetzt noch vorhanden wäre, ohne das Gepräge des Alterthums an sich zu tragen, das heißt, ohne wirklich in der Arbeit oder Verfertigung alt zu seyn; denn man bemüht sich, alles Alte wieder zu erneuen, und dem Publikum wieder ins Gedächtniß zu rufen; nur sind die starken oder dicken Werke und die vielen Gehäuse in neuester Zeit verschwunden, dagegen sind die flachen großen und kleinen eingehäusigen silbernen und goldenen Uhren, die Ringuhren, Cylinderuhren, Repetiruhren, Sekunden- und Datumsuhren, die kleinen Damenuhren, sowohl emaillirt als guillochirt ꝛc. ꝛc., jetzt wieder an der Tagesordnung; kurz, alle die Uhren, die eben erwähnt worden, kommen vor, nur nicht in der Stärke und Unbeholfenheit, wie früher, sondern zierlicher construirt. — Beim Uhrenkaufe sehe man nun auf Folgendes: 1) Daß das Gehäuse nicht zu dünn ist; denn dünne Gehäuse enthalten selten ein gutes Werk. Ein gravirtes, ein glä-

fernes, ein mit Steinen und Perlen verziertes Gehäuse ist nur für Frauenzimmer, und nach dieser Bestimmung richtet sich auch mehrentheils der Künstler mit dem Innern. — 2) Französische Gehäuse, wie man sie jetzt construirt, sind, wegen ihres festen Schlusses und ihrer Form, besser, als die Englischen, nur dürfen sie nicht schwach seyn. — 3) Goldene Gehäuse enthalten oftmals sehr schlechte Werke, besonders die sehr dünnen; auch sind gemeiniglich goldene Uhren nach Verhältniß ihres wahren Werthes viel zu theuer, weil auf die Gehäusearbeit zu viel gerechnet wird. Wer nun einmal eine goldene Uhr haben will, thut besser, einige Dukaten oder Friedrichsd'or mehr anzuwenden, und eine von der schwerern Sorte zu wählen, indem man die Güte des Werkes von einem Uhrmacher beurtheilen läßt. — 4) Tombackene Gehäuse sind zwar außer der Mode gekommen, sie sind aber immer stärker, als goldene und silberne, und waren daher sehr zu empfehlen; denn wenn eine tombackene Uhr ein zweites Gehäuse oder Ueberfutter hatte, und gut gehalten wurde, dauerte die Vergoldung sehr lange; und war auch die Vergoldung nach vielem Gebrauche etwas abgenutzt, so konnte ein solches Gehäuse sehr leicht mit ungefähr anderthalb Thalern wieder vergoldet werden. Das silberne Gehäuse giebt der Uhr keinen großen Werth, da der wirkliche Silberwerth daran nur sehr geringe ist; deshalb könnte man Tomback, welches sehr dauerhaft ist, eher dazu anwenden, als Silber. — 5) Ein reines, helles, sauber und vollkommen gezeichnetes, und gut eingetheiltes Zifferblatt, verspricht mehrentheils auch ein gutes Werk, so wie man von einem schlechten Zifferblatte auf ein schlechtes Werk schließen kann. Auch bunt gemalte oder mit verschiedenen Verzierungen angefüllte Zifferblätter, helfen eher den Käufer betriegen. Man hat emaillirte, silberne und vergoldete Zifferblätter ꝛc.; allein diese Zifferblätter machen keinen guten Effekt; sie geben der Uhr zwar ein reiches

Ansehen, bestechen die Augen in Hinsicht des Werthes, sind aber auf die Stunden- und Minutenzeichen von schlechter Wirkung auf das Auge, besonders wenn es schwach ist, da der Glanz des Silbers und Goldes oft das Auge täuscht oder irre führt. Ein reines weißes Zifferblatt mit schwarzen Römischen oder Arabischen Zahlen ist jedem andern vorzuziehen; es sieht schön aus, und zeigt deutlich die Abtheilungen der Zeit. Nicht zu empfehlen sind diejenigen Zifferblätter, die man auf mehreren schlechten Uhren findet, wo der eigentliche Zifferring in der Mitte ganz klein zu sehen ist, folglich Ziffern und Zeiger ebenfalls sehr klein sind; der übrige Raum ist mit allerhand Schnirkeleyen ausgefüllt. Wer nur ein wenig Geschmack besitzt, wird eine solche Uhr schon des Zifferblattes wegen nicht nehmen. Auch diejenigen Uhren, wo unkeusche en miniature gemalte Gegenstände unter einer Kapsel auf der Rückseite verborgen sind, und die von Liebhabern dergleichen Scenen gekauft werden, verdienen wenigstens nicht öffentlich ausgeboten, oder von den Verkäufern Jedem gezeigt zu werden, um dadurch die Käufer zum Kaufe anzureitzen. Wer eine solche Uhr zu besitzen wünscht, mag sich darum bemühen, sie bei irgend einem Uhrmacher oder Uhrenhändler aufzutreiben; sie aber von Seiten der Verkäufer auszubieten, müßte verboten werden, da der Sittlichkeit nicht zu öffentlich Hohn gesprochen werden darf. — 6) Nur geschmackvolle Zierrathen, die dem Wesentlichen der Uhr nicht nachtheilig sind, müssen geachtet werden, wenn sie geschmackvoll angebracht worden. — 7) Einen versilberten Unruhkloben und Flügel findet man selten in guten Uhren. — 8) Colotten, oder Mäntel, oder Decken und Ringe über und um das Werk sind sehr gut, besonders bei Repetiruhren, wo das Gehäuse durchbrochen ist, nur müssen sie nicht zu viel Raum einnehmen. — 9) Bei einer vollkommenen Uhr muß beim Zumachen des Werks weder das Kronrad, noch die Kette anzu-

stoßen drohen. — 10) Uhren, die kaum vierundzwanzig Stunden in einem Aufzuge gehen, gehören zu den schlechtesten Dutzenduhren. Eine gute Uhr muß wenigstens achtundzwanzig Stunden in einem Aufzuge gehen. Die Länge des Ganges einer Uhr hängt nicht von der Länge der Kette ab, wie Viele glauben, sondern von den Gängen der Schnecke. Ist diese nicht hoch genug, daß die gehörigen Gänge darauf eingeschnitten werden können, so hilft die Länge der Kette nichts. Bei einer Englischen Uhr muß sich die Kette beim Aufziehen siebenmal um die Schnecke legen, wenn sie achtundzwanzig Stunden, und bei einer Französischen fünf- bis sechsmal, wenn sie dreißig Stunden gehen soll. — 11) Eine schöne Vergoldung und durchgängig schöne Politur an Stahl und Messing läßt viel Gutes von dem Werke hoffen, ist jedoch nicht Bürge dafür. — 12) Der Aufziehzapfen, der Zapfen des Minutenzeigers, und der Zapfen der Stellscheibe oder des Stellzeigers, sollten alle drei von gleicher Dicke seyn, damit der nämliche Schlüssel auf alle drei passe. — 13) Die Unruhschläge müssen gleichförmig, gleich stark, etwas klingend, wenn auch nicht zu stark, bei einem guten Werke seyn, und sich nicht verändern, wenn man auch in der Lage der Uhr abwechselt. Kommen bald geschwindere, bald langsamere, bald stärkere, bald leisere Schläge, so ist dieses ein schlechtes Zeichen. — 14) Wer eine Uhr mit allerhand Spielwerk kauft, handelt in sofern vernünftig, wenn er die Absicht hat, nur ein Spielwerk zu besitzen. — 15) Uhren, deren Getriebe acht Triebstöcke haben, sind denjenigen vorzuziehen, die nur sechs haben. — 16) Uhren, deren Räder wenige Zähne besitzen, sind nicht so gut, als solche, welche mehr Zähne haben; Letztere bewirken weniger Reibung und einen leichtern Gang der Maschine; auch müssen die Zähne eines Rades gleich lang, gleich dick, und gleich gestaltet seyn; auffallend lange Zähne taugen nichts. — 17) Wenn man mit dem Nagel eines Fin-

gers das Kronrad behutsam anhält, so, daß alle Theile der Uhr in Stillstand kommen, so muß die Uhr von selbst wieder fortgehen, wenn man den Nagel wegnimmt. — 18) Zieht man die Uhr auf, so muß das Gesperr gleichförmig klappen, nicht bald stärker, bald schwächer, auch nicht schleifen oder kratzen. — Was nun den Unterschied zwischen einer gut und einer schlecht gearbeiteten Uhr betrifft, was mehr den Mann vom Fache, den Uhrmacher und den Uhrenhändler angeht, als den bloßen Käufer einer Uhr zu seinem Gebrauche, so müssen bei einer guten Uhr a) im Werke die Räder aus gutem stark geschlagenen Messinge verfertiget, die Zähne mit der größten Genauigkeit eingeschnitten, sehr gut gerundet und polirt seyn. Die Triebe müssen die gehörige verhältnißmäßige Größe zu den Zahnweiten der Räderzähne haben, sauber gearbeitet, gut gehärtet, und spiegelschwarz polirt seyn; die Zapfen an denselben müssen von verhältnißmäßiger Dicke, und ebenfalls gut polirt seyn. Die Spindel muß fein gearbeitet und hart, die Lappen derselben spiegelschwarz polirt seyn, besonders aber müssen die Zapfen der Spindel so dünn und fein seyn, als es die Schwere der Unruhe nur erlaubt; denn von diesen Unruhzapfen hängt der gleiche Gang der Uhr auf alle Seiten und in alle Lagen am mehrsten ab. Das Unruhschild muß nicht zu dünn ausgefeilt seyn, nicht rücken, sondern recht fest stehen. Die Unruhe muß bei ihren Schwingungen frei gehen, und nirgends anzustoßen drohen. Ferner müssen Schnecke und Trommel mit Genauigkeit bearbeitet seyn; jede Schraube muß fest halten, jeder, auch der geringste, Theil seine Dienste verrichten. — Bei einer Meß- und Dutzenduhr, also leicht gearbeiteten Uhr, fehlt es mehr denn zu oft b) an einer guten Ausarbeitung; denn da das Messing durch Schlagen gehärtet wird, so ist dieses oftmals ganz unterlassen worden. Wenn auch die Räderzähne in guten Maschinen eingeschnitten sind, so sin-

sie desto schlechter abgerundet, die Triebe haben keine Härte, und an die Politur ist auch nicht gedacht worden. Oft sind die Triebe gegen die Weiten der Räderzähne zu groß, und in diesem Falle stocken die Uhren sehr leicht, oft sind sie zu klein, und daher entsteht ein ungleicher Gang oder Schlag der Unruhe. Die Spindel ist plump gearbeitet, die Zapfen ohne Politur und Härte, die Zapfenlöcher nicht gehörig gebohrt, mehrentheils zu groß, und die Nebendinge, z. B. das Rückerwerk unter der Stellscheibe, um die Uhr geschwinder oder langsamer gehen zu lassen, die Schrauben und dergleichen Kleinigkeiten sind äußerst vernachlässiget, so daß sie nicht ihre Dienste thun können. Man findet sehr oft das zum Stellen nothwendige Stück, nämlich den halben Mond oder das Rückerstück, in schlechten Uhren gar nicht. Bekommt ein geschickter Uhrmacher ein solches Meßprodukt in die Hände, so verbessert er vieles daran, was verbesserungsfähig ist; allein eine vollkommne gute Uhr daraus zu machen, ist unmöglich, ausgenommen, wenn er die mehrsten Theile ganz neu macht, und dieses ist kostbar. Die Uhr ist ja neu, und der Uhrmacher soll sie bloß abziehen, denkt man sich, und dieses kostet nicht viel; man weiß aber nicht, daß er sie bei dem Abziehen auch repariren muß, und dieses macht das Abziehen kostbarer. Wenn nun ein solches Werk vom Uhrmacher in Gang gebracht ist, und keine Hauptfehler daran sind, auch die Spiralfeder und alles Uebrige daran in gehöriger Ordnung ist, so geht eine solche Uhr, wenn sie neu zusammengesetzt und frisch geölt ist, wohl einige Wochen ziemlich gut, sobald aber das Oel zäher wird, sobald sich mit demselben die durch die Bewegung abgeriebenen Metalltheile vermischen, und es zu einer zähen Schmiere machen, welches wegen Mangel an Härte und Politur sehr bald geschieht, so ist es auch mit dem guten Gange der Uhr vorbei; die Unruhe macht nicht mehr große Schwingungen, sondern zappelt nur; sie

mißt daher die Zeit nicht mehr recht ab; man eilt wieder zum Uhrmacher, und nach frischer Reparatur geht sie wiederum einige Wochen oder Monate so ziemlich erträglich; endlich fängt dieses oder jenes an in Unordnung zu gerathen, die Kette reißt, oder das Gesperre zerbricht, oder die Feder springt, oder sie fängt oftmals an zu stocken, und der Besitzer einer solchen Uhr bleibt ein immerwährender Kunde des Uhrmachers, muß öftere Ausbesserungen bezahlen, und hat niemals eine Uhr, auf die er sich verlassen kann. Es ist nur schlimm, daß der Uhrmacher alle Fehler einer solchen schlechten Uhr auf sich nehmen muß, und man es ihm oft zu verstehen giebt, daß er seine Kunst schlecht verstehe, oder seine Arbeit ohne Fleiß und Aufmerksamkeit mache, obgleich er ganz schuldlos daran ist, weil er verdorbene und nachlässig oder schlecht gearbeitete Werke nicht zu vollkommenen Zeitabmessern umwandeln kann. — Um eine Uhr zu probiren, ob sie gut geht, läßt man sie vierundzwanzig Stunden hängen, und merkt an, wie viel Minuten sie zu spät oder zu früh gegen eine richtige Wanduhr geht. Man läßt sie dann wieder vierundzwanzig Stunden auf dem Rücken, wiederum vierundzwanzig Stunden auf dem Glase, und nochmals vierundzwanzig Stunden in der Tasche, sowohl am Tage beim Tragen, als auch bei Nacht in derselben gehen. Weicht sie in allen diesen Lagen nicht über drei oder vier Minuten von der ersten Probe im Hängen ab, so ist dieses schon eine gute Empfehlung für dieselbe. Es ist besser, wenn die Uhr in der Tasche bei mäßiger Bewegung ein paar Minuten langsamer, als geschwinder geht. Man kehre sich aber nicht daran, wenn eine neue Uhr gegen eine Probeuhr 10 bis 15 Minuten zu früh oder zu spät geht, weil dafür bei der Stellscheibe Rath zu suchen ist. Wenn aber eine gereinigte und gehörig zusammengesetzte Uhr heute richtig, und in eben derselben Lage und Wärme in einigen Tagen darauf schon um einige Mi-

nuten, und in einigen Wochen zu Viertel- und halben Stunden voreilt, so taugt sie nicht viel. Ferner beobachte man bei einer neuen Uhr, ob sie die ersten acht oder zwölf Stunden nach dem Aufzuge geschwinder oder langsamer geht, als in den letzten sechs oder acht Stunden vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden (nämlich die Zeit von einem Aufzuge); geschieht dieses, so ist die Feder dem Werke nicht angepaßt, oder die Schnecke nicht gehörig abgeglichen. Hat man Gelegenheit, eine neue Uhr eine Winternacht hindurch in strenger Kälte in einem kalten Zimmer zu probiren, und sie stockt nicht, geht auch über fünf bis sechs Minuten nicht zu geschwind oder zu langsam, so ist dieses ein gutes Zeichen. Eine Uhr, die in allen Lagen gleichförmig und dies während eines Monats geht, ohne über acht bis zwölf Minuten sich verändert zu haben, wenn man während dieser Zeit weder die Zeiger, noch die Stellscheibe angerührt hat, ist eine vortreffliche Uhr. Dieses sind die Hauptproben, die man mit einer Uhr anstellen kann; aber auch dieses Probiren soll oftmals trügen; denn es kann eine Uhr ein, auch wohl etliche Jahre so ziemlich gut gehen, aber ihrer schwachen leichten Bauart wegen, hernach sehr schlecht werden, weil eine leicht gebauete Uhr keine Dauer hat, und hernach einem immerwahrenden Repariren und Ausbessern ausgesetzt ist. Die Güte einer Uhr ist überhaupt genommen eine Sache, von welcher man größtentheils sehr unbestimmte Begriffe hat; denn sobald eine Uhr nur einigermaßen gut geht, so hält man sie schon für eine gute Uhr, da oft das Gegentheil seyn kann. Gut heißt nach richtigen Regeln fein und sauber gearbeitet seyn, ganz anders ist es aber, einen guten Gang haben. Eine schlechte Uhr kann sehr unregelmäßig und schlecht gearbeitet seyn, und doch gut gehen, nur wie lange? ist der Unterschied. Im Gegentheil kann eine sehr gute Uhr doch unordentlich gehen, wenn ein geringer Theil derselben, z. B. die Spiralfeder, einen Fehler hat,

oder sie nicht gehörig ajüstirt ist; woraus erhellt, daß diejenigen, die keine Kenntnisse von Uhren haben, die Probezeit von einigen Tagen nicht das Geringste nützt. Bei der Wahl einer neuen Uhr muß noch erinnert werden, daß solchen Personen, die keine sehr erschütternde Geschäfte haben, und ihre Uhr beim Tragen, beim Aufziehen und Stellen vorsichtig behandeln, eine eingehäusige Uhr, wie man sie jetzt trägt, oder eine Cylinder- oder Datumsuhr von der guten Sorte sehr zuträglich seyn würde; dahingegen solchen Uhrenträgern, bei welchen das Gegentheil Statt findet, welche die Uhren oftmals ein wenig stark angreifen, und unvorsichtig behandeln, eine zweigehäusige Englische Uhr dienlicher ist, weil diese Uhren, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen können. Indessen ist keine Regel ohne Ausnahme, und jede Uhr muß von Rechtswegen vorsichtig und behutsam behandelt werden. Das Reiten, Tanzen und Fahren schadet auch der feinsten Uhr nicht so leicht, wenn sie nämlich gut ist. Eine gute Englische Uhr von mittler Größe, in einem starken und festen Gehäuse, mit aller Sorgfalt und Genauigkeit vom größten bis zum kleinsten Theile bearbeitet, ist gut und dauerhaft, auch längere Jahre brauchbar, als manche von den sehr flachen Französischen Modeuhren, wenn solche auch mit allem Fleiße verfertiget sind, weil die schon zu flache Bauart nicht für die Dauer ist. Vergleicht man dagegen die dünnen leichten Französischen Gehäuse mit den starken Englischen, was versprechen sie für die Zukunft? Manche dieser Modeuhren wird wohl nicht vierzig, funfzig und mehrere Jahre erleben, wenn die Gehäuse so oft in die Tasche hinein- und herausgeschoben worden sind, als manche alte Uhr, die schon lange gebraucht worden ist, und deren Gehäuse noch stark genug sind. Dieses Urtheil trifft jedoch nicht alle Uhren von Französischer Bauart. Ein gutes starkes Französisches Gehäuse, mit einem gut passenden Ueberfutter, hat große

Vorzüge, und man findet noch Französische Uhren, die schon lange Dienste gethan haben, und noch lange thun werden. Man muß daher bei dem Kaufe einer Uhr auf gute starke Gehäuse sehen; denn nicht allein die kürzere Dauer eines schwachen Gehäuses, die Gefahr, daß es bei jedem nicht eben starken Drucke verbogen wird und Beulen bekommt, ist zu fürchten, sondern der Umstand ist noch schlimmer, daß bei manchem schwachen Gehäuse auch der Falz oder die Zarge zum Glase so flach ist, daß, Gläser darein einzusetzen, eine Sache von vielen Schwierigkeiten ist. Dieses sind jedoch alles nur Regeln und Warnungen für den soliden Käufer einer Uhr, dem es um die Uhr zu thun ist, nicht um die Mode. Leider macht man aber die traurige Erfahrung, daß Manchem mit einer guten Uhr gar nicht gedient ist, eine Modeuhr ist ihm lieber, wenn ihm auch alle Fehler und Gebrechen derselben, nebst ihrer künftigen Aufführung, vorher gesagt worden; die außerordentliche Fläche, das feine niedliche Ansehen, die vielen verschiedenen Verzierungen, und so manche andere Sonderbarkeiten haben viel Reiz für ihn, und er greift lieber nach einem zierlichen Dinge, als nach einer soliden Uhr. Wem daher der Modetand gefällt, muß auch mit den Gebrechen desselben vorlieb nehmen.

Wie man neue Erfindungen bei den Taschenuhren zu beurtheilen habe. Da die Messen von Zeit zu Zeit Taschenuhren mit neuen Verschönerungen, Veränderungen und Erfindungen aufstellen, so ist auch hierüber Einiges zu sagen nöthig. Neue Erfindungen betreffen entweder 1) die äußere Gestalt, innere und äußere Zierrathen, oder Veränderungen und Abweichungen von der gewöhnlichen Art, die aber mit dem eigentlichen Mechanismus des Werks nicht in Verbindung stehen, oder 2) sie betreffen nur den Letztern, als z. B. Veränderungen des Räderwerks, der Hemmung, Berechnung, Unruhe ꝛc. ꝛc. Was die erste Art angeht, so ist es zur

Genüge bekannt, wie sehr man in den Uhrenfabriken, wie in allen andern Fabriken, stets auf neue Veränderungen in der äußeren Gestalt und Verzierungen der Gehäuse raffinirt, um durch die Neuheit derselben Käufer anzulocken. Ohne hier die oftmaligen Abänderungen der Zifferblätter, deren Ziffern und Zeiger erst zu erwähnen, worin sich besonders die Augsburger Fabrikanten sehr auszeichnen, die alles Mögliche anwenden, um ihre Galanterieuhren ins Auge fallend zu machen, und welche dadurch ihren Zweck, ihre Waare gut anzubringen, sehr oft erreichen; so werden auch mit den Verzierungen des inneren Werkes sehr oft Neuerungen gemacht, um durch dessen falschen Schimmer die Augen zu blenden, und dessen schlechten innern Werth dadurch zu verbergen. Der Kenner, der eine solide dauerhafte Uhr verlangt, wird sich durch alle dergleichen überflüssige, oftmals der Dauerhaftigkeit nachtheilige Zierrathen, modische Neuigkeiten, und täuschende Anlockungen nicht verblenden lassen. Englische Fabriken und deren Nachahmer nehmen zu dergleichen Blendwerken selten ihre Zuflucht. Die Abänderungen im Mechanismus und der inneren Einrichtung des wirklichen Uhrwerks verdienen näher erwägt zu werden. Es ist für gute Uhrmacherarbeit gar kein günstiger Umstand, daß das Publikum den wahren Werth derselben selten zu beurtheilen weiß, und daß dasselbe alle neuen Arten von Uhren nicht nach ihrem wirklichen Werthe, sondern aus dem Gesichtspunkte, unter welchem sie ihm ihr Erfinder oder Käufer darstellt, schätzt. Daher geschieht es, daß das Publikum, welches sich von diesen Wundern so leicht einnehmen läßt, diese neuen Werke kauft, und sich am Ende betrogen sieht. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man von dem Werthe einer jeden neuen Erfindung urtheilen, und wirklich ächte, nach den Regeln der Kunst gebauete, Werke von den unsichern, verführerischen Produkten der Industrie unterscheiden lernte. Nach welchen

Regeln soll man sich aber richten, um diesen Unterschied machen zu können? 1) Man sehe besonders darauf, daß bei einer neuen Erfindung eine solche Uhr nicht zu künstlich, und folglich nicht schwer zu repariren sey. Ein solches Werk muß so eingerichtet seyn, daß gewöhnliche Uhrmacher es zerlegen, ausputzen und wieder zusammensetzen können; denn wenn eine Uhr von so künstlicher Bauart ist, und sie geräth in die Hände mittelmäßiger Arbeiter, so wird sie, statt verbessert zu werden, mehr verdorben. — 2) Müssen die Theile einer solchen Uhr nach Verhältniß fest und dauerhaft seyn. — 3) Die Erfindungen einer zu großen Einfachheit in einer Taschenuhr, sind mehrentheils sehr verdächtig; denn die Einfachheit besteht nicht allein darin, daß sie aus wenigern Theilen, z. B. wenigern Rädern, besteht. Wenn man wenigere Theile macht, und es soll doch einerlei Wirkung hervorgebracht werden, so giebt dieses zu vielen Schwierigkeiten Anlaß, die oftmals Unordnungen und Stockungen und leicht Zerbrechlichkeit einer solchen Maschine verursachen, welches man bei der gewöhnlichen alten Bauart nicht fürchten darf. — 4) Gewahrt man, daß in einer Uhr verschiedene fremde Dinge angebracht sind, nämlich solche, die man in gewöhnlichen guten Werken nicht findet, die aber ihren Gang nicht verbessern, und sonst nicht mehrere Vortheile leisten, als der gewöhnliche Mechanismus, so ist einer solchen Uhr auch nicht zu trauen. — 5) Man warte, was die Erfahrung lehrt, was dergleichen nach neuen Erfindungen eingerichtete Werke für Dienste leisten, und 6) man lasse einen redlichen, einsichtsvollen, mit Mechanik und Erfahrung bekannten Uhrmacher darüber urtheilen, vorausgesetzt, daß derselbe ein Mann ist, der nicht an alten Vorurtheilen klebt. Ein paar Beispiele mögen das hier Angezeigte erläutern. a) Die großen Sekundenuhren, welche vor ungefähr funfzehn bis achtzehn Jahren so stark wieder Mode wurden, nachdem sie schon vor mehr denn sechzig Jahren

Mode gewesen waren, gehörten damals zu dergleichen neuen Erscheinungen. Die Bauart dieser Uhren ist sehr unschicklich und unmechanisch, welches jedem Kenner einleuchten muß; alles Räderwerk in diesen großen Uhren ist so klein, und so viel leerer Raum zwischen den Platten, daß füglich die sämmtlichen Räder zwischen weit kleinere Platten, und daher auch in kleinere Gehäuse gesperrt werden können, wenn man das Kronrad nur nicht in die Mitte des Werks, des Sekundenzeigers wegen, hätte hineinbringen wollen. b) Die flachen goldnen und modischen Cylinderuhren, die schon vor mehr denn funfzig Jahren stark verkauft wurden, gehören ebenfalls zu diesen Produkten der Industrie; sie haben eine zweckwidrige Einrichtung. Im eigentlichen Gehäuse, wo das Uhrwerk liegen sollte, ist nichts, dieses ist ganz flach, nur unter dem Glase, und folglich unter dem Zifferblatte steckt das ganze Werk. Die mechanische Einrichtung des Räderwerks ist gegen alle Regeln; denn die Räder liegen so dicht auf einander, daß sie sich nur mit genauer Noth bewegen können; sie haben zwar einen flüchtigen lebhaften Gang, welches aber ein wesentlicher Vorzug der Cylindereinrichtung ist. Ein allgemeiner Fehler an diesen Uhren, wenn sie auch ordentlich gehen, ist dieser, daß sie in den ersten zwölf Stunden nach dem Aufzuge etwas voreilen, und in den letzten zwölf Stunden zurückbleiben, und wenn so eine Uhr einige Jahre Dienste gethan hat, so ist es mit ihr vorbei.

Die Reparatur der Taschenuhren. Die beste Taschenuhr kann unmöglich das ganze Jahr hindurch sehr akkurat gehen, wie etwa eine astronomische Pendeluhr, was auch bei ihrem Gebrauche für das gemeine Leben gar nicht nöthig ist. Da die Räder und Getriebe in Taschenuhren nur klein sind, so können ihre Zähne nicht so genau, wie große, gebildet werden, oder doch nicht so genau, daß nicht immer noch kleine Ungleichheiten zurückblieben, welche auf Unruhe und Spi-

ralfeder wirken; auch können fremde Gegenstände von großer Unbedeutenheit in die Uhr gelangen, und sie leicht zum Stillstehen bringen; oftmals kommt die Unruhe durch ein leises Schütteln wieder in Bewegung, und die Uhr geht wieder fort. Das beste Werk stockt, wenn sich etwa einer von den Befestigungsstiften los gemacht hat, oder ein wenig abgesprungenes Emaille von der hintern Seite des Zifferblattes, oder ein abgebrochenes Stück vom Schlüsselrohr, oder sonst ein fremder Körper zwischen den Rädern steckt. In einem solchen Falle muß die Uhr zerlegt werden, um das Hinderniß heraus zu ziehen. Eine Uhr stockt auch, oder geht schlecht, wenn die Spiralfeder durch irgend eine Erschütterung, oder durch unvorsichtiges Rücken an der Stellscheibe verrückt worden ist. Auch Schmutz in der Uhr, und die Vertrocknung des Oels darin, trägt auch zur Stockung derselben bei. Wenn bei einer schon etwas alten Uhr die Zapfenlöcher der Spindel und das Steigrad ausgelaufen sind, so stockt sie auch; dann auch wenn die Kette reißt oder die Feder springt. Sobald also eine Uhr stehen geblieben ist, so öffne man zuerst das Glas, und sehe, ob etwa die Zeiger an einander hängen geblieben sind; ist dieses nicht der Fall, so öffne man mit Behutsamkeit das Werk, und sehe nach, ob man etwa das Aufziehen vergessen, oder ob etwa ein Stift zwischen der Unruhe oder den Rädern stecke; sollte Letzteres der Fall seyn, so versuche man nicht ihn herauszuziehen, wenn er nicht durch ein sanftes Schütteln wieder herausfällt, weil man sonst Schaden anrichten könnte. Gewahrt man aber, daß die Kette gesprungen ist, so muß man das Werk wieder sacht in das Gehäuse legen, aber genau darauf merken, daß das heraushängende Stück Kette nicht eingeklemmt werde, und sie zum Uhrmacher tragen. Viele glauben, wenn sie sehen, daß die Kette von der Trommel abgelöset ist, sie sey nur aus dem Haken, da sich die Kette doch unmöglich loshaken kann, wenn sie nicht überzogen wird,

oder die Feder gesprungen ist. Das Sicherste hierbei, sowohl für den Eigner der Uhr, als auch für den Uhrmacher, ist dieses: Ersterer lasse die Uhr in seiner Gegenwart auseinander nehmen, so werden beide Theile sichtbar überzeugt, ob die Feder gesprungen ist, oder nicht. Es sind oft den Uhrmachern Uhren unter die Hände gekommen, wo der Besitzer glaubte, selbst helfen zu können, und sich großen Schaden dadurch zufügte. Man schraube also keine Schraube los, und nehme noch weniger die Unruhe heraus; denn man legt sie gewiß nicht wieder an Ort und Stelle, ohne etwas daran zu verderben, wenigstens verbiegt man die Spiralfeder; noch weniger schmiere man sie mit Baumöl ein; denn eine Taschenuhr ist keine Wanduhr, welcher man damit zu Hülfe kommt; man findet oft Uhren, die sehr stark damit eingeschmiert sind. Mehrentheils bleibt die Uhr bald darnach stehen, oder sie geht noch einige Zeit sehr unrichtig; in der Kälte stockt sie sogleich. Um eine Taschenuhr einzuölen, braucht der Uhrmacher nicht den zwanzigsten Theil eines Tropfens; denn nur gewisse Theile bekommen Oel. Auch ist ein paarmal der Fall vorgekommen, daß Unwissende die Spiralfeder für ein Haar angesehen, welches sie, weil es sie dünkte, unversehens in die Uhr gekommen zu seyn, herausziehen zu müssen glaubten, und dieses Experiment mit einer Nadel unglücklicherweise zu Stande brachten. Es ist daher nicht gut, wenn man an eine unrichtige und stockende Uhr selbst Hand ans Werk legt. Es lassen Viele ihre Uhr so lange gehen, als sie nur gehen will, oftmals vier, fünf und noch mehrere Jahre, um die Richtigkeit derselben kümmern sie sich nicht; sie wissen aber nicht, daß der Uhr dadurch ein großer Schaden geschieht; denn durch den nach und nach sich anhäufenden Staub, mit dem alten Oele vermischt, entsteht ein Schmirgel, der die Triebe und die Zapfen so angreift, daß die Letztern dünn werden, und die Erstern Gruben bekommen, und

was das Schlimmste ist, die Spindel wird an der Stelle, wo die Steigradszähne anschlagen, endlich von denselben, vermöge des Schmirgels, so eingeschnitten, daß oftmals die ganze Spindel weggeworfen werden muß. Muß endlich eine solche Uhr, großer Unordnungen oder eines andern Fehlers wegen, zum Uhrmacher gegeben werden, so kann dieser sie nicht anders, als durch große Reparatur wieder in Ordnung bringen; denn es wird erstlich eine ziemliche Menge zähen Schmutzes ausgefegt, welcher die Zapfenlöcher noch etwas verengt, nach dem Reinigen erscheinen sie erst größer, als sie seyn sollen, und solches immer nach einer Seite ausgeschliffen, welche er vernieten, und neue bohren muß. Aus den Trieben muß er die Gruben wegschaffen, das Steigrad, an welchem die Spitzen der Zähne, worauf es doch ankommt, ganz stumpf gelaufen sind, muß er neu abdrehen, den Zähnen wieder die gehörige Gestalt geben, und dergleichen mehr, was hier anzuführen zu weitläufig seyn würde. Mit einem Worte, eine solche Uhr setzt die Geduld des Uhrmachers auf die härteste Probe, wie sich ein Mann vom Fache ausdrückt. Verbessert er nun, um die Kosten nicht zu groß zu machen, nicht Alles, was vom Größten bis zum Kleinsten verbessert werden muß, so bringt er die Uhr niemals in einen erträglichen Gang, und es heißt wohl gar: „er hat die Uhr verdorben.“ Macht er Alles aufs Beste gut, und verlangt dafür gehörige Zahlung, so beschuldiget man ihn der Prellerey, und sagt: „die Uhr ist ja so viele Jahre gut gegangen, und es hat ihr nichts gefehlt, als das Ausputzen.“ — Wer also eine Uhr besitzt, die ihm lieb ist, der lasse sie alle anderthalb bis zwei Jahre ausputzen; denn das Wenige, was er dafür zahlt, bringt reichliche Interessen, indem sich die Uhr um so länger hält. Dieses sagt auch Jakob Schmid in seiner kleinen Schrift sehr treffend durch Folgendes: „Gute Uhren werden schneller, wie schlechte zu Grunde gerichtet, wenn man

sie lange ohne Reinigung gehen läßt. Wenn das Oel auch noch so frei von Schlamm und Salz ist, so trocknet doch mit der Zeit etwas ein, und fehlt es dann, so zehrt eine jede bewegende Maschine an sich selbst. Die Politur und gute Arbeit, die den guten Uhren eigen ist, macht, daß sie eine Zeitlang ohne Reinigung und Nahrung fortgehen, wenn die rauh und schlecht gearbeiteten längst stille gestanden haben. Dieses ist die Ursache, weshalb oft die besten und schönsten Uhren in wenigen Jahren durch die Sparsamkeit und Nachlässigkeit ihrer Eigner zu Grunde gerichtet werden, da hingegen schlecht gearbeitete Uhren durch ihr Stocken ihren Besitzer auffordern, sie einem Künstler zur Reinigung zu übergeben." — Eine andere Widerwärtigkeit für den Uhrmacher ist diese, daß er so oft hintergangen wird. Ist eine Uhr durch unvorsichtiges Fallen verunglückt, so gesteht man es ihm nicht; er ist glücklich, wenn er den Eigner gleich davon überführen kann. Ist sonst ein Schaden daran gemacht, zumal wenn sie vor nicht langer Zeit in seinen Händen gewesen ist, so weiß man von nichts, und möchte gern die Schuld auf dessen Unerfahrenheit und Nachlässigkeit in seiner Arbeit schieben wollen. Kurz, der Unannehmlichkeiten, denen ein Uhrmacher ausgesetzt ist, sind viele, sie hier alle zu erwähnen, ist überflüssig. Eines Vorurtheils, welches beim Publikum allgemein herrscht, muß hier noch gedacht werden. Viele glauben nämlich, daß die Uhrmacher aus einer guten Uhr gute Stücke herausnehmen, und sie gegen schlechtere vertauschen; dieses ist aber falsch, da es bei den Rädern und der Unruhe gar nicht möglich ist; denn da Alles so akkurat gegen einander abgepaßt seyn muß, so darf ein Rad nur um eines Haares Dicke zu groß oder zu klein seyn, so geht die Uhr gar nicht. Daher ergiebt es sich von selbst, daß Räder aus einer Uhr in die andere zu versetzen, gar nicht möglich ist; und die Kette oder Feder auszutauschen, nimmt sich gewiß kein Uhrmacher die

Mühe; denn eine gute Kette oder Feder kostet eben nicht viel, da das Mehrste die Arbeit ist, sie in das Werk einzupassen; auch würde die Kette oder Feder aus einer Uhr nicht in zehn andern brauchbar seyn. — Man gebe nie eine Uhr in die Hände eines Pfuschers, deren es so viele auf den Dörfern und in den Städten giebt. Ein solcher hat, außer ein paar Zangen und einer elenden Drehmaschine, nichts von Instrumenten, und ohne gute Werkzeuge kann kein Künstler gute Arbeit machen. Der guten Instrumente aber sind vielerley, und sie kosten viel Geld. Es darf einem solchen Stümper nur etwas aus der Uhr vom Tische springen, welches er der Kleinheit wegen nicht allemal wieder findet, wie z. B. nur eine Schraube, und er hat kein schickliches Instrument dazu, so macht er ein elendes plumpes Ding in die Uhr, welches das ganze Werk beschimpft; oder es zerbricht ihm etwas, z. B. es bricht ein Zapfen beim Zusammensetzen ab, ein so möglicher Fall, wie soll er sich hier helfen? So gut er kann; die Uhr wackelt wieder, ist aber verdorben. Ferner haben dergleichen Uhrenverderber keinen Vorrath an Federn, Ketten, Zeigern, Spiralen ꝛc., sie helfen sich daher oft zum Schaden der Uhr so gut sie können. Von welchen Pfuschern hier eigentlich die Rede ist, wird man leicht einsehen; denn vier bis fünf ausgestandene Lehrjahre machen nicht Jeden zum vollkommenen Meister. Fleiß, Genie, und angeborne Talente thun das Meiste. Der schon oben erwähnte Schmid sagt hierüber sehr richtig: „Noch mehr eilt eine Uhr zu Ende, wenn sie einem nicht redlichen Uhrmacher in die Hände gegeben wird, der sie nur ausstäubt, und auf das vertrockuete Oel frisches schmiert, ohne den alten Schmutz aus den Löchern zu putzen. Hierdurch wird der alte Schlamm wieder erweicht, und gleichsam zu einem Schliefe, der die Theile des Werkes abnutzt.“ — Man gehe also lieber zu einem, in gutem Rufe stehenden Uhrmacher, das Wenige, was man demselben mehr zahlt,

als einem Pfuscher, verspricht auch gute Arbeit. Man muß ihm aber bei einer solchen Reparatur auch eine Zeit von acht bis vierzehn Tagen oder mehreren Wochen lassen, und sollte es geschehen, daß die Uhr, wenn man sie von ihm zurück erhalten hat, noch nicht gut geht, so gebe man sie ihm noch einmal, auch noch mehrere Male wieder, bis sie vollkommen so ist, wie sie nur seyn kann; denn oftmals kann ein geringer Umstand, eine Kleinigkeit, welche auch der geschickteste Meister das erste Mal übersieht, verursachen, daß die Uhr nicht so geht, als sie gehen sollte. Viele haben das sonderbare Vorurtheil, daß sie glauben: wenn der Uhrmacher die Uhr nicht gleich das erste Mal so macht, daß sie auf die Minute geht, so versteht er nichts; sie laufen damit zu einem Andern, und hat dieser nicht das Glück, sie zu befriedigen, auch wohl zum Dritten, und hilft dieser auch nicht, so muß die Uhr fort, da sie nichts mehr taugt, verdorben ist, und doch kann die Uhr recht gut seyn, und nur ein Umstand blieb vielleicht dem Uhrmacher beim Repariren verborgen, wodurch der Fehler blieb, den aber eine wiederholte Untersuchung entdeckt und abgeändert haben würde. Daher ist es auch nothwendig, daß man jedesmal, so oft man dem Uhrmacher eine Uhr zur Reparatur übergiebt, demselben alle Gebrechen und Fehler der Uhr aufrichtig anzeigt. Auch darf man nicht gleich unzufrieden seyn, wenn die neu reparirte Uhr nicht gleich die Minute hält; man korrigire sie ein wenig nach Bedürfniß an der Stellscheibe. Bei Manchen hat die Uhr vielleicht täglich viele Bewegungen und Erschütterungen auszustehen, oder sie kommt in eine wärmere Lage, als bei dem Uhrmacher; es ist also ganz natürlich, daß sie erst wieder nach diesem Verhalten eingerichtet werden muß. Manche Uhren stocken zuweilen bei sehr seltenen Bewegungen, und auf alle Arten kann sie doch der Uhrmacher nicht probiren; denn er hat nicht alle Tage Gelegenheit zu reiten oder zu fahren; im Gehen kann man

wohl vier bis sechs Uhren zu sich stecken, um sie im Tragen zu probiren. Man kann aber nicht verlangen, daß eine Sackuhr das ganze Jahr hindurch ununterbrochen akkurat gehen soll, wer dieses verlangt, verlangt unmögliche Dinge. Beim Aufziehen und Stellen einer Uhr hat man Manches zu berücksichtigen. Nach Thurm- oder Stadtuhren kann man sich nicht richten, eben so wenig nach den Taschenuhren Anderer. Auf Erstere hat Witterung, Wärme und Kälte, die höhere Luftschicht, Wind und die Behandlung desjenigen, der sie aufzieht und stellt, einen großen Einfluß. Sehr Vielen, und besonders Personen von bestimmten Geschäften, ist oft mehr damit gedient, an ihrer Taschenuhr die Zeit in der Stadt zu wissen, als die Zeit am Himmel. Wer sich seiner Uhr hierzu bedienen will, der muß freilich wegen des veränderlichen Ganges der Thurmuhren seine Taschenuhr manche Woche ein paarmal durch Rücken am Minutenzeiger mit der herrschenden Stadtglocke übereinstimmig stellen. Am richtigsten ist der Sonnenstand am Mittage, wonach man seine Uhr stellen kann; überhaupt eine gute Sonnenuhr; auch eine richtig gehende Wanduhr, wenn sie durch längere Zeit in Hinsicht ihres Ganges erprobt ist. — Das Ajüstiren oder Abziehen einer Uhr, ist bei jeder neuen Uhr nothwendig, die man nicht von einem Uhrmacher kauft. Denn auch die besten Uhren, so man auf Messen bei Kaufleuten oder damit handelnden Personen kauft, sind nicht ajüstirt, und wenn sie auch gehen, so gehen sie nicht richtig. Wenn daher ein Uhrmacher eine Uhr ajüstirt, so muß er alle Theile nachsehen, ob sie die gehörige Ausarbeitung, Politur und Ordnung haben, ob der Eingriff der Räder in die Triebe seine Richtigkeit hat, ob das Gesperre zu strenge oder zu locker, und ob die Feder gehörig gespannt ist. Findet er dieses Alles nicht, wie es seyn soll, so muß er es verbessern. Sehr oft muß er eine andere Feder, vielmals eine andere Kette, und

bei den Meisten eine andere Spirale einsetzen. Ferner muß er die Unruhe abwiegen, ob sie zu schwer, oder zu leicht ist, und keine schwere Seite hat; er muß die Steigradszähne mit der Polirfeile oder auf der Maschine gehörig abziehen; auch die Stellscheibe, und Alles, was dazu gehört, in Richtigkeit bringen. Wenn er nun dieses Alles gethan hat, so setzt er die Uhr zusammen, und läßt sie gehen, probirt sie im Hängen, Liegen, auf allen Seiten und in der Tasche; macht sie auch hier noch Veränderungen, geht sie z. B. im Liegen geschwinder, als im Hängen, so muß er bald hier, bald da nachhelfen. Jeder Einsichtsvolle wird hieraus urtheilen, daß dieses nicht eine Arbeit von ein paar Tagen, sondern oftmals von vielen Wochen ist, ehe eine solche neue Uhr zur völligen Richtigkeit gebracht wird, und daß solches auch verhältnißmäßig bezahlt werden muß; indessen ist es auch gewiß, daß man bei mancher Uhr mehr, bei mancher weniger Arbeit hat. — Beim Verfertigen neuer Uhren, und bei dem Repariren und Abziehen oder Ajüstiren der alten, muß auch der Künstler selbst sehr vorsichtig zu Werke gehen, besonders muß er körperlich ganz gesund, das heißt, nicht zu alt seyn, und keine blöden Augen und zitternde Hände haben. Wer diese körperlichen Eigenschaften nicht besitzt, der darf sich mit der Verfertigung und Ausbesserung der Taschenuhren nicht beschäftigen; er thut dann besser, sich mit großen Uhren, mit Wand- und Tischuhren, abzugeben; auch muß man feine und künstliche Taschenuhren, die schon zu den seltenen Werken gehören, nie den Händen eines Mannes anvertrauen, von dessen Geschicklichkeit man noch keine Proben hat. Ein guter Uhrmacher sollte kein Trinker seyn, oder ein den Ausschweifungen ergebener Mann; denn ein solcher ist nicht zu allen Stunden fähig, Kopf und Finger gehörig zu gebrauchen. Er muß eine große Portion Geduld besitzen; seine Werkstatt muß reinlich und jeder Zeit in guter Ordnung seyn. Auch muß er

gute Instrumente und Maschinen haben; denn ohne diese Hülfsmittel läßt sich nichts Akkurates arbeiten. Hat man ihn als einen Mann kennen lernen, der nicht blos mit den Fingern, sondern auch mit dem Kopfe arbeitet, Fleiß auf seine Arbeit verwendet, und sie nicht so hinschleudert, so kann man ihm etwas anvertrauen. Man muß sich daran nicht kehren, wenn ein Unbilliger Klage über ihn führt, dessen schlechtes Werk er nicht zur Probeuhr umschaffen konnte, oder dessen wunderliche Laune außer den Grenzen der Befriedigung lag; denn es Jedermann recht zu machen, gehört unter die Unmöglichkeiten; denn der größte Meister wird nicht im Stande seyn, aus einer schlecht gehenden Uhr, die schon im höchsten Grade verdorben ist, ein gutes Werk zu schaffen, oder er müßte ein ganz neues machen. Große alte Englische Uhren sind leicht zu repariren; auch die Französischen, wenn sie nicht zu klein oder zu flach sind. Cylinderuhren erfordern schon mehr Behutsamkeit, Uebung und Umsicht. Repetiruhren verlangen einen erfahrenen Uhrmacher, und sind sie sehr klein, ein gutes Gesicht, Behutsamkeit und viel Geduld. Andere künstliche Werke, als Kalender-, Aequations- und dergleichen Uhren, sind nur für Uhrmacher, die viele mathematische und astronomische Kenntnisse und Erfahrungen besitzen. Man lasse keine Feder der Ersparniß wegen flicken; auch wird dieses kein ordentlicher Uhrmacher thun, wenn es gleich verlangt wird. Eine geflickte Feder hält selten lange, und noch seltener thut sie ihre gehörige Dienste. Viele wundern sich, wenn in ihrer Uhr die Feder gesprungen ist, wissen gar nicht, wie das zugegangen seyn muß, Fragen in die Kreuz und Quer, was die Ursache davon ist, und machen dem Uhrmacher deshalb Vorwürfe, obgleich diese Feder schon viele Jahre Dienste gethan hat; denn Mancher glaubt, eine Feder muß halten, so lange die Uhr hält; allein dieses ist unmöglich; denn die Feder in einer Uhr, welche der tägli-

chen, erneuerten Anstrengung des Anspannens ausgesetzt ist, muß doch wohl von der Zusammenhaltung ihrer feinen Theile etwas verlieren, und an einer Stelle, wo die feinen Stahltheilchen weniger zusammen hängen, oder wo eine falsche Ader im Stahle ist, kann sie brechen. Auch die besten Federn springen, weil sie vielleicht einen kleinen Grad zu viel Härte haben; denn schwache geschmeidige thun dieses nicht so leicht; allein diese leisten auch die Dienste nicht, und sind nicht elastisch genug. Die Feder ist zwar ein Haupttheil in einer Uhr, doch ohne wesentlichen Zusammenhang mit der Maschine des Werks. Eine gesprungene Feder kann wieder ersetzt werden, ohne daß die Güte des Werkes das Geringste dadurch verliert. Jeder redliche Uhrmacher wird die Haltbarkeit der Feder zuvor durch einen hohen Grad von Anspannung versuchen, ehe er sie einsetzt. Viele springen freilich bei dieser Probe, allein es ist immer besser, sie brechen beim Probiren, als erst nachher, wenn sie schon in der Uhr eingesetzt sind. Ein nicht mehr gut passender Uhrschlüssel, ein unvorsichtiges Aufziehen zersprengt auch manche Feder. — Man hat nicht immer nöthig, gute Uhren nach großen Städten zur Reparatur zu verschicken; denn auch in den mittlern und kleinen Städten, besonders des nördlichen Deutschlands, giebt es oft Meister, die ihrer Kunst Ehre machen. Ein Uhrmacher sagt, bei Erwähnung dieses Gegenstandes: „Man traut oft den Uhrmachern in den mittlern und kleinen Städten nicht viel zu, besonders in dem Orte, wo man wohnt, und verschickt die Uhren lieber nach großen Städten, ja man hat sie früher sogar nach Frankreich und England zur Reparatur geschickt, besonders Cylinder- und Repetiruhren, allein man erhielt sie auch von dort her nicht so zurück, als man erwartet hatte, weil diejenigen berühmten Uhrmacher in London und Paris, die neue Uhren anfertigen, sich nicht mit der Reparatur alter Uhren abgeben, sondern sie andern Meistern übergeben,

die solches für sie thun müssen, und zu deren Bezahlung nehmen sie nun auch noch einige Franken für sich, also muß man weit mehr Reparaturkosten bezahlen, als wenn man sie hätte im Orte machen lassen." Uebrigens ist es gewiß, daß ein berühmter Uhrmacher in einer großen Stadt, oft Arbeiten von seltner Art unter die Hände bekommt, daß er mehr Gelegenheit hat, außerordentliche Kunstwerke zu sehen, als der Kleinstädter; allein ein Uhrmacher, der zugleich Mathematiker ist, den wirklich Genie und Talent zum Uhrmacher bestimmt haben, den müssen auch die neuesten seltsamsten Werke nicht in Verlegenheit setzen, wenn sie ihm zum Repariren übergeben werden. Ein Künstler, der die Schriften berühmter Meister in seinem Fache studiert hat, und ganz für seine Kunst eingenommen ist, wird immer, auch in einer kleinen Stadt, etwas leisten, er braucht darum nicht in große Städte zu ziehen, um hier erst die volle Geltung zu erhalten. — Vom Gebrauche und der Vorsichtigkeit beim Tragen der Taschenuhren. Vielfältige Erfahrungen haben die Lehre gegeben, wie sehr verschieden die Begriffe von dem Gebrauche der Uhren, und besonders darin sind: was man von einer guten Taschenuhr fordern, und nicht fordern kann. Nicht bloß Unwissende, sondern auch einsichtsvolle Männer, sogar Gelehrte, machen oft überspannte Forderungen von der Richtigkeit einer Taschenuhr. Nach ihrem Eigensinne soll dieselbe stets richtig gehen, nie eine Minute abweichen, sie sey in einer Lage, in welcher sie wolle, sie nehmen hier weder auf Kälte, oder Wärme, weder auf Ruhe, noch Bewegung Rücksicht. Die meisten Uhren gehen im Sommer langsamer, als im Winter, wenn sie nämlich im Letztern oft der Kälte ausgesetzt sind. Eine gute Uhr geht auch mehrentheils in der Tasche etwas langsamer, als im Stande der Ruhe, wovon theils die mäßige Bewegung, theils die körperliche Wärme des Besitzers die Ursache ist; es muß daher die vom Gehen,

Essen, von allen Leidenschaften, auch manchmal vom Feuer der Liebe von Minute zu Minute steigende Lebenswärme auf diese, dicht am Leibe liegende kleine Maschine eine Veränderung und mehrentheils eine ungleiche Verspätung hervorbringen. Folglich bequemen sich die Taschenuhren nach dem Thermometergrade der Leibeswärme ihres Besitzers, nach seinen besondern Launen, und nach seinen Schritten und Bewegungen. Von einer solchen Maschine, die also Alles mit uns auszustehen hat, kann man auch nicht verlangen, daß sie Jahr aus Jahr ein stets die Minute halten soll. Jeder erfahrene Uhrmacher stimmt darin überein, daß der berühmte Berthoud selbst in seinen Schriften dieses bezeugt, und verlangt, daß eine Taschenuhr wenigstens alle acht Tage an den Zeigern gerückt werden müsse; es sind hierunter aber nicht Viertel- und halbe Stunden, sondern nur einzelne Minuten zu verstehen. Man nehme an, daß eine gute Taschenuhr bei gewöhnlichen Geschäften, indem man sie in der Tasche trägt, nur täglich eine halbe Minute zurückbliebe, so machte dieses in acht Tagen vier Minuten; dabei träfe es sich nun, daß der Eigner derselben unter dieser Zeit einmal eine Reise von etlichen Meilen zu Pferde oder im Wagen machte, oder einen Abend in Gesellschaft heftig tanzte, so würde sich auch die beste Uhr in diesem Falle um ein paar Minuten irren, entweder vorgehen, oder zurückbleiben. Kein Uhrenkenner wird ihr das verargen, sondern sie die wenigen Minuten vor- oder zurückstellen. Ein zweiter Fall ist dieser: Der Besitzer einer Uhr, ein Gelehrter oder Geschäftsmann, ist kränklich, oder anderer Ursachen wegen geht er drei oder vier Tage nicht aus; die Uhr liegt diese Zeit über ruhig auf dem Tische, oder hängt am Nagel, und geht ihren Gang fort, nur täglich eine halbe oder ganze Minute zu geschwinde, wozu vielleicht die Kälte des Nachts, wenn es im Winter ist, auch etwas beitragen kann. Jetzt ändert aber der Besitzer seine Lebens-

weise; er ist verschiedene Tage stets in Bewegung, und nun bleibt die Uhr in drei oder vier Tagen schon einige Minuten zurück. Dieser Veränderlichkeit wegen ist der Besitzer der Uhr sehr unzufrieden, bald mit der Uhr, bald mit dem Uhrmacher, welcher sie in Arbeit gehabt oder von dem er sie gekauft hat, wozu er doch keinen hinlänglichen Grund hat. Ein Anderer verdirbt ein sehr gutes Werk dadurch, weil er es nicht gehörig behandelt, das heißt, die Uhr nicht gehörig aufzieht, und beim oftmaligen Rücken der Zeiger nicht Behutsamkeit genug beobachtet, sie nicht mit derjenigen Vorsicht behandelt, mit welcher eine so kleine Maschine behandelt werden muß. Dazu kommt noch, daß er sie durch das oftmalige Corrigiren an der innern Stellscheibe konfus macht. Die Zeiger werden bei manchen Uhren ebenfalls durch das zu viele Stellen locker; alle diese und ähnliche Behandlungen verursachen, daß die Uhr, und wenn sie auch noch so gut ist, endlich unrichtig geht. Auch die Uhrtasche muß man stets reinlich halten, sie deshalb oft umkehren und vom Staube befreien, und dann muß man die Uhr selbst so viel als möglich vor dem Staube bewahren, so auch vor Feuchtigkeit, vor einer kalten Wand, vor Sonnenstrahlen, und vor dem heißen Ofen. Nie muß man zur bestimmten Zeit das Aufziehen versäumen. Der Mittag oder Abend ist dazu besser, als der Morgen, wo die Temperatur der Uhr, vornämlich im Winter, gewöhnlich noch sehr verschieden ist von der Temperatur der Stubenwärme. In der Kälte hat nämlich die Feder eine gewisse Sprödigkeit angenommen, die sie leicht dem Zerspringen beim Aufziehen aussetzt, und deshalb sollte man auch nicht die Uhren in der Kälte aufziehen, und wenn sie selbst kalt ist, so sollte man sie immer erst in der Uhrtasche durchwärmen lassen. Viele Uhrenbesitzer glauben irrigerweise es sei gut, wenn man die Uhr bisweilen ablaufen und die Feder ausruhen lasse. Hat man die Uhr eine Zeitlang nicht aufgezogen, und thut dies ein-

mal wieder, so wird man ihren Gang immer etwas verändert finden, so, daß man sie erst wieder reguliren muß. Eben deswegen ist es auch gut, wenn man eine Repetiruhr, um sie nicht aus der Gewohnheit zu bringen, zuweilen schlagen läßt. Man darf das Aufziehen weder zu schnell, noch zu langsam verrichten. Im Gehen, Fahren, Reiten oder gar beim Regnen sollte man es nie thun, sowohl wegen des Hineinfliegens von Staub, Regen ꝛc., als auch wegen der Stöße, welche die Uhr zu ihrem größten Schaden erhalten kann. Die meisten Uhren werden jetzt durch ein Loch des Zifferblatts aufgezogen. Wer sich nicht in Acht nimmt, der zerbricht dabei leicht das Email um das Loch herum. Damit dies nicht leicht geschehen könne, so muß der Uhrschlüssel merklich dünner seyn, als die Weite des Loches beträgt; er muß gut auf den viereckigen Aufziehzapfen passen, und so fest wie möglich muß er darauf gesteckt werden. Messingene Schlüsselröhren (Kanonen) sind immer besser, als stählerne; wenn Letztere nicht gut passen, so verderben sie wegen ihrer größeren Härte den Aufziehzapfen, und es ist doch viel besser, daß der Schlüssel zu Grunde geht, als jener Zapfen. Sobald der Schlüssel zu weit geworden ist, und auf dem Zapfen hinwegzurutschen anfängt, muß man ihn abschaffen. Merkt man beim Aufziehen, daß das Gesperre der Schnecke um einige Zähne zurückweicht, so muß man gleich damit aufhören, weil sonst der Fehler immer schlimmer wird, und zuletzt Feder oder Kette zerreißt. Wenn beim Ende des Aufziehens der Vorfall, welcher dem Aufziehen Grenzen setzt, nach einem kleinen Widerstande oder Rucke doch ausweicht, so muß man sogleich das Aufziehen endigen, und jenen Fehler erst verbessern lassen, um weiter keinen Schaden anzurichten. Wer gewohnt ist, die Uhr mit Aufmerksamkeit und Vorsicht aufzuziehen, der hat es schon im Gefühle, wie oft er den Schlüssel herumdrehen muß, bis das Aufziehen zu Ende ist. — Wegen der Nothwendigkeit des Rein-

haltens der Uhr muß man Gehäuse, Zifferblatt und Uhrschlüssel oft säubern; den Staub aus dem Gehäuse und vom Zifferblatte wischen, welches mit einem reinen und feinen leinenen Lappen sehr vorsichtig geschieht; aus den Ecken und Kanten des innern Gehäuserandes kann man ihn mit einer Feder wegbringen, wobei man weder die Zeiger, noch das innere Werk berühren darf. Zum Reinigen des Schlüsselrohrs kann man ebenfalls eine Feder oder auch ein spitziges Hölzchen anwenden. Es ist ferner sehr rathsam, daß man die Uhr bald hängt, bald auf das Glas, und zuweilen auch auf den Boden des Gehäuses legt; denn wenn die Uhr immer hängt, so leiden die Seitenwände der Zapfenlöcher viel mehr, als die Grundflächen derselben; sie werden dann natürlich zu weit. Wenn man aber die Uhr beständig legt, so bohren die Zapfen stets auf die Grundfläche und laufen sich merklich ab. Durch die Erweiterung der Zapfenlöcher auf die eine oder die andere Art, muß der Gang der Uhr wohl verändert werden. So wenig, wie möglich, muß man die Uhr öffnen, besonders nicht an staubigen, rauchigen und dunstigen Orten. Personen, welche Tabak schnupfen, müssen sich hüten, daß davon kein Körnchen in die geöffnete Uhr falle. Vom Pferde sollte man nie steigen, ohne vorher die Kette in Sicherheit gebracht zu haben; auch in Gedrängen muß man die Uhrkette beistecken, nicht bloß der Gefahr des Bestehlens wegen, sondern auch wegen des leichten Hängenbleibens und des Herausziehens oder Herausschleuderns der Uhr, wenn keine über die Schulter gehende Kette, Schnur oder Band, mit ihr verbunden ist, die auch leichte und flache Uhren gut vor dem Herausziehen aus der Tasche schützen. Auf den Abtritt sollte man die Uhr nie mitnehmen. Man darf auch die Uhrzeiger nie mit den Fingern herumdrehen, weil sie dadurch leicht zerbrochen oder verbogen werden; immer muß das Drehen der Zeiger bloß mittelst des auf das viereckige Minutenrohr ge-

steckten Uhrschlüssels geschehen. Es ist selbst nicht einmal gut, wenn man die Zeiger mit dem Schlüssel zu oft umdreht, z. B. um sie wieder anzurichten, wenn man die Uhr aus Nachläßigkeit zu oft ganz ablaufen läßt, weil dadurch das Minutenrohr auf seinem langen Zapfen zu locker wird. Lieber soll man die Uhr noch so lange ruhen lassen, bis die Zeit herangekommen ist, auf welcher die Zeiger stehen. Das Rücken um eine halbe Stunde oder auch um eine Stunde, zieht aber keine nachtheilige Folgen nach sich. Wenn der Bügel oder das Gehänge am Uhrgehäuse sehr locker geworden ist, so muß man es bei Zeiten befestigen lassen, weil man sonst einmal, bei völligem Losgehen, die Uhr fortschleudern oder zu Boden werfen könnte. Wenn Wasser oder eine andere Flüssigkeit in das Werk gekommen seyn sollte, so muß man sie sogleich auseinander nehmen, alle Theile schnell trocken und ausputzen lassen. — Die Uhrsucht oder die Sucht eine oder zwei Taschenuhren bei sich zu tragen, die noch zu Anfange dieses Jahrhunderts herrschte, ist größtentheils verschwunden, weil der Werth der Uhren abgenommen hat. Man hielt damals eine Taschenuhr für einen Schatz, und dieses gewiß dreißig Jahre früher, es war ein Gegenstand des Luxus und der Mode, und Jeder suchte nur das Höchste, eine Uhr, zu erreichen, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, wozu nun noch der Luxus mit den Uhrketten kam, die man von Gold, Silber und Kompositionsmetallen trug, woran Sinnbilder auf Emaille und andere Schnörkeleyen angebracht waren. Man trug nicht bloß eine Uhr, sondern zwei, deren Ketten man zu beiden Seiten der Beinkleider herabhängen ließ. Gewerksleute hatten die Embleme ihres Gewerks im Kleinen daran angebracht, z. B. wie die Maurer, Zimmerleute, Tischler ꝛc., und oftmals waren bei diesen Gewerksleuten die Ketten mehr werth, als die Uhren, die sie trugen, weil sie Alles auf denjenigen Gegenstand verwendeten, der

äußerlich sichtbar war, also die Kette. Nach und nach verlor sich dieser Luxus, die zweite Uhr wurde eingestellt, und man paradirte nur noch mit einer Kette, und zuletzt verschwand auch diese, da die Schnüre und Uhrbänder aufkamen, an welchen man die Uhr in der Westentasche zu tragen anfing, welche Mode sich auch noch bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Der Werth der Uhren sank aber, wie schon oben bemerkt worden, herab, theils weil sie sehr wohlfeil wurden, theils legte man auch nicht mehr den Werth auf eine Uhr, die man als einen gewöhnlichen Zeitmesser anzusehen anfing, den man allerdings für sehr wichtig hielt, aber das Gold und Silber dabei nicht mehr in dem Grade beachtete, als vorher, da man jetzt nur auf die Zeit sah, wenn nur diese richtig angezeigt wurde, um das Gehäuse bekümmerte man sich nicht mehr in dem Grade, wie früher, nur die goldenen Cylinder- und Repetiruhren behielten ihren Werth, weil sie auch zu kostbar sind, und von dem gemeinen Manne nicht angeschafft werden können. Man hat jetzt für einige Thaler eine silberne Uhr in der Tasche, und so ist es denn auch gekommen, daß sie jetzt schon Knaben tragen, man also keinen Werth mehr darein setzt, wie sonst, zu einer Uhr zu gelangen. S. auch den Art. Taschenuhrenfabrik. — Um eine Taschenuhr in eine Tafeluhr umzuwandeln, lege man das Gewerk der Stundenuhren (s. oben, S. 375 u. f.) zum Grunde. Das Großbodenradsgetriebe wird beibehalten, weil es ein Sechser ist; auch das Steigradsgetriebe kann zur Noth beibehalten werden, ob es gleich nur ein Fünfer ist. Denn die Justirung des Steigrads ist schwer, wenn man es abgeschlagen und auf ein anderes Getriebe genietet, oder, wie man es hier finden wird, gelöthet hat. Man schlägt also nur das Kleinbodenrad und das Kronrad von ihren Getrieben, und giebt ihnen Sechser, weil die zu spitzigen Zähne der beiden Bodenräder etwas abgedrehet werden müssen, so können die

alten Zapfenlöcher für die neuen Getriebe bleiben. Wäre aber das Steigradsgetriebe an der Stelle, wo das Kronrad so lange gearbeitet hat, zu sehr ausgelaufen, so muß das Kronrad doch versetzt werden, daß es an einer noch ungebrauchten Stelle des Getriebes zum Eingriffe komme. Unter den Kronradszapfen macht man vor der Vorderplatte eine breite gedrehete messingene Schraube, vermittelst welcher man den Eingriff mehren oder mindern kann, wie man es nöthig findet. Anstatt der Unruhe giebt man der Uhr einen kleinen Perpendikel; und um seine Länge zu bestimmen, muß man überlegen, was man gemacht hat. Durch die Verwechselung zweier Fünfergetriebe mit zwei Sechsern ist eine Veränderung entstanden, daß nun anstatt 172,800 Unruhschläge 120,000 in einem Umlaufe des Federrades geschehen. Dieses giebt, wenn das Vorgelege die drei Umläufe des Federrades und die Währung von dreißig Stunden bleiben sollen, 12,000 Schläge für die Stunde, und der Perpendikel wird also etwas kürzer, als 3 Zoll 5 Linien werden; den $3\frac{1}{3} : 3\frac{1}{3} = 11\frac{1}{9} = \frac{100}{9} : \frac{2276}{5} = 500 : 20484 = 40{,}9$ Linien. Die Stange wird ganz schmal von einer dünnen Uhrfeder geschnitten, und die darauf zu schiebende Linse ganz flach und rund.

H. Berthoud, Versuche, Grundsätze und Regeln zur Vollkommenheit der Taschenuhren. Aus dem Französischen von Vogel. Mit Kupfern. Meissen, 1790.

J. G. Geisler, der Uhrmacher, oder Lehrbegriff der Uhrmacherkunst, aus den besten Englischen, Französischen und andern Schriften zusammengetragen. 10 Thle. Mit 87 Kupfern. Leipzig, 1793—99.

Belehrungen für diejenigen, welche Taschenuhren tragen; in Absicht ihrer Beschaffenheit, Beurtheilung, Kaufens, Ausbesserung und Verhaltung. Nebst einem Anhange über Wand- und Tischuhren. Nicht für Künstler und Uhrmacher, sondern fürs Publikum.

2te vermehrte und verbesserte Auflage. Liegnitz und Leipzig, 1801. (Die erste Auflage erschien 1798.) Dieses Werk (von F. A. Schmidt) ist größtentheils bei Anfertigung des obigen Artikels benutzt worden.

Dessen Beitrag zur Zeitmeßkunst für Freunde und Liebhaber von Uhrwerken aller Art, in 3 Abtheilungen. Liegnitz, 1797.

Jac. Auch, Anleitung zur Kenntniß und Behandlung der Taschenuhren. Für Uhrenbesitzer und Verfertiger. Mit Kupfern. 2te Aufl. Gotha.

A. Cumings Elemente der großen und kleinen Uhrmacherkunst. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. G. Geisler. Mit 16 Kupfertafeln. Leipzig.

G. F. Wenderoth, Anweisung zu einer zweckmäßigen und vernünftigen Behandlung der Taschenuhren. Eisenach, 1804.

J. H. M. Poppe, praktisches Handbuch für Uhrmacher und Uhrenbesitzer. 2 Bde. Mit vielen Kupfern. Leipzig, 1810.

Dessen, die Englische Uhrmacherkunst, oder deutliche Anweisung, dieselbe nach ihrem in England zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Zustande auszuüben. Für Klein- und Großuhrmacher, wie für Alle, die sich in diesem interessanten Theile der Mechanik unterrichten wollen. Nach dem Englischen des Theodor Martin bearbeitet. Mit drei großen Kupfertafeln.

G. Smitson, Hülfsbüchlein für Uhrenbesitzer, oder die Kunst, seine Uhren selbst zu repariren und im Gange zu erhalten, wie auch insbesondere die Gleichförmigkeit des Ganges derselben bei verschiedener Temperatur, Bewegung, Lage, worin sie sich befinden, zu befördern; nebst interessanten Mittheilungen, wie mit leichter Mühe Wecker an Taschenuhren anzubringen sind. Nach den neuesten Erfindungen; mit Abbildungen.

Taschenuhr (achttägige), s. oben, S. 380.
— (Aequations-), s. daselbst, S. 397.
— (Augsburger), s. das., S. 406.

Taschenuhr (Cylinder-), s. oben, S. 386 u. f.
— (Damen-), werden die kleinen, theils glatten, theils guillochirten, theils auch emaillirten, goldenen Taschenuhren genannt, die man auch wegen ihrer Kleinheit Duodezuhren nennt; s. auch oben, S. 397.
— (Datums-), s. oben, S. 387, 389 u. f.
— (Deutsche), s. das., an mehreren Stellen.
— (dreigehäusige), s. das., S. 403 u. f.
— (Duodez-), s. Taschenuhr(Damen-). Auch rechnet man hierher die kleinen Uhren, welche oft als Geschmeide um den Hals getragen werden, so auch in den Ohren der Damen als Ohrringe. S. oben, S. 410.
— (durchsichtige), Uhren à Jour, s. oben, S. 410.
— (Dutzend-), werden diejenigen Uhren genannt, welche auf den Messen in Dutzenden verkauft werden, und die man zu den schlechtesten Taschenuhren rechnet. S. oben, S. 398 u. f., und S. 415.
— (eingehäusige), s. oben, S. 408.
— (emaillirte), s. das., S. 397.
— (Englische), s. das., S. 403.
— (Französische), s. daselbst.
— (Frauenzimmer-), s. das., S. 397.
— (goldene), s. das., an mehreren Stellen.
— (guillochirte), s. das., S. 397.
— (Jagd-), s. das., S. 405.
— (Kalender-), s. das., S. 397.
— (Kapsel-), werden die silbernen und goldenen Uhren genannt, welche statt des Glases über dem Zifferblatte, eine Kapsel von demselben Metalle haben, womit das Zifferblatt verdeckt wird. Durch einen Druck vermittelst einer Feder springt die Kapsel auf, und durch das Niederdrücken derselben schließt oder bedeckt man das Zifferblatt wieder.
— (Repetir-), Schlaguhr, s. oben, S. 391 u. f.
— (Ring-), s. daselbst, S. 410.
— (Schlag-), s. Taschenuhr (Repetir-).

Taschenuhr (Schwedische), Stockholmer Taschenuhr, s. oben, S. 406 u. f.

— (Schweizer), die Taschenuhren, welche uns Genf, Neufchatelze. liefern.

— (Sekunden-), s. oben, S. 387 u. f.

— (silberne), s. daselbst, an mehreren Stellen.

— (Sonnen- und Mond-), s. das., S. 410.

— (Stockholmer), s. Taschenuhr (Schwedische).

— (Stunden-), s. oben, S. 375 u. f., und S. 407.

— (tombackene), s. daselbst, S. 412.

— (übersetzte), s. das., S. 381.

— (Wecker-), s. das., S. 407.

— (Wiederholungs-), s. das., S. 391.

— (zweigehäusige), s. das., S. 403 u. f.

Taschenuhrenfabrik, diejenige Werkstatt, in welcher die Taschenuhren im Großen fabrizirt oder gemacht werden, um sie von der Werkstatt zu unterscheiden, worin Kleinuhrmacher mit ihren Gesellen und Lehrlingen Taschenuhren verfertigen. In der Letztern Werkstatt werden Taschenuhren auch neu gebauet, und sehr gut, mit allem Fleiße, wenn man sich auch die Räder, Trommeln, Schnecken, Spindeln ꝛc. dazu aus den großen Fabriken kommen läßt, so werden sie doch hier sehr genau nachgesehen, ausgefeilt, geebnet, und überall nachgeholfen, wo es nöthig ist, so, daß eine Uhr, die aus den Händen eines geschickten Uhrmachers hervorgeht, gewiß wenig zu wünschen übrig läßt, da er auch in dem Kleinsten keine Mühe sparen, und alle Theile mit Fleiß ausarbeiten wird. Eine solche Taschenuhr kann aber auch nicht für den Preis gearbeitet werden, wie man sie aus einer großen Fabrik erhält; denn die Vortheile, die in einer gut eingerichteten Fabrik erzielt werden, sind in einer Kleinwerkstatt nicht zu erzielen möglich. In den Genfer, Neufchateller und andern großen Fabriken in der Schweiz, auch in Frankreich, sind die Arbeiter nur zu einem Artikel der Arbeit eingerichtet;

z. B. derjenige, welcher die Räder anfertiget, macht nur Räder, ein Anderer nichts als Trommeln, ein Dritter nichts als Schnecken, ein Vierter nur Spindeln, ein Fünfter nichts als Schrauben 2c. 2c. Hierdurch erhält das Ganze einer solchen Fabrik verschiedene sehr wichtige Vortheile, wie z. B. die außerordentliche Fertigkeit und Geschwindigkeit, die ein solcher Arbeiter in einem dieser Stücke erlangt, wenn er weiter nichts, als nur immer dasselbe Stück schon seit vielen Jahren gemacht hat, und noch täglich macht. Zweitens ist ein solcher Arbeiter nur auf diese Art von Arbeit eingerichtet, und zu keiner andern brauchbar; er ist also beinahe gezwungen bei dieser Fabrik zu bleiben, und um einen mäßigen Lohn zu arbeiten; denn derjenige, der z. B. Räder bearbeitet, kann keine Spindel anfertigen, keinen Zapfen drehen. Ausarbeiter der Uhren oder Finisseurs werden diejenigen genannt, welche nachher die vielen Dutzend Räder, Trommeln, Schnecken, Unruhen 2c. zu ganzen Werken zusammensetzen. Auf diese Arbeiter kommt das Meiste an. Es findet sich freilich unter so vielen Dutzend Rädern, Schnecken, Schrauben und dergleichen, auch manches verunglückte und mißrathene Stück, allein diese werden nicht weggeworfen, daraus entstehen dann die schlechten Uhren. Ein dritter großer Vortheil ist dieser: daß in einer solchen, nur einigermaßen gut eingerichteten Fabrik, alle möglichen Hülfsinstrumente und Maschinen, wodurch die Arbeit sehr erleichtert wird, zu finden sind, die sich, wegen der großen Kosten, nicht jeder Kleinuhrmacher vollständig anschaffen kann. Ein vierter wichtiger Vortheil ist die Erleichterung der Arbeit durch das Kaliber. Es werden nämlich viele Dutzend Uhren auf einmal, alle nach einem und demselben Maaße, Größe, Dicke, Berechnung, und Einrichtung, welche man das Kaliber nennt, bearbeitet. Hierzu hat der Verfertiger der Räder, der Trommeln, der Spindeln, so wie der Gehäusemacher, der Emailleur der Zif-

ferblätter und alle übrigen daran arbeitenden Personen, ein und dasselbe Maaß. Welche große Vortheile werden nun nicht noch erreicht, wenn so viele Dutzend Werke auf einmal vergoldet, viele Dutzend Gehäuse dazu nach einem Muster abgedrehet, so viele Dutzend Ueberfutter auf einmal überzogen oder lackirt werden. Ferner stehen die Federmacher, die Kettenmacher, Triebstahlzieher, Zeigerverfertiger, kurz alle diejenigen, welche die ersten Materialien zu einer Uhr zubereiten, mit einer Fabrik in einer gewissen Verbindung; alle diese Nothwendigkeiten kommen dem Fabrikanten nicht halb so hoch zu stehen, als dem Uhrmacher in andern Städten, der solche erst daher bekommt. Auch Mädchen und Frauen werden in einer solchen Fabrik mit zu Hülfe genommen, und thun beim Poliren und vielen andern ähnlichen Arbeiten treffliche Dienste. „Bei so vielen Vortheilen gut eingerichteter Fabriken, sagt August Schmidt, sollte man es kaum glauben, daß dennoch so viele elende Produkte aus denselben kommen können; allein erstlich sind nicht alle Fabriken von einer guten Einrichtung, und zweitens kann man auch für billige Preise keine gute Uhren bekommen; denn vollkommen gute Fabrikuhren stehen immer noch in einem verhältnißmäßig hohen Preise. In Genf und dessen Gebiete rechnete man vor den Zeiten der Revolution wenigstens den dritten Theil der Einwohner, die sich theils mit Verfertigung, Verfeinerung, Auspolirung und Zusammensetzung der verschiedenen Theile der Uhren abgaben, theils mit dem Debit derselben ernährten. Hierzu gehören aber auch alle diejenigen, welche damit in Verbindung stehen, und, obgleich auf eine entfernte Art, Antheil daran haben, als die Emailleurs, Ciseleurs, Feder- und Kettenmacher, Triebstahlzieher, Verfertiger der so vielfältigen Instrumente, und dergleichen mehr. An wirklichen Uhrmachern waren damals sieben hundert Meister. In den 1820ger Jahren beschäftigten sich in Genf und des-

sen Umgegend an drei tausend Menschen mit der Verfertigung der Uhren, und lieferten jährlich an 70,000 Stück. In derselben Zeit waren zu Neufchatel oder Neuenburg vierhundert, und zu Chaux de Fonds und Umgegend fünfhundert Uhrmacher; auch in dem Thale Val Travers sind viele Uhrmacher. Die größte Anzahl der in Genf verfertigten Uhren sind Mitteluhren. Wenn man z. B. in Europa vier Hauptstädte als große Hauptuhrenfabriken annimmt, nämlich London, Paris, Genf und Augsburg, so hat Genf, in Ansehung der Güte seiner Uhren, nur den dritten Rang, wenn man nämlich diese von der Art Uhren versteht, welche in dem Handel den meisten Cours haben. — Die Metalle, welche in den Uhrenfabriken verarbeitet werden, sind: Messing, Stahl, Silber, Gold und Platina, sonst bediente man sich auch noch einer Metallkomposition, Tomback genannt, welche, neu, eine Aehnlichkeit mit dem Golde hatte, die aber aus den Uhrfabriken, so wie überhaupt aus den Gewerben, wo sie vorkam, ganz verschwunden ist, auch die Schildkrötenschale, das lackirte Horn, und die grüne Fischhaut in Gehäusen kommen nur noch selten vor. Auch die Diamant- oder Demantpfannen, welche die Franzosen in ihren guten oder feinen Uhren einführten, findet man nur noch selten. Die Unruhe spielte nämlich auf einem spitzen Zapfen der Spindel in einem ausgehöhlten Diamante frei ohne Reibung, weil sie in einer Stunde 18,000 Streiche thun muß; allein man gewahrte auch, daß die weichere Spindel sich in der Demantpfanne in kürzerer Zeit wegrieb, weil sie der Unbezwinglichkeit des Diamanten nicht gewachsen war. — Die Arbeiten in den großen Uhrenfabriken sind: das Hämmern des Metalls auf kleinen Amboßen, das Aus- und Abmeißeln, das Feilen, Drehen, Bohren, Versenken, Ausreiben, Nieten, Löthen, Stahlhärten, Schleifen und Polieren, Vergolden, Emailliren ꝛc. Die vornehmsten

Werkzeuge sind daher verschiedene Arten von Hämmern, Amboßen, Meissseln, Sägen, Feilen, Drehstühlen, Dreheisen, Bohrern, Reibahlen, Löthröhren, Schleifsteinen, Polierstählen, Schraubstöcken, Feilkloben, Zangen, Schneidzeugen, Theilmaschinen 2c. Zur Verfertigung der Schnecken für Federuhren giebt es eine besondere Schneidemaschine, so wie zum Abrunden der Zähne der Räder eine eigene Walzmaschine; zur schnellern Verfertigung der Kettenglieder, der Zeiger, und mehrerer anderer kleiner Uhrtheile Preß- oder Schlagmaschinen; zur schnellern und akkuratern Verfertigung der Federn Schmiede-, Schleif-, Polier- und Windemaschinen 2c. Die Vergoldung des Messings geschieht mit einem Theile Dukatengold und zwei Theilen Quecksilber; man hat aber auch zum Vergolden und zum Emailliren der Zifferblätter mancherley Vortheile erfunden. Man zieht auch eigenen Spindeldraht, woraus die Spindeln der Taschenuhren in möglichst kurzer Zeit durch weiteres Ausarbeiten, namentlich Feilen und Drehen, fertig gemacht werden können. Bei flachen Uhren sucht man durch angeschraubte Stege und Kloben den Raum wieder zu gewinnen, welchen die Flachheit so sehr eingeschränkt hatte. Solche Stege und Kloben nehmen die Zapfen mancher Rad- und Getriebewellen auf. — In der zusammengesetzten Taschenuhr besteht das Gestell aus zwei kreisrunden, messingenen Platten, und vier messingenen Pfeilern, welche die messingenen Räder, die stählernen Getriebe 2c., zwischen sich enthalten. Vorsteckestifte, die durch Löcher der Pfeiler gehen, vereinigen hier, so wie bei den Wand- und Stadtuhren, die Theile des Gestelles miteinander. Die Spindeln der Taschenuhren sind von gut gehärtetem Stahle. Die Taschenuhren werden nach einem Risse in den Fabriken gemacht, welcher auf ein Papier von den vornehmsten Theilen einer Uhr gezeichnet worden. Zu den Platten und Rädern nimmt man hart geschlagenes Mes-

sing, welches durch Meissel, Säge und Feile die Gestalt erhält; eben so geschieht es mit den Rädern, die erst aus dem Groben gefeilt, und dann auf einem Drehstuhle nach der bestimmten Größe und Dicke rund gedrehet werden. Die Zähne schneidet man dann mit der Theilmaschine oder dem Schneidezeuge ein. Mit Ausnahme des ersten Rades, auf welches die bewegende Kraft zunächst wirkt (das Schneckenrad), werden alle Räder durchbrochen, so daß sie nur einen Ring um den Mittelpunkt herum, einen Kranz für die Zähne, und drei Arme, welche diesen Kranz mit jenem Ringe verbinden, beibehalten. Dieses Durchbrechen geschieht, damit die Räder, ihrer erforderlichen Stärke unbeschadet, ein geringeres Gewicht bekommen, folglich einen geringern Druck der Wellzapfen auf die Wand der Zapfenlöcher bewirken. Je entfernter das Rad von der bewegenden Kraft ist, desto dünner und leichter kann es seyn. Die Getriebe und Wellen werden aus Stahl gemacht; man dreht sie zwischen dem Drehstuhle gehörig rund, dreht die Zapfen daran und härtet sie. Man benutzt bei den Taschenuhren zu den Getrieben, nach der Gestalt der Triebstöcke, den gezogenen Triebstahl, welcher nun noch durch Feilen und Drehen ausgearbeitet und polirt werden muß. Die Zapfenlöcher werden, selbst bei messingenen Platten, mit hartgeschlagenem Messing ausgefüttert. Die Schrauben werden von Stahl, und die Vorsteckstifte von Messing gemacht, so wie auch die Stege und Kloben, welche Zapfenlöcher enthalten. Ein Mehreres über diese Taschenuhrenfabriken, so wie über die Werkzeuge ꝛc. wird unter Uhr und Uhrenfabrik, in U., vorkommen.

**Taschenuhrenfournitüres**, werden in den Französischen Uhrenfabriken die verschiedenen Stücke genannt, welche zur Zusammensetzung der Uhren dienen, das Räderwerk, die Federn, Stifte, Schrauben ꝛc., und die Pa-

ris, London, Genf, Neufchatel, Berlin, Augsburg ꝛc. liefern.

**Taschenuhrenhandel**, s. oben, unter Taschenuhr, S. 398 u. f.

**Taschenuhrfeder**, die in dem Werke einer Taschenuhr ungefähr strohhalmsbreite dünne elastische, in spiralförmigen Gängen um sich selbst herumgewundene Stahlfeder, welche in dem Federhause oder der Trommel liegt; s. oben, unter Taschenuhr, S. 375 u. f.

**Taschenuhrgehäuse**, dasjenige Gehäuse von Silber oder Gold, worin das Werk liegt. Jede Uhr hat ein Gehäuse, welches das Werk umgiebt, es gegen jede Verletzung, Staub ꝛc. schützt, und damit dieses noch besser geschehe, so hat man noch ein zweites, auch wohl ein drittes Gehäuse bei den Uhren angebracht, damit der Druck und Staub um so besser abgehalten werde. Nur das erste Gehäuse hat in seiner Fassung von der Seite des Zifferblattes ein Glas, um dieses und die Zeiger zu decken, ohne die Ansicht des Zifferblattes zu entziehen, indem man dazu recht klare und erhabene Gläser nimmt. Die übrigen Gehäuse haben oben eine offene Fassung, die über das Glas geht, und es umschließen. Das zweite Gehäuse ist gleichfalls Silber oder Gold, das dritte Schildkröte, gefärbte Fischhaut, Horn und lackirt ꝛc. Man hat jetzt nur eingehäusige Uhren, höchstens zweigehäusige, das dritte Gehäuse oder Ueberfutter, welches gewöhnlich von Schildkrötenschale ꝛc. ist, kommt selten noch vor. Sowohl wenn man die Uhr öffnet, als auch, wenn man die Gehäuse wieder zumacht, muß man an dem Knöpfchen die Schlußfeder zurückdrücken, daß sich der Rand des Gehäuses nicht mit der Zeit an dieser Stelle vom Schließhaken ausschleife, und die Gehäuse hernach nicht mehr zubleiben. Will oder muß man die Uhr öffnen, wenn der Minutenzeiger dem Schließhäkchen nahe ist, so brauche man alle Vorsicht, daß man den Zeiger nicht zerbreche, indem der Nagel des Fingers von

dem Häkchen abgleitet. — Bei den Kapseluhren fällt das Glas weg, weil eine Springkapsel über das Zifferblatt fällt, und solches schließt, so daß kein Staub in die Uhr kommt. S. auch oben, unter Taschenuhr, an verschiedenen Stellen.

**Taschenuhrkette,** 1) die aus lauter kleinen zusammengenieteten Stahlgliedern bestehende Kette, welche in dem Werke einer Taschenuhr, durch zwei Häkchen, an jedem Ende der Kette eines, das Federhaus mit der Schnecke verbindet, indem das eine Häkchen in ein kleines Loch gesteckt wird, welches sich nahe am obern Rande des Federhauses befindet, das andere in ein kleines Loch am Ende des untern Ganges der Schnecke; s. S. 376 uf., wo ihre weitere Bestimmung noch angeführt worden. — 2) Die Uhrkette, welche zur Zierde außerhalb an einer Taschenuhr getragen wird, indem man sie an den Bügel (Ring, Gehänke) derselben befestiget. Diese Uhrketten bestehen aus Stahl, Silber, Gold, Platina 2c., und ihre Glieder sind verschiedentlich geformt, nachdem es Geschmack und Mode gebieten. Man hat Ketten, deren Glieder schmal, lang und flach sind, dann gleich den Erbsen (Erbsketten) rund, dann breit und oval, geringelt oder gereift 2c.; zwischen den Gliedern hat man auch Emaille-Verzierungen, auch Verzierungen von Stahl, Gold oder Silber nach dem Metalle der Kette, so daß immer eine Reihe Kettenglieder, und dann dazwischen eine Verzierung kommt. An dem freien Ende der Kette, welches gewöhnlich etwas lang aus der Uhrtasche über die Beinkleiderklappe geht, hängen Petschafte und Uhrschlüssel, auch andere Zeichen oder Symbole, die sich auf Orden, Würden, Gewerbe 2c. beziehen, wie z. B. Freymauerzeichen (Winkelmaaß, Kelle, Schlüssel 2c.) bei Freymäurern; Anker, Merkuriusstab 2c. bei Kaufleuten 2c. 2c. Auch die Petschafte sind verschieden, klein und groß, mit einem bloßen Bügel, der den Stein mit dem Wappen 2c. hält, als auch mit bogenförmiger Fassung, glatt, auch

gereifelt, geschärft ꝛc. Die gefaßten Steine mit Wappen, Namenszügen ꝛc. geschnitten, sind Karniole, Calcedone, Topase ꝛc.; auch gefärbtes Böhmisches Glas bei Petschaften ohne Werth, die aus einem Kompositionsmetalle bestehen. Man hatte Petschafte von einem Gewichte, dem die Uhr in der Tasche kaum das Gleichgewicht hielt, wobei die Beutelschneider ihre Rechnung fanden, indem sie nicht viel Mühe hatten, den Besitzer der Uhr von dieser Bürde zu entledigen. Der Luxus in Uhrketten noch besonders in der zweiten Hälfte des verwichenen, und im Anfange dieses Jahrhunderts sehr groß, indem man Alles aufbot, um den Ketten die mannigfaltigsten Gestalten zu geben; man hatte sie mit vielen Gliederreihen freihängend bis zu den Petschaften, als auch mannigfaltig verknüpft. Durch Zwischensätze in Emaille, Alabaster mit Basreliefs, Elfenbein mit Gemälden ꝛc., auch mittelst der Durchzüge von anders geformten Kettengliedern ꝛc. in Verbindung mit Edelsteinen: Amethysten, Chrysoprasen, Rubinen, bei theuren Ketten an goldenen Cylinder- oder Repetiruhren, auch bloß Stundenuhren, bei andern vertreten Karniole, Böhmische Steine, auch wohl Bernstein diese Stelle. Perlenbänder, Schnüre aller Art, und einfache Ketten haben den übertriebenen Uhrkettenluxus verdrängt, auch wohl die vielen werthlosen Galanteriekette, welche anfangs gleich den ächten paradirten, und sich diesen in den Augen der Unkundigen gleich stellten; so auch die Wohlfeilheit der Uhren, die weit unter den ehemaligen Kettenwerth herabsanken. Alles dieses gab Veranlassung, daß man diese kostspielige Mode aufgab.

**Taschenuhrmacher, Kleinuhrmacher**, s. unter **Uhrmacher**.

**Taschenuhrräderberechnung**, s. oben, unter **Taschenuhr**. Man findet bei den Uhrmachern auch folgende Berechnung. Man giebt 1) dem **Steigrade** jederzeit Zähne nach einer ungleichen Zahl, und gemeiniglich 15;

bei der Berechnung wird diese Zahl verdoppelt. 2) Das Minutenrad verrichtet in jeder Stunde eine Umwälzung, wonach man die Zähne und Triebstöcke wählt, da dieses Rad den Minutenzeiger bewegt. 3) Muß man zugleich darauf sehen, daß die Uhr die bestimmte Zeit in einem Aufzuge geht, welches theils von der Anzahl der Zähne des Schneckenrades und der Triebstöcke des ersten Getriebes, theils von der Anzahl der Umgänge der Schnecke abhängt; bricht man daher der Schnecke einen Umgang ab, so muß solches bei der Berechnung des gedachten Rades und Getriebes ersetzt werden. Jedesmal wird die Uhr nach vier und zwanzig Stunden, wenn es eine neun und zwanzig Stunden gehende Uhr ist, aufgezogen, da dieses aber manchmal vergessen werden kann, so werden bei der Berechnung vier bis sechs Stunden zugegeben, und die Uhr kann acht und zwanzig bis dreißig Stunden in einem Aufzuge gehen. Zum Beispiel, die Schnecke einer Uhr, die acht und zwanzig Stunden in einem Aufzuge geht, erhält sieben Umgänge, und das Schneckenrad läuft in vier und zwanzig Stunden einmal herum. In jeder Stunde schlägt die Unruhe 17280mal, und also in vier Stunden 69120mal. Verdoppelt man noch die Zähne des Steigrades, so ergeben sich die drei erforderlichen Glieder der Proportion — 30 : 1 = 69120 : 2304. Die gefundene Zahl 2304 zerlegt man bei der Berechnung in die Faktoren 8, 8, 9, 4. Zu diesen müssen nach Beschaffenheit der Umstände Triebstöcke gesetzt werden, daß sich nämlich das Schneckenrad bei vier Umgängen der Schnecke in vier, das Minutenrad aber in jeder Stunde einmal umwälzt, und das Getriebe des Minutenrades nicht zu klein wird. Gemeiniglich wählt man bei den Triebstöcken die Zahl 6 und 12, oder 6 und 10, und die Berechnung ist folgende:

| | Zähne der Räder. | Triebstöcke. | Umlaufszeit. |
|---|---|---|---|
| Steigrad in $6\frac{1}{4}$ Sek. | 15 | 6 | 8 |
| Kronrad in 50 Sek. | 48 | 6 | 8 |
| Kleinbodenrad in 6 Minuten 40 Sekunden | 48 | 6 | 9 |
| Minutenrad in 1 Stunde | 54 | 12 | 4 |
| Schneckenrad in 4 Stunden | 48 | | |

$$\begin{array}{r|l} \cancel{213} & \\ \cancel{69120} & 17280 \\ \cancel{44444} & \end{array} \qquad \begin{array}{r} 2304 \\ 30 \\ \hline 69120 \end{array}$$

Aus dieser Berechnung ergiebt sich 1) daß das Steigerad 2304mal umläuft, während sich das Schneckenrad einmal umwälzt. Multiplicirt man diese Zahl mit den Zähnen des Steigrades doppelt zusammen 30, so zeigt das Produkt 69120 an: wie oft die Unruhe während einer Umlaufszeit des Schneckenrades schlägt. Da nun dieses Rad sich in vier Stunden einmal umwälzt, so darf man nur die letzte Zahl mit 4 dividiren, wenn sich die Schläge der Unruhe in einer Stunde 17280 ergeben sollen. Die letzte Zahl kann noch auf eine andere Art gefunden werden: wenn man nämlich die Umlaufszeit des Steigrades 8, des Kronrades 8, und des kleinen Bodenrades 9 mit einander multiplicirt, das Produkt aber wieder mit den Zähnen des Steigrades doppelt genommen, $8 + 8 + 9 = 576 + 30 = 17280$; denn das Minutenrad, welches das kleine Bodenrad bewegt, läuft in jeder Stunde einmal um. —4) Aus dieser Umlaufszeit des Minutenrades ergiebt sich auch die Umlaufszeit des Schneckenrades; denn aus dem Obigen erhellt, daß sich das Minutenrad während einer Umwälzung des Schneckenrades viermal umdrehet. Das Minutenrad verrichtet aber in jeder Stunde eine Umwälzung, folglich das Schneckenrad in vier Stunden. Bei jeder Um-

wälzung des Letztern wickelt sich die Kette von einem Umgange der Schnecke ab; multiplicirt man also die Umlaufszeit des Schneckenrades vier Stunden mit den Umgängen der Schnecke 7, so findet man die Zahl 28 oder die Stunden, in welchen die Uhr nach jedem Aufzuge geht. Giebt man also der Schnecke einer solchen Uhr $7\frac{1}{2}$ Umgang, so läuft die Uhr dreißig Stunden in einem Aufzuge. — Die Französischen Uhrmacher pflegen, zur Bequemlichkeit des Besitzers einer Uhr, ihre Uhren sehr flach und klein zu machen (welche Mode auch auf die Deutschen Uhrmacher übergegangen ist); hierdurch rücken die beiden Böden der Uhren zusammen, wodurch die Schnecke kürzer werden muß. Einer solchen verkürzten Schnecke könnte man nun gleichfalls sieben kleinere Umgänge geben, man müßte dann aber auch eine sehr kleine Kette wählen, welche der Zerbrechlichkeit unterworfen ist; daher bricht der Uhrmacher der Schnecke lieber eine, höchstens zwei Umgänge ab, und ersetzt solches dadurch, daß er die Zahl der Zähne des Schneckenrades und der Triebstöcke des Getriebes auf dem Minutenrade etwas abändert; alles Uebrige bleibt wie bei der ersten Uhr. Erhält die Schnecke sechs Umgänge, so entsteht folgende Berechnung:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Steigrad | 15 | 6 | 8 |
| Kronrad | 48 | 6 | 8 |
| Kleinbodenrad | 48 | 6 | 9 |
| Minutenrad | 54 | 10 | 5 |
| Steigrad | 50 | — | — |

Aus dieser Berechnung, im Zusammenhange mit dem Obigen, fließt, daß das Schneckenrad in fünf Stunden einmal umläuft, und daß die Uhr, da die Schnecke sechs Umgänge hat, dreißig Stunden in einem Aufzuge geht.

**Taschenuhrreparatur**, s. oben, S. 423 u. f. In den öffentlichen Blättern werden jetzt öfter Anzeigen von Uhrmachern wegen der Reparatur und Reinigung der Taschenuhren gemacht, worin dem Publikum nicht nur

um einen billigen Preis dieses Geschäft empfohlen, sondern auch eine Garantie auf ein Jahr zugesichert wird. Die Cylinder- und Repetiruhren sollen für 25 Sgr. genau reparirt, und für 15 Sgr. gereiniget, die gewöhnlichen Stundenuhren dagegen nur für 15 Sgr. reparirt, und für $7\frac{1}{2}$ Sgr. gereiniget werden. Bei guten Uhren allerdings eine nur geringe Ausgabe, bei schlechten dagegen eine ziemlich bedeutende, da bei diesen wohl schwerlich eine Garantie auf ein Jahr wird gegeben werden können, indem die Reparaturen in einem Jahre zu oft wiederkehren.

**Taschenuhrschlüssel**, kleine Schlüssel von Messing oder Stahl, um damit die Taschenuhren aufzuziehen, wenn sie abgelaufen sind, und zu stellen. Zu den Uhren, welche hinten aufgezogen werden, wie z. B. bei den Englischen Uhren, wählt man am besten einen Schlüssel, der ein Gewerbe hat, weil man diese Operation damit in einem Zuge verrichten kann. Bei den Uhren, die auf dem Zifferblatte aufgezogen werden, geht dieses nicht gut an, dazu muß man sich der Französischen Schlüssel bedienen, wobei man sich in Acht zu nehmen hat, daß das Zifferblatt um das Aufziehloch herum nicht ausspringe, sondern einen solchen schlechten Fleck vermeide; der Schlüssel muß daher fein seyn, und gut und fest passen. Ein allzudicker Fuß des Schlüssels verdirbt das Aufziehloch auch im Gehäuse, oder verrückt auch wohl den Uhrkloben in einer Englischen Uhr, oder zerbricht gar die Unruhe. Gute Schlüssel sind von Stahl und nach dem Aufziehzapfen geformt; man will aber messingene Schlüssel für besser halten, da die stählernen, wenn sie nicht gut passen, den Aufziehzapfen verderben sollen. Wenn der Schlüssel nicht gut paßt, und überzuspringen anfängt, so danke man ihn ab. Müller, Bäcker, Seifensieder, Schlächter ꝛc., die ein etwas staubiges und schmutziges Gewerbe haben, müssen stets vor dem Aufziehen den Schlüssel reinigen, oder noch besser, sich eines andern

Schlüssels, als desjenigen, so sie an der Uhrkette haben, bedienen; denn durch den Schlüssel wird die meiste Unreinigkeit in die Uhr gebracht. Da die Uhrschlüssel nur wohlfeil sind, so kann man sie öfter mit neuen vertauschen, wenn sie nicht mehr passen sollten. Beim Aufziehen nehme man sich in Acht, daß solches weder zu hurtig, noch zu langsam geschehe, und wenn das Gesperre beim Aufziehen um etliche Zähne zurückspringt, so ist es Zeit, daß man darnach sehen läßt, ehe man vielleicht die Feder oder die Kette zerreißt.

**Taschenuhrstellung, und Untersuchung deren Richtigkeit.** Um dahin zu gelangen, den Grad der Richtigkeit einer Taschenuhr zu erkennen, muß man sie nach einer guten Wanduhr oder Perpendikeluhr stellen, und sie vier und zwanzig Stunden in einer Lage lassen, z. B. an der Wand hängend; dann zeichne man von sechs zu sechs Stunden die Abweichungen von der Wanduhr auf, wenn sie eine Minute zu hurtig oder zu langsam gehen sollte (welches gleichviel ist, wenn es immer geschieht). Wenn sie nun z. B. in den ersten sechs Stunden eine Minute, und in den andern sechs Stunden eben so viel ꝛc., und also in vier und zwanzig Stunden vier Minuten vorwärts oder rückwärts wäre, so wäre dieses ein Beweis, daß die Hauptfeder gleichförmig auf das Räderwerk wirkt, und dieses auf die Unruhe. Man kann diese Untersuchung noch etliche Tage in eben der Lage mit der Uhr fortsetzen, und sehen, ob sie beständig diese Art des Ganges in gleicher Zeit behalte. Man trage darauf diese Uhr in der Tasche. Wenn sie nun wieder in sechs Stunden eine Minute, in zwölf Stunden zwei Minuten zu hurtig oder zu langsam geht, eben wie im Hängen, so ist dieses ein sicheres Kennzeichen, daß die äußerliche Bewegung keinen Einfluß auf ihren Gang hat, und man kann von einer solchen Uhr sagen, daß sie gut geht. Um sie zu richten, darf man nur den Zeiger der Rückerscheibe ein wenig rücken, je nachdem sie zu

langsam oder zu schnell geht, vor- oder rückwärts. Wenn aber eine Uhr in vier und zwanzig Stunden vier Minuten zu langsam, hernach in der Tasche zu hurtig geht, oder noch weit mehr zurückbleibt, als im Hängen, z. B. sechs bis acht Minuten in vier und zwanzig Stunden, so ist sie veränderlich im Gange, und man muß sie einem geschickten Uhrmacher übergeben, der sie wieder in Richtigkeit bringt. Um von der Richtigkeit einer Taschenuhr zu urtheilen, muß bemerkt werden, daß man sie nicht nach der ersten besten Wand- oder Thurmuhr, oder nach einer andern Taschenuhr, oder auch nach einer Sonnenuhr stelle, und beim Nachsehen wieder andere Sonnen-, Wand-, Thurm- oder Taschenuhren zu Lehrern habe; denn die Sonnen-, Wand- und Taschenuhren pflegen gewöhnlich eine Viertelstunde von einander abzuweichen, und daher kann man nicht gleich das Urtheil fällen, daß Taschenuhren unrichtig gehen, da die Abweichung vielmehr jenen andern Uhren, wonach sie gestellt und verglichen werden, zuzuschreiben ist. Daher kann eine sehr gute Taschenuhr bei manchen Leuten für schlecht gehalten werden. S. auch oben, unter Taschenuhr, S. 423 u. f.

**Taschenuhrwerk**, das Gewerk in einer Taschenuhr, welches aus den Platten, Rädern, Federn, Stiften, Schrauben, der Kette ꝛc. besteht; s. oben, unter Taschenuhr.

**Taschenuhrzerlegung**, das Auseinandernehmen einer Taschenuhr, welches gewöhnlich beim Ajüstiren oder Abziehen einer neuen Uhr geschieht; s. auch oben, unter Taschenuhr.

**Taschenuhrzifferblatt**, das Zifferblatt einer Taschenuhr, welches gewöhnlich emaillirt ist, aus weißer Emaille besteht, worauf dann im Umkreise oder Kreise die Zahlen von 1 bis 12 in Römischen oder Arabischen Ziffern stehen, und darüber in 60 Punkten in demselben Umkreise die Minuten, worauf der Stunden- und der Minutenzeiger hinweisen, die in der Mitte auf einem

Stifte ruhen, und von Stahl sind. Man hat auch Zifferblätter von Stahl, von Silber, und auch von Gold, so auch von vergoldetem Messing; auch haben sie Verzierungen mancherlei Art, z. B. von farbiger Emaille, Gemälden, getriebener Arbeit ꝛc.; s. oben, unter Taschenuhr.

**Taschenwerk**, ein Gehäuse von starkem Eisen mit verschiedenen Rädern, in welchem die Münzstöcke befestiget werden, worauf das Geld geprägt wird; s. unter Münze und Münzwissenschaft, Th. 97.

**Taschenwörterbuch**, Fr. Dictionnaire portatif, Dictionnaire de poche, ein Wörterbuch irgend einer Sprache, z. B. der Deutschen, Französischen, Englischen, Italienischen ꝛc. Sprache, mit kleiner Schrift, und in Taschenformat, Duodez.

**Taschenzeitmesser**, s. Taschenchronometer.

**Täschner**, ein Handwerker, welcher in Leder arbeitet, und der unter Riemer, Sattler und Täschner, Th. 123, S. 401 u. f., abgehandelt worden.

**Taß**, ein im Hochdeutschen unbekanntes, und nur in einigen gemeinen Mundarten übliches Wort. 1) Einen Haufen, besonders einen Haufen Stroh, Garben oder anderer Feldfrüchte, zu bezeichnen, daher tassen, auftassen, aufhäufen. — 2) Der Raum zu beiden Seiten in der Scheune, in welchen die Garben gelegt werden; die Banze. Daher eintassen, das Getreide in die Banzen legen, einbanzen. Nach der Anmerkung Adelungs in seinem großen Wörterbuche soll dieses Wort zu Tasche, auch wohl zu Tasse gehören, einen hohlen Raum zu bezeichnen. Die Begriffe der Erhabenheit und des hohlen Raumes sind genau mit einander verbunden, und sollen sich nach dem erwähnten Sprachforscher bei tausend ähnlichen Wörtern finden. Im Französischen ist Tas gleichfalls ein Haufe.

**Tasse**, im Diminutivum Täßchen, kleine Schalen, woraus man Thee und Kaffee, auch andere Getränke, wie

Chokolade, Bouillon ꝛc. zu trinken pflegt, von Porzellan, Gesundheitsgeschirr, Fayance, Steingut, auch anderm schlechten Thone. Es gehören dazu zwei Stücke, der Oberkopf oder die Obertasse, und die Untertasse; die Letztere ist eine flache runde Schale, und die Erstere ist hoch, rund und hohl. Ueberhaupt ist die Form der Tassen sehr verschieden, und gleichfalls der Mode unterworfen, daher könnte man nur Abbildungen von den verschiedenen Formen geben, indem sie sich mit Worten nicht gut beschreiben lassen. Die Oberköpfe haben Handheben oder Henkel, womit man sie anfassen kann, und dieses hauptsächlich wegen der heißen Flüssigkeit: des Thees, Kaffees, der Chokolade, Bouillon ꝛc. Man hat Tassen in Porzellan von sehr schönen Formen, gemalt, vergoldet, auch mit erhabenen Figuren ꝛc. Die Malerey besteht in Kränzen, Blumenbouquets, Früchten, kleinen Landschaften, Köpfen ausgezeichneter Personen, in mit Blumen verzierten Buchstaben auf weißem Grunde, Porzellangrund. Auch hat man Tassen in verschiedenen Farben, als blau, grün, rosa, gelb ꝛc. Die Vergoldung besteht in Randvergoldung und in Vergoldung des äußern und innern Oberkopfes. Die Randvergoldung erstreckt sich auf die Ober- und Untertassen, die Letztern findet man selten ganz vergoldet, weil sich das Gold im Gebrauche bald wegen des Hin- und Herschiebens des Oberkopfes abnutzen würde. Man hat sie auch mit goldenen Strichen auf blauem, rothem, grünem ꝛc. Grunde, kurz, in allen Verzierungen und Formen. Man verkauft die Tassen in den Fabriken Dutzendweise, auch Paarweise, das heißt, Unter- und Obertasse, besonders von den dekorirten Tassen, wo das Paar von 1 bis zu 5 Rthlr. im Preise hinaufgeht; auch wohl noch darüber hinaus, mit feiner Malerey und feiner Vergoldung. In den Königlichen oder Staatsporzellanfabriken findet man die größte Auswahl, sowohl in der Form, als auch in der Malerey und Vergoldung. — Auch in Steingut findet man sehr schöne Tassen von

ansprechender Form, in grauer, brauner, rother, gelber, grüner ꝛc. Farbe, nur haben sie das Uebel, daß sie leicht springen, wenn Thee, Kaffee ꝛc. zu heiß hineingegossen wird; man muß sie daher erst wärmen, wie man es mit den Gläsern macht, ehe man Punsch eingießt, um dieses Springen zu verhüten. Auch von Sanitätsgut hat man Tassen in allen Formen, und da diese Masse sich nicht merklich von dem Porzellane unterscheidet, so finden die Tassen aus dieser Masse vielen Beifall, und um so mehr, da der Preis geringer ist. Man hat auch Tassen von Gold, Silber und von Glas. — Das Wort Tasse ist Französisch, und mit der Sache selbst aus Frankreich zu uns gekommen. Im Italienischen lautet es Tazza. Man glaubt, daß es aus dem Morgenländischen herstammt, da beide Arten des Getränkes von dort her zu uns gekommen sind. Im Persischen ist Tas ein Becher, welches nach Adelungs Meinung auch mit unserm Tasche in der weitesten Bedeutung eines hohlen Raumes verwandt ist, und dieses scheint nicht unwahrscheinlich zu seyn, da der hohle Raum auch hier der geltende ist.

**Tasse de Neptune**, die Französische Benennung der Neptunskreuzwalze, Voluta cymbium, s. unter Walzenschnecke, in W.

**Tassen**, ein regelmäßiges Zeitwort, welches so viel, als einbanzen bedeutet; s. Taß.

**Tastatur**, so viel als Claviatur, die Grifftafel bei der Orgel, dem Fortepiano, dem Klaviere, und ähnlicher Instrumente, welche Tasten haben. Die ganze Grifftafel besteht aus Tasten, welches kleine Hammer sind, die dicht neben einander liegen, und worauf man schlägt, um die Saiten im Innern des Fortepianos, Klaviers, der Orgel ꝛc. zu berühren, sie zum Klange zu bringen. Wenn man also auf einem dieser Instrumente spielen will, so sind die Tasten die Schlüssel zu den Tönen, indem durch sie jede Saite angeschlagen wird. Die langen Tasten sind gemeiniglich von schönem ausländischen

Brasilischen- oder Ebenholze gemacht, und die kurzen, die etwas erhaben über den langen liegen, sind gemeiniglich mit Elfenbein belegt; sie werden mit einem kupfernen Stifte versehen, der als ein Gelenk, Tastenleiter, in einem Querholze unter den Tasten steckt. Dieses Querholz trägt die Stifte, und läßt die Tasten beim Niedersinken nicht zu tief fallen. Damit sie nicht beim Spielen rasseln, so leimt man einen Streifen Tuch auf diesen Steg. Die Tastenschwänze, oder der hintere und verborgene Theil der Tasten, woran eigentlich die Stifte angebracht sind, spielen bei dem Drucke der Tasten in einer Rinne der Hinterwand zwischen den Rechenarmen oder Flügeln ganz frei. Einige Zwecken halten die Stiele der Tasten in ihrem Fugengeleise. Mitten an der Länge der Tasten sind die vernieteten Ringe angebracht, an die man das Zichwerk anhakt. Die Tastatur mit der Orgel eröffnet die Windkästchen und Ventile, um die bestimmten Pfeifen anzublasen; deshalb sagt man auch: die Claviatur ist eng oder weit, leicht oder schwer zu drücken ꝛc.

Tastatura, werden diejenigen Phantasien oder Vorspiele genannt, welche auf Orgeln, Flügeln ꝛc. aus dem Stegreife gemacht werden, um gleichsam das Instrument zu probiren, ob es im guten Stande, rein und richtig gestimmt sey.

Tasten, s. Tastatur.

Tasten, ein regelmäßiges thätiges, und ein Zeitwort der Mittelgattung, mit der flachen oder ausgespannten Hand fühlen oder berühren. Nach etwas tasten, greifen. Tastend gehen, im Dunkeln um sich her greifen, wofür im Hochdeutschen tappen üblicher ist. Im Niedersächsischen gleichfalls tasten, im Holländischen tasten, im Französischen taster, tater, im Italienischen tastare, im Schwedischen tasta. Es ist eine Onomatopöie des Tastens oder Angreifens mit voller Hand selbst, und daher, nach Adelung, ein Verwandter von Tasche,

ein Schlag, und dem Oberdeutschen täscheln, ein sanfter Schlag. Im Niedersächsischen, wo Tast gleichfalls ein Schlag ist, hat man von diesem Worte mehrere Zusammensetzungen, z. B. eintasten, hineingreifen, durchtasten, durchfühlen, durchgreifen, mißtasten, fehlgreifen, zutasten, zufühlen, zugreifen, umtasten ꝛc. Tappen bedeutet auch mit der flachen Hand berühren, hat aber außer dem noch einen merklichen Begriff der Ungeschicklichkeit und Plumpheit bei sich.

**Tastenleiter**, s. Tastatur.

**Tastenschwänze**, s. daselbst.

**Taster, Tasterzirkel**, ein Zirkel, dessen Spitzen, mit einem Theile des Zirkels, gegen einander krumm gebogen sind, um die Dicke eines erhabenen und bauchigen Körpers, wie die Kugeln, Cylinder ꝛc., damit zu messen. Diese Art Zirkel gehört zu den Dickzirkeln, und wird von Einigen auch Greifzirkel genannt, weil man einen runden Körper damit betastet oder umgreift.

**Tastermilbe**, Gammasus, eine Milbengattung mit fadenförmigem Taster; der Leib mit einem harten Schilde bedeckt, von der es mehrere Arten giebt. Einige schmarotzen, wie z. B. die Käfermilbe, Acarus coleopterorum s. Gammasus coleopterorum; s. unter Milbe, Th. 90, S. 333. Sie hat die Größe eines Mohnkorns, und plagt viele Insekten, namentlich Hummeln, Todtengräber, Mai- und Mistkäfer ꝛc. — Die Hühnermilbe, Gammasus Gallinae, von grauer Farbe, mit violettem Rande, welche sich an den Haushühnern aufhält. Andere leben gesellig auf Pflanzen, deren Saft sie saugen, und auf denen sie feine Gewebe anlegen, wodurch die Ausdünstung der Pflanze gehemmt wird, und ihr Gedeihen in Stocken geräth, wie z. B. die Milbenspinne, Acarus s. Gammasus telarius, s. unter Milbe, Th. 90, S. 334.

**Tasterzirkel**, s. Taster.

**Tasthaken**, beim Schiffszimmermann, ein starker

Kantring, der einen ſtarken und breiten Haken hat. Er wird bei Legung des Rießbords angewendet, um ſolchen anzuziehen.

**Tasto Solo**, heißt im Generalbaſſe, daß die damit bezeichneten Noten ganz allein, ohne etwas mit der rechten Hand dazu zu greifen, geſpielt werden ſollen, und dieſes muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis man entweder wieder Ziffern oder die Worte Accordo oder Accompagmento antrifft, wo man dann einfach zu ſpielen aufhört, und wieder mit der rechten Hand das Gehörige dazu greift.

**Tastrorf**, eine Unterart des Sumpftorfs; ſ. Torf.

**Tatar**, ſ. Tartar.

**Tatariſche Meſſer**, eine vortreffliche Art dieſer Werkzeuge, die faſt in der ganzen Welt berühmt ſind; ſie haben ausgezeichnete Klingen, und eine ſchöne Form. Es giebt Klingen derſelben, die in Ochſen-, Büffel-, und Hammelknochen gefaßt ſind; dann auch in Elfenbein, Fiſchzähnen ꝛc., mit Gold, Silber, Erz und dergleichen ausgelegt. Es werden von dieſen Meſſern jährlich gegen 400,000 Stück nach Rußland, Polen, in die Wallachei und Moldau, nach Natolien, Konſtantinopel und der ganzen übrigen Türkey ausgeführt; ſie kommen auch bis nach Paris. Man macht ſie auch in Konſtantinopel nach, allein mit wenigerm Glücke.

**Tatarkopf des Pferdes**, beim Roßhändler. Wie bekannt ſpalten die Tataren ihren Pferden die Naſelöcher auf, welche Operation dem Kopfe ein ſolches unterſcheidendes Anſehen giebt, daß eine beſondere Gattung von Köpfen daraus entſtanden iſt. Die Urſache ſoll ſeyn, daß ſie dem Pferde das Athemholen dadurch erleichtern wollen; zu empfehlen ſoll dieſe Operation aber nicht ſeyn, weil es einem guten Läufer weniger an Kraft, als an Athem fehlen darf.

**Tatta** oder **Tatte**, ein Wort, mit welchem die Kinder in einigen Gegenden Deutſchlands ihren Vater zu bele-

gen pflegen, da es dann auch als ein allgemeines Hauptwort gebraucht wird, der Tatte, der Vater. Im Hannöverschen und Frisischen Teite, im Polnischen Tata, Tatus; im Epirotischen Tata, und schon bei den alten Thessaliern τιττα.

**Tatteln**, ein im Oesterreichischen sehr beliebtes Kartenspiel, welches zwar keine Originalität zeigt, indem es aus dem bekannten Piquet und dem veralteten Mariage zusammengesetzt ist, aber dennoch Beifall gefunden hat; es ist schwerer als dieses, aber leichter als jenes. Es soll ein ziemlich großes Publikum seit ungefähr zwanzig bis dreißig Jahren zählen, dessen Lieblingsunterhaltung es in geschäftsfreien Stunden geworden ist. Es hat aber auch Gegner gefunden, die es nicht gut heißen wollen, seine müssige Zeit mit Tatteln zu vertreiben, und vorgeben, daß man sich nur aus Noth, in Ermangelung einer jeden andern Parthie, darauf einlasse, um nur die Spielbegierde zu befriedigen; denn wer das solidere Piquet in seinen mannigfaltigen Nüancen gründlich erlernt habe, werde nicht zum Tatteln, als Zeitkürzung, greifen. Der Beschreiber dieses Spiels im „neuesten allgemeinen Spielbuche ꝛc. (Wien, 1829)", sagt: „Es geht dem Tatteln nicht besser, als den unzähligen andern ephemeren Erscheinungen der Mode. Fast jeder Theilnehmer fühlte in Kurzem das Ungenügende, stieß auf Inconsequenzen, und suchte diesen Mängeln, mit und ohne Beruf, durch eigene Zusätze und Weglassungen abzuhelfen, und dieser Flickerey wenigstens in seinem Zirkel Autorität zu verschaffen, wodurch das Spiel sehr verschiedenartige Gestaltungen erhielt; denn in manchen Gegenden wird es auf eine ganz abweichende, oft gegen alle Raison, die einzige Basis jedes soliden Spiels, streitende Art gespielt ꝛc." Schöngeister jüdischer Nation haben, wahrscheinlich aus Scherz, die Behauptung aufgestellt, daß dieses Spiel Esther, die Gemahlin des Königs Ahasverus, er-

funden habe, an dessen Hofe es zuerst cum furore getrieben wurde; allein dieses ist ganz falsch, obgleich man den neuern Kompositeur dieses Spiels nicht kennt, und er ist wahrscheinlich in der Beziehung verborgen geblieben, weil es nur eine Zusammensetzung zweier schon bekannter Spiele, und also keine neue Erfindung ist. Folgende Anweisung enthält die Grundregeln dieses Spiels, nach welchen man auch leicht die in dieser oder jener Gesellschaft eingeführte Abweichung wird beurtheilen können. Das Tatteln wird unter zwei Personen, mit einer gewöhnlichen Piquetkarte gespielt; man zählt darin nicht die Anzahl der Stiche, sondern die Mehrheit der eingestochenen Points. Diesem nach findet auch eine andere Rangordnung der Karte Statt, nämlich: Aß, Zehn, König, Dame, Bube, Neun, Acht, Sieben. Das Aß zählt eilf, die Zehn zehn, der König vier, die Dame drei, der Bube zwei Points; aus leeren Blättern bestehende Stiche zählen gar nichts. Das erste Kartengeben wird durch das Abheben des auf dem Tische bereitliegenden Talons entschieden, das abgehobene höchste und niedrigste Blatt, je nachdem es ausgemacht worden, hat das erste Geben. Ehe man dazu schreitet, muß vorher bestimmt seyn: a) ob man mit oder ohne Trumpf spielen wolle, b) ob der Carreaubube eine zwölf Points und Alles stechende Honneur seyn solle, c) ob die Parthie auf eine gewisse Anzahl Points, z. B. 500, geschieht, oder durch zwei Taillen entschieden werde, d) endlich um welchen Preis man spiele? Wenn man sich über dieses Alles verständiget hat, so mischt derjenige, an welchem das erste Geben ist, die Karten gut durcheinander, und läßt den Gegner abheben, wobei jedoch nie das unten liegende Blatt, weder des abgehobenen, noch aufzusetzenden Talons, von einem der beiden Theilnehmer angesehen werden darf. Von oben herab werden dann zuerst dem Gegner, dann sich selbst jedesmal zwei Karten gegeben, bis Jeder deren acht erhalten hat. Ist

man überein gekommen, mit Trumpf zu spielen, so wird dieser nach dem letzten zu vertheilenden Wurfe aufgeschlagen; gilt kein Trumpf, so legt der Geber den übrig gebliebenen Talon auf den Tisch, und das Spiel beginnt. Das Vergeben oder Umwerfen eines oder mehrerer Blätter zieht nochmaliges Geben, und je nachdem es ausgemacht wurde, auch Strafe nach sich. Nach diesem, was sich auf das Mischen und Geben bezog, folgt das Ansagen, Ausspielen und Zuwerfen. Hat die Vorhand eine Reihefolge von drei Karten einer und derselben Farbe, z. B. Sieben, Acht, Neun, so sagt sie gleich beim Ausspielen eine Tattel an, und schreibt diesen, wenn der Gegner nicht etwa einen höhern, als: Acht, Neun, Zehn ꝛc. hat, an den Strich an, dem man gewöhnlich die Gestalt eines liegenden Lateinischen ſs giebt. Die Zehn hat nur einen Stecher, und im Zählen der Points den Rang gleich nach dem Aß, im Tattel-, Quart- und Fußansagen nimmt sie aber den Platz zwischen dem Buben und der Neun ein. Im Gange des Spiels muß man mit allem Ansagen warten, bis man an dem Stiche, also am Ausspielen ist, welches jedoch nicht hindert, die etwa geschehenen Ansagen des Gegners zu strafen oder abzuweisen. Erhält man zu einer bereits angesagten und gut geheißenen Tattel noch eine von oben oder unten in die Reihenfolge passende Karte derselben Farbe, so hat man zwei Tattel, folglich zu der schon angesagten noch eine aufzuschreiben, und dann erst die Quart geltend zu machen. Zum Beispiel man hätte eine Tattel von der Dame angesagt, und höbe später den dazu gehörigen König auf, so schreibt man noch einen vom Könige, und dann erst die Quart, vorausgesetzt: daß man noch keines der dazu erforderlichen Blätter weggeworfen habe. — Nach einem jeden Stiche hebt zuerst derjenige, der ihn gemacht hat, von dem auf dem Tische noch vorräthigen Talon ein Blatt auf; nach ihm der Gegner, der ohne einzustechen

zuwarf. Demnach hat Jeder die in der Hand befindlichen acht Karten immer wieder, so lange der Talon währt, zu ergänzen. Wer das Aufheben versäumt, ist eben so strafbar, als derjenige, welcher es aus der Reihe thut, oder zwei Blätter mit einander nimmt, worüber die vor dem Spiele festgesetzten Bestimmungen zu entscheiden haben. In den letzten acht Stichen, in welchen der Abhubstalon bereits erschöpft ist, muß Farbe bekannt werden, wenn nämlich die ausgespielte Farbe vorhanden ist; im Gange des Spiels ist man dazu aber nicht verpflichtet, am wenigsten, wenn Trumpf aufgeschlagen wird. Jeder aufgeschlagene Trumpf kann aber durch die Sieben derselben Farbe geraubt, das heißt, ausgetauscht werden, jedoch darf man dieses nach den strengern Regeln nicht eher, als bis man einen Stich hat, und eben am Ausspielen ist. Bekommt man in den letzten acht Stichen keinen, so hat man, außer dem Verluste des Spiels, auch noch den Matsch zu bezahlen, was ein vorsichtiger Spieler hauptsächlich zu vermeiden suchen wird. Es ist bekannt, daß ein Spiel ohne Trumpfwahl, besonders in der Hinterhand, weit schwerer mit mittelmäßigen Karten, ohne Stecher, zu gewinnen ist, als in der Vorhand, die sich daher so lange als möglich am Ausspielen zu erhalten sucht, und von Forcekarten unterstützt, den Gegner am Ansagen und Einstechen hindert. Was bei dem Tatteln gesagt worden, findet auch bei dem Quart und dem Fuße Statt, welches Letztere die Reihenfolge von fünf Blättern einer Farbe ist, demnach ein Fuß, drei Tattel, zwei Quarten, außer den ihm geltenden Marken zählt. — Alles im Gange des Spiels Uebersehene und Vergessene, hat, wenn es auch noch in der Hand befindlich ist, sobald der erste von den letzten acht Stichen gemacht wurde, später keine Gültigkeit mehr, und kann nicht mehr angesagt werden. Vier gleiche Figuren haben den Vorrang vor drei gleichen, wenn auch letzte höher wären, so werden drei Aß von

vier Buben ungültig gemacht. Auch in den Gedritten und Quarten nimmt der Zehner den Platz zwischen dem Buben und Neuner ein, wie beim Ansagen der Tattel. Die höhern Gevierten oder Gedritten heben zwar die niedrigen des Gegners, aber nicht die des Inhabers auf. Z. B. A hat drei Aße, so gelten zwar die drei Könige des B nicht, dessen ungeachtet, aber die drei Damen, Buben oder Zehner des A, die unter dem Schutze der Asse mitpassiren. — Regeln über den Gang des Spieles und dessen Gewinn. Ein nach Raison handelnder Spieler wird seine Tattel, Quart und Fuß, wie auch die Gedritten und Gevierten, mehr als eine Gabe des Zufalls betrachten, als sich durch die Hoffnung das Abgehende durch Aufheben später zu erhalten, verleiten lassen, durch unbesonnenes Zuwerfen oder Ausspielen eine vielversprechende Karte zu vereiteln. — Selbst das spätere Eintreffen der fehlenden Karten, darf in solchen Fällen keinesweges niederschlagend seyn, da die gemachten Stiche die Ordnung des Aufhebens jedesmal verändern, es mithin noch eine unentschiedene Frage bleibt, ob A dieses oder jenes gewünschte Blatt erhalten haben würde, wenn B der Raison gemäß, einen nehmbaren Stich eingestochen hätte. Demnach ist es, besonders wenn ohne Trumpf gespielt wird, ein unumstößlicher Hauptgrundsatz, sobald als möglich an den Stich zu kommen, und sich aufs Längste darin zu erhalten suchen. — Ohne Trumpfwahl hat man beim ersten Anspielen noch ziemlich viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Zehner und Asse einer Farbe, von der man die Force in den Händen hat, noch nicht beim Gegner sind; selbst einen Zehner wagt man nicht selten mit glücklichem Erfolge anzuspielen; denn der Andere hat das Aß noch nicht, kann folglich auch nicht stechen. — Da der letzte Stich an und für sich, wenn er auch leer wäre, immer zehn Points zählt, mithin viel für den Gewinn oder Verlust des Spiels entscheidet, wird man vorzüglich Be-

dacht nehmen müssen, sich diesen zu sichern, was in dem Spiele ohne Trumpf etwas Gewandtheit und kluge Direktion der zu vergebenden Stiche erheischt. — Man beobachte hauptsächlich die Farbe, in welcher der Gegner seine Force hat, zähle die bereits gefallenen Blatter derselben, und reservire die, welche man selbst davon in der Hand hat, auf das Sorgfältigste, besonders wenn die andern alle heraus sind, um sie dann mit gutem Erfolge, wo möglich erst in den letzten acht Stichen, anzuspielen. — Wenn mit gewähltem Trumpfe gespielt wird, so trachte man vorzüglich durch geschickte Leitung des Spiels den Stich vor den letzten acht zu machen, nicht sowohl um dadurch noch einen, den aufgeschlagenen Trumpf, zu erhaschen, als vielmehr die letzte Karte zu vermeiden, deren Empfang leicht einen, noch so sicher berechneten Matsch zu vereiteln im Stande wäre. — Hat man in einem Spiele mit Trumpfwahl einzelne Zehner in der Hand, von denen man die Asse mit Recht bei dem Gegner vermuthen darf, so werfe man lieber vor dem Beginnen der letzten acht Stiche diese schädlichen Blätter auf die angespielten andern Farben zu, als in die Nothwendigkeit zu kommen, sie auf die ausgespielten Asse späterhin bekennen zu müssen, statt diese selbst mit Trumpf nehmen zu können, und dadurch den gehabten Nachtheil wieder zu ersetzen. — Im Spiele mit Trumpf lasse man sich gar nicht verleiten, durch eine zu häufig gebotene Gelegenheit Points einzustechen, zu viele Trümpfe zu opfern, und sich am Ende einem unausweichlichen Matsche ausgesetzt zu sehen.

**Tatu**, Armadill, Gürtelthier, Dasypus, Fr. Tatou. Die Gürtelthiere, Armadille, Tatus (Cingulata), gehören zur zweiten Familie der zahnlosen Rückgradsthiere (Edentata), und haben folgenden allgemeinen Charakter. Der Oberleib ist mit einem knochigen Panzer bedeckt; die Backenzähne sind vorhanden; die Schnauze ist spitz; an den Hinterfüßen

fünf, an den Vorderfüßen bald vier, bald fünf Zehen. Nach der besondern oder speciellen Charakteristik besteht der Panzer aus kleinen Knochenstücken oder knochenharten Platten, zwar von verschiedenartiger Gestalt, aber doch im Ganzen wie Täfelwerk; nur um die Mitte des Leibes lösen sich einige von diesen Plattenringen zum Behufe der Bewegung gürtelartig ab. Diese Würfel sind von meist weißlicher Farbe, zwischen denselben stehen einzelne Haare hervor. Der ganze Panzer oder Harnisch bildet eigentlich drei Schilder; einen auf dem Kopfe, einen sehr festen und großen auf den Schultern, und einen auf dem Kreuze; zwischen beiden gehen mehrere parallele Reifen, welche dem Thiere gestatten, den Leib zu biegen. Der Schwanz ist entweder mit kleinen Ringen, oder, wie die Füße, mit einzelnen Plättchen belegt, und ist mäßig lang; die Ohren groß; die Zehen der Vorder- und Hinterfüße sind schon oben angeführt worden. Das Vaterland dieser Thiere, die sich durch die Anzahl der Rückengürtel unterscheiden, ist das südliche Amerika, wo sie in Höhlen wohnen, die sie mit ihren großen scharfen Krallen graben. Ihre Nahrung besteht aus Insekten, Gewürmen und Früchten, und ihr Fleisch wird gegessen. Daß diese Thiere nur aus Amerika stammen, geht daraus hervor, daß sie vor der Entdeckung der neuen Welt ganz unbekannt waren, wenigstens erwähnen die Alten nichts von ihnen, aber die neuen Naturforscher fanden sie in Mexico, Brasilien, Guiana ꝛc., welchen Ländern sie angehören. Neuere haben sie in Asien und Afrika gefunden, und die sie in den genannten Welttheilen gefunden haben wollen, verwechseln sie mit den schuppigen Eidechsen. Daß sie sich an der westlichen Küste von Afrika finden sollen, kann daher rühren, daß man bisweilen einige derselben von Brasilien nach Guiana gebracht hat. Belon war Einer der Ersten, der vor dreihundert Jahren eine kurze Beschreibung nebst Abbildung von einem Tatu gab,

den er in der Türkey gesehen hatte. Alle neuen und neuesten Schriftsteller führen von dieser Thierfamilie an, daß sie in der neuen Welt und in Südamerika zu Hause gehöre. Ueber ihre Größe, in Verhältniß einer jeden Art, ist man ziemlich im Klaren, durch die Menge von Schalen, die man in großen Kabinetten von Gürtelthieren findet. Es scheint, daß die beiden größten Arten der Kabassu und der Encubert, die kleinsten Arten aber der Apare, der Tatuete, der Cachicame und der Cirquinchum sind. Bei den großen Arten ist die Schale viel fester und härter, als bei den kleinen. Die Platten, aus denen sie zusammengesetzt sind, sind größer und in geringer Anzahl, die beweglichen Gürtel fassen nicht so sehr übereinander, und sowohl das Fleisch, als die Haut sind nicht so hart, und nicht so gut; indessen soll das Fleisch von dem dreigürteligen Tatu so weiß und gut, als das Fleisch von den Ferkeln seyn. Die Tatus haben alle mehr oder weniger die Geschicklichkeit sich zusammenzuschließen, ihren Leib rund zusammen zu ziehen. Wenn sie sich zusammengezogen haben, so kommen die panzerlosen Stellen, indem ihre Harnische nur aus wenigen Gürteln bestehen, weit mehr zum Vorschein. Der dreigürtelige Tatu zeigt dann zwischen den Schilden und dem Harnische des Rückens zwei große Zwischenräume, obgleich es das einzige Gürtelthier ist, welches sich vollkommen zusammen kugeln kann, die andern nicht in solcher kugelichen Gestalt, sondern ihre Rundung gleicht einer an den Polen flachen oder abgeplatteten Kugel. Die kleinen Platten des Panzers sind gleichsam wie mit einem Scharniere vereiniget, so daß sie sich öffnen und schließen können, nachdem das Thier es für nöthig findet. Dann sind diese Schilder und Gürtel auch elastisch, und geben den Bewegungen nach, besonders beim Zusammenziehen; denn wäre dieses nicht, so könnte man kaum begreifen, wie dieses Thier sich rund zusammenzuziehen vermöchte. Die Platten stellen nach der

Verschiedenheit der Thiere, auch verschiedene, aber stets regelmäßige Figuren vor, wie sehr zierlich eingelegte mosaische Arbeit. Das Häutchen oder dünne Leder, womit die Schale äußerlich bedeckt ist, ist eine durchsichtige Haut, welche über den ganzen Leib die Stelle eines Firnisses vertritt. Diese Haut erhellt sehr die erhabenen mosaischen Einlegungen, und verändert auch ihr Ansehen; denn sie erscheinen ganz anders, wenn diese Haut abgenommen ist. Diese knöcherne Schale ist bloß eine Hülle, welche von dem Gerippe und übrigen inneren Theilen des Thieres getrennt ist, bei dem die Knochen und übrigen Theile des Körpers eben so gebauet sind, wie bei allen übrigen vierfüßigen oder Rückgradsthieren. Die Tatus sind übrigens ganz ruhige Thiere, die keinen Schaden thun, wenn man sie nur nicht in die Gärten kommen läßt, worin sie die Melonen, die Pataten, und andere Hülsenfrüchte und Wurzeln verzehren. Wenn gleich die Heimath der Gürtelthiere Südamerika ist, so können sie doch auch in den gemäßigten Himmelsgegenden leben. So hat man sie in Frankreich im Hause gezogen, wo sie allenthalben, ohne Unfug zu machen, umhergingen. Ihr Gang ist munter, sie können aber weder schnell laufen, noch springen, noch auf die Bäume klettern, und daher können sie kaum ihren Verfolgern durch die Flucht entkommen. Das einzige Rettungsmittel ist, sich in ihren Löchern in der Erde zu verbergen, oder wenn sie von denselben noch fern seyn sollten, sich schnell Höhlen in die Erde zu graben, ehe sie eingeholt werden, welches sie eben so schnell thun, als die Maulwürfe. Man ergreift sie bisweilen bei dem Schwanze, ehe sie sich völlig eingegraben haben; sie thun dann einen so starken Widerstand, daß man eher den Schwanz abreißt, als den Körper heraus zu ziehen; um sie nun nicht zu verstümmeln, muß man ihre Grube von vorn öffnen, daß man sie ohne Widerstand erhält. Der Indianer faßt oft den Tatu bei dem

langen Schwanze, wenn er sich eingräbt, und diesen noch außer seinem Loche hat; das Thier erhebt dann seine Schuppen und schließt sie fest gegen die Wände seiner Grube, und der Indianer ist dann genöthiget, entweder den Schwanz abzureißen, oder ihn fahren zu lassen, oder das Thier, wie schon bemerkt, auszugraben, wenn er es besitzen will. In diesem Falle kitzelt es der Jäger mit einem Stocke oder mit dem Ende seines Bogens, so schließt es wieder seine Schuppen, und läßt sich ohne Mühe fangen; denn diese, obgleich hart und biegsam, sind dennoch so empfindlich, daß wenn man sie nur mit dem Finger etwas stark berührt, das Thier dann einen so lebhaften Eindruck erhält, daß es sich ganz zusammenzieht. Sobald man sie daher erhascht hat, so ziehen sie sich wieder zusammen, bilden eine Kugel; damit sie sich nun ausstrecken, so legt man sie ans Feuer, welches das Ausstrecken bewirkt. Halten sie sich in tiefen Gruben auf, so läßt man in solche Rauch oder Wasser hinein, und zwingt sie dadurch herauszukommen. Nach einigen Schriftstellern sollen diese Thiere über den dritten Theil des Jahres in ihrer Grube zubringen, ohne dieselbe zu verlassen; es scheint aber gewisser zu seyn, daß sie nur bei Tage sich in derselben aufhalten, und des Nachts sie verlassen, um ihre Nahrung zu suchen, welches auch am Tage geschehen kann, wenn sie sich sicher glauben, daß sie nicht von Jägern und Hunden verfolgt werden. Die Jagd auf diese Thiere geschieht mit kleinen Hunden, die es bald einholen; es wartet nicht einmal, bis sie es erreichen, um sich aufzuhalten und in eine Kugel zu verwandeln. In dem Zustande greift man es und trägt es heim. Sie werden auch noch auf andere Art gejagt, da sie eine wohlschmeckende Speise abgeben. Man fängt sie auch in Schlingen, die man am Rande des Wassers und andern feuchten und warmen Gegenden, an welchen sie sich vorzüglich aufhalten, legt. Befindet es sich am Rande eines Abhanges, so entgeht es

den Hunden und dem Jäger, schließt sich zusammen, und rollt wie eine Kugel herab, ohne eine Platte seines Körpers zu zerbrechen und Schaden zu leiden. — Diese Thiere sind stark, fett und sehr fruchtbar. Das Männchen zeigt in den äußeren Zeugungstheilen ein starkes Vermögen zur Fortpflanzung, und das Weibchen wirft, wie man sagt, jeden Monat vier Junge. Daher ist die Familie der Gürtelthiere sehr zahlreich. Sie entfernen sich nicht zu weit von ihren tiefen Gruben, und suchen solche zu erreichen, wenn sie überfallen werden. Man will behaupten, daß sie den Biß der Klapperschlange nicht fürchten, obgleich derselbe eben so gefährlich, wie der Natterbiß ist; sie sollen mit diesen Reptilien im Frieden leben, und man soll solche oft in ihren Löchern vorfinden. Die bekanntesten Arten sind: 1) Der dreigürtelige Tatu, der Armadill mit dem Reifen, der Tatuapare, der Apare, Dasypus tricinctus, mit drei Gürteln auf der Mitte des Leibes, und einem kurzen Schwanze, der nur drei Zoll lang, und mit körnigen Erhabenheiten versehen ist. Das Thier ist 1 Fuß lang, und hat einen vorn zugespitzten Kopf, fünf Zehen an den Vorderfüßen, und von allen Gürtelthieren ist es das Einzige, welches seinen Körper zu einer vollkommenen Kugel gestalten kann, sobald es Gefahr sieht oder angegriffen wird. Dagegen ist es langsamer, als die andern Gürtelthiere, und hat so schwache Füße, daß es kaum scharren kann. Es lebt von Pflanzen und Wurzeln, und findet sich in Brasilien.

2) Der sechsgürtelige Tatu, der Armadill mit sechs Reifen, der Encubert, Tatupeba, das Amerikanische Schildferkelchen, Dasypus sexcinctus, Armadillo mexicanus, Fr. l'Armadille du Mexique, l'Ecubert ou le Tatou à six-bandes. Dieser Tatu hat eine Länge, außer dem Schwanze, über 1 Fuß, die Breite beträgt etwa 8 Zoll, und das Gewicht ungefähr 12 Pfund. Die sechs auf dem Rücken

befindlichen beweglichen Gürtel, welche aus langen und schmalen Tafeln zusammengesetzt sind, machen diese Gattung kenntlich. Auf der braunen Haut, welche diese Gürtel verbindet, stehen sparsame kurze Haare. Hinter diesen ist noch ein siebenter Gürtel, welcher in der Mitte auf dem hintern Rückenschilde ganz verwachsen, auf den Seiten auch beweglich und durch eine Haut verbunden ist. Der Kopf ist breit, platt und stumpf, mit irregulairen Schuppen bedeckt, die Ohren sind kurz, und die Augen klein und tiefliegend, wodurch der Kopf dem eines jungen Schweines ähnelt. Die Füße haben fünf Zehen. Das ganze Rückenschild, nebst den Gürteln, ragt ringsherum etwas über den Bauch hervor, so daß man in den Weichen darunter greifen kann. Die Farbe ist auf dem Rücken gelblichbraun. Der Leib ist fett, und die Haut bildet unter dem Bauche Runzeln. Es läuft mittelmäßig geschwind, klettert an Gegenständen hinauf, und schnaubt stark, wie ein Schwein, mit dem es auch in seinen Begierden und Betragen große Aehnlichkeit hat. Die Nahrung sind Früchte, Fleisch ꝛc., und das Vaterland Mexico.

3) Der Tatu oder Armadill mit acht Gürteln, der Tatuete, das Gürtelthier mit sieben oder acht Gürteln, der gemeine Armadill, Dasypus septem s. octocinctus, Tatuete Brasiliensibus; Fr. l'Armadille du Bresil; Engl. the eight-banded Armadillo, in der Größe eines Kaninchen oder Hasen, mit einem kleinen Kopfe, spitzer Schnautze, geraden, etwas länglichen Ohren, und einem längern Schwanze, und nach Verhältniß nicht so niedrigen Beinen, als der Encubert. Die Augen sind schwarz und klein, und an den Vorderfüßen hat er vier, und an den Hinterfüßen fünf Zehen. Der Leib vom Halse bis zum Schwanze hat sieben, und der Schwanz neun Zoll Länge. Die beweglichen Gürtel, welche den Panzer des Leibes bilden, sind mit dreieckigen Figuren bezeichnet. Die Schalen

oder Platten des Panzers sind nicht hart, und die kleinste Kugel darauf abgeschossen, ist vermögend, sie zu durchdringen und das Thier zu tödten, dessen Fleisch sehr zart und weiß, und gut zu essen ist. Die Platten der Schilder scheinen mit kleinen, weißen, erhabenen, linsenförmigen Flecken bestreut zu seyn. Die meisten Schriftsteller halten dieses Gürtelthier mit dem folgenden, mit neun Gürteln, dem Cachicame, für einerlei, oder doch nur für Spielarten, die sich im Ganzen nicht wesentlich von einander unterscheiden. Daß einige Schriftsteller diesem Tatu zehn Gürtel geben, kommt daher, daß sie die beiden Ränder der Schilde mitgerechnet haben, die auch solche Einlagen, als die beweglichen Gürtel, haben.

4) Das Gürtelthier mit neun Gürteln, der Cachicame, der neungürtelige Armadill, Dasypus novemcinctus, Fr. le Cachicame ou Tatou à neuf bandes, Engl. the nine-banded Armadillo, mit einem kleinen, langen und schmalen Kopfe, kleinen Augen, langen und wenig abstehenden, unten trichterförmigen Ohren. Der Schwanz hat die Gestalt eines langen spitzigen Kegels, die Beine sind kurz, und die Füße klein; an den Hinterfüßen sind fünf, an den Vorderfüßen vier Zehen. Die gewöhnliche Länge des Leibes ist ungefähr 1 Fuß, und die des Kopfes 3 Zoll, die des Schwanzes 9 Zoll 8 Linien. Die neun Schildgürtel werden durch eine geschmeidige Haut abgesondert; sie befinden sich zwischen der letzten Reihe des Schulterschildes und der ersten von dem Kreuzschilde. Der erste Gürtel ist zuweilen an das vordere Schild angewachsen, und die erste Reihe des hintern Schildes pflegt gemeiniglich von den Säumen an, ein paar Zoll hoch hinaufwärts, auch beweglich zu seyn, so daß man zehn Gürtel zählen könnte. Diese Gürtel gehen bis unten an den Seiten des Leibes nieder. Im Uebrigen gleichen die Plättchen denen des Vorhergehenden. Die Farbe der Schilder ist gelblichbraun. Dieses ist das gemeinste

Gürtelthier in Südamerika, und das vorhergehende wahrscheinlich eine Spielart von diesem. Es hat vier Zitzen, wirft sechs Junge, und nährt sich von Insekten und Fleisch; denn der Cachicame, den man in Frankreich lebendig aufzog, ward mit Milch und Fleisch ernährt, und wollte Körner und Früchte nicht genießen. Das Fleisch dieses Thieres soll sehr schmackhaft seyn.

5) Der Tatu oder Armadill mit zwölf Gürteln, das zwölfgürtelige Gürtelthier, der Kabassu, Dasypus duodecimcinctus; Fr. le Cabassou ou Tatou à douze bandes; Engl. the twelve-banded Armadillo; der Größte unter allen Panzerthieren, der den beiden Andern ziemlich unähnlich ist; denn er hat einen größern breitern Kopf, und keine so schmale längliche Schnauze, als die Uebrigen; dabei dickere Beine und plumpere Füße, einen Schwanz ohne Schale, und fünf Zehen an jedem Fuße. Die zwölf beweglichen Gürtel fassen nur sehr wenig einer über den andern; sie erscheinen daher nicht so deutlich, als bei den übrigen Arten, und der ganze Panzer hat bei dem ersten Anblicke das Ansehen, als wenn er nur aus einem Stücke bestände, dessen Gürtel wie an den Schilden unbeweglich wären; betrachtet man sie aber genauer, so gewahrt man, daß die Gürtel unter einander beweglich, und zwölf an der Zahl sind. Auf der Brust, dem Bauche, den Beinen und dem Schwanze, findet man auch Ansätze von runden, harten Schuppen, die, gleich den übrigen Schalen, glatt sind, und um diese kleinen Schuppen erscheinen kleine Büschel von Haaren. Die Platten, die den Helm des Kopfes ausmachen, diejenigen der beiden Schilder und des Panzers, sind nach Verhältniß größer, und nicht so zahlreich bei dem Kabassu, als bei den übrigen Tatus, woraus man schon auf seine Größe schließen kann, daß solche alle andern Arten übertrifft. — Der Kabassu theilt sich in den kleinen und großen, und der Unterschied besteht nicht bloß in der Größe,

sondern auch in der Zahl der Platten oder Schildchen, aus denen jeder bewegliche Gürtel des Rückenpanzers zusammengesetzt ist, und in der Zahl der Reihen von den Stücken des Kreuzschildes. Die Platten in dem Rückenreifen des kleinen Kabassu sind beinahe um den vierten Theil weniger, als bei den großen, und die Reihen, welche aus den Stücken des Kreuzschildes des großen Kabassu entstehen, sind fast doppelt so viel, als bei dem kleinen. Der Schwanz des großen Kabassu ist fast über und über mit einer Schale aus Plättchen bedeckt, die in länglichen Rauten abgeschnitten, in Schichten von Römischen Fünfen und fest an einander geschlossen sind; dagegen ist der Schwanz des kleinen Kabassu nur mit kleinen, erhabenen, harten, glänzenden und von einander entfernten Schildchen übersäet, dabei sind alle Stücke von der Schale völlig ausgebildet, und bis an ihre Ränder verknöchert. Diese Abweichungen sollen nicht von dem Alter, auch nicht von dem Geschlechte herrühren, sondern wirklich in einer Verschiedenheit dieser Thiere seinen Grund haben. Die Länge des kleinen Kabassu beträgt von der Spitze der Schnautze bis an den Anfang des Schwanzes 11 Zoll, und die Länge des Schwanzes 5 Zoll 9 Linien; der große Kabassu beträgt dagegen von der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes 2 Fuß 8 Zoll, und die Länge des Schwanzes 1 Fuß 7 Zoll 6 Linien. Das Weibchen des großen Tatu soll acht bis zehn Junge in Löchern werfen, die er sehr tief gräbt; wenn man sie aufdecken will, so sucht er diese Grube tiefer zu machen, und geht dabei fast immer senkrecht nieder. Er geht nur des Nachts aus, frißt Erdwürmer, weiße und andere Ameisen ꝛc.; sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend, und hat etwas von dem Geschmacke eines Spannferkels an sich. Der kleine Kabassu wirft nur vier bis fünf Junge, gräbt aber noch viel tiefer in die Erde, als der andere, und ist auch schwerer zu fangen. Er geht des Tages nur wenn es regnet aus

seinem Loche, sonst nur des Nachts. Man findet diese Tatus immer einzeln, und man erkennt, daß sie in ihrem Loche sind, wenn man eine große Anzahl gewisser Fliegen, die dem Geruche dieser Thiere folgen, herauskommen sieht. Wenn man, um sie zu erhaschen, nachgräbt, so graben sie auch für ihr Theil, werfen die Erde zurück, und verstopfen auf diese Weise ihre Löcher, so daß man sie nicht bewegen würde herauszugehen, wenn man auch Rauch darin machte; sie werfen ihre Jungen im Anfange der Regenzeit.

6) Der Tatu oder Armadill mit achtzehn Gürteln, das achtzehngürtelige Gürtelthier, der Cirquinchum oder Cirquinçon, der gepanzerte Ameisenbär, der Tatuwiesel, Dasypus octodecimcinctus, unicinctus; Fr. le Cirquinçon ou Tatou à dix-huit bandes; Engl. the Weesle headed Armadillo. Der Kopf hat die Gestalt eines Wieselkopfes; der Vorkopf ist breit und flach, die Augen klein, die Ohren einen Zoll lang, und an jedem Fuße sind fünf Zehen. Die Verpanzerung des Kopfes und der Beine besteht aus rundlichen Schuppen, die ungefähr einen Zoll im Durchmesser haben. Das Schulterschild besteht nur aus einem einzigen Stücke, welches aus verschiedenen Reihen ähnlicher kleiner viereckiger Schuppen zusammengesetzt ist. Diese Reihen auf dem Schilde sind bei dieser Art, wie bei allen übrigen, fest, und nicht von einander durch eine biegsame Haut abgesondert, sondern sie sind mit einander verbunden. Der ganze übrige Leib, von dem Schulterschilde an, bis zum Schwanze, ist mit beweglichen Gürteln, die durch eine biegsame Haut von einander abgesondert sind, bedeckt; die Zahl dieser Gürtel beträgt achtzehn; die ersten an den Schultern sind die breitesten; sie sind aus kleinen viereckigen und länglich-viereckigen Stücken zusammengesetzt; die hintern Gürtel bestehen aus runden und viereckigen Stücken, und das Ende des Panzers, nahe am Schwanze, hat

die Gestalt einer Parabel. Die vordere Hälfte des Schwanzes ist mit sechs Ringen umgeben, an welchen die Stücke aus kleinen Vierecken zusammengesetzt sind; die andere Hälfte des Schwanzes, bis ans Ende, ist mit unregelmäßigen Schuppen besetzt. Die Brust, der Bauch und die Ohren sind, wie bei den übrigen Arten, nackt. Dieser Tatu soll sich von allen Arten, wegen der großen Anzahl von beweglichen Gürteln, die sich bis zum Schwanze erstrecken, am leichtesten zusammenziehen, und in eine Kugelform schließen. Die Größe dieses Tatu kommt der des Vorigen lange nicht bei; denn er ist nicht länger, als 17 bis 18 Zoll, den Schwanz mit eingerechnet, welcher zur Hälfte, vom Leibe an, mit sechs Ringen besetzt ist; die andere Hälfte hat Schuppen. Die Nahrung dieses Tatu besteht aus Ameisen und andern Insekten.

Was die inneren Theile der Tatus betrifft, so ist die Untersuchung derselben bei einem im Weingeiste aufbewahrten jungen Cachicame gemacht worden, dessen Kopf mit dem Leibe 6 Zoll 2 Linien, und der Schwanz 5 Zoll 7 Linien lang waren. Der Magen hatte einen großen Sackzipfel; der mittlere Theil war gleichfalls sehr weit, allein der rechte Theil hatte, dem Verhältnisse nach, einen weit geringeren Durchmesser, und machte keinen Winkel an der kleinen Krümmung, wie sonst der Magen bei den meisten vierfüßigen Thieren thut. Die Wände des rechten Theils vom Magen waren viel dicker, und lange nicht so durchsichtig, als die von dem mittlern und linken Theile. Er war so dick, weil er einige solcher Falten hatte, wie in dem Leibe der wiederkäuenden Thiere und in dem Magen des Löwen, des Bären, des Panthers ꝛc. gefunden werden. Der Darmgang hatte bis auf die Anhängsel, welche bei dem Cachicame fehlten, viele Aehnlichkeit mit dem Darmkanale des kleinen Ameisenfressers. Er war in diesem jungen Thiere 3 Fuß 5 Zoll lang.

Die Leber bestand aus zwei Lappen; in der Mitte des rechten Theils der großen Lappen lag die Gallenblase. Die rechte Lunge hatte drei, die linke zwei ungefähr gleich große Lappen. Das Herz war länglich. Die Zunge lang, spitz, mit sehr kleinen Blätterchen bedeckt, und auf dem vordern und mittlern Theile mit weißen Körnchen übersäet. Der Kehldeckel war groß. Der Wurf lag weit hervor, war länglicht, und anderthalb Linien von dem After entfernt. Die Zeugungsglieder waren noch nicht völlig ausgewachsen. Der Stirnknochen ist sehr groß, etwa ein Drittel so lang, als der Kopf. Der untere Kinnbacken ist sehr dünn. Der Cachicame hat weder Schneide- oder Vorder-, noch Eck- oder Hundszähne, aber acht und zwanzig Backenzähne, an jeder Seite jedes Kinnbackens oben und unten sieben; bei einem andern waren einunddreißig, nämlich in dem Unterkinnbacken an jeder Seite acht, und in dem Oberkinnbacken an der linken Seite acht, und an der rechten sieben. Sowohl die Lage, als die kleine Gestalt zeigte, daß der siebente Zahn der linken Seite des Oberkinnladens überzählig war. Bei den Tatus finden sich mehrere Unregelmäßigkeiten in Ansehung der Zähne. Die Zähne des Cachicame sind kurz, und beinahe walzenförmig, die ersten ausgenommen, welche an den Seiten platt sind. Diese haben nur eine einzige Spitze an dem Ende, das aus dem Fache hervorragt; die andern Zähne haben zwei Spitzen. Das Ende, welches von dem Fache umschlossen wird, hat unten eine hohle Fläche, und die Wurzeln fehlen ganz. Die Halswirbel sind sehr breit, an jeder Seite liegen an den eilf Rückenwirbeln eilf Rippen, fünf eigentliche und sechs uneigentliche. Alle Rippen sind breit und platt. Es sind fünf Lendenwirbel. Die Schlüsselbeine sind dünn. — Ueber die Tatus oder Gürtelthiere findet man naturhistorische Beschreibungen in den Naturgeschichten der Thiere von Büffon, Cüvier, Oken ꝛc. ꝛc., die hier benutzt worden sind.

Tatu (achtgürteliger), siebengürtliger Tatu, Dasypus septem-seu octocinctus, s. oben, S. 476.

— (achtzehngürteliger), Dasypus octodecimcinctus, auch das eingürtelige Gürtelthier, Dasypus unicinctus, genannt, s. daselbst, S. 480.

— (dreigürteliger), Dasipus tricinctus, s. das., S. 475.

— (eingürteliger), s. Tatu (achtzehngürteliger).

— (neungürteliger), Dasypus novemcinctus, s. oben, S. 477.

— (sechsgürteliger), Dasypus sexcinctus, s. daselbst, S. 475.

— (siebengürteliger), s. Tatu (achtgürteliger).

— (zwölfgürteliger), Dasypus duodecimcinctus, s. oben, S. 478.

Tätz, ein nur in den gemeinen Oberdeutschen Mundarten übliches Wort, den Zehenten zu bezeichnen; es ist aus dem Lateinischen Decem oder Decimus verderbt. In Wien befindet sich ein Tätzamt, welches aus einem Tätzamts-Administrator und verschiedenen andern Beamten besteht.

Tatze, Diminut. Tätzchen, Tätzlein. 1) Der breite, mit haarigen Klauen versehene Fuß mancher Thiere, besonders wenn sie solchen zum Zugreifen gebrauchen. So hat der Bär Tatzen, die auch Tappen oder Brauten genannt werden; im gewöhnlichen Leben giebt man auch den Löwen, Tiegern, Hunden, Katzen ꝛc. Tatzen, obgleich sie solche plumpe Füße, wie die Bären nicht haben, nur weil die Form des Fußes sich so ausdrückt. Etwas mit der Tatze angreifen. Im Oesterreichischen heißt daher der Bär (ursus) Tatzbär, zum Unterschiede von dem Eber, der daselbst gleichfalls Bär genannt wird. — 2) Eine plumpe, breite Menschenhand, im gemeinen Leben und im verächtlichen Verstande, da es dann in einigen Mundarten auch wohl

Tatsche lautet. Es soll ehemals Hand überhaupt bedeutet haben, wenigstens werden die Handkrausen oder Manschetten im Oesterreichischen noch im Diminutiv. Tätzlein, Täzel oder Handtätzlein genannt. Im Schwedischen Tasse. Es scheint in der ersten Bedeutung eine Onomatopöie des Ganges zu seyn, auf solchen breiten haarigen Füßen einhergehen, indem im Schwedischen tassa auch langsam einhergehen bedeutet. In der zweiten scheint es vielmehr von tasten, Franz. tater, abzustammen, welches sich auf eine ähnliche Onomatopöie gründet. Auch tappen wird daher in beiden Bedeutungen gebraucht.

**Tau**, beim Seiler und auf den Schiffen, ein sehr starkes und dickes Seil, in welchem Verstande alle ungewöhnlich starken Seile Taue genannt werden, besonders auf den Schiffen, wo man Anker- oder Kabeltaue, deren stärkstes das Haupttau genannt wird, Hißtaue, Halstaue, Sprietaue, Raktaue, Windetaue ꝛc. hat. Takel und Taue, alle schwachen und starken Seile auf einem Schiffe. Das Fährtau, woran eine Fähre geht, welches an manchen Orten zu den Fähren von einem Ufer des Flusses quer über denselben bis an das andere Ufer gespannt wird. Die Taue sind von verschiedener Länge und Dicke, nach ihrem mancherlei Gebrauche; sie werden durchgehends von Hanf, zuweilen auch an einigen Orten von Wolle, Baumwolle, Seide, Haaren, Bast von Bäumen oder Cocosnüssen ꝛc. gemacht; man drehet sie nach einem festgesetzten Maaße, und theert sie dann zum Schiffsgebrauche. Will man ein Tau probiren, ob es von gutem Materiale gearbeitet ist, so legt man es ins Meerwasser, ist das Material gut, so wird es fester darin, ist dieses aber nicht der Fall, so wird es morsch und bricht leicht. S. auch den Art. Seil und Seiler, Th. 153. Nach Adelungs Anmerkung in seinem großen Wörterbuche, im Niedersächsischen gleichfalls Tau, im Holl.

Touw, im Engl. Tow, im Schwed. mit einem andern Suffixo, Tog, im Isländischen Tog, Taug. Es stammt von ziehen, Niederf. tehen, Engl. tow, ab, so daß es eigentlich ein Seil, schwere Lasten damit zu ziehen, bedeutet. Das Schwedische Tog bestätiget diese Ableitung, zumal in eben dieser Sprache toga, ziehen, bedeutet. Im Niederf. ist Tau und Tautüg, Tauzeug, auch das Geschirr am Wagen, besonders die Strenge mit ihrem Zubehör, vermittelst dessen der Wagen gezogen wird. Wenn aber in eben dieser Mundart Tau, Tou und Getou auch das Geräth, ingleichen einen Weberstuhl bedeutet, so gehört es dann nicht hierher, sondern zu unserm Zeug, Niederf. Tüg, bei den Bergleuten Gezäh.

Taub, Bei- und Nebenwort, ein in der doppelten Hauptbedeutung übliches Wort. 1. Toll, unsinnig, eine veraltete Bedeutung, von welcher noch die Tobsucht, in mehreren Gegenden die Taubsucht genannt wird. — 2. Des Gehöres beraubt. (1) Eigentlich. Von einem tobenden Lärmen oder Getöse des deutlichen Gehörs beraubt, in welchem eigentlichen Verstande man noch sehr häufig von einem heftigen Lärmen oder Schalle sagt, daß er uns taub mache oder betäube. In theils weiterer, theils engerer Bedeutung ist taub gehörlos, nicht hörend, es geschehe nun aus Vorsatz: gegen Eines Klagen, gegen Eines Bitten taub seyn. Etwas mit tauben Ohren anhören. Er ist gegen Alles, was man ihm sagt, taub. Dem Tauben predigen, entweder wenn er es nicht verstehen will, oder es nicht versteht. — Aus einem Fehler in den Werkzeugen des Gehörs, des Vermögens zu hören beraubt. Taub seyn, werden. Ein tauber und stummer Mensch. Einem Tauben das Gehör wieder verschaffen. S. Taubheit. Bei dem Ulphilas daubata; bei dem Notker toub; im Niedersächs. doov, im Angelsächs. und Engl. deaf, im

Schwediſch. döf, in einigen gemeinen Oberdeutſchen Mundarten töberich. In der Schweiz iſt dyppel ſowohl taub, als auch blind, in welcher letztern Bedeutung es mit dem Griechiſchen τυφλος überein kommt. — (2) Figürlich. a) Sinnlos, unempfindlich; eine wenig gangbare Bedeutung. Taubes hinbrüten. Im gemeinen Leben einiger Gegenden nennt man ein Glied taub, wenn man keine Empfindung in demſelben hat. Ein tauber Schmerz, welcher mit einer halben Unempfindlichkeit verbunden iſt. Im Schwediſchen iſt döf, dumm, ſo wie dumm in der Schweiz auch taub bedeutet. — b) Todt, eine veraltete Bedeutung, in welcher douen bei dem Notker für ſterben vorkommt. — c) Kraftlos, der gehörigen Kraft beraubt; eine nur noch in einigen Fällen übliche Bedeutung. Taube Kohlen, ausgebrannte und gedämpfte. Ein tauber Schall, ein leerer, kraftloſer. Taube Neſſel, welche nicht brennt. — d) Des gehörigen Gehalts beraubt, leer von dem nöthigen Gehalte; am häufigſten auch nur in einigen bereits angenommenen Fällen. Taube Nüſſe, leere, welche keinen Kern haben. Taube Aehren, welche keine Körner enthalten. Tauber Hafer, ſ. Taubhafer. Taube und leere Bergarten, im Bergbaue, welche kein Erz enthalten. Ein taubes Gebirge, eben daſelbſt im Gegenſatz des haltigen. Ein taubes Ey, ein Windey. Im Niederſächſiſchen bedeutet es leer im weiteſten Verſtande; ein tauber Graben, ein, leerer ausgetrockneter. Ein tauber Dunſt, ein leerer. Sie machten die Lande toube, leer, Jeroſchin. Aus dieſem weiten Umfange, ſagt Adelung, möchte man beinahe vermuthen, daß es in dieſer Bedeutung der Leere nicht ſowohl zu taub, gehörlos, als vielmehr zu tief gehöre, ſofern daſſelbe überhaupt einen hohlen leeren Raum bedeutet hat; und die alten Wörter urſprünglich Onomatopöien ſind, und eigentlich ſolche Veränderungen bezeichnen, welche un-

mittelbar in das Gehör fallen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieses Wort sehr genau mit toben verwandt ist, und eigentlich von einem tobenden Getöse betäubt bezeichnet. Andere sehen diese Bedeutung der Leere als die Erste an, können aber davon weder einen Grund dieser Bedeutung, noch auch eine wahrscheinliche Verbindung derselben mit der Gehörlosigkeit angeben.

**Taube**, Columba; Fr. Colombe, Pigeon; Engl. Pigeon, Dove, eine Vögelfamilie, welche zu den Hühnervögeln gehört, und eigentlich zwischen den hühnerartigen und sperlingsartigen Vögeln die Mitte hält, indem sie mit den Letzteren mehr Aehnlichkeit in ihrer Lebensart und Gewohnheit, mit den Ersteren aber mehr Aehnlichkeit in der Gestalt und Organisation hat. — Schon in der frühesten uns bekannten Geschichte kommen diese Vögel vor, und immer in einem sehr vortheilhaften Lichte. So wird in der heiligen Schrift der heilige Geist unter dem Bilde einer Taube dargestellt. So kam (Marc. 1., 10.), als Jesus im Jordan von Johannes getauft wurde, der Geist Gottes als eine Taube herab auf ihn. So ließ Noah bei der Sündfluth aus der Arche eine Taube fliegen, um durch sie zu ersehen, ob das Wasser auf der Erde gefallen sey; allein die Taube kehrte wieder zurück, und zeigte ihm dadurch an, daß sie noch keine trockene Stelle, um zu ruhen, hatte finden können. Nach sieben Tagen ließ er wiederum eine Taube ausfliegen, welche zur Vesperzeit mit einem Oelblatte im Schnabel zurückkehrte, woraus er schließen konnte, daß das Wasser schon merklich gefallen sey, und als er zum letzten Male nach sieben Tagen eine Taube fliegen ließ, so kehrte sie nicht wieder, welches das Zeichen des gefallenen Wassers war. Auch Brandopfer wurden zur Ehre des Herrn von Turteltauben und andern jungen Tauben angestellt; eben so Sündopfer. Der große Mißbrauch dieser Opfer, und besonders die Spekulationen der Juden, sie zu diesem Be-

hufe in dem Tempel feil zu halten, veranlaßte Christum, die Taubenhändler zweimal aus dem Tempel zu Jerusalem zu jagen; zum Erstenmale im Anfange seines Predigtamtes (Joh. 2.), und dann, wie er am Palmtage zu Jerusalem auf einer Eselin eingeritten war (Matth. 21; Marc. 11). Dann kommen die Tauben oft in der heiligen Schrift als vergleichende Bilder vor. So heißt es Hohel. 5: „Thue mir auf, liebe Freundin! meine Schwester, meine Taube, meine Fromme; denn mein Haupt ist voll Thaues, und meine Locken voll Nachttropfen," womit Christus die Kirche in ihrer Reinheit und Einfalt meint; und V. 12; „Seine Augen sind wie Taubenaugen, in den Wasserbächen mit Milch gewaschen, und stehen in der Fülle." ꝛc. ꝛc. — In der Mythologie soll Amor die Nymphe Peristera, weil sie der Venus einen Dienst geleistet, ihm zu schaden, in eine Taube verwandelt haben, die aber Venus in den Schutz nahm, und dafür zwei Tauben vor ihren Wagen spannte. — Bei den Alten hat man die Tauben vielfältig gebraucht, hauptsächlich Briefe von einem Orte zum andern zu bringen, welche Taubenpost auch noch in neuerer Zeit zwischen Tripoli in Syrien und Aleppo, und auch zwischen Kahiro und Alexandrien gebraucht wird; auch hat man in Europa in neuester Zeit die Taubenpost in den Niederlanden und in Frankreich versucht. So ließ eine Russische Fürstin Olga eine belagerte Stadt durch aufgefangene Tauben, die man mit angehängten Feuerfäden fliegen ließ, in Brand stecken. Bei den Syrern hielt man die Tauben für heilig, so daß sie Niemand verletzen durfte, und sie glaubten, daß die berühmte Semiramis nach dem Tode in eine Taube verwandelt worden sey. Der Baumeister Architas von Tarento hat eine hölzerne Taube verfertiget, die nach seinem Belieben umherflog, und ein Habessinischer Heiliger, Aaron genannt, soll durch Zauberkraft die gebratenen Tauben

auf seinen Teller gerufen haben, um ihm zur Mahlzeit zu dienen. — Man hat die Tauben als Sinnbild der Wollust aufgestellt, weil sie sich gern begatten und schnäbelnd liebkosen; dagegen aber auch wieder als Muster der ehelichen Treue, weil Täuber und Taube sich liebend anhängen, und nicht trennen, wenn nicht besondere Umstände diese eheliche Treue brechen. Dann ist die Taube ein Bild der Frömmigkeit und Unschuld, der Einfalt, Friedfertigkeit, Kinderliebe, der weiblichen Keuschheit; deshalb stellten auch die Aegypter eine Wittwe, die im Wittwenstande bis ans Ende beharrete, unter einer schwarzen Taube vor. — Da nun die Taube schon in der früheren Geschichte der Menschheit auf eine so ausgezeichnete Weise erwähnt wird, so hat sie auch immer das Interesse bei den Menschen rege erhalten, und dieses sowohl in ihrem wilden, als zahmen Zustande. Sie ist fast über den ganzen Erdboden verbreitet; denn selbst in Amerika fanden sie die daselbst anlandenden Europäer vor. Das wahre Vaterland der Tauben scheinen die Länder des Orients zu seyn; denn hier sind sie nicht nur in großer Anzahl zu Hause, sondern statt der zweifachen Gestalt, des zahmen und wilden Zustandes, wie wir diesen Vogel bei uns erblicken, erscheint er sogar in einer dreifachen; denn zwischen zahmen und wilden Tauben findet sich hier noch ein Mittelschlag. Lerrin in seiner Beschreibung von Hindostan sagt: „Es giebt hier auch eine besondere Art von Tauben, die zwischen der wilden und den Haustauben in der Mitte stehen; sie nisten zwar nicht in den Häusern, sie scheuen aber auch den Menschen nicht; sie wohnen zu Tausenden auf den Bäumen, die in der Nähe der Kolonien angepflanzt sind; ihre Größe ist derjenigen der Drosseln gleich, und ihr Gefieder schön apfelgrün. — Man kann sie leicht tödten. Aehnliche Nachrichten geben uns auch andere Reisende.

Die Taubenvögel, Columbinae, machen unter

den Hühnervögeln (Gallinaceis), die erste Familie aus. Die Charakteristik dieser Vögel ist im Allgemeinen ein mittelmäßiger Schnabel, bei einigen Arten mehr erhaben, als zusammengedrückt, an der Spitze etwas gekrümmt; die Nasenlöcher sind zur Hälfte mit einer fleischigen wulstigen Schuppe bedeckt. Die Füße sind kurz und stark, wie die Beine, die vier Zehen bis zum Ursprunge getrennt, die Hinterzehe aufliegend; zwischen den Zehen findet sich bei einigen Arten eine sehr harte Haut. Sie unterscheiden sich von den übrigen Hühnervögeln durch ihre große Flugfertigkeit, da sie den sperlingsartigen Vögeln näher liegen, überhaupt den Flugvögeln; auch haben sie lange spitze Flügel, und einen zum Rudern in der Luft bestimmten Schwanz, der eine große Beweglichkeit zeigt. — Hier noch eine speciellere Charakteristik derselben. Den Schnabel der Tauben findet man oft von der Farbe des vordern Kopfes, er ist nach dem Verhältniß ihrer übrigen Körpertheile nicht zu lang, und nach den mannigfaltigen Arten der Tauben in Hinsicht seiner Stärke verschieden. Die Nasenlöcher sind von einer dicken, doch weichen Haut, von gleich ungewisser Farbe, wie der Schnabel, umgeben, und zum Theil überdeckt. Der Kopf ist rund, verhältnißmäßig sehr klein, weil er flach anliegt, und sich mehr nach vorn beugend, bald glatt, bald mit einer Haube und Schuepfe über den Schnabel zugleich versehen. Tief in demselben liegen die Augen, die rund und flach sind, und von verschiedener Farbe, jedoch sind schwarze, graue und braune am häufigsten. Ihre Augenlieder sind aus einer Haut gebildet, und statt der Haare mit häutigen Erhöhungen versehen. Unter den Augenliedern befindet sich noch ein dünnes Häutchen, mit welchem sie die Augen bedecken können, ohne nöthig zu haben, die Augenlieder zu verschließen; auch vermuthet man, daß sie im Nothfalle durch dasselbe sehen können. Das Auge ist noch, um demselben am Sehen

nicht hinderlich zu seyn, statt der Federn mit einem kahlen häutigen Bogen ringsherum umgeben. Die Gehörorgane sind etwas mehr mit Federn bedeckt, und Brust und Hals haben einen glänzenden Schiller von den prachtvollsten Farben, besonders grün, purpurfarben, blau ꝛc. Der Körper oder Leib hat wenig Besonderes, außer daß an demselben die hellen oder dunklen Farben einen starken Abfall ins Blässere leiden. Der Schwanz besteht mehrentheils aus zwölf Federn, deren Farbe verschieden ist, und in den mehrsten Arten der Tauben breit und niederwärts fällt, nur die Pfauentauben tragen ihn hohl ausgebreitet. Die Flügel sind lang, und reichen, besonders bei den wilden Arten, über den Schwanz hinaus. Der Oberschenkel und das Schienbein sind stets mit Federn besetzt, der Fuß ist aber mehrentheils nackend, roth und schuppig; doch haben einige edlere Arten auch die Füße und die Obertheile der Zehen mit Federn bedeckt; sie haben vorn drei Zehen, und hinten einen über dem Ballen. Unter den drei vordern ist die mittelste die längste, und besteht aus vier Gelenken; die Klauen sind bei allen Tauben etwas krumm gebogen und mehrentheils von schwarzer Farbe. Gegen Hühnerfleisch gehalten, ist ihr Fleisch schwarz, aber von jungen Tauben schmackhaft. Man glaubt, daß diese Schwärze von dem dicken schwarzen Blute herrührt, welches allen Taubenarten eigen ist. Was das Gefieder betrifft, so haben sie an Mannigfaltigkeit der Farben und der oft regelmäßigen Vermischung derselben viel vor andern Vögeln voraus. Wegen der verschiedenen Zeichnungen erhalten sie auch verschiedene Namen. Der Grund dieser Mannigfaltigkeit und oft regelmäßigen Vermischungen der Farben ist schwer anzugeben, wohl aber in dem Gehalte des Blutes zu suchen, welches hier färbende Säfte absetzt, die auch oft regelmäßig verlaufen. Man will hierdurch eine Bestätigung dieser Meinung erblicken, daß bei der schwarzen Taube mit weißem Kopfe und

weißen Streifen über die Flügel, diese Streifen bis zum ersten Ausfallen der Flügel, nicht weiß, sondern roth sind. Was ihre inneren Theile betrifft, so bemerkt man an ihnen keinen Zapfen. Das Hirnmark und die Hirnkammern liegen vorn, der aschenfarbige Theil aber hinten, und wo sonst die Hirnschwiele befindlich ist, stehen die Füße des verlängerten Hirnmarks. Der Kropf- oder Schluckmagen besteht aus einer sich dehnenden und zusammenziehenden Haut, und sitzt unter dem Halse. Er hat zwei Schlünde, so aus zirkelförmigen und lang auslaufenden Fäserchen gebauet, und dadurch im Stande sind, einzuschlucken und wieder von sich zu geben. Der vordere geht an der Gurgel zur rechten Seite hinab, und dient zum Eingange des Futters, der hintere geht aber in den eigentlichen Magen, und führt in solchen die zur Gährung verarbeiteten Körner über. Der Kropf dient theils zu einem Futterbehältnisse, sowohl für die Alten, als Jungen, welche sie aus dem Kropfe füttern, theils auch dazu, daß die darin vorhandenen harten Körner durch das getrunkene Wasser aufquellen, erweichen, und durch die innerliche Hitze des Kropfes zu gähren anfangen; dann gehen solche durch den hintersten Schlund Korn für Korn in den andern Magen über, welcher aus vier neben einander liegenden Muskeln besteht, die inwendig mit zwei dicken schwieligen Häuten überlegt sind. Da die Taube keinen hühnerartigen, oder doch so scharfen Schnabel hat, daß sie die Speisen zerkauen oder die Körner enthülsen kann, so schluckt sie eine Menge kleiner Kieselsteine in den muskeligen Magen, damit durch das Zusammenstoßen und Quetschen derselben die Körner um so leichter zerrieben werden. Es ist hierbei merkwürdig, daß die Tauben die Steinchen, die sie auflesen, untersuchen, ob sie auch einige scharfe Ecken haben, und wo sie solche nicht fühlen, lassen sie sie wieder fallen, oder schleudern sie, um nicht noch einmal betrogen zu werden, auf die Seite. Aristoteles spricht den

Tauben die Nieren ab, sie haben aber solche mit den andern Vögeln gemein, und auch Galle, wenn gleich keine Gallenblase zu finden ist; die Leber würde nutzlos seyn, wenn sie keine Galle von dem Geblüte abzusondern hätte; daß sie aber dieses thut, zeigt der merkliche Busen in der Leber, wo die Gallenblase liegen sollte, wie die Gallengänge, welche stets angefüllt sind. Besonders ist bei den Tauben der Gallengang anzumerken, der sich in den Zwölffingerdarm durch einen grünen, obgleich nicht bittern Saft ergießt, und nach Umständen wieder in die Leber zurückgeht. Unter der Leber, oben an dem Rükken, liegen die Hoden, die gegen Anfang des Frühlings von dem vielen eingeschlossenen Samen aufschwellen, und zur Wollust reizen. An dem Eyerstocke der Täubinn liegen die Eyer zu zwei und zwei so, daß ordentlich nicht mehr als zwei von dem eindringenden Samen losgestoßen, befruchtet, und von der Täubinn gelegt werden können. Die Geburtsglieder liegen, wie bei allem Federvieh, teif in den Leib eingeschlossen. — Die Stimme der Taube gleicht bald einem Seufzen oder Geheule, bald einer gerührten Trommel. Das Trommeln oder Kurren hat allemal eine Leidenschaft zum Grunde, entweder Liebe oder Zorn, und ist dem Täuber allein eigen, nur das Weibchen der eigentlichen Trommeltaube ausgenommen, die ein gleiches thut, jedoch gelinder; auch die andern Tauben kurren zuweilen, besonders im Zorne, aber immer ist die Stimme feiner. Das dem Geheule gleichende Kurren ist ein Rufen zu Neste von dem Täuber. Der Gang der Tauben geschieht mit ziemlicher Geschwindigkeit, ohne Hüpfen durch Schritte; werden sie dagegen getrieben, so laufen sie mit flugfertigen Flügeln, das heißt, sie erheben etwas die Flügel, als wenn sie solche zum Fluge auseinander breiten wollten. Der Kopf hängt, wie schon oben bemerkt worden, etwas vorwärts, stets bereit, das gesuchte Korn aufzulesen. Bei Liebe und Zorn ändert sich ihr Gang,

sie brüsten sich, dehnen sich rechts und links in halben und ganzen Kreisen, streichen mit dem unterwärts ausgebreiteten Schwanze steif einher, so daß er die Erde oder den Boden lang fegt, hüpfen vorwärts in die Höhe, als wollten sie ihre Gattin, wegen Kaltsinnigkeit strafen, indem sie mit dem Schnabel auf sie niederpicken, und sie stets vorwärts treiben, bis diese sich dann geneigt fühlt, sich mit ihm zu schnäbeln, worauf denn das Treten folgt. Auch wenn sie dem Feinde die Spitze bieten wollen, brüsten sie sich, sowohl der Täuber, als die Taube, und schlagen mit den Flügeln, indem sie dabei Schnabelhiebe ertheilen, ja sich oft mit den Schnäbeln so verwickeln, daß es eine Weile dauert, ehe sie wieder auseinander kommen oder sich trennen können. Ihr Flug ist schnell, und sie schießen gleichsam in der Luft hin, besonders die Feldflüchter, wobei sie die Füße lang am Bauche hinstrecken, die sie dann wieder vorwärts fallen lassen, wenn sie sich setzen wollen. Die sogenannten Flugtauben, die Tümmler, steigen sehr hoch, und immer im Kreise, und da dieses mit einer Schnelligkeit geschieht, besonders wenn sie einen Raubvogel erblicken, so hascht dieser sie nicht so leicht im Fluge, da sie wie ein Pfeil wieder in die Höhe steigen, oder herabschießen, wenn er sie verfolgt, nur im Herabschießen, wenn er gerade über einer Taube im Fluge steht, erhascht er sie oftmals, indem er eben so schnell nachschießt, und sie sich nur durch eine Seitenwendung retten kann. Einige Tauben pflegen im Fluge so stark mit ihren Flügeln unter sich zusammen zu schlagen, daß sie sich dergestalt beschädigen, daß sie nicht fliegen können. — Die Tauben leben in der Monogamie oder Paarweise, bauen Nester, nehmen auch die von Menschen ihnen eingerichteten Nester an, besonders die Haustauben, die sie nun noch mit Federn, Strohhalmen und andern Halmen ausfüttern, um sie bequemer und weicher beim Brüten zu machen, und auch für die Jungen. Die Taube

legt in der Regel zwei weiße Eyer, in der Größe einer mittelmäßigen Pflaume, zuweilen auch nur eins, welche sie in Zeit von drei Wochen ausbrüten. Die Jungen bleiben an drei Wochen im Neste, und werden von beiden Eltern sorgfältig gepflegt. Die Jungen sehen, besonders im Neste, sehr unförmlich aus, und gleichen in dieser Beziehung in keiner Hinsicht den Küchlein der Hühner, die gleich, nachdem sie dem Eye entschlüpft sind, davon laufen, und eine niedliche Gestalt haben, welche sich späterhin in dem Maaße verliert und großartig wird, wie die jungen Tauben dagegen ihre unbehülfliche schlechte Form in eine schöne edle verwandeln. Sie brüten mehrere Male im Jahre, und die Mondtauben sollen alle Monate brüten; allein es geschieht nur höchstens achtmal im Jahre. Die Nahrung der Tauben sind Sämereyen und Getreide, am liebsten fressen sie Erbsen, Weizen, Hanf ꝛc. — Unter der ganzen Taubenfamilie zeichnen sich zwei Hauptgattungen aus, von denen die übrigen durch mannigfaltige Vermischungen entstanden zu seyn scheinen, oder von denen man es vorgiebt, daß sie daher entstanden seyn sollen. Es sind: Die Holztaube, Columba oenas, und die Feld- oder Haustaube, Columba livia s. domestica. Von dieser letzteren Gattung sollen hauptsächlich die verschiedenen Arten und Spielarten entstanden seyn, die man in Europa in den Häusern auf Taubenschlägen der mannigfaltigsten Construktion hält, z. B. Mondtauben, Trommeltauben, Tümmler, Mövchen oder Mevchen, Pfauentauben, Perrückentauben, Monteneurs, Kropftauben, Schwalbentauben ꝛc. ꝛc. — Naturbeschreibung der Hauptgattungen, Arten und Spielarten.

1) Die Holztaube, Bergtaube, Felsentaube, Steintaube, Feldtaube, wilde Taube, die Hohl-Blau-, Bloch- oder Block-, Wald-, Stock-, Kohl-, Loch- und Stammtaube, Columba oenas s. ligno-

rum, Columba rupicola, Columba sylvestris; Fr. Pigeon sauvage, le Biset, Pigeon de roche ou Rocheraie, Pigeon de Montagne; Engl. the Stock-Dove, Woodpigeon; die Hauptgattung unserer verschiedenen Hausracen, von schieferblauer Farbe, mit Farbenspiel am Halse, und blutrothen Füßen; sie haben eine mittelmäßige Größe, z. B. zwischen dem Tümmler und der Mondtaube, 13 Zoll Länge, einen gedrungenen Körperbau, etwas breite Brust, längern, mehr spitz auslaufenden dünnen, schwarzblauen Schnabel, dunklere Augen, und einen scheuen Blick. Der Kopf dieser Taube ist bis zum Mittelhals schieferblau; Mittel- und Unterhals sind farbig schillernd, mit Spiegelglanz, ins Purpurrothe und Grüne übergehend; der Unterleib hell aschgrau; der Oberrücken, die Deckfedern der Flügel, und die Schulterfedern schiefergrau, so auch die großen Deckfedern der Flügel, der Mittelrücken und Steiß. Die Schwungfedern sind schwärzlich, einige hell aschgrau geräudet. Der Schwanz ist zur Hälfte schön aschgrau, wird aber nach der Spitze zu immer dunkler, so daß er an der Spitze ganz schwarzblau wird. Das Weibchen glänzt auf dem Halse weniger grün, und an der Brust weniger purpurfarben, und ist schmutziger aschgrau, als das Männchen. Diese Tauben leben in den Holzungen, sitzen auf Bäumen, und nisten in den Höhlungen derselben; auch findet man sie in den Felsenlöchern und Löchern alter eingefallener Gebäude nistend, daher sie auch Felsen- und Steintauben genannt werden, und da sie auch in den erhabenen Gegenden und auf Bergen angetroffen werden, so erhalten sie auch den Namen Bergtauben. Die Alten scheinen keine andere, als diese Art wilder Tauben gekannt zu haben; sie hießen bei ihnen Οἰνὰς oder Vinago. Die sogenannten Feldtauben (Columbae liviae), wovon unsere Haustauben abstammen, scheinen ihnen fremd gewesen zu seyn. Die Feldtauben findet man überall, von Schweden

und Norwegen, vom Russischen Lapplande aus, bis zu den wärmsten Himmelsstrichen; dagegen finden sich die Holztauben, eigentlichen wilden Tauben, nur in den gemäßigten Himmelsgegenden den Sommer über; so kommen sie z. B. gegen Ende des Februars und im Anfange des Märzes in Frankreich Herdenweise in die mitternächtlichen Provinzen, Champagne und Bourgogne, in die jetzigen Departements der Aube, der Marne, der Ardennen, des Goldhügels (Côte d'or) ꝛc., woselbst sie sich in den Wäldern niederlassen, und in hohlen Bäumen nisten. Sie legen im Frühjahre zwei Eyer, thun solches im Sommer zum zweiten Male, und ziehen im November wieder ab. In andern Ländern, z. B. in England, Italien, Rußland ꝛc., sollen sie sich bloß an steilen, felsigen Ufern, in alten Mauern und Thürmen aufhalten. — Sie ziehen nach der mittäglichen Seite, wie man vermuthet: durch Spanien nach Afrika, um daselbst den Winter über zu bleiben. Man hat sie auf den Inseln am Senegal in großer Menge angetroffen, und glaubt, daß sie hier und weiter hin ihren Aufenthalt nehmen; es sind daher Zugvögel, die nach wärmeren Gegenden ziehen, wenn der Winter da eintritt, wo sie ihren Aufenthalt nahmen. Man findet sie auch in den Wäldern Deutschlands, vorzüglich im Süden desselben, wo sie brüten. In Asien soll man die wilden Tauben auch in großer Menge antreffen, besonders in Persien, Afghanistan und Kabul, und da der Taubenmist für die Melonen den besten Dünger abgiebt, so erzieht man eine große Menge Tauben mit der größten Sorgfalt in diesen Reichen oder Staaten. Bloß um Ispahan will man dieser Schläge über drei Tausend gezählt haben. Es gehört hier zu den Vergnügungen des Volks, auf dem Felde wilde Tauben zu fangen, welches mit der Beihülfe von zahmen geschieht, die man hierzu abzurichten pflegt. Man läßt sie den ganzen Tag hindurch den wilden Tauben Volksweise nachziehen; sie mi-

schen sich dann unter die Züge der wilden, und führen diese dann mit nach ihren Taubenschlägen. Ueber die fernere Lebensart der wilden Tauben findet man wenig angeführt. Die verschiedenen Deutschen Namen, die man denselben beigelegt hat, beziehen sich auf ihre Lebensart, wie auch schon oben angeführt worden. So z. B. Hohltauben, weil sie in hohlen Bäumen nisten, Lochtauben, weil solches auch in den Löchern alter Gebäude geschieht ꝛc. Man fängt die wilden Tauben bei ihren Zügen oft in den ausgestellten Netzen durch die Lockung geblendeter Stalltauben; sie sind sehr fleischig und fett, und werden für wohlschmeckender als die zahmen Tauben gehalten.

2) Die Feldtaube, der Feldflüchter, die Haustaube, gemeine Taube, einheimische zahme Taube, Flug-, Hohl-, Bauer- oder Pasteten-taube, Hoftaube, Schlagtaube; Columba livia s. domestica, Columba vulgaris, Columba prolifera; Fr. Pigeon domestique ou sauvage ordinaire; Engl. Common Dove, House Pigeon; Spanisch Colont Paloma; Ital. Colombo; Schwed. Duwa; Polnisch Golab; Holl. Duve; Griechisch περιστερα; die gemeinste Taube, welche man überall antrifft, und in ganzen Scharen, oft Völker- oder Truppweise auf den Feldern, wohin sie sich von den Taubenschlägen aus begeben, da sie solche im halbzahmen Zustande bewohnen, und sich noch von den eigentlichen zahmen Haustauben unterscheiden, die nicht auf die Felder ziehen, um ihre Nahrung zu suchen, sondern auf den Höfen und in den Schlägen gefüttert werden. Die Feldtaube hat Aehnlichkeit mit der Holztaube; denn ein großer Theil ist schieferblau, nur haben sie auf den Oberflügeln ein doppeltes schwarzes Querband; man hat aber auch andere Farben darunter, z. B. weiße, braune und schwarze, auch getiegerte, gefleckte ꝛc. in den genannten Farben. Schöne Zeichnungen, wie bei den Tümmlern, kommen nicht vor, auch

keine solche Abwechselung in den Farben, welches daran liegt, daß man sich weiter mit ihrer Erziehung nicht abgiebt, sie nicht mit andern Haustauben paart, sondern sie sich nach Willkühr untereinander vermischen läßt, wie sie Neigung in der Paarung fühlen; deshalb kommen auch dieselben Farben immer wieder vor. Auch in der Größe und übrigen Bauart des Körpers gleicht sie der Vorigen, nur ist der Schnabel nicht so lang und dünn. Man findet auch diese Taube als Zugvogel wild im südlichen Europa, in Nordafrika und in Westasien. Da, wo sie in eine gewisse Abhängigkeit gebracht, also halbzahm gemacht worden, bauet man ihnen Schläge auf den Höfen, entweder in der Mitte des Hofes, indem man einen Taubenschlag auf einer Säule aufrichtet, zu dem man durch eine Leiter gelangt, oder an den Ställen und andern Nutzgebäuden auf dem Hofe kleine Kästchen mit Oeffnungen zum Einfliegen anbringt, worin sie bauen können, und solches in einer Höhe, daß man mit einer Leiter hinzukommen kann, oder aus den Fenstern. Von hieraus fliegen nun die Tauben auf das Feld, um ihre Nahrung zu suchen. Dieses geschieht jedoch nur in den kleinen Städten und auf den Dörfern, wo sich der Acker oder das Feld nicht zu fern von den Wohnungen befindet; in großen Städten hält man diese Tauben nur selten, sondern nur die Arten und Spielarten derselben, welche auf den Höfen und in den Schlägen gefüttert werden. Diese Letztern sind mehr an ihre Schläge gewöhnt, und auch mit den Menschen befreundeter, da sie immer in dessen Nähe sind, nicht so die Ersteren, die durch das ins Feldfliegen mehr an die Freiheit gewöhnt sind. Man hat auch deshalb die Taubenschläge, worin die Tauben sich am liebsten aufhalten und am stärksten vermehren, auf dem Lande immer etwas entfernt von den bewohnten Gebäuden anzubringen gesucht, wenn man einen Taubenschlag frei auf einer Säule errichtete, damit sie nicht im Brüten und Ein- und Ausfliegen gestört

werden sollten, also immer an einem Orte, wo die Geschäftigkeit der Hausbewohner sie wenig berührt; denn sie lieben die ruhigen Oerter, eine schöne freie Aussicht, und eine bequeme hohe Lage gegen Morgen, wo sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne genießen können. Nach Büffons Beobachtung sind die Tauben vieler in einem Thale gelegener Schläge vor Aufgang der Sonne ausgeflogen, um sich nach einem höhern, auf einem Hügel gelegenen Taubenschlage zu begeben, und dieses soll in so großer Anzahl geschehen seyn, daß von diesen fremden Gästen das ganze Dach bedeckt gewesen, und sich die Einwohner dieser Schläge gefallen lassen mußten, entweder Platz zu machen, oder der überlegenen Menge nachzugeben, und ihnen ihr Eigenthum gänzlich abzutreten; dieses hat auch zu der Beobachtung geführt, daß alle Tauben, besonders zur Herbst- und Frühlingszeit, die ersten Einflüsse der Sonne, die Reinigkeit der Luft, und erhabene Oerter suchen. Zu dieser Beobachtung fügt der oben erwähnte Schriftsteller noch hinzu: daß die Bevölkerung abgelegener und auf Höhen erbauter Schläge weit leichter, auch die Vermehrung der Tauben in solchen weit beträchtlicher, als in andern Schlägen sey. Aus einem der Taubenschläge Büffons, der seiner hohen Lage und seines hohen Gebäudes wegen ungefähr zweihundert Fuß über die andern hervorragte, hat derselbe wohl vierhundert Paar Tauben ausnehmen lassen, statt daß die niedrigen kaum den vierten oder dritten Theil, also kaum hundert oder hundert und dreißig Paare, geliefert hatten. Die hauptsächlichste Vorsicht hat man nur auf die Raubvögel zu richten, welche den entlegenen und hohen Taubenschlägen am gefährlichsten sind, und die Bewohner derselben am meisten beunruhigen sollen, ohne gerade beträchtlichen Schaden anzurichten, weil sie nur auf einzelne Tauben, welche sich vom ganzen Fluge entfernen, stoßen können. Diese Feldtauben brüten nur dreimal im Jahre, statt daß die Haus-

tauben wohl achtmal im Jahre in den Schlägen brüten; die Taube legt ungefähr in drei Tagen zwei Eyer, und die ausgebrüteten Jungen sind gewöhnlich Täuber und Taube. Es giebt auch Tauben, die nur zwei- oder einmal brüten, welches aber die jüngsten sind, deshalb giebt es auch im Frühjahre in jedem Taubenschlage mehr junge Tauben, als im Herbste, wenigstens in den gemäßigten Himmelsstrichen. Diese Beobachtungen hat man zum Theil auch in Deutschland gemacht, obgleich man bei der Wahl der Taubenschläge hier nicht so ängstlich verfährt. — Vergleicht man nun diese Tauben mit den Vorhergehenden, oder die Ersteren, die Holztauben, mit den Letzteren, den Feldtauben, so findet man, wie schon oben angeführt worden, die größte Aehnlichkeit mit einander; auch verwildert die Feldtaube leicht wieder, indem sie sich zu weit vom Taubenschlage entfernt und auf die entferntesten Aecker fliegt, um daselbst ihr Futter zu suchen, hier mit den Holztauben zusammen kommt, und von diesen mitgenommen wird, so wie umgekehrt auch die Holztauben zuweilen verführt werden, nach den Schlägen zu ziehen, und sich daselbst anzusiedeln, wenn nämlich die Taubenschläge isolirt liegen, von aller Störung fern. Daß die Feldtauben leicht verführt werden können mit den Holztauben zu ziehen, und so umgekehrt auch diese mit jenen, kommt daher, daß die Holztauben in den Feldhölzern und Wäldern wohnen, und hier mehr in den Vorhölzern, als in tiefen Waldungen, um sich nicht zu weit von dem Felde zu entfernen, und dadurch werden sie oft den Besitzern der Feldtauben gefährlich, weil sie diese leicht nach sich ziehen können, da sie oft in großer Menge auf die Felder kommen, und sich hier mit den Feldtauben mischen; sie ziehen auch ein vermischtes Holz, den bloßen Laub- und Schwarzhölzern vor, wenn sie nur hohle Bäume finden, worin sie schlafen und nisten können, und da sie auch in alten Schlössern, Kirchen, Felsenritzen ꝛc. ihre Wohnungen suchen,

so sind diese Aufenthaltsörter auch anziehend für die Feldtauben, weil sie oft in ähnlichen Schlägen wohnen. — Wie schon oben angeführt worden, hat die zahme Feldtaube verschiedene Farben. Die bekanntesten sind, außer der aschgrauen und dunkel schieferblauen, als die gewöhnlichsten, und auch bei dieser Gattung am meisten verbreitesten Farbe, die weiße. Die weißen Tauben sind gewöhnlich von einem blendenden Weiß, und obgleich man sie nach dieser Farbe für sehr zärtlich hält, so sind sie doch dauerhaft. Sie sollen nach mehreren Beobachtungen nicht gern ins Feld fliegen, und wegen ihrer leuchtenden Farbe sind sie den Nachstellungen der Raubvögel sehr ausgesetzt, und dieses kann auch wohl der Grund seyn, warum sie ungern ins Feld fliegen, und lieber in der Nähe des Schlages bleiben. Dann hat man Schwarzköpfe, Rothköpfe, Blauköpfe, eben so auch Schwarzschwänze, Rothschwänze und Blauschwänze, bei denen das übrige Gefieder weiß, aber gewöhnlich nicht rein ist, wie bei den Tümmlern, da man auf die Paarung nicht sieht, und auch bei vielen Tauben, die auf das Feld ziehen, nicht sehen kann; sie paaren sich also willkührlich untereinander, und daher kommen auch die unreinen Farben des Gefieders. Die Schnippe, mit einem bald schwarzen, bald blauen, bald rothen Fleck auf der Stirn, auch haben sie oft einen Schwanz von gleicher Farbe; Schwarzbrüstige, Rothbrüstige und Blaubrüstige, mit einem schwarzen, rothen oder blauen Schilde vor der Brust; Elsterbunte in den genannten drei Farben; dann getiegerte, gefleckte und schwarze, rothe und blaue Tauben, oft von diesen Farben, mit weißen Köpfen, auch weißen Schwänzen, die dann Schwarzweißköpfige, Rothweißschwänzige 2c. genannt werden, mit Farbenspiegel am Halse und Brust. Man hat nun noch mehrere Farbenmischungen, die aber hier übergangen werden müssen, weil sie nichts Ausgezeichnetes haben, als bei den Tümm-

lern, die nach den verschiedenen Zeichnungen oft auch weit theurer bezahlt werden. Wenn man Feldtauben mit einer Haube, oder mit rauchen oder mit Federn besetzten Füßen findet, so sind sie durch Paarung mit einer andern zahmen Taubenart entstanden, sonst findet man ihre Füße nur blutroth, und ihre Köpfe glatt, ohne Haube. Die Feldtauben suchen sich ihr Futter vom Frühlinge bis in den Herbst auf dem Felde, und oft noch später hinaus, und dabei bringen sie drei-, vier- bis fünfmal im Jahre Junge, weshalb sie auch von den Landwirthen gehalten werden, wenn sie gleich den Feldern und Gärten Schaden thun sollen, welcher doch nicht sehr bedeutend seyn kann; eben so gering kann auch wohl nur der Schaden seyn, den sie an den Strohdächern anrichten, und an den Steindächern, durch Lospicken des Kalkes. Da die Feldtauben sehr an die Freiheit gewöhnt sind, so darf man sie auch nicht, so lange noch kein Schnee auf den Feldern liegt, einsperren. Sollte der Schlag so liegen, daß Raubthiere dazu können, wie z. B. der Marder und Iltiß, so muß er des Abends verschlossen werden, man muß ihn dann wieder früh am Morgen öffnen; denn bei einer gezwungenen Einkerkerung zeigen die Tauben große Schüchternheit, und sind nicht von dem Flugloche oder Gitterwerke fortzubringen, an dem sie immer umher flattern, um in Freiheit zu gelangen. Sobald Schnee liegt, und die Tauben im Schlage gefüttert werden müssen, ist es auch die bequemste Zeit für denjenigen, der sich Feldtauben anschaffen will, sie einzukaufen, welches also im November und Dezember, auch nach Weihnachten geschehen muß, da sie sich dann leichter an den Schlag gewöhnen, weil sie kein Futter suchen, und also in der Nähe des Schlages bleiben müssen, wo man sie dann im Schlage selbst, oder auf einem freien Flecke auf dem Hofe, den man rein fegt, füttert. Man kann sie auch außer der Saatzeit kaufen, wo die Früchte im Felde schon etwas erhaben stehen, und sie

dann auch im Hause erhalten werden können, und sich leicht gewöhnen.

3) Die zahme Taube, Haustaube, Columba domestica, Fr. le Pigeon domestique, diejenige Taube, die in mannigfaltigen Arten und Spielarten von der Holztaube und Feldtaube entstanden zu seyn scheint, und dieses wahrscheinlich durch das veränderte Klima, durch die Gefangenschaft, das Futter, und mancherlei andere Verhältnisse und Einflüsse. Sie ist weit zahmer, als die vorige, pflegt nur selten und nur verführt auf das Feld zu fliegen; sie wird im Schlage oder auf dem Hofe gefüttert, und brütet in Nestern, die man für sie bereitet. Man hält diese Taube, mit ihren Arten und Spielarten, größtentheils zum Vergnügen, nur wenige darunter werden auch zum Küchenbedarfe oder Genusse gezogen. Zu diesen Tauben gehören die zum Theil schon oben, S. 495, erwähnten Arten, als: der Tümmler, die Wendetaube, das Mövchen, der Kröpfer oder die Kropftaube, die Mondtaube, die Trommeltaube, der Monteneur, die Pfauentaube, die Schwalbentaube, die Perrückentaube, die Türkische Taube, und die Brieftaube. Einige Spielarten, wie der Mohrenkopf, die Maskentaube ꝛc. sind nur durch immerwährende Fortpflanzung unter einander zu einiger Auszeichnung erhoben worden, sonst gehören sie zu einer bestimmten Art, wie der Mohrenkopf, zu den Mondtauben ꝛc. — 1) Der Tümmler, Tummler, die Tummeltaube, der Purzler oder die Purzeltaube, die Flugtaube, Columba domestica gyratrix, Columba gyratrix; Fr. le Pigeon culbutant; Engl. the Tumbler-Pigeon, eine sehr bekannte und beliebte Taubenart, besonders in den Städten, und die kultivirteste fast von allen Taubenarten, da man sich mit deren Zucht vorzüglich abgiebt, sie aus Liebhaberei treibt, daher man auch die regelmäßigsten Farbenzeichnungen unter ihnen antrifft. Diese Taube

hat die Größe und Gestalt der Feldtaube, nur durch die Zucht und Wartung tritt der Körper edler bei dem Tümmler hervor, als bei jener. Der Kopf ist glatt und schön geformt, und durch Vermischung mit der Mondtaube hat man jetzt auch Tümmler mit Hauben, die sich wegen des kurzen weißen Schnabels sehr gut ausnehmen; denn der Schnabel des Tümmlers ist weit kürzer, als bei den andern Tauben, mehr gewölbt, und gewöhnlich weiß, man findet ihn aber auch bläulich, besonders bei den Tauben mit dunklem Gefieder, wie z. B. bei den schwarzen, blauen ꝛc. Tauben. Die Augenkreise sind nakt und roth; auch die Füße sind roth, aber auch gefiedert oder mit Federn bewachsen. Wegen ihres, zum Theil regelmäßigen Fluges, der sehr hoch geht, und in ovalrunden Kreisen geschieht, die sich oft verlängern, werden sie von Liebhabern zu dem Vergnügen des Jagens, Ausjagens, benutzt. Von dieser Taubenart giebt es, wie schon bemerkt, die regelmäßigsten Zeichnungen. Man hat weiße, schwarze, braune, gelbe, blaue, perlfarbene, silberfarbene, braunmehlfarbene, gelbmehlfarbene, u. aufefahlene, aschgraue oder schiefergraue, chocoladenfarbige ꝛc. Tauben, welche diese Farben über den ganzen Körper, ohne Abzeichen, haben, und daher rein genannt werden, außer daß sie zwei Bänder von dunklerer Farbe, als die Grundfarbe, an dem Ausgange der Flügel haben; dann wieder alle diese Farben mit weißen Schwänzen, z. B. schwarzweißschwänzige, gelbweißschwänzige, blauweißschwänzige ꝛc.; mit weißem Kopfe, auch weißem Kopfe und Schwanze, bei den blauen, gelben, rothbraunen, schwarzen ꝛc. Tauben. Elsterbunte, als schwarzelsterbunte, gelbelsterbunte, blauelsterbunte, silberfarbenelsterbunte, perlfarbenelsterbunte ꝛc. Tieger, in schwarzer, rothbrauner (Kupfertieger), gelber ꝛc. Farbe. Rothköpfige, schwarzköpfige,

blauköpfige, auch mit denselben Farben des Schwanzes; rothbunte, schwarzbunte, blaubunte ꝛc., die keine bestimmte Zeichnung haben, sondern fleckig, streifig ꝛc. in der Farbe sind; schimmelköpfige, eulige, schuppige ꝛc. In der Form hat man hochgeflügelte, hoch- und breitbrüstige, kurzgebaute, kurzfüßige, und Zwergtauben, welche sehr klein sind. Ist die Gestalt dieser Taube schön, ihre Augen ächt und rein, der Schnabel kurz und weiß, die Zeichnung rein, sowohl in den Umrissen, als auch in der Farbe, die Schwingen gehörig ausgebildet und rein, und auch der Schwanz, so werden sie viel theurer, als die nicht reinen ꝛc. bezahlt, die man Bastarde nennt, welches sich dann auf eine schlechte Paarung bezieht. Die Zwangspaarung geschieht in dazu eingerichteten Behältern, worein man den Täuber und die Taube wirft, die sich zusammen paaren sollen, und die man nach den beliebigen Farben wählt, um schöne Farbenzeichnungen zu erhalten. Wirft man z. B. gleichfarbige Tauben zur Paarung zusammen, wie ganz weiße oder schwarze, gelbe, rothbraune, elsterbunte, mehlfarbene, silberfarbene ꝛc., so wird man größtentheils wieder dieselben Jungen ziehen; sie müßten denn nach den Großeltern abarten, welches man oft trifft, daß die Enkel nicht den Eltern, sondern den Großeltern wieder in der Farbe und Zeichnung gleichen; sonst wirft man weiße mit schwarzen, gelben, rothbraunen, blauen ꝛc. zusammen, um verschiedene Zeichnungen zu erhalten. Diese Tauben nisten des Jahres mehrere Male in den dazu eingerichteten Nestern; die Taube legt zwei weiße Eyer, zum ersten Male oft nur eins, welches 2 Zoll lang ist, und über 1 Zoll im Durchschnitte hat. Täuber und Taube brüten wechselsweise an drei Wochen, wo dann die Jungen von innen das Ey anpicken, und sich Luft zum Durchbruch machen. Wenn die Schale des Eyes zu stark ist, so können sie solche oft nicht mit ihrem Schnabel durch-

bohren, und müssen dann darin ersticken; oftmals findet man auch Eyer, die schon angepickt sind, und die Jungen sind dennoch darin gestorben, welches in andern Zufällen liegt, die sich nicht jedesmal genau erklären lassen. Ob ein Ey nach acht oder zehn Tagen beim Bebrüten eine Frücht trägt, die sich ausbildet, kann man leicht gewahren, wenn man das Ey, wenn die Taube herabgeht, herausnimmt, und es durch die Finger, nach dem Lichte gekehrt, betrachtet; ist es hier sehr dunkel, so kann man auf Junge rechnen, ist es aber noch so, daß man das Gelbe darin unterscheiden kann, wenn es gleich trübe ist, so darf man sich keine Hoffnung machen, man kann aber die Eyer immer noch liegen lassen; denn die Alten gehen von selbst herab, wenn die Brütungszeit verflossen ist, das heißt, nach achtzehn Tagen. Die Jungen werden von den Alten gemeinschaftlich gefüttert, und gehen nach drei Wochen aus dem Neste. Die Fütterung geschieht mit Erbsen, zuweilen giebt man ihnen auch Hanf, Gerste und Weizen. — Die Tümmler werden bloß zum Vergnügen gehalten, sowohl zum Ausfliegen auf dem Hofe, indem man den dazu eingerichteten Taubenschlag am Morgen öffnet, und am Abende schließt, so, daß sie nach Gefallen heraus- und hineingehen können, als auch zum Jagen, wozu der Schlag eine andere Einrichtung erhält, indem man ihn, wo möglich, auf dem Spitzboden anlegt, mit einem Schaulochе oder Guckloche, nebst Futterbrette, Kneifbrettern und Haukorbe. — Wie diese Taubenschläge angelegt werden, s. weiter unten. Die Gewöhnung der Tauben zum Fluge, geschieht am besten durch junge Tauben, die man ungefähr vierzehn Tage bis drei Wochen im Schlage läßt, sie gehörig füttert, und ihnen stets frisches Wasser zum Saufen giebt; auch etwas Häring, den man in kleine Stücke zerschneidet, welchen sie gern fressen. Man kann in der letzten Woche, wenn man sie herauslassen will, Erbsen mit Hanf wech-

seln, um sie durch Extrafutter mehr an den Schlag zu gewöhnen. Man wähle zum Herauslassen einen etwas regnigten Tag, lasse sie vorher etwas hungern, und dann heraus. Am besten geschieht es, wenn man vorher jede Taube etwas auf das Futterbrett heraus hält, und sie dann leise los läßt, so daß sie sich darauf erst umsehen, und dann auf das Dach gehen kann. Man muß aber die andern so schnell als nur möglich nachlassen, damit sie gleich Gesellschaft hat. Wenn man also sechzehn bis zwanzig Tauben zu gewöhnen hat, so lasse man erst vier bis sechs Stück heraus, und wenn man dieses einige Tage hintereinander gethan hat, und sie immer wieder in den Schlag zurückkehren, so lasse man wieder vier Stück mehr heraus, so, daß man in Zeit von vierzehn Tagen die genannte Zahl gewöhnt hat, und sie herauslassen kann, welches des Morgens und des Nachmittags im Sommer geschehen muß, im Winter geschieht es des Vormittags und bald nach Tische; immer beobachte man aber in der ersten Zeit beim Herauslassen die Vorsicht, trübes regnigtes Wetter zu wählen, und dann, daß sie nicht satt gefüttert werden, so daß man sie immer wieder vom Dache auf das Futterbrett mit Erbsen oder Hanf locken kann, und so auch in den Schlag. Hat man dieses Gewöhnen beinahe drei Wochen lang fortgesetzt, so lasse man sie an einem schönen Tage am Nachmittage heraus, und wenn sie ungefähr eine halbe Stunde auf dem Dache gesessen haben, so jage man sie mit dem Schnupftuche ab, und lasse sie ein paar Mal um das Haus herumkreisen, und wieder ansetzen, und dieses wiederhole man wieder einige Wochen; dann kann man es versuchen, sie Stichweise herauszulassen, und mit der Fahne zu jagen, so daß sie in die Höhe steigen, und eine Viertel- bis halbe Stunde fliegen, wobei man immer einige im Schlage behalten muß, um sie dann nachstechen zu können, wenn sie vielleicht zu hoch gehen sollten, damit sie wieder herabsteigen

und anfallen können. Bei jungen Tauben würde der erste Stich acht, der zweite vier, und der dritte auch vier seyn, so daß sechzehn den Flug bilden, die übrigen aber dazu dienen, wenn die Tauben anfallen sollten, daß man immer nur Eine von ihnen hinausläßt, die ein paar Mal das Haus umkreiset; dann anfällt, und die Uebrigen mit herabzieht. Wenn die Tauben an zu brüten fangen, so können so viele nicht genommen werden, weil man sie nicht von den Eyern nehmen kann, damit diese nicht kalt werden. Man muß dann schon den Flug durch mehrere neue Tauben vermehren, indem man noch zehn Stück zukauft. Mehr hat man nicht anzuschaffen nöthig, da man bald eigene Junge zuziehen kann, das heißt, bei dem Gewöhnen von lauter jungen Tauben, die sich besser gewöhnen lassen, als alte, bei denen man nicht wissen kann, ob sie der Verkäufer bloß in der Absicht verkauft hat, daß sie ihm wiederkommen sollen, da es längst gewöhnte Flugtauben sind, die er schon hinlänglich wegen ihres Wiederkommens erprobt hat. Es bleibt daher immer riskant, alte Tauben zu kaufen, selbst beim Taubenhändler; denn die er verkauft, sind in der Regel selbst Gefangene, die ihm durch seinen Flug zugekommen sind; es sind zwar keine zuverlässigen Tauben, sonst würden sie sich nicht auf einem fremden Schlage haben fangen lassen; allein sie sind immer schlimmer zu gewöhnen, als junge Tauben; auch muß man sie länger im Schlage lassen, sie gehörig paaren, auch sie, um sie gewisser zu halten, brüten lassen, und dennoch gehen oft Mehrere ab, und kehren nicht wieder, lassen die Jungen im Stiche. Bei alten Tauben, wenn man sie nicht von einem Taubenhändler kauft, sondern von einer Privatperson, einem Taubenliebhaber, ist es besser, wenn der Käufer sich mit dem Verkäufer dahin einiget, daß er die Tauben, im Falle sie wegfliegen und sich wieder zu ihm hinbegeben sollten, unentgeldlich wieder ausliefert, welche Bedingung der Verkäufer ge-

wiß eingehen wird, da er doch seine Tauben abzuschaffen Lust hat, wäre dieses nicht der Fall, so ist es auch riskant, die Tauben zu kaufen, da man schon sicher seyn kann, daß, wenn auch nicht alle, doch viele zu ihm zurückkehren werden. Wenn man die Tauben mit denen anderer Taubenfreunde fassen lassen will, das heißt, daß sie in der Luft sich zusammen vereinigen sollen, so muß dieses nur mit dem ersten und zweiten Stiche geschehen, zu welchen man die am besten gewöhnten, und also sichersten Tauben wählt. Sollten sie sich im Fluge zu sehr von den andern Tauben nach deren Gegend mit hinüberziehen lassen, so muß man den dritten Stich hinauslassen, um die eigenen Tauben wieder anzuziehen. Dieser dritte Stich darf dann nicht durch Jagen zu hoch gelassen werden, und wenn man gewahrt, daß sie von dem andern Fluge abzureißen anfangen, dann schicke man noch einzelne Tauben nach, um sie zum Abreißen immer mehr anzuziehen. Ein großer Taubenliebhaber, der seine Tauben genau kennt, wird gleich beim Abreißen sehen, ob er fremde Tauben unter seinem Volke hat, das heißt, wenn der Schwarm zu groß seyn sollte, daß er sie nicht gut in der Luft wegen des sich engern Zusammenhaltens der Tauben zählen kann; er sieht solches dann aus den Farben und der Körperstruktur des untern sichtbaren Theils, da er seine Tauben im Fliegen genau unterhalb des Körpers kennt, und kleine Abweichungen immer vorkommen; er muß dann suchen, sie auf das Dach herabzulocken, welches dadurch geschieht, daß er einzelne Tauben herausläßt, die nicht hoch fliegen, z. B. Kröpfer, Mövchen ꝛc., die sich immer wieder ansetzen, wenn sie ein paar Mal um das Haus herumgekreiset sind; auch hilft dann schon der dritte oder vierte Stich, je nach der Anzahl der Tauben, die man in dem Fluge hat. Sobald sie auf das Dach herabgefallen sind, so übersehe man seine Tauben, indem man leise aus dem Schauloche den Kopf steckt, und sich umsieht,

und da die eigenen Tauben nicht scheu sind, so wird man leicht die mit angefallenen fremden Tauben gewahren können. Man streue dann Hanf auf die Kneifbretter, und suche sie darauf herabzulocken, so, daß man sie mit der Zange bei den Füßen fassen, und sie dann durch das Schauloch herein nehmen kann. Fliegen sie ab, so jage man die eigenen Tauben gleich wieder auf, um sie nicht entwischen zu lassen, welches jedoch oftmals geschieht, indem sie wieder nach ihrem Schlage zurückkehren, sich nicht wieder mit den aufgejagten Tauben mischen, aber auch eben so oft setzen sie sich wieder an, und werden gefangen, entweder durch die schon vorhandenen Kneifbretter, oder durch den Haukorb, der auch mit Kneifbrettern bedeckt ist; auch sind die Hohlsteine oft so eingerichtet, daß man sie vermittelst der Hand durch dieselben fangen kann. Selten gehen sie durch das Schauloch in den Schlag oder durch den Haukorb, ist dieses der Fall, so sind es schlecht gewöhnte Tauben, denen der Schlag, wo sie sich befinden, gleichgültig ist, und mit diesen wird man auch nicht viel ausrichten, wenn man sie zugewöhnt; es ist daher besser, solche gefangene Tauben, wenn sie nicht ausgelöset werden sollten, zu verkaufen. Man findet auch sehr eigensinnige Tauben, auch schläfrige, die nicht von der Stelle weichen, oft Stundenlang auf einer Stelle des Daches sitzen bleiben. Diese läßt man ruhig sitzen, indem man einige Tauben auf dem Dache läßt, die auf dem Futterbrette gefüttert werden, und denen man auch einen Napf mit Wasser dahin setzt. Man macht dann das Kriechgitter vor, ein Gitter, in welchem sich eine Oeffnung, so groß, daß eine Taube bequem durch kann, befindet, und kann sich dann vom Boden entfernen, wenn nämlich keine Gefahr vorhanden ist, daß Katzen auf das Dach kommen können. Vor den Iltissen ꝛc. ist man am Tage, wo vieles Geräusch auf den Straßen ꝛc. ist, sicher, auch liegt das Dach des Hauses oft so, daß diese Thiere nicht

heran können. Man geht dann nach einer Stunde wieder hinauf, und sieht nach, ob die Tauben noch draußen sind, und sich die fremde nicht entfernt hat; wenn sie noch da ist, wirft man immer wieder einige Tauben hinaus, zuletzt bequemt sie sich doch, durch den Hunger getrieben, herab zu kommen, so daß man sie mit dem Eisen nehmen kann, oder sie selbst durch das Gitter in den Schlag geht. Alles dieses hängt von Umständen ab, die sich so nicht bestimmen lassen. Fehlen Tauben von den eigenen, die mit dem fremden Fluge mitgegangen sind, so muß man freilich auf dem Boden eine Stunde und darüber verweilen, damit, wenn man sie kommen sieht, man gleich die Tauben abjagen, auch andere nachstechen kann, um sie wieder herüber zu locken. Gut gewöhnte Tauben, wenn sie sich wirklich einmal verirrt haben sollten, kehren auch ohne dieses Mittel, ohne diese Vorsorge, zurück, und oft noch spät am Abend, bei dem Abendjagen. — Das Jagen selbst geschieht des Tages gewöhnlich dreimal von den Taubenfreunden und Taubenhändlern, am Morgen, Mittage und Abende. Die eigentliche Jagezeit ist aber am Abende, im Sommer gegen sieben Uhr, auch wohl etwas später, im Winter gegen vier Uhr. Am Morgen jagt man sie im Sommer schon vor sechs Uhr, zwischen fünf und sechs, im Winter gegen acht Uhr. Im Winter fällt das Jagen am Mittage zwischen ein und zwei Uhr aus. An den genannten Zeiten jagen alle Taubenfreunde und Taubenhändler ihre Tauben, und es fassen oft in großen Städten mehrere Flüge miteinander, so daß oft drei, vier Flüge in ziemlicher Höhe mit einander umherkreisen, und oft aus entfernten Gegenden. Je höher die Tauben gehen, je mehr Vergnügen gewährt es, ja man hat jung zugezogene Tauben, die so hoch fliegen, daß man sie beinahe aus dem Gesichte verliert. — Gut gewöhnte Tauben kann man überall mitnehmen und sie auffliegen lassen, das heißt, im Orte, und auch außer-

halb desselben in der Nähe, wenn man sie jedesmal beim Spazierengehen mitnimmt, und sie bald in dieser, bald in jener Gegend aufwirft, so daß sie das Terrain, wo sie sich befinden, kennen lernen, man wird sie dadurch immer weiter mitnehmen können, und wenn man zu Hause zurückkehrt, sie auf der Klippe finden; oft bringen sie auch andere Tauben mit, welche einzeln herumfliegen, und sich den Aufgeworfenen anschließen, und dieses besonders Tauben, wenn man muthige Täuber aufgeworfen hat, die sich erst hier oder da niederlassen, wo sie Tauben sitzen sehen, und dann mit einer oder der andern Taube abfliegen, und sie mit nach ihrem Schlage nehmen. Ein Feind der Flugtauben oder Tümmler ist der Habicht (Stoßvogel, Stoßfalk, Falco palumbarius), der oft unter die Flüge fährt, sie zerstreut, und sich eine Taube fortnimmt, indem er von oben herab darauf stößt, und sie ihm nur mit seltner Gewandtheit entgehen kann. Die andern Tauben zerstreuen sich einzeln nach allen Richtungen hin. Man gewahrt an den Tauben im Fliegen die Nähe des Habichts, indem sie immer kleinere Kreise machen, und sich in einander zu drängen scheinen; haben sie schon eine ziemliche Höhe erreicht, so steigen sie immer höher, so daß sie über ihn kommen; aber auch der Habicht, der dieses gewahrt, fängt an zu steigen, um sie wieder zu erreichen, geschieht es dann, welches nicht selten der Fall ist, so fährt er mit Schnelligkeit unter den Flug, und zerstreut die Tauben so, daß oftmals ein Drittel derselben, außer der Erhaschten, verloren geht, indem sie ganz von der Gegend abkommen, so daß man sie oft eine halbe Meile weit von dem Schlage, wo sie hingehören, gefangen hat; denn die Angst treibt sie nach allen Richtungen hin, und macht, daß sie ihren Schlag vergessen, und sich nur zu retten suchen, also sich den Tauben da anschließen, wo sie welche fliegen sehen, oder auf die Häuser, wo Tauben sitzen, herabfallen, und leicht vor Ermattung

in andere Schläge gehen; mehrere Tauben kehren auch noch am andern oder dritten Tage nach ihrem Schlage zurück. Fliegen die Tauben niedrig, unter dem Habicht, so suchen sie schnell anzufallen, welches man auch noch dadurch bewirkt, daß man einzelne Tauben aus dem Schauloche auf das Dach wirft, um sie so anzulocken. Man kann den Stoßvogel durch lautes Pfeifen auf dem Finger oder auf einer Blechpfeife, auch durch Klappern verscheuchen, wenn er niedrig unter die Tauben stößt, geschieht es aber hoch in der Luft, und ist er sehr hungrig, so hilft es nicht viel, aber auf jeden Fall ist ein lautes Geräusch immer noch am besten geeignet, ihn zu verscheuchen. S. den Art. Stoßvogel, Th. 174, S. 684 u. f. — Bei den Tümmlern, die man auf dem Hofe zum Vergnügen hält, braucht der Schlag nicht hoch zu seyn, man kann ihn über dem Appartement, wenn dieses ein besonderes Häuschen bildet, anbringen, in der Nähe des Pferdestalles, auch in einer Kammer, wozu man ein Paar Scheiben aus dem Fenster herausnimmt, und die Oeffnung zu einer Fallklappe bildet, oder auch einen Haukorb herausmacht. Man lasse hier die Tauben ungefähr drei bis vier Wochen eingesperrt sitzen, und öffne dann die Klappe, so daß sie nach Belieben herausgehen können. Es versteht sich auch hier von selbst, daß die Tauben vorher gepaart seyn müssen, ehe man sie herausläßt, und wenn sie brüten oder schon Junge haben, ist es noch besser, wenn man so lange wartet, und erst dann das Gewöhnen vornimmt. Gehörige Abwartung im Fressen und Saufen, Reinlichkeit des Schlages, sind auch hier die besten Mittel, die Tauben an den Schlag zu gewöhnen. Ist es auf dem Hofe nicht geräuschvoll, so werden sie sich leicht gewöhnen, ist dieses aber der Fall, dann möchte wohl manche Taube durch das Aufscheuchen fortfliegen, da sie der Gegend ganz unkundig ist, und leicht zu andern Tauben geräth, die in der Nachbarschaft gehalten werden; denn ein zu niedri-

ger Schlag, besonders wenn der Hof von hohen Gebäuden umschlossen ist, läßt die Tauben, wenn sie unten auch niedere Dächer finden, nicht zu der Höhe hinaufsliegen, wenn man sie nämlich nicht aufjagd, daß sie sich gehörig umsehen können, und wenn sie dann mit einem Male aufgescheucht werden, so fliegen sie weit weg, und kommen von der Gegend ab, und zu andern Tauben, die auf den höhern Dächern sitzen, und kehren dann oft nicht wieder. Daher ist es gut, wenn man die Tauben zuweilen aufjagd, jedoch nur erst dann, wenn man sie schon mehrere Male herausgelassen hat. Aengstlich darf man beim Herauslassen der Tauben nicht seyn, daher ist es besser, daß man sich nicht gleich ausgesuchte Tümmler anschafft, die theuer sind, sondern weniger schöne, wobei es nicht darauf ankommt, wenn Einige davon das Weite suchen; nach und nach kann man sich dann werthvollere dazu gewöhnen. Man kann diese Tauben nun auf dem Hofe füttern oder in dem Schlage.

2) Die Wendetaube, Klatschtaube, Schlagtaube, Purzeltaube, der Klatscher, Kröpfer, Purzler, Plätscher, Columba domestica Percussor, Columba Percussor, Fr. le Pigeon batteur ou tournant, welche sich im Fliegen dreht, überpurzelt, und mit ihren Flügeln so heftig klatscht, daß man eine Klapper zu hören glaubt; ja oftmals zerbrechen sie einige von ihren Schwungfedern durch die Heftigkeit dieser Bewegungen, so daß sie auf die Erde herabstürzen. Sie gleicht übrigens ganz dem Tümmler, nur ist sie etwas größer oder wenigstens hat sie die Größe eines gut ausgewachsenen Tümmlers. Man hat sie in allen bekannten Farben der Tümmler, doch ist die schieferblaue und schwarzfleckige die vorherrschende Farbe. Sie werden mit den Tümmlern zum Fluge gehalten, kommen aber nicht häufig vor; man findet nur Wenige unter großen Flügen; sie purzeln aus denselben herab, indem sie mehrere Male überschlagen, dann aber wieder mit heftigem

Klatschen der Flügel sich bis zu den andern Tauben erheben. Lebensart, Nahrung ꝛc. haben sie mit dem Tümmler gemein.

3) Das Mövchen, Mevchen, die Möventaube, Jabottaube, Manschettentaube, Zwergtaube, Kraustaube, Columba domestica turbita, Columba turbita; Fr. Pigeon Cravatte; Engl. Turb. Pigeon, von der Größe eines kleinen Tümmlers, auch größer, mit starker breiter Brust, sehr kleinem weißen Schnabel, dicken Nasenlöchern und Haut, sehr hoher Stirn, fast viereckigem Kopfe, und nur selten mit einer Haube versehen, die, wenn er sie besitzt, ihm einen höhern Werth verleihen. Die Augenringe sind groß und fleischig. Gewöhnlich findet man sie von weißer Farbe mit farbigen Flügeln, also ganz weiß und mit schwarzen, rothbraunen, gelben, blauen, silberfarbigen, perlfarbigen, chocoladenbraunen ꝛc. Flügeln, mit darauf gezeichneten dunkleren Bändern von derselben Farbe. Von durchgehenden Farben findet man sie selten, indessen hat man gelbe und rothbraune mit weißem Jabot gesehen. Mohrenköpfe, schwarz-, roth- oder gelbkröpfige Mövchen ꝛc. kommen sehr selten vor, und werden theuer bezahlt. Das Jabot, die Krause oder Manschette, besteht aus einer Reihe auswärts gesträubter oder gegen einander mit dem Fahnenrücken laufender Federn auf der Mitte der Brust, welche der Taube ein sehr schönes Ansehen geben, und je größer dasselbe ist, je schöner und werthvoller ist das Mövchen. Die Füße sind roth, selten findet man sie mit Federn bewachsen (rauchfüßig), wo sie dann gleichfalls einen höheren Werth haben. Diese rauchfüßigen Mövchen entspringen zuweilen aus der Paarung einer Mövchentaube mit einem rauchfüßigen Tümmlertäuber, jedoch auch hier selten, indem, wenn Mövchen aus dieser Zucht fallen, sie in der Regel rothfüßig sind, also nach der Taube schlachten. Geschieht die Paarung mit einem Mondtäuber und einer Mövchentaube, so fallen auch

zuweilen gehaubte Mövchen. Beine und Schenkel sind selten schön gehoset. Wenn sie sich untereinander paaren, das heißt, Mövchen mit Mövchen, so brüten sie oft im Jahre, man will aber bei einer aufmerksamen Zucht dieser Tauben die Bemerkung gemacht haben, daß unter den Jungen, die sie aus dem jedesmaligen Brüten zweier Eyer ziehen, selten zwei groß werden. Man hält diese Tauben, wegen ihres schönen Ansehens und der Treue, die sie ihrem Schlage beweisen, indem sie sich selten auf ein anderes Haus oder einen Schlag niedersetzen, und wenn man sie aufjagd, immer wieder auf den Abflug sich niederlassen, zum Vergnügen, sowohl auf den Flugtaubenböden, als auch auf den Hofschlägen. Unter die Flugtauben nimmt man nur einige Paare, um sie zum Anfallen der Tauben zu benutzen, da sie mehrere Male im Fliegen das Haus umkreisen, und sich dann wieder auf den Schlag niederlassen, und so die Tauben mit herabziehen, wenn sie anfallen sollen. Sie gehen auch mit in die Höhe, indem sie sehr schnell fliegen, halten aber nicht lange aus. Wegen ihres schnellen Fluges entgehen sie auch leicht dem Habichte, wenn dieser Miene auf sie macht oder auf sie stößt. Am meisten findet man sie als Hoftauben vor, und hierzu möchten sie sich auch wohl am besten wegen ihres hübschen Aeußern eignen. Nutzen zieht man daher von ihnen nicht, wie von den Feld- und Mondtauben, in Hinsicht der Jungen, sondern das Vergnügen der Anschauung. Auf den Flugtaubenböden fressen sie Erbsen, und was die Tümmler als Nahrung erhalten; auf den Höfen füttert man sie mit Erbsen, Hanf, Hirse, Gerste, Weizen, überhaupt mit dem Körnerfutter, das am billigsten ist. Aus der Paarung der Mövchen mit den Pfauentauben erhält man die Pfauenmövchen, die den gehobenen Fächerschwanz der Pfauentaube, und das Jabot des Mövchens bekommen. Paart man nun diese wieder mit andern Haustauben, besonders mit den Mond- oder Haubentauben, so

erhält man die Schildtauben, ganz weiß, gehäubt, auf den Flügeln ein einfarbiges Schild oder Herz, das durch die Flügeldecken und hintern Schwungfedern gebildet wird. Ist die Haube schon groß, der Schwanz breit, so wird diese Spielart sehr geschätzt. Die Farbe des Schildes richtet sich meist nach der Farbe des Mövchens. Mit Schleier- oder Kropftauben gepaart, erhält man auch schöne Tauben, die sich nach der Taube oder dem Täuber in Hinsicht der Abartung richten, besonders schön ist die Spielart mit der Perrückentaube, mit der Halskrause und dem Jabot. Mit dem Kröpfer ist die Gestalt etwas unförmlich wegen des großen Kropfes, der durch die breite Brust des Mövchens herrührt.

4) Die Kropftaube, der Kröpfer, Kröpper, Columba domestica gutturosa, Columba gutturosa; Franz. Pigeon Grosse-gorge, grand Gosier; Engl. Kroppers Dowe, Powter Pigeon; Holl. Kropper, welche ihren Namen von ihrem Kropfe führt, den sie so aufblasen kann, daß er fast so groß, als ihr ganzer Körper wird, ja man ist oft nicht im Stande, den Kopf vor dem Kropfe zu sehen, so hoch liegt dieser, daß er fast den Kopf einhüllt. Dieses Aufblasen des Kropfes geschieht durch das Einziehen des Windes oder der Luft; daher kann man sie auch aufblasen, indem man den Schnabel in den Mund nimmt, und darein Luft bläst. Durch dieses starke Aufblasen werden sie gezwungen, den Kopf ganz zurück zu biegen, wodurch sie des Vermögens beraubt werden, gerade vor sich zu sehen, und bei dem auch dazu kommenden schwerfälligen Wesen des Körpers, leicht im Fliegen eine Beute von Raubvögeln werden, wenn diese auf sie stoßen. Die Kropftaube gehört zu den großen Tauben der Gestalt nach, wozu vorzüglich der Kropf sehr viel beiträgt, durch den der obere Theil des Körpers sehr ausgedehnt wird, auch sind sie ansehnlich größer, als die Tümmler und Mondtauben,

welches man auch schon an den Eyern gewahrt, welche die Taube legt, die um ein Merkliches größer sind, als die Eyer der Tümmler und Mondtauben. Hierzu kommt nun noch der aufrechte, etwas übergebeugte Gang wegen des Kropfes; sie haben ferner eine hohe Stirn, einen kurzen spitzigen Schnabel, den Scheitel ziert zuweilen eine Haube, lange Schwungfedern, und rothe, auch zuweilen rauche Füße. Die gewöhnliche Farbe des Gefieders ist die schieferblaue oder aschgraue, mit dunklen Bändern auf den Flügeln, auch mit weißen Spitzen oder mit einem weißen Auslaufe der Schwingen. Brust und Hals haben einen glänzenden Schiller, von grün, purpurroth und blau. Man hat auch Kröpfer von andern Farben, z. B. braune, mit weißen Schwingen, und Brust und Hals mit glänzendem Schiller, gelbe ꝛc. Die weißen und die Mohrenkopftauben dieser Art sind die seltensten und gesuchtesten. Der Kröpfer gleicht in der Gestalt der Perrückentaube, nur ist er noch größer, als diese, welches besonders der aufgeblasene Kropf verursacht, den er während des Fressens und in der Begattungszeit so stark aufbläset, daß der Kopf fast ganz verschwindet. Die Kröpfer haben zwar lange Flugfedern, aber dessen ungeachtet können sie wegen ihrer Schwerfälligkeit den Wind nicht gut vertragen, und werden deshalb auch, wie schon oben bemerkt worden, leicht von den Raubvögeln erhascht. Sie fressen Erbsen, kurze Gerste, Weizen, Hanf ꝛc., wie die vorher beschriebenen Tauben, und werden vorzüglich zu Hoftauben gezogen, obgleich sie sich nicht besonders in Hinsicht der Fruchtbarkeit auszeichnen, aber wegen ihrer Größe und Gestalt Vergnügen gewähren, und sollen sie auch als Braten die Tafel zieren, so geschieht es gewiß, da man ihren ansehnlichen Kropf gut füllen kann, und sie auch mehr Fleisch, als die andern Tauben, auf den Knochen haben. Auch auf den Flugtaubenböden findet man sie, jedoch nur in geringer Anzahl;

sie dienen hier, um die Tauben, wenn sie anfallen sollen, herabzulocken; man wirft sie dann einzeln aus dem Guckloche, sie fliegen oder kreisen dann ein paar Mal um das Haus herum, und setzen sich wieder an, wodurch sie den Flug herablocken. Man thut dieses besonders, wenn man fremde Tauben unter den seinigen vermuthet, um den ganzen Schwarm schneller deshalb herabzulocken, welches auch geschieht; denn sobald sie sich ansetzen, werden sie wieder abgejagt, bis der Zweck erreicht ist, und damit sie nicht höher steigen können, so bläst man sie auf, wodurch ihre Schwerfälligkeit zunimmt. — Die Kropftauben brüten nicht emsig, und bringen daher oft nur ein Junges groß, welches im Neste monströse wegen des großen Kropfes aussieht, da der Kopf fast ganz verschwindet. Die Stimme des Kröpfers ist sehr gedämpft, und gar nicht so hell, als man wegen des aufgeblasenen Kropfes glauben sollte; sie ist nicht stärker, als die der Schleiertaube. — Durch Paarung und Vermischung des Kröpfers mit der Türkischen Taube erhält man den Monteneur, auch Ritter, Columba domestica Eques, genannt, als Spielart, die als Hoftaube gezogen wird. Diese Spielart hat den Kropf von dem Kröpfer, und den schwarzen Schnabel von der Türkischen Taube; sie ist daher ansehnlich groß und von der Farbe der Eltern. Sie soll sehr fruchtbar seyn, und nicht leicht von dem Taubenhause, an das sie einmal gewöhnt ist, fortzubringen seyn. Der Flug dieser Taube ist schwerfällig, daher kommt sie auf den Flugtaubenböden nicht vor. S. auch Montenegriner.

5) Die Mondtaube, Monatstaube, Mönchstaube, Kappentaube, Kapuzinertaube, Priestertaube, Columba domestica cristata, Columba cristata, eine sehr beliebte Hoftaube, nicht allein wegen ihres hübschen Anstandes und ihres farbigen Gefieders, sondern auch wegen des Nutzens, den sie der Küche durch die vielen Jungen, die sie zieht, bringt. Diese Taube ist

größer, als die Feldtaube, ja noch um ein Drittel größer, hat einen starken Oberleib, eine breite schöne Brust, weißen Scheitel, auf dem Hinterkopfe eine Kappe, weher sie den Namen Mönch, Priestertaube ꝛc. erhalten hat, einen etwas langen und schwärzlichen Schnabel, und glatte, auch rauche Füße. Die Farben sind verschieden, doch größtentheils auf weißem Grunde, mit bunten Flecken oder Punkten, Strichen oder Streifen, Schuppen ꝛc. geziert, welche von schwarzer, gelber, rothbrauner, blauer ꝛc. Farbe sind. Die Brust und der Hals sind entweder scheckig und schillernd, oder sie haben eine Farbe, welche sich nach der übrigen Zeichnung des Gefieders richtet, und glänzend schillert. Man hat auch schiefergraue, blaue, braun- und gelbmehlfarbene, mit weißen Köpfen und Schwänzen, so auch schwarze Mondtauben. Hierher gehören auch die Mohrenköpfe, ganz weiß mit schwarzen Köpfen und schwarzen Schwänzen; Rothköpfe, mit rothen Schwänzen, Gelbköpfe mit gelben Schwänzen ꝛc., auch weiße mit schwarzen, gelben ꝛc. Schwänzen; roth-, blau- und gelbbrüstige mit glänzendem Schiller. Die Hauptzeichnung ist jedoch die schekkige in den bekannten Farben, mit lerchenfarbigem oder staarenhalsfarbigem Halse mit Schiller. Bei diesen Tauben hat man, wie bei den Tümmlern, durch Paarung die verschiedensten Farben zu erzielen gesucht; auch hat man gefunden, daß zusammen geworfene Tauben von verschiedenen Farben, auch verschiedentlich gefärbte Junge gebracht haben, die durch abermalige Paarung dann wieder ihren Stammeltern ähnliche Junge gezogen haben, so daß man sich manchmal verwundert hat, daß man, selbst von ganz weißen Tauben, gelb-, braun- und schwarzgefleckte, schwarz- und gelbelsterbunte ꝛc. Junge gezogen hat, deren Stammeltern diese Farbe hatten, deren gezogene Jungen aber in der Farbe abwichen, wieder gepaart, aber in ihren Jungen wieder die Farbe der Stammeltern brachten. Bechstein, in seiner Na-

turgeschichte der Vögel Deutschlands, besaß eine rothe Taube, die mit einem schwarzschwänzigen Täuber gepaart war, und die immer braunrothe Jungen mit blendend weißen Flügelschnüren zogen; so hat man auch ganz weiße mit rothbraunen Schnüren gezogen; isabellfarbene mit weißem Scheitel und weißer Haube, und so auch chocoladenfarbige. Eine braunrothe Taube, mit einem braunrothen Täuber gepaart, erzeugen mausefahlene, braunmehlfarbene, auch chamoisfarbene Tauben, von denen in der dritten oder vierten Paarung wieder rothschnürige Junge mit weißen Flügelstreifen fielen, die sehr schön aussahen; kurz, man hat sich alle Mühe gegeben, die Mond- oder Monatstauben durch die Paarung mannigfaltig in Zeichnung und Farbe zu erzeugen. Die Mondtauben sind sehr emsig im Brüten, und man kann wohl achtmal im Jahre rechnen, daß sie Junge bringen, und selten Eins; denn bei ihrer Liebe im Aufziehen der Jungen bringen sie auch stets Beide groß. Daß sie fast alle Monate Junge bringen sollen, wie einige Schriftsteller anführen, unter Andern auch Büffon, bestätiget sich nicht; denn dieses müßte doch gewiß da geschehen, wo man sie sorgfältig unterhält, es nicht an Nestern fehlen läßt, damit sie gleich nach dem Ausbrüten der Eyer wieder ein zubereitetes Nest finden, um wiederum legen und brüten zu können; allein die Auferziehung der Jungen beschäftiget die Eltern wenigstens die ersten acht Tage hindurch, besonders in der rauhen Jahreszeit, noch sehr, indem sie darauf sitzen, also an das Liebeswerk noch nicht kommen, und so vergehen nach dem Ausbrüten der Jungen wohl noch vierzehn Tage, ehe die Taube wieder legt, und achtzehn bis einundzwanzig Tage dauert das Brüten, ohne die zufälligen Störungen noch zu rechnen, die in großen Taubenschlägen vorkommen, worin zwanzig und mehrere Paare gehalten werden, wo die Täuber und Tauben mit einander kämpfen, und so das Begatten, Eyerlegen und

Brüten stören. Dieses geschieht hauptsächlich in solchen Schlägen, die nicht Raum genug haben, wo die Tauben zu enge auf einander sitzen, und sich daher bekämpfen; am besten sind daher solche Schläge, wo man den Tauben eine Kammer, oder ein besonderes Taubenhaus einräumen kann, in welchem ihnen die gehörigen Nester gemacht werden können, so, daß auf ein Paar Tauben zwei Nester kommen, so fällt wenigstens der Kampf um die Nester fort, und die Brütenden selbst werden nicht gestört. Bei den Mondtauben scheint dieses besonders nöthig zu seyn, wenn man auf eine zahlreiche Nachkommenschaft Rechnung machen will. Die jungen Mondtauben sind schon im achten oder neunten Monat ihres Alters fähig zu legen, und am fruchtbarsten im dritten Jahre desselben, und diese fruchtbare Legezeit währt bis zum sechsten oder siebenten Jahre; dann legen sie schon sparsamer, obgleich einige noch im zwölften Jahre ihres Alters legen, auch brüten, allein ohne Erfolg, die Eyer enthalten keinen belebten Stoff, kein Junges. Man hat dieses dem Täuber zuschreiben wollen, daß er zur Zeugung schon zu alt sey, und die Eyer nicht mehr gehörig befruchtet würden; man will dieses aber nicht in dem Alter des Täubers suchen, sondern in dem der Taube; indessen kann auch Ersteres der Fall seyn; denn so lange eine Taube noch legt, noch die Eyer zuwachsen, so kann man auch erwarten, daß diese noch zur Befruchtung taugen, es daher an dem Alter des Täubers liegen müsse. Daß man in dieser Taubenart oft unfähige Männchen und unfruchtbare Weibchen findet, die keine Eyer legen, bestätiget sich zwar, ist aber keine Eigenthümlichkeit dieser Art; denn man findet sie auch bei den andern Arten, vielleicht nicht so häufig. — Die Mondtauben sind schwer zu gewöhnen, wenn man sie alt gewöhnen will, selbst jung, wenn man sie nicht schon früh mit den Alten aus dem Schlage läßt, weil sie sehr scheu sind, und das geringste Geräusch heftig auf sie ein-

wirkt; denn sobald sie nur aus dem Schlage gelassen werden, so fliegen sie gleich auf, ja oft schon vom Schlage aus in die Ferne, so daß sie ihre Wohnung verlieren, da sie in der Gegend noch ganz unbekannt sind; denn selbst das Herauslassen der Alten hält sie nicht fest, fesselt sie nicht, was doch bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. der Fäll ist. Man kann sie daher nicht besser gewöhnen, als ganz jung, so daß man sie schon mit dem Neste auf eine Stunde des Tages herausseßt, damit sie sich schon frühzeitig an das Geräusch gewöhnen, und die Gegend kennen lernen; auf diese Weise gelingt die Gewöhnung am besten. Wenn man sich daher diese Tauben auf dem Hofe zum Ausfliegen anschaffen will, so kaufe man sich ganz junge Tauben, die zu fressen anfangen, oder wenn man diese nicht erhalten sollte, ein oder zwei Paar Alte, und lasse sie im Schlage brüten, und gewöhne die Jungen zum Ausfliegen, wie vorher angeführt worden, und behalte die Alten im Schlage zur Zucht; denn zum Ausfliegen wird man sie nicht gewöhnen können. Wer es riskiren will, mag den Versuch machen, allein es wird ihm dieser Versuch nicht gelingen, weil sie zu scheu sind, und die geringste ungewöhnliche Erscheinung sie gleich aufscheucht; sind sie aber einmal gewöhnt, so findet man seltne Fälle, daß sie ihren Schlag wieder verlassen. — Ihre Nahrung sind Erbsen, Gerste, Weizen und andere Früchte und Sämereien. Den Namen Mond- oder Monatstaube, hat sie von dem Brüten erhalten, weil man glaubt, daß diese Tauben alle Monate Junge ziehen, und den Namen Mönch, Kapuzentaube ꝛc. von der Haube hinten am Kopfe, welche einer Kapuze gleicht.

6) Die Trommeltaube, Tambourstaube, Doppeltaube, der Federfuß, Rauchfuß, Rödler, die gehaubte Monatstaube, gehoste Zopftaube, Marsch-, Knebel- oder Schnurrbartstaube, der Gluglu-Mohr, Wirbler, die Russische

Taube, Columba domestica Dasypus, Columba Dasypus; Fr. Pigeon Tambour; Engl. Rough Footed Pigeon, eine Taube, die ihren Namen von der Stimme, die dem Wirbel eines Trommlers ähnelt, von der fleißigen Zucht, von den Federfüßen, ihrem Schnabelbusche ꝛc. erhalten hat. Sie gleicht in der Größe der Mondtaube, nur ist sie noch ansehnlicher in der Gestalt, da sie eine sehr breite Brust hat, überhaupt eine hübsche Körperbildung. Der Kopf bildet ein Oblongum, hat hinten eine ansehnliche Haube, und über dem Schnabel bei seinem Ausgange liegt noch ein Federbüschel in der Queere gleich einem halben Knebelbarte. Der Schnabel gleicht dem der Mondtaube, nur ist er etwas stärker und bläulich. Die Füße sind rauch oder mit sehr langen Federn bewachsen, die sie oft am Gehen hindern; sie sind überhaupt gut behoset. Ein schönes Paar Trommeltauben muß eine reine Zeichnung haben, welche gewöhnlich gesprengt oder gescheckt in einer schwarzen, blauen, gelben oder rothbunten Farbe sich zeigt, wobei der Hals und die Brust einen schönen Schiller haben. Die Augen müssen schwarz, und mit einem gelben Ringe versehen seyn; den Hinterkopf muß eine schöne Haube und den Obertheil des starken und kurzen Schnabels ein Nasenringhäubchen zieren, das wie eine Rose schön und rund gekräuselt seyn muß, und auch wegen der rosenblättrigen Gestalt Röschen genannt wird. Dabei müssen sie auswärts stehende Federfüße haben, und der Täuber sowohl, als die Taube schön trommeln, das heißt, der Wirbel muß anhaltend seyn; er muß mehrere Male starke hohl tönende Stöße hören lassen, dabei mit den Flügeln zittern, lange anhaltend stille stehen, und mit dem aufgeblasenen Kropfe links und rechts sich wenden. Da die Taube nicht die vollkommene schöne Gestalt des Täubers hat, so nimmt sich das Trommeln bei ihr nicht so schön aus, wie bei dem Täuber, dem sie doch in der Starke der Stimme

wenig nachgiebt. Man nennt diese Tauben Doppelhaube oder Zweihäubige, wegen der Haube am Hinterkopfe und der Rose auf der Schnabelwurzel. Außer den genannten Zeichnungen, findet man auch schwarzbäuchige, deren Unterleib schwarz ist, die Flügel und der Kopf weiß und schwarz gesprengt; sie werden für schön gehalten, und gewöhnlich mit einem weißen Täuber und mit einer schwarzen Täubinn erzeugt, dabei verlangt man schwarze Augen und Schwingen, nebst Schwanz und Burzel. Selten sind braun- und weißgeschwärzte, eben so Schwarz-, Braun-, Blau- und Gelbköpfe. Ganz farbig, das heißt, von einer durchgehenden Farbe, wie schwarz, braunroth, blau- oder aschgrau, gelb ꝛc., findet man sie auch, aber nicht so häufig, als die gesprengten, getüpfelten, geschuppten ꝛc., auch ganz weiße kommen vor, aber selten rein, dafür werden auch diese geschätzt, wenn sie ganz rein, ohne schwarze, gelbe ꝛc. Flecke sind. Die Vorderfüße müssen oftmals beschnitten werden, stoßen sich aber auch von selbst ab, wenn die Taube gut Feldein fliegt oder auf hartem Boden läuft. Die Vorderfüße bluten oft, welches daher kommt, daß die Tauben leicht an den langen Federn hängen bleiben, dieses kann man verhindern, wenn man starke Schlagstangen macht, worauf sie sich setzen; denn hier nutzen sich die Federn ab, und bleiben weniger hängen. Da die Haube, das Röschen auf dem Schnabel und die Federfüße vorzügliche Zierden dieser Tauben sind, so darf man ihnen solche nicht rauben, und deshalb muß man auch die Rose auf dem Schnabel nicht beschneiden, wenn es nicht höchst nöthig thut, das heißt, wenn sie über die Augen so zusammenwächst, daß die Taube nicht sehen kann, oder sie im Fressen hindert, nur dann kann man eine Operation damit vornehmen; auch kann man es schon bei jungen Tauben abhelfen, wenn man den Federspulen, so lange sie noch weich sind, eine beliebige Richtung giebt. Man zieht sie gleichfalls zu

Hoftauben, da sie sehr gut hecken und ein schönes Aeußeres haben, auch mit derselben Nahrung, wie die Mondtauben, vorlieb nehmen; ja wegen der schönen Kopfbedeckung, der gedrungenen vortheilhaften Gestalt, und der trommelnden Stimme werden diese Tauben als Hoftauben besonders gesucht, und man findet sie bei den Brauern, Bäckern, Branntweinbrennern und Destillateuren und anderen Liebhabern in großen Städten in eigenen Schlägen auf den Höfen, so auch in kleinen Städten und auf dem Lande von Gutsbesitzern gehalten. Sie können zwar, wenn sie jung sind, gut fliegen, allein ihre Schwerfälligkeit, wenn sie älter sind, hindert sie daran; auch werden sie überaus fett bei einigermaaßen gutem Futter; dann sind sie nicht vermögend weit zu fliegen, und ziehen auch nicht gern in das Feld, sondern bleiben lieber auf dem Hofe, und suchen auf die Fruchtböden zu kommen, überhaupt da Sämereien zu stehlen, wo sie sicher sind, daß sie nicht eingefangen werden. Man würde sie daher auch mehr auf dem Lande ziehen, wenn sie in das Feld flögen und sich da mästeten; so müssen sie aber im Stalle oder auf dem Hofe gefüttert werden. Ihre Fruchtbarkeit ist sehr groß, denn sie haben oft Eyer und Junge zu gleicher Zeit, allein sie vernachlässigen dieselben sehr oft aus lauter Trägheit, so daß dadurch ihre Fruchtbarkeit nicht von so großem Nutzen ist, als sie seyn könnte, wenn sie emsiger brüteten, und die Jungen aufzögen, wie die Mondtauben. Indessen hat man den Versuch gemacht, und die Eyer den Trommeltauben fortgenommen, und sie den Feldtauben untergelegt, die sie auch ausgebrütet, und die Jungen aufgezogen haben; sie sind dann mit den Alten auf das Feld gezogen, und haben sich an diese Züge so gewöhnt, daß man sie nicht im Hause zu füttern nöthig hatte. Auch darf solches nicht geschehen, wenn man sie nicht verwöhnen will; denn so lange sie das Feld mit den Feldtauben besuchen können, lasse man sie zie-

hen, und wenn dieses aufhört, dann füttere man sie mit jenen im Hause. Wenn man die Trommeltauben mit Feldtauben paart, oder auch mit Mondtauben, so haben die Jungen davon meistens keine Schnabelhaube oder Rose, und eine schlechtere Stimme, man nennt sie dann Trompetentauben; zuweilen sind sie auch mit der Schnabelrose versehen, aber unbehaubt, und dabei zugespitzt über der Schnabelwurzel. Das Gewöhnen geschieht bei ihnen leicht, weil sie nicht so scheu sind, als die Mondtauben, und sie da, wo sie ihr Futter erhalten, gern bleiben, ja sich so heimisch fühlen, daß sie immer wieder zurückkehren, wenn man sie auch noch so entfernt vom Schlage aufwirft, und dieses besonders, wenn sie schon gebrütet und Junge gezogen haben, die sie, außer der Trägheit, die sie besitzen, wenn man sie zu gut füttert, dennoch sehr lieben; selbst die Täuber; denn man hat Beispiele, wo ein Trommeltäuber mit einer Tümmlertaube gepaart war, diese Eyer legte und Junge ausbrütete, und als man beide herausließ, um sie zu gewöhnen, flog die Taube fort, der Täuber kehrte aber zu den Jungen zurück, und fütterte sie allein so lange, bis sie selbst fressen konnten, wobei er erst seiner Taube nachgeflogen war, aber darauf wieder zurückkehrte, und auch dem Schlage treu blieb, indem man ihn mit einer anderen Taube paarte, die sich dann auch zum Ausfliegen gewöhnte. Die Jungen sind fett, groß und schmackhaft, und werden, außer der Zuzucht, in der Küche benutzt. — Ueber das Vaterland dieser Tauben ist man nicht einig; Einige geben Rußland, Andere England oder Italien dafür an, indessen spricht ihr Bau und ihre Gedrungenheit, auch ihr reichhaltiges Gefieder mehr für Rußland und England, als Italien. In Deutschland sind sie jetzt so eingebürgert, daß man ein fremdes Vaterland schwer bei ihnen vermissen wird; sie waren ehemals seltener, und darum auch theuer; allein ihre Fortpflanzung ist sehr schnell geschehen, da sich

viele Liebhaber zu ihrer Zucht gefunden haben. — Was das schon oben erwähnte Trommeln betrifft, so trommeln Einige besser, Einige schlechter, diejenigen, die am besten trommeln, werden auch höher geschätzt. Man zieht sie auch in den Stuben, ohne sie ausfliegen zu lassen, und sie gedeihen eben so wohl, und werden zahm, so, daß wenn man sie aus dem Verschlage läßt, sie mit den Kindern im Zimmer umherlaufen, und nicht aufsliegen. Am besten ist es, wenn man sie in einer Kammer halten kann, wo man einen Verschlag macht, denselben mit Nestern versieht, damit sie legen und brüten können, auch mit Stangen, weil sie gern darauf sitzen und schlafen, so wird man sich viele Junge zuziehen können. Auch kann man sie leicht aus dem Fenster gewöhnen, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, daß man ein kleines Futterbrett davor anlegt, damit sie sich nicht verirren, und in die Fenster der Nachbarn gehen, welches alte Tauben so leicht nicht thun, die ihr Fenster, aus dem sie fliegen, genau wieder erkennen, aber nicht die Jungen, die dann leicht weggefangen werden können, um so mehr, wenn man Jagd darauf macht, und sie mit Futter lockt.

7) Die Pfauentaube, die Schwanz-, Schüttel-, Zitter-, Schütter- und Fächertaube, der Breitschwanz, Hühnerschwanz, Schüttelkopf; Columba domestica laticauda, Columba laticauda; Fr. Pigeon Paon; Engl. Shaker Pigeon, wegen ihres fächrigen, hohlen, sich in die Höhe ausbreitenden Schwanzes, gleich dem Pfauen- und Hühnerschwanze so genannt; sie hat die Größe der Mondtaube, dabei eine schöne Haltung, einen glatten, auch gehaubten Kopf, und rothe Füße. Der Schwanz besteht aus mehr denn sechzehn Federn, daß er aber aus zwei und dreißig Federn bestehen soll, wie Einige angeben, wenn es eine ächte Pfauentaube ist, ist unrichtig; auch Bechstein will nie so viele Federn gefunden haben. Täuber und

Taube erheben ihren Schwanz, und breiten ihn mehr oder weniger aus, wonach sie in pfauenartige, die ihn weit ausbreiten, und in hühnerartige, die ihn mehr zusammenziehen, eingetheilt werden. Die Ausbreitung des Schwanzes, gleich einem Fächer, geschieht mehr zur Paarungszeit, auch wenn sie ruhig sitzen, sie ziehen dann den Fächerschwanz vorwärts, beugen den Kopf rückwärts, und pflegen mit diesem fast jenen zu berühren. Durch diese Annäherung der beiden fast entgegengesetzten Theile, entsteht ein Zittern der Tauben, welches aus der zu starken Anspannung zusammenhängender Muskeln entstehen soll. Im Laufen tragen sie den Schwanz mehr abwärts. Obgleich der Schwanz dieser Tauben gleichfalls zum Rudern dient, so geschieht dieses doch nur bei heiterem, stillem Wetter, bei der geringsten Erhebung des Windes ist er ihnen aber im Fluge das größte Hinderniß, da sich der Wind in den sich aufstrebenden Fächer setzt, und sie forttreibt, auch beim Sturme sie auf die Erde schleudert, indem sie sich nicht halten können, das auch auf den Dächern der Fall ist, wenn Häuser frei stehen, oder sie auf den Hohlsteinen sitzen. In Hinsicht der Farben ist bei diesen Tauben die weiße die vorherrschende; dann hat man blaue, bunte und schwarzbunte Pfauentauben ꝛc. Die schöngezeichneten Tauben auf weißem Grunde sind selten, noch seltener aber die Mohrenköpfe mit schwarzem Schwanze, übrigens ganz weiß, welche die Flügel unter dem Schwanze tragen. Die Nahrung besteht in Erbsen, Hanf ꝛc. Man hält diese Tauben des Vergnügens wegen auf dem Hofe, und da sie wegen des Schwanzes sich nur bei heiterem, ruhigem Wetter erheben, so kann man sie auch leicht gewöhnen, indem man ein ungünstiges Wetter abwartet, wenn sie herausgelassen werden sollen, sie werden dann ihren Schlag so leicht nicht verlassen, das heißt, nicht auffliegen; auch dient dazu Regenwetter, das beste Gewöhnungswetter. Sie brüten mehrere Male im Jahre, sind aber in dieser

Beziehung als Nutztauben nicht zu empfehlen; auch wird man sie, ihres schönen Anstandes wegen, wohl nicht zum Küchenbedarf erziehen. — Die Piemonteser Taube, die einen starken, meistens weißen Körper, mit blauem, glattem Kopfe, kurzem Halse, hohen Beinen und einem sehr kurzen, geraden, in die Höhe stehenden Schwanz hat, trägt den Kopf gleichfalls wie die Vorige hinterwärts, und zittert mit selbigem. Die Paarung der Pfauentauben mit Mövchen, s. unter Mövchen, oben, S. 517.

8) Die Schwalbentaube, Schwingen- oder Langflügeltaube, die Nürnberger Taube, Fee oder Feentaube, Helmtaube, Garmtaube, Columba domest. mercurialis s. galeata, Columba mercurialis s. galeata; Fr. le Pigeon-Hirondelle, le Pigeon cuirassé; Engl. Helmet-Pigeon, eine Taube, welche in ihrem Aeußeren viel Aehnlichkeit mit der Schwalbe hat, woher sie auch den Namen erhalten hat. Sie hat ungefähr die Größe der Feldtaube, dabei eine gedrückte Gestalt, breite Brust, welche, wie bei den Schwalben, vorsteht, wodurch der Kopf gleichsam hinein liegt, einen platten Kopf, langen spitzen Schnabel, dünne kurze Beine, stark mit langen Federn bewachsen (bestrumpft oder behoset); die Flügel sind, wie bei der Schwalbe, lang, und reichen über den Schwanz hinweg. Die Farbe des Gefieders ist rein weiß, nur haben die Flügel eine schwarze, blaue, braune, gelbe oder Chocoladen-Farbe; auch der Scheitel hat eine gleiche Farbe, oftmals auch der Schwanz oder die Spitzen der Schwanzfedern. Dieses ist wenigstens die Farbe der reinen Schwalbentaube; durch die Vermischung mit andern Tauben erhält man auch Bastarde, welche eine andere Zeichnung haben, gescheckt sind; geschieht die Vermischung mit der Mondtaube, so erhält man auch gehaubte, die eine kleine Haube am Hinterkopfe haben, von gleicher Farbe, wie die Flügel, so auch die Federn der Füße, die Hosen.

So ist z. B. der Vorkopf und die Stirn bis zum Obertheile des Schnabels braunroth, gleich den Flügeln und Schwingen; die Füße unten bis an die Schenkel und bis zum Wirbel am Leibe braunroth, mit langen, gleichsam einer ausgespannten Hand ähnlichen Federn geziert. Je dunkler die Farbe der Flügel, und je reiner das Weiße des übrigen Körpers ist, für um so schöner werden diese Tauben gehalten; denn man hat die Flügel auch von lichter gelber, blauer, braunrother, schwarzer 2c. Farbe, welche Farben dann nicht so schön gegen das Weiße abstechen. Bechstein will Tauben dieser Art gesehen haben, die bei schwarzen Flügeln einen rothen Scheitel hatten, und so umgekehrt, und dann solche, die einen weißen Scheitel und weiße Flügel hatten, übrigens ziegelroth waren. Letztere hält er für die Schönsten von dieser Gattung; er hatte sie von Kassel bekommen. Man findet auch unreine Schwalbentauben, die durch Vermischung herrühren; indessen geschieht es auch oft, daß die reinsten Paare unreine, und so umgekehrt, erzeugen, vielleicht durch eine frühere Vermischung, wo dann die Nachkommen wieder zu den Stammeltern zurückkehren, durch welche die Mischung entstand. Man hält diese Tauben der Seltenheit wegen als Hoftauben zum Vergnügen, da sie Erbsen, kleine Gerste, Weizen 2c. fressen; sie fliegen auch ins Feld mit den Feldtauben, mit denen man sie auch paaren kann; sie ziehen dann keine so schönen Jungen, als wenn man sie mit ausgesuchten Mondtauben und mit Tümmlern paart. Die Schwalbentauben fliegen sehr weit, und sind anfangs scheu, können aber durch reichliche Nahrung bald zahm gemacht werden, so daß sie auf dem Hofe bleiben, und nicht mit ins Feld ziehen. Im Brüten sind sie träge, und thun dieses auch nur einige Male im Jahre, ziehen auch wenige Junge auf, daher ihre Seltenheit; da sie etwas zärtlich sind, so verlangen sie auch einen warmen Schlag. Man kann diesen daher über Pferdeställen, Appartements 2c. an-

bringen, damit sie im Winter warm sitzen, und wenn dieses nicht der Fall seyn kann, so muß man ihnen in strengen Wintern Stroh oder Heu geben, worauf sie sitzen können. Dem Raubvogel entgehen sie leicht, wegen ihres schnellen Fluges; auch machen sie, wie die Schwalben, allerhand Schwenkungen in der Luft.

9) Die Perrückentaube, Schleiertaube, Jakobinertaube, auch Hauben-, Dichter-, Kappen-, Zopf-, Nonnen-, Venus-, Mädchen-, Gelehrten-, Locken- und Kaputzentaube genannt; die zahme Taube mit der Mönchkutte; Columba domestica cucullata, Columba cucullata; Fr. Pigeon-nonain; Engl. Jacobine Pigeon; beinahe von der Größe des Kröpfers, nur schlanker, als dieser, wie z. B. der Monteneur, mit hoher Stirn, glattem Scheitel, kurzem Schnabel, klarem, kastanienbraunem Augensterne, rothen auch rauchen Beinen und Füßen, und langen Schwingen, oft so lang, daß sie schleppen. Die Perrücke oder Kapuze, von der sie den Namen führt, besteht aus verkehrten langen Federn, die von beiden Seiten des Halses bis zur Brust zulaufen, und die Gestalt wie ein zurückgeschlagener Schleier oder Halstuch haben, auch wie eine aufstehende um den Hals gelegte Krause, daher sie auch Damentaube, Palatintaube, da sich diese Krause gleich der Palatine der Damen gestaltet, genannt wird. Die Farbe am Kopfe, Schwanze und den vordern Schwungfedern ist mehrentheils weiß, sonst blau, rothbraun, gelb, schwarz, isabellfarbig oder mit diesen Farben gefleckt. Die Stimme ist kürzer und höher, als die der Feldtaube; der Flug schwer, und das Betragen träge; denn sie sitzen fast den ganzen Tag still, oder sie stecken den Kopf in die Krause, oder ziehen ihn in den Schleier zurück. Diese Tauben brüten nur einige Male im Jahre, und bringen selten die Jungen auf, daher ist es gut, wenn man die Eyer andern Tauben unterlegt, wenn man schöne Junge ziehen will. Nach

Bechsteins Erfahrungen soll die Schleiertaube zärtlicher von Natur seyn, so wie überhaupt die Haustaube, und daher hat auch das Aufziehen der Jungen, besonders bei trägen Tauben, große Schwierigkeiten. Bechstein legte solchen Feldtauben Schleiertaubeneyer unter, die allemal ihre eigenen Jungen aufgezogen haben; allein sie brachten selten, ja zuweilen gar nicht, die schwächlichen Schleiertauben auf, und legte er den rothgefleckten Schleiertauben Eyer von schwarzschwänzigen Maskentauben unter, so brüteten sie solche nicht nur aus, sondern brachten auch die Jungen auf, und die Jungen, die von ihren eigentlichen Eltern nie in der Farbe variiren, werden auch rothgefleckt, bekommen einzelne rothe Flügel- und Schwanzfedern, rothe Flecken auf dem Rücken, und tragen gar keine Spur von ihrer eigentlichen Abstammung an sich. Die Schleiertaube mit einem Trommeltäuber gepaart, bringen bunte und schöne Bastarde mit Doppelhauben, und diese mit einem Mövchen gepaart, giebt auch eine schöne Spielart. Am vorzüglichsten werden geschätzt: die Mohrentaube, Pigeon Maurin, welche einen weißen Kopf und weiße Flügelspitzen hat; rothbraune mit weißem Scheitel, schwarze mit weißem Schleier, oder ganz weiße mit schwarzem Schleier, sind Seltenheiten, so auch kupferweißschwänzige; dagegen findet man häufiger isabellfarbige mit weißem Schwanze und weißen Schwingen. Da diese Tauben sehr kostbar sind, das Paar über 2 Rthlr. (in Berlin ꝛc.) kostet, so werden sie größtentheils in Schlägen gezogen, läßt man sie nicht ausfliegen, oder wo es geschieht, da sucht man sie auf dem Hofe, der von Gebäuden umgeben ist, oder so frei liegt, daß ihn keine andern Gebäude berühren, weil das Haus isolirt von den andern steht, zu gewöhnen, weil sie hier so leicht nicht aufgescheucht werden können. Am besten gewöhnt man sie mit andern Tauben, die schon vorher gewöhnt worden sind, und sich auf dem

Hofe aufhalten. Ihre Nahrung ist, wie bei den andern Hoftauben, Erbsen, Weizen, kurze Gerste ꝛc.

11) Die Türkische Taube, Türkentaube, Arabische oder Persische Taube, von ihrer Heimath so genannt; Columba domestica Turcica, Columba Turcica; Fr. Pigeon Turc; Engl. Persian Pigeon; von großer und schöner Gestalt, fast wie ein kleines Huhn, mit ungehaubtem (zuweilen auch gehaubtem) Kopfe, großer, fleischwarziger Nasenhaut, woran die Warzen sich knotig, oftmals erbsengroß befinden, und derselben das Ansehen eines runzlichen Gesichts oder eines Türkischen Kopfbundes geben, daher auch Bundtaube genannt. Sie hat einen mittelmäßig langen Schnabel, an der Wurzel aufgeschwollen und tief gespalten, an der Spitze etwas gekrümmt; eine weiß überpuderte Nasenhaut, kastanienbraune Augen, mit einem breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenring eingefaßt, der in freier Luft schön roth wird, und rothe Füße. Körper und Flügel sind klein, unproportionirt in der Gestalt, und die Farbe ist verschieden. Der Schnabel, Augenring und die Geschmeidigkeit des Kopfes entscheiden die Aechtheit und den Werth, der im südlichen Deutschland von 1 bis 25 Florin oder Gulden für das Paar angesetzt wird, wenn die Farbe schön und gleich ist, der Schnabel lang, dünn und krumm, und die Tauben schöne Hauben haben; gewöhnlich soll man für das Paar dieser Tauben 5 bis 8 Gulden zahlen. Im nördlichen Deutschland, z. B. in Berlin, kommen diese Tauben nur selten vor, werden sie nur von Wenigen aus Liebhaberey im Schlage oder im Zimmer gehalten, da sie theuer sind, und nur mit Erbsen erhalten werden wollen. Sie sind übrigens leicht zu gewöhnen, da sie sich nicht gern von ihrem Schlage, wegen des schwerfälligen Fluges, entfernen. Da die Urfarbe dieser Tauben eigentlich schwarz oder blau ist, und sie wegen ihrer Größe dadurch das Ansehen der Krähen oder Raben erhalten, so scheut sich der

Habicht vor ihnen, indem er sie für Einen dieser Vögel hält. Man hat sie auch von andern Farben, z. B. von rothbrauner, gelber, aschgrauer ꝛc. Farbe. Diese Tauben bringen wenige Junge im Jahre, da sie nur aus jeder Brütung Eins aufziehen; es giebt aber auch sehr fruchtbare unter ihnen; auch werden sie eher krank, als die andern Haustauben; sie müssen daher gut, und im Winter warm gehalten werden. Die Krankheit besteht in schlimmen Augen, und der sogenannten Kropfkrankheit; die Letztere heilt man durch den Schnitt, und die Erstere durch Einschmieren mit Fett oder Oel. Diese Krankheiten sind ansteckend. — Von dieser und der gemeinen Haustaube stammen die sogenannten Baster ab, die nach und nach immer mehr ausarten; sie zeichnen sich gewöhnlich durch mehr oder längern stärkern Schnabel und kleinere Warzenhaut aus, haben auch größere Augen, einen mittelmäßigen Körper, und schnelleren Flug, und stellen sich, besonders in der Freiheit, durch schöne, klein gewarzte Augenringe, und ebenfalls rothe Füße dem Auge sehr angenehm dar. Zur Zucht sind diese Spielarten in der Regel sehr zu empfehlen; denn sie hecken oft, und nehmen mit weniger Nahrung vorlieb. Einige Arten von ihnen sind besser in der Fütterung, daher haben solche auch schönere und größere Junge. Die Paarung mit Mövchen, Trommeltauben und Pfauentauben hat einige Schwierigkeiten, nicht so diejenige mit Tümmlern, Mondtauben, Kropftauben, und selbst Feldtauben. Von der Türkischen Taube und der Kropftaube entsteht die schon oben angeführte Spielart: Rittertaube (Eques; Fr. Pigeon Cavallier; Engl. Horseman Pigeon) genannt. Dann hat man auch noch andere Spielarten. — Man findet die Türkischen Tauben häufiger, wie schon bemerkt worden, im südlichen Deutschland, in Ulm, Stuttgart, Anspach, Nürnberg, Fürth, Baireuth ꝛc.

11) Die Brieftaube, Posttaube, der Brief-

träger, Kourir, Postillion; Columba tabellaria, Columba Equestris; Fr. le Pigeon-Messager, le Pigeon Cavalier, le Porteur de Lettres, le Courier; Engl. Carrier, Horseman-Pigeon; wahrscheinlich keine eigenthümliche Art, sondern nur eine Abart der Türkischen Taube. Mehrere Schriftsteller führen sie jedoch als eine eigene Art auf. Der Kopf dieser dem Monteneur in der Größe gleichkommenden, mehr schlanken Taube, ist gewöhnlich behaubt; die Fleischwarzen um die Augen und den Schnabel sind roth, und die Farbe des Gefieders schwarz oder blau, auch von andern Farben, oft gescheckt. Das Vaterland ist die Levante, wo man sie vorzüglich in Persien und Syrien antrifft, überhaupt sind die Länder, welche am Archipelagus und an dem östlichen Theile des Mittelländischen Meeres liegen, Konstantinopel auf der einen, und Alexandrien in Aegypten auf der andern Seite mit eingeschlossen. Diese Tauben haben einen schnellen und anhaltenden Flug, und ermüden nicht so leicht, als die andern Tauben, daher sie eine große Strecke mit anhaltender Schnelligkeit fortsetzen können. So machte einst eine Brieftaube von Alexandrien nach Haleb oder Aleppo, einer Syrischen Stadt, in Zeit von sechs Stunden einen Weg von zwei und zwanzig Deutschen Meilen oder vier und vierzig Stunden, folglich verhält sich die Zeit wie 6 zu 22. Hirtius und Brutus gebrauchten diese Tauben schon bei der Belagerung von Modena; die Harlemer bei der Belagerung vom Jahre 1573, die Leidener bei der vom Jahre 1574. Auch in neuester Zeit hat man in den Niederlanden und in Frankreich den fast gänzlich abgekommenen Gebrauch dieser Tauben wieder angefangen; auch die Morgenländer thun dieses wieder, ein Gebrauch, der bei ihnen nicht ins Stocken gekommen seyn würde, hätten nicht die räuberischen Völker jener Gegend den Tauben aufgelauert, und sie herabgeschossen. Man gebraucht diese Tauben auch zu Locktauben, und erzieht

dazu Täuber, welche fremde Tauben von ihren Schlägen mitnehmen, indem sie sich da ansetzen, wo sie Tauben sitzen sehen, die jungen Tauben dann treiben, sie treten, und dann mit ihnen abfliegen; und nicht selten ziehen diese dann mit. — Man richtet die Brieftauben auf folgende Art zur Ausführung ihres Geschäfts ab: Man nimmt die schon an ihren Schlag und die Nachbarschaft gewöhnten Tauben von einer Entfernung zur andern mit, indem man sie vorher gut füttert, und ihre Füße in Essig taucht; das Erstere geschieht, damit der Hunger, und das Letztere, damit die Lust zum Baden sie nicht anwandele. Man läßt sie dann fliegen, indem man das Briefchen, in Wachstuch genähet, um es vor Nässe zu sichern, mit einem feinen Haubendrahte unter die Flügel befestiget, indem man diesen so um die Flügel schlägt, daß sich solche frei bewegen können, und nicht daran gehindert werden, welche Versuche mit dem Briefe man übrigens schon zu Hause gemacht hat. Man kann auch jede andere Befestigung wählen, sobald sie nur den Zweck erfüllt. Kehrt sie nun jedesmal von den bestimmten Entfernungen regelmäßig zurück, das heißt, von Entfernungen von einer halben, einer, anderthalb, zwei ꝛc. Meilen, welches mehrere Wochen fortgesetzt wird, so kann man sie zu Brieftauben gebrauchen. Am brsten und schnellsten verrichtet sie dieses Geschäft, wenn sie Junge hat. Da man dazu nun mehrere Tauben abrichtet, so kann man dieses auch mit mehreren vornehmen, und von einem und demselben Briefe einige Kopien machen lassen, und mit solchen noch ein Paar andere Tauben beladen, damit, wenn eine Taube mit dem Briefe verunglücken sollte, doch eine zweite oder dritte mit der Abschrift oder dem Originale glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung kommt. Die Abrichtung kostet Mühe und Geduld, und man verliert dabei auch wohl manche Taube, indessen hat man seinen Zweck erreicht, so ist die Abrichtung auch lohnend. Es soll auch

gut seyn, wenn man ihnen an dem Orte, von wo aus sie abfliegen sollen, das Futter so lange entzieht, bis sie ihre Schuldigkeit gethan haben. — Man kann übrigens zu Brieftauben auch andere Tauben abrichten, z. B. gute Tümmler, Mondtauben ꝛc.; man macht es dann auf dieselbe Weise mit ihnen in der Abrichtung, wie oben angeführt worden, und sie leisten diesen Dienst eben so gut. Riedel sagt: „Ich selbst besaß eine gewöhnliche Taube, die, wenn ich sie nur einigermaßen im Schlage beunruhigte, hungern oder vor dem Dorfe fliegen ließ, mehrmals des Tages ¾ Stunden weit flog, und gesättiget am Abend aus ihrem alten Flugorte zurückkehrte. Dazu trug viel bei, daß ich solche an eine Taube von meinem Fluge gepaart habe, und dieselbe treu ihrem Wohnorte geblieben war. Oftmals flogen beide mit einander, da aber die in meinem Schlage gezogene Taube nirgends anders einging, so kehrten gewöhnlich Beide wieder miteinander heim.“

12) Die Montenegriner Taube, die große Höcker- oder Mondtaube, die Storchentaube, die Pavdutte, Pavedette, Pagadette; Pigeon Bagadais; von der Größe eines Zwerghuhns, mit gestrecktem Körper, langem vorn gekrümmten Schnabel (bei einigen sichelförmig), starkem Leibe, kleinen Flügeln, den wilden Enten ähnlich, und hohen Füßen. Die Augen sind groß, mit einem weißwarzigen breiten Kreis umgeben; auf der Nase und um die Nasenlöcher einen warzigen weißgepuderten Höcker in Gestalt einer Spitzmorchel. Kopf und Füße sind glatt, unbefiedert. Die Hauptfarben sind schwarz, gelb, rothbraun, blau, zuweilen schön himmelblau, aschgrau ꝛc.; dann einfarbig gescheckt, sehr selten geschildet. Die weißen Montenegriner oder Monteneurs mit schwarzen Schnüren heißen Prophetentauben. Mohamedstauben, und stehen in hohem Werthe; eben so die ganz schwarzen mit einer kleinen weißen Schnippe, Apistauben. Wenn man diese

Taube mit der Türkischen Art paart, so erhält man die sogenannte Spanische Taube (s. die folgende Art). Die Monteneurs, wenn man sie mit Tümmlern, Mondtauben ꝛc. zusammen in einem Schlage hält, so herrschen sie wegen ihrer Stärke gern im Schlage, vertreiben die Schwächern, und bleiben immer in der Nähe des Schlages. Ihre Nahrung sind Erbsen und andere Sämereyen; sie brüten des Jahres mehrere Male, ziehen aber selten mehr, als ein Junges auf. Diese Taube ist sehr träge; die Stimme abgebrochen, und seltener hörbar; wegen der erstern Eigenschaft ist sie leicht zu gewöhnen, weil sie immer, wie schon bemerkt worden, in der Nähe des Schlages bleibt. Ob nun diese Taube der eigentliche Monteneur ist, oder die oben, S. 520, angeführte, bleibt zweifelhaft; der Beschreibung nach möchte man sich für die Letztere entscheiden.

13) Die Spanische Taube, Römische Taube, Römer-Taube, Columba domestica Hispanica; Fr. le Pigeon Espagnol, der Vorhergehenden an Größe gleich; sie führt auch den Namen Paquettaube, weil man sie gleichfalls zum Brieftragen gebrauchen kann, indem sie oft mehrere Stunden weit in ihre Heimath zurückkehrt. Sie hat einen kurzen dicken und geraden Schnabel, mit keiner morchelförmigen Wurzelhaut, sondern breit. Die Augenringe sind schmäler, weiß, in der Luft werden sie roth. Die Farben des Gefieders sind eben so mannigfaltig, wie bei den Monteneurs. Nach Riedels und Anderer Beobachtungen soll man diese Taubenspielart, da sie sehr fruchtbar ist, mit trägern Arten in der Brütung paaren, und daraus gute Jungen ziehen, z. B. mit der Türkischen Taube, indem man dann eine Türkiche Taube mit einer Römischen Taube paart, die gern in der Paarung der Eltern Farbe behalten, wobei sich zeigt, wie sehr die Römische Taube die Herrschaft über ihren zärtlichen Ehemann zu gewinnen sucht; denn sobald sich der Türkische

Täuber der Römischen Taube nähert, und seine Stimme der Zärtlichkeit hören läßt, und sie dafür etwa nicht gestimmt ist, so jagt sie ihn fort, und dieses durch die Schläge ihrer Flügel, bis er ganz demüthig vor ihr erscheint. Man findet diese Taubenart in Deutschland, häufig in Nürnberg und Fürth, gewöhnlich in niedern Schlägen, und füttert sie daselbst das ganze Jahr mit Erbsen und anderem groben Futter. Sie werden aus Liebhaberey gehalten, und auch von Liebhabern theuer gekauft, indem man ein schönes Paar, gut gezeichnet und auch gehaubt, mit 11 bis 12 Gulden bezahlt.

14) Die Maskentaube, Schnippentaube, Columba domestica maculata; Fr. Pigeon heurté; Engl. Spot-Pigeon; von der Größe der Feldtaube, nur schlanker, und gewöhnlich mit einer hinten spitzigen Haube am Hintertheile des Kopfes. Die Beine sind glatt; die Hauptfarbe weiß. Sie hat ihren Namen daher, weil sie einen schwarzen, gelben, rothen ꝛc. Pinselstrich über den Schnabel bis ungefähr zur Mitte des Kopfes hat, also gleichsam maskirt ist. Man hat davon zwei Abarten, die sich dadurch auszeichnen, daß entweder die Schwanzfedern oder die vordern Schwungfedern mit der Schnippe einfärbig sind; z. B. die rothschnippige Maskentaube, mit rother Schnippe und Schwanz, der Körper ganz weiß; die rothschwingige Maskentaube, mit rother Schnippe und rothrändrigen Schwungfedern und Deckfedern; die schwarzschnippige Maskentaube, mit schwarzer Schnippe, schwarzen Schwung- und Deckfedern; die gelbe Schnippe, mit gelben Schwungfedern und Deckfedern. Riedel hat eine ganz gelbe Maskentaube mit weißem Schwanze und weißer Schnippe, ohne Striche auf den Flügeln, und schön gehaubt gesehen. Es giebt nun noch mehrere Abänderungen mit schwarzen und mit blauen Schwung- und Schwanzfedern; oftmals schön blau mit weißem Schwanz und Schnippe ꝛc. Je reiner oder

gleichfarbiger die Farbe des Schwanzes der nicht zu groß seyn dürfenden Schnippe ist, desto schöner und theuer ist sie. Durch Paarung dieser Spielart mit weißen, glattköpfigen Feldtauben erhält man glattköpfige Maskentauben. Diese Tauben gewöhnen sich leicht, sind fruchtbar, fliegen weit ins Feld, nur sollen sie wegen der hellen Farbe den Verfolgungen des Habichts ausgesetzt seyn.

15) Die Schildtaube, der Roth-, Blau-, Gelb- ꝛc. Flügel, Columba clypea, nach der Farbe des Flügels so genannt, mit oder ohne Strich. Diese Spielart kommt mit der Schwalbentaube und dem Mövchen überein, nur hat sie nicht die Gestalt der Ersteren und nicht das Jabot der Letzteren; sie ist ganz weiß am Körper, und von anderer Farbe auf den Flügeln, die Schwungfedern ausgenommen, die weiß seyn müssen. Man hat sie gehaubt und glattköpfig. Die Farbe der Flügel bildet ein Herz oder hat eine herzförmige Gestalt.

16) Die Hinkeltaube, Piemonteser Taube, von der Größe eines kleinen Englischen Huhns, dabei glattköpfig, von starkem Körper, mit hohen Beinen und kurzem Schwanze, der in die Höhe steht, jedoch nicht, wie bei den Pfauentauben, einen Winkel bildend. Sie hat daher einen schweren Flug, und kommt im Uebrigen der Pfauentaube gleich, von der sie auch eine Spielart zu seyn scheint; auch wird sie deshalb Zitter- oder Schütteltaube genannt, weil sie gleichfalls mit dem Körper zittert. Man findet sie mehrentheils weiß und blau geschildet, mit einem blauen Kopfe.

17) Die Polnische Taube, Polackentaube, Indianische Taube, Columba domestica Polonica; Fr. Pigeon Polonois, in der Größe der Maskentaube, mit dickem kurzem Schnabel, rothen buntgeränderten Augen, und niedrigen Beinen, und von verschiedener Farbe. Der Flug ist mittelmäßig und eben

so die Zucht. Man paart sie mit den ihr ähnlichen Arten. Die Bastarde sollen besser zur Zucht seyn, und ein sehr gutes Fleisch haben.

18) Die Holländische Muscheltaube, le Pigeon Coquille Hollandois, in der Größe der Mondtaube, nur schlanker, bis auf die Hälfte des Halses herab laufen die vorwärts gebogenen Federn vom Hinterkopfe, und bilden die Haube; sie sind aber länger, als bei den Mondtauben, stehen aber nicht so dicht und bilden eine Art Muschel. Die Farbe ist rein weiß, nur der Kopf und Vorderhals ist verschieden, mehrentheils auch der Schwanz. Folgende Arten sind beliebt. 1) Schwarzköpfe, mit schwarzer Brust und Kopf, nebst schwarzem Vorderhals und Schwanz; 2) Rothköpfe, mit rothem Kopfe und Schwanze; 3) Gelbbrüstige, Vorderhals und Brust gelb; 4) Braun- und Rothbrüste, Kopf, Vorderhals und Brust glänzend braunroth oder braun. Bechstein sah von dieser Art eine sehr schöne Taube, die außer ihren Hauptfarben, noch doppelte schwarze Bänder auf den Flügeln hatte. Eine ganz weiße oder schwarzbrüstige Taube mit schwarzen Bändern soll eine große Seltenheit seyn; eben so ganz braungelbe Tauben mit lichten Strichen auf den Flügeln, mit schwarzer Brust, und einem schwarzen herzähnlichen Flecken auf dem Rücken, und weißen Bändern auf den Oberflügeln. Diese Tauben haben nicht gleichartige hervorgebracht, wohl aber ähnliche ohne schwarze Zeichnungen. 5) Schwarzköpfe, auch Schwarzbrüste genannt, Kopf, Vorderhals und Oberbrust glänzend blauschwarz. Man nennt diese Tauben auch Mohren, obgleich sie oftmals rothe, braune, gelbe, blaue Köpfe und Schwänze haben. Ist der Kropf gleichfalls von der Farbe des Kopfes, so richtet sich der Name darnach, z. B. Rothbrüste oder Kröpfe. Der hintere Theil der Haube, des Halses und der Brust muß rein weiß seyn. Es giebt auch ganz

weiße Tauben, mit einem halbmondförmigen Ring auf der Brust, Rothbrüstige.

19) Die Schweizertaube, Halsbindentaube, Pigeon Suisse, von der Größe der gemeinen Feldtaube, dabei glattköpfig und glattfüßig, leicht und schnell im Fluge. Sie haben auf einem weißen Grunde rothe, blaue und gelbe Flecken, mit einem rothen Halsbande, welches auf ihrer Brust gleichsam einen gefärbten Harnisch bildet; oft haben sie auch auf den Flügeln zwei Bänder von gleicher Farbe, worin ihr Brustschild prangt. In Thüringen kennt man von dieser Art eine Varietät, den sogenannten Stahlhals oder die Pleureuse; sie ist überall blauschwarz, nur um den Vorderhals läuft ein weißes Band, das sich auf dem taubenhalsigen Grunde sehr schön ausnimmt; auf den Flügeln laufen zwei Querstriche. Wenn diese Art recht schön seyn soll, so müssen auch die Schwungfedern lauter weiße Spitzen haben, und die weiße Binde, welche die große Deckfeder bildet, muß unterbrochen seyn. Hierdurch entstehen auf den Flügeln zwei weiße Bänder, die aus weißen runden Perlen zusammengesetzt zu seyn scheinen. Man findet Varietäten von der Schweizer Taube überall in Deutschland.

20) Die Karmelitertaube le Pigeon Carme, eine sehr kleine, aber niedliche Taube, sie soll die kleinste von den Europäischen Taubenarten seyn, und scheint gleichsam auf dem Bauche zu ruhen, welches von ihren kurzen, mit Federn stark besetzten Füßen herkommen soll. Der Schnabel ist sehr klein, und hinten am Kopfe steht ein spitziger Federbusch, wie an der Haubenlerche; Flügel und Unterleib sind weiß, der Obertheil des Körpers aschgrau, rothgelb und blau.

21) Die Struptaube, Straubel- oder Strobeltaube, frisirte oder gelockte Taube, die rauche oder wollige Taube, Columba domestica hispida; Fr. le Pigeon frisé, von der Größe des Tromm-

lers. Alle Federn, selbst die hintern Schwung- und Schwanzfedern, stehen in die Höhe, und vorwärts, wie bei den Strobel- oder Straubelhühnern; sie fliegen nicht gut, zuweilen gar nicht. Wenn man sie in Schläge bringt, welche warm liegen, so sollen sie häufiger hecken, als in einem kalten Orte. Sie mausern oft so stark, daß sie ganz nackt werden, dann muß man sie in andere Schläge bringen, und ihnen gutes hitziges Futter geben. Zur Mauserzeit sind sie besonders schwächlich.

22) Die Mähnen- oder Löwentaube, auch Zopftaube genannt, Columba domestica jubata; Engl. Turner Pigeon, mit bebuschtem Scheitel, abwärts hängend, wie die Mähne eines Pferdes oder Löwens, also gleichsam gezopft. Sie ist so groß, als die gewöhnliche Haustaube, und soll sehr selten seyn; die bei uns bekannte Perrückentaube soll ihr am Nächsten kommen.

23) Die Taube mit dem Schwalbenschwanze, der Gabelschwanz, Columba domestica forficata, von der Größe der Feldtaube, mit gabelförmigem Schwanze, wie der Schwanz der Hausschwalbe; selten schwarz, mehrentheils gefleckt, weiß oder röthlich, mit oder ohne Haube; sie ist munter und pflanzt sich sparsam fort. Sie ist eine der schönsten Tauben, besonders wegen ihres rosenrothen Schnabels und der Füße. Man findet sie nur in Thiergärten und Menagerien; auch halten sie Reiche zum Vergnügen in Käfichen. — Von den wilden, nicht zum Ausfliegen aus den Schlägen in den Wohnungen der Menschen gewöhnten Tauben sind hier noch, außer der schon oben beschriebenen Holztaube, zu beschreiben:

24) Die Ringeltaube, Ringtaube, Ploch-, Schlag-, Wald-, Kohl-, Scheck-, Schild- und große Holztaube, Columba Palumbus; Fr. le Pigeon-ramier; sie ist die größte von den sogenann-

ten wilden Tauben, und nach Bechstein 17½ Zoll lang, beinahe 6 Zoll davon nimmt der Schwanz ein; die Länge der ausgespannten Flügel ist 29 Zoll, und selbige reichen 2 Zoll vor das Schwanzende. Der Schnabel ist 9 Linien lang, gerade, vorn etwas abwärts gekrümmt; die Nasenhaut roth, weiß gepudert, mit feinem Staube gleichsam überzogen, übrigens röthlich weiß; der Augenstern weißgelb; die geschilderten geschuppten Füße fleischroth, die Mittelzehe 1 Zoll 10 Linien, die hintere 1 Zoll lang; die Nägel schwarz, die etwas befiederten Schienbeine 14 Linien hoch. In Hinsicht der Farbe ist der Kopf und die Kehle dunkelaschgrau, der Vorderhals und die Brust purpuraschgrau oder weinröthlich, der Seiten- und Hinterhals schön taubenhalsig, das heißt, blau-, purpurroth- und grünmetallischglänzend; an den Seiten des untersten Theils des Halses steht ein großer, fast halbmondförmiger weißer Fleck, der nicht völlig um den Hals geht, und daher nur uneigentlich den Namen eines Ringes führt. Der Bauch und die Deckfedern der Unterflügel sind hellaschgrau; die mittelsten unteren Deckfedern des Schwanzes und die Schenkel weißgrau; Erstere kaum merklich purpurfarben überlaufen; die Seitenfedern hellaschgrau; der Oberrücken, die Schultern und kleinen Deckfedern der Flügel, die nach dem Rücken zustehen, aschgraubraun; der Mittelrücken und die kurzen Steißfedern hellaschgrau; die Deckfedern erster Ordnung und Schwungfedern schwarz, und die vordern großen Deckfedern der Flügel mit einigen darüber stehenden kleinen, schön weiß, daher am vordern Flügelende ein großer weißer Fleck entsteht; die übrigen großen Deckfedern hellaschgrau; die vordern zehn Schwungfedern schwarzgrau, auswendig fein weiß gesäumt, und durch die zweite bis zur siebenten inwendig weiß gefleckt, die übrigen braungrau; die Schwungfedern schmutzig dunkelaschgrau, gegen das Ende zu ins Schwärzliche übergehend, und wenn man sie von unten besieht, in der Mitte mit einem weißgrauen Bande durchzogen.

Die Täubin unterscheidet sich von dem Täuber durch einen weniger starken Fleck an der Seite des Halses; auch ist sie kleiner, und der Schnabel mehr gelb, als roth; die Brust blässer, und die Deckfedern der Flügel sind dunkelgrau. — Die Ringeltaube ist sehr scheu, lebt weniger in Gesellschaft, nur Familienweise, und beide Gatten lieben sich zärtlich. Man hat auch Spielarten, z. B. die weiße Ringeltaube (Columba Palumbus candidus), wie Bechstein sie im Jahre 1792 im Herbste gesehen hat: schneeweiß und nur an der Brust röthlich. — Die Hauptkennzeichen der Ringeltaube sind daher die beiden weißen Flecken zu beiden Seiten des Halses, woraus man einen Ring macht, nachdem sie benannt worden ist, und dann die schwarze Farbe am Ende der Schwanzfedern. Die Beschreibung der Farben von den übrigen Naturforschern, stimmt so ziemlich mit der von Bechstein oben angeführten überein: sie geben dieser Taube am Kopfe, am Rücken und auf dem Burzel eine mehr schieferblaue Farbe, den Flügeln dagegen eine Aschfarbe, am vorderen Gelenke mit einem weißen Flecke geziert. Den größern Federn geben sie eine hellblaue, am Bauche, der Fahne, am Rücken eine hellweiße; den kleinen Federn an den Achseln der Flügel nur diese Farbe; den Schwungfedern am Rücken der Fahne eine weiße Einfassung. Von der Holztaube unterscheidet sich die Ringeltaube auch noch durch ihre Größe, fast $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, auch ist sie unter allen wilden Taubenarten die größte, und mehrere Naturforscher wollen unsere große Haustaube von ihr abstammen lassen, doch läßt sie sich weder leicht zähmen, als die Holztaube (Columba Oenas), noch vermischt sie sich im Felde gern mit der Haustaube, und liebt nicht, wie jene, die Höhlen, sondern will freier wohnen, weilt gern in der Nähe der Raben, weil diese durch ihr Geschrei die Raubvögel verjagen, wodurch sie an den Orten von dem Verfolgen der Tauben ablas-

sen müssen. Indessen ist das Angeführte kein hinreichender Grund, um jede Vermischung der Ringeltaube, so wie überhaupt aller wilden Tauben, mit den Haustauben abzuleugnen; denn im Stande der Freiheit findet eine jede Taube die Art, wozu sie gehört, wieder, um sich mit derselben zu vermischen; denn jedem Männchen wird es hier leicht, ein Weibchen seiner Art zu finden; dieses ist aber nicht der Fall in der Gefangenschaft, bei der Einkerkerung in einen Schlag, wo es ihnen an ihren eigenen Weibchen fehlt, und ihnen lauter Weibchen einer andern Art angeboten werden, mit denen sie sich paaren müssen, und daher ist diese Vermischung dennoch möglich, ja sie findet sogar Statt, mithin können auch mehrere Arten der Haustauben von der Ringeltaube abstammen. Selbst die Holz-, Ringel- und Turteltauben vermischen sich in den Wäldern nicht miteinander, weil hier jede Art ein für sich brauchbares Weibchen findet, sie würden sich aber vermischen, wenn sie in einen Schlag mit einander gesperrt würden, und um so eher, geschieht dieses mit jungen Tauben, oder noch besser, mit den Eyern der Ringeltauben, wenn man sie fortnimmt; wenn man nämlich zu ihren Nestern gelangen kann, oder man einige Paare im Schlage hält, und sie darin brüten läßt, und die Eyer den zahmen Haustauben zum Ausbrüten unterlegt; die Jungen werden dann von diesen gefüttert und aufgezogen, und sind dann weit leichter mit den Haustauben zu paaren. — Das eigentliche Vaterland dieser Tauben ist nicht mit Gewißheit anzugeben, denn man findet sie in Westindien auf Guadeloupe, wohin sie die reifen Körner des Campechebaumes gelockt haben sollen, sehr zahlreich, und auch in Asien und Europa, und hier in den warmen und gemäßigten Gegenden. In Deutschland in den waldigen Gegenden, besonders in Thüringen, und am Rhein; sie ziehen bis nach Schweden hinauf; denn man findet sie in Dänemark, Schweden und Norwegen, höher hinauf ziehen sie nicht, so wie überhaupt keine Taubenart wegen Kälte und Mangel

des Futters die arktische Zone bewohnt; daher findet man sie auch nicht im Norden Sibiriens, so wie sie überhaupt in diesem Lande selten angetroffen wird; sie ist in Deutschland ein Zugvogel, in Italien, Frankreich, auch in England, ein Standvogel; indessen ist sie in Frankreich, wie es scheint, nicht überall Standvogel, sondern auch Zugvogel; sie sollen daselbst im Frühjahre in großer Menge ankommen, etwas zeitiger, als die gemeine wilde Taube; im August sollen sich die jungen Ringeltauben in großer Anzahl einfinden, und die zweite Brut gegen Ende des Sommers ausmachen; da die erste Brut, welche sehr zeitig im Frühling vor sich zu gehen pflegt, oftmals zerstört wird, weil dann das Nest noch mit keinen Blättern bedeckt und allen Ungemächlichkeiten bloß gestellt ist. Nur in wenigen Provinzen Frankreichs bleiben die Ringeltauben den ganzen Winter hindurch. Zu Anfange des Oktobers wandern sie aus Deutschland fort, und kommen im März wieder dahin zurück, und allemal vierzehn Tage oder drei Wochen später, als die Holztauben. Sie halten sich dann in den gemischten Wäldern, Kiefern und Laubholz, die sie besonders als Heck- und Nahrungsort lieben, auf, besonders in denen, wo Fichten, Tannen, Eichen und Buchen untermischt stehen. Sobald die Erndte eintritt, ziehen sie Familienweise aus den großen Gehölzen in die Vor- und Feldhölzer, um den Aeckern nahe zu seyn, und man trifft dann häufig zehn bis zwölf Stück, auch mehrere beisammen, auch unter den Raben, und Holz- und zahmen Tauben, an. Ihr Flug ist etwas langsam, hoch, obgleich weniger dazu geschickt, als der der Holztaube, die auch Gesellschaft liebt; ihr Ruf ist laut und weit hörbar, besonders wenn sie ins Nest girren oder ruckfen; sie lassen dann ein starkes Krukgukguk hören, und wechseln zwischen drei- oder viermaligem tönendem Rufe mit einem stoßenden Guck ab. Die Höhe verstärkt auch ihre Stimme, die aber immer stärker, als die der Haustaube ist. Der Täuber macht possirliche Sprünge, bald vor-

bald rückwärts, bald zur Seite, und dreht den Kopf nach allen Seiten. — Die Ringeltauben brüten zweimal im Jahre, und bauen ihr kunstloses Nest auf die stärksten Aeste der Nadelhölzer nahe am Stamme aus einigen dürren Reisern, zuweilen findet man auch die Nester auf einem wilden Apfel- oder Birnbaume, häufiger aber an den Orten im Walde, wo kleine Fichten- und Tannenbäumchen stehen, worauf das Nest Mannshoch sich findet. Sie bauen ihre Nester sehr flach, und diese würden daher, hätten sie nicht eine solche Form, beständig mit Unrath angefüllt seyn, und so den Jungen schädlich werden, da die jungen Tauben von den Alten tüchtig genährt werden, welches man aus ihren vollen Kröpfen gewahrt, so können die Jungen sich hier leicht selbst helfen, und den Unrath über deren Rand hinauswerfen, und sich so des Ungeziefers, das gern darin sich aufhält, und anderer Ungemächlichkeiten erwehren, besonders da die Alten den Koth nicht auswerfen, wie andere Vögel. Die Taube legt zwei weiße ovale Eyer, die das Paar gemeinschaftlich in siebzehn bis achtzehn Tagen ausbrütet, und, wie bei den Haustauben, fast immer ein Männchen und ein Weibchen, oder ein Täuber und eine Täubin. Sie sind auch beim Brüten scheu, verlassen gern ihre Eyer, und selbst die Jungen, wenn sie noch ganz klein sind, sobald man sich mehrere Male dem Neste nähert, oder die Alten öfters beunruhiget werden. Die Jungen werden aus dem Kropfe gefüttert, und zwar von beiden Alten. Die erste Brut fliegt gewöhnlich im Mai, die andere zu Ende July aus. Die Eyer oder kleinen Jungen legt man zuweilen, wie schon oben bemerkt worden, den zahmen Tauben unter, um sie nach und nach zum Ausfluge zu gewöhnen. Zur Strichzeit müssen aber die Jungen eingesperrt werden, da sie sonst gern die Schläge verlassen, und erst im Frühjahre dieselben wieder besuchen, aber auch ausbleiben. Uebrigens lieben diese Tauben ihre Nester, und wenn kein Feind solche zerstört

oder davon etwas von Menschenhänden, oder von Thieren zerstört worden ist, so suchen sie das Nest, worin sie einmal geheckt haben, im Frühjahre wieder auf, und bessern es aus, so weit es die Witterung zerstört hat. Die Jungen begatten sich auch lieber, als die Haustauben mit einander, sobald Männchen und Weibchen in einem Neste geheckt, mit einander groß erzogen sind. Die wilden Tauben jung in der Stube erzogen, begatten sich mit Haustauben, und zwar eher, wenn der Täuber eine Ringeltaube ist, als umgekehrt, wie auch schon oben bemerkt worden. Die Hauptnahrung dieser Tauben besteht in Fichten-, Tannen- und Kiefersamen, Buchenkörnern, Eicheln, Hanf, Erbsen und allen Arten Körnern und Getreiden, auch Hülsenfrüchten. Hafer hat man selten in ihren Kröpfen gefunden, ein Beweis, daß diese Getreideart, wegen der Länge, sich überhaupt nicht gut zum Taubenfutter eignet. Die Jungen bekommen von der Heidelbeere, welche die Ringeltaube besonders liebt, einen guten Geschmack, und da sie diese Beeren sehr lieben, so sind sie auch zum Freßgewöhnen sehr tauglich. In der Gefangenschaft soll man sie erst mit Weizen gewöhnen; sie fressen dann alles Getreide. Sie sollen auch noch Kirschen, kleine Schnecken und Regenwürmer ꝛc. fressen. Wohnt man nahe am Walde, und besitzt man einen reinen, geräumigen und ruhigen Schlag, so lassen sich die Tauben, jedoch mit Mühe und Sorgfalt, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Wenn man die im Schlage ausgebrüteten jungen wilden Tauben mit zahmen paart, und sperrt man sie so lange, bis die Brut- und Strichzeit vorüber ist, ein, bewahrt man sie vor Kälte im Winter, und vor Nässe im Sommer, und läßt man sie im Frühlinge mit zahmen Tauben gepaart und an dieselben gewöhnt, fliegen, so bleiben sie gern im Schlage. So lange junge wilde Tauben, von zahmen erzogen, noch nicht flick sind und vollkommen fliegen können, so darf man die zahmen, die solche ausgebrütet

haben, noch fliegen lassen, da die Jungen durch den Genuß ihrer Freiheit dauerhafter werden und gesunder bleiben, und wenn man gutes Futter täglich in den Futterkasten oder in den Schlag streuet, und sie solches finden, so lernen sie leicht den Aus- und Eingang, wobei sie aber immer scheu und wild bleiben; man muß daher die jungen Turteltauben, wenn man noch die Liebe zur Freiheit, also ihre natürliche Wildheit bemerkt, sogleich einsperren und bis zum Frühjahre im Schlage lassen; auch sie, sobald sie wild werden, mit zahmen begatten, und nach und nach aus- und einlassen; nur zur Zeit der Wanderung im Herbste, und im harten Winter behalte man sie ein. Alt gefangen, lernen sie schwer sich an die Schlag- oder Stubenkost gewöhnen, die Meisten sterben lieber Hungers, wenn man sie nicht, wie die jungen Tauben, stopft. In der Freiheit sollen sie ein Alter von vierzig Jahren erreichen, in der Gefangenschaft leben sie nur einige Jahre. Das Fleisch der Alten soll etwas zähe und hart seyn, das der Jungen aber wohlschmeckend. Je mehr man die Turteltauben durch Paarung zu Hausthieren macht, je mehr arten sie aus; selbst die Bastarde legen Eyer; sie sind aber mehr zum Fluge, als zur Zucht geneigt; selbst im Zimmer ziehen die Ringeltauben Junge, aber nicht immer auf, und wenn auch gleich bei der Paarung mit einer Haustäubin, diese getreten wird, so sind die Eyer doch meistens lauter. — Der Fang dieser Tauben geschieht mannigfaltig. So z. B. stellt sich der Jäger unter alte abgestorbene Eichen, und lauert so lange, bis die Tauben zu den Salzlecken und Trankherden, oder in das Feld fliegen, welches am liebsten von 11 bis 1 Uhr des Mittags geschieht; er schießt sie dann von seinem Standpunkte aus, oder er fängt sie mit Leimspindeln, Schlingen, oder Garnen. — Die Feinde dieser Tauben sind die Marder, Mäuse ꝛc., welche sie in ihren Nestern quälen, ihnen die Eyer aussaufen, und die Jungen fressen; dann gehen ihnen die Füchse, Katzen,

Wiesel und Eulen sehr nach, dem Habichte entgehen sie bei Tage in den Stammhölzern und auf dem Felde durch das Geschrei der Raben, wie auch schon oben bemerkt worden, in deren Nähe sie sich aufhalten.

a) Die Molukkische Ringeltaube, Columba Palumbus Moluccensis; Fr. Pigeon-ramier des Molucques. Man will sie blos für eine Spielart, durch das Klima hervorgebracht, betrachten. Sie spielt am Halse und auf der Brust aus dem Grünen ins Goldgelbe und ins reine Kupferfarbige, unterhalb ist sie grauweiß, ins Weinfarbige übergehend. Die großen Schwungfedern haben auch an ihren Spitzen eine aschgraue Farbe. Die untern Deckfedern des Schwanzes fallen aus dem Kastanienbraunen ins Purpurfarbige; die Ruderfedern sind unterwärts aschgrau; die Füße gefiedert. Ihre ganze Länge beträgt 1 Fuß 5 Zoll; die Länge des Schnabels 1 Zoll 5 Linien, die des Schwanzes 5 Zoll 3 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen bis über den dritten Theil der Länge des Schwanzes; die Beine sind ungefähr bis an ihre Mitte mit Federn bedeckt; Schnabel, Füße und Klauen sind gräulich. Man hat diese Tauben auch auf Neu-Guinea beobachtet, und theilt sie daselbst in die kupferfarbige (Fr. le Ramier cuivré, le Mangeur de Muscades de la nouvelle Guinée), und in die weiße Muskatringeltaube von Neu-Guinea (le Ramier blanc, Mangeur de Muscades). Die Erste ist wenigstens doppelt so groß, als die Europäische Ringeltaube, der Kopf ist bläulichgrau, der ganze Hals, Brust und Bauch hellflachsfarbig; die Federn unter dem Schwanze sind weißgelblich; die kleinen Federn der Flügel glänzend grün, ins Kupferfarbige spielend; Füße und Stirn haben eine blasse Karminröthe, Schwungfedern und Schwanz eine schwarze, der Schnabel eine graue Farbe, und einen, mit einer schwarzen Haut bedeckten Fleischhöcker oben an seiner Wurzel. Die Zweite ist ein Viertheil kleiner als die Erste. Kopf,

Hals, Bruſt, Bauch, die vordere Hälfte der Flügel, und drei Viertheil des Schwanzes zeigen ſich in einer weißen, die hintere Hälfte der Flügel und das Ende des Schwanzes, in einer ſchwarzen, Füße und Schnabel in einer hellgrauen, der Stern in einer gelblichen Farbe. Dieſe Tauben ſollen von Muskatnüſſen, oder vielmehr von den Schalen derſelben leben, und ſie die Nuß ganz und ſo unverſehrt wieder von ſich geben, daß man ſie, wenn ſie bereits durch die Verdauungsorgane dieſer Vögel gegangen ſind, noch zum Pflanzen gebrauchen kann, und daher ſoll es kommen, daß dieſe Vögel, indem ſie von Inſel zu Inſel herumfliegen, überall, wo ſie hinkommen, dieſe Nüſſe ausſäen, und ſo die Muskatenbäume vervielfältigen. Ob die Muskatennahrung dieſer Taubenart ſeine Richtigkeit hat, findet man durch neuere Naturforſcher weiter nicht beſtätiget. — b) Die Guineiſche Ringeltaube mit dreieckigen Flecken, Columba Guinea s. Guineensis; Fr. le Pigeon de Guinée ou à taches triangulaires; Engl. the triangular spotted Pigeon; ſie ſoll ſich in den ſüdlichen Provinzen von Guinea aufhalten. Sie hat die Größe der Europäiſchen Ringeltaube, und unterſcheidet ſich von derſelben durch die weißen dreieckigen Flecken auf ihren Flügeln, durch die grüne Farbe der untern Seite des ganzen Leibes, durch die Kehle, die rothe Haut um die Augen, durch die ſchöne goldgelbe Ringform, und durch den ſchwärzlichen Schnabel. Uebrigens iſt der Kopf hellaſchfarbig, eben ſo der Hals, Leib, die Schenkel und die Deckfedern unter dem Schwanze. Der obere Theil des Rückens, alle Deckfedern der Flügel, auch einige der Schwungfedern, die zunächſt am Leibe ſtehen, ſind röthlichbraun, und ſpielen ein wenig ins Roſenfarbige, auch erſcheinen ſie wohl purpurglänzend, wenn das Licht darauf einfällt. Alle Deckfedern der Flügel, auch einige zunächſt am Leibe ſtehende Schwungfedern, ſind ſehr ſchön dreieckig gefleckt, und dieſe Flecken ſind, nach dem

Unterschiede der Größe der Federn, bald größer, bald kleiner. Die großen Schwungfedern sind schwarz, der Rand ihrer Fahnen aber hell aschfarbig. Die untere Hälfte des Rückens und Burzels ist weiß, die Deckfedern des Schwanzes aber aschgrau, die Ruderfedern dunkel aschfarbig, und am Ende über einen Zoll breit; alle sind mit einem schwarzen Saume bezeichnet. Beine und Füße sind röthlich, wie bei den andern Tauben. Man will diese wesentliche Abänderungen in der Farbe des Gefieders, des Schnabels, der Augen ꝛc. bloß im Klima suchen, und sie deshalb zur Ringeltaube zahlen. — c) Die Ringeltaube mit dunkelbrauner Binde um den Schwanz, der Ringelschwanz; Columba cauda annulo cincta; Fr. le Pigeon à quene annelée de la Jamaique; Engl. the Ring-taill'd Pigeon; eine in Jamaika vorkommende Taube, die beinahe so groß, als die Europäische Ringeltaube ist; sie zeichnet sich dadurch aus, daß der blaue Schwanz durch ein querdurchkreuzendes schwärzliches Band geziert ist. — d) Die blaue Madagaskarische Ringeltaube, der Funingo; Columba Madagascariensis, Palumbus coeruleus Madagascariensis; Fr. le Founingo, le Pigeon-ramier bleu ou vert de Madagascar. Die Einwohner nennen diese Taube in der Landessprache Founingo-mena-rabu; sie ist viel kleiner, als die Europäische Ringeltaube, und fast eben so groß, als die gewöhnliche Feldtaube. Die Farben spielen aus dem Himmelblauen ins Schwärzliche, an einigen Stellen, besonders am Schwanze, ins Violettpurpurfarbene. Die Federn am Halse sind lang und dünn, und die Beine und Füße sind bis an die Zehen gefiedert. Die Länge des Körpers beträgt 10 Zoll 6 Linien, des Schnabels 11 Linien, die des Schwanzes 3 Zoll und 3 Linien, der mittelsten Vorderzehe mit ihrer Klaue 1 Zoll. Die zusammengelegten Flügel reichen fast bis ans Ende des Schwanzes. An beiden Seiten des Kopfes

ist eine rothe Haut, in welcher die Augen liegen; Schnabel, Beine und Füße sind roth; Letztere mit schwarzen Klauen bewaffnet. — e) Die Kayennische Ringeltaube; Fr. le Pigeon-ramier de Cayenne, le Ramiret, welche sich nicht blos von der Europäischen Ringeltaube unterscheidet, sondern auch von dem Afrikanischen Fuuingo, und dieses in der Form ihres Halses, und in der Anordnung der Farben, in welchen sie der Turteltaube gleicht, aber sich dennoch von derselben in der Größe und andern Merkmalen unterscheidet, und in dieser so wie in vielen andern Beziehungen der Ringeltaube näher kommt.

25) Die Turteltaube, die Rothbrust- und Wegtaube, das Stuben- oder Liebestäubchen, Columba Turtus; Griech. Τρυγών; Fr. la Tourterelle; Span. Tortola; Ital. Tortora und Tortorella; Engl. Turtle und Turtle-Dove; Schwed. Turtur-Dufwa; Poln. Trakawke; Hebr. Tor; Pers. Tetaru; Hall. Tortel duif, die kleinste unter den bei uns bekannten Tauben, und eine nahe Verwandte der Lachtaube, die von einigen Naturforschern für eine Abart von dieser gehalten wird. Die Turteltaube ist 10 bis 12 Zoll lang, und 1½ Fuß breit; der Schwanz 4 Zoll, und der Schnabel 3 Zoll lang; die ausgefalteten Flügel bedecken drei Viertheile des Schwanzes. Der Schnabel ist dünn, hornblau, auf der Nase roth und weiß; der Rachen ist roth; der Augenstern röthlichgelb; ein unbefiederter schmaler Ring um die Augen, fleischroth; die Füße purpurroth, die Nägel hornblau, die Stirn weißlich, die Wangen rothgrau, der Scheitel und ein Theil des Oberhalses hellblau, von wo aus diese Farbe bis zum Schwanze dunkler und schmutziger wird. An beiden Seiten des Halses liegt ein schwarzer Fleck mit drei bis vier halbmondförmigen gekrümmten weißen Querstrichen, welche von den weißen Spitzen der schwarzen Federn entstehen, und der Taube ein schönes

Ansehen geben; der Bauch und die mittelmäßigen Afterfedern sind weiß, Kehle, Hals und Brust hellaschfarbig, ins Kupferfarbene- und Violettglänzende übergehend, sonst schön weinfarbig. Die Schenkelfedern sind rothgrau, die obersten kleinen Deckfedern, die der ersten Ordnung und der Afterflügel (an den beiden ersten schwärzlichen Flecken durchstehend) hellaschfarbig, die übrigen Deckfedern, so wie die Schulterfedern schwärzlich, mit breiter rosenrother Einfassung oder Kanten, daher die rothbunten Flügel sehr schön geschuppt aussehen; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, ins Blaue fallend, mit sehr schmalen äußern Kanten, die breitern aschfarbig mit rosenrothen Kanten; der abgerundete Schwanz schwärzlich, die mittleren Federn einfarbig, mit schmalen, sich verlaufenden rostfarbenen Kanten, die übrigen mit einer zollgroßen weißen Spitze, welche beim Fluge des Vogels einen weißen Halbzirkel bilden, die äußerste auch noch äußerlich weiß kantirt. Das Weibchen ist kleiner, der Kopf spitziger, die ganze Form nett; die Brust bläsſer, und besonders die Kanten der Deckfedern und der Flügel nicht so schön und stark, auch statt rosenroth, rostfarbig geändert, und daher nicht so lebhaft, als am Männchen. Der schwarze Halsfleck ist nicht so breit, und die Rückenfarbe mehr rothgrau, als aschgrau; auch fehlt die weißliche Stirn. Die Flügelfedern sind schmutzig, dunkelbraun, beim Männchen reiner, mehr schwärzlich; sie sind furchtsam und scheu, können aber doch gezähmt werden, und gewöhnen sich selbst in der Freiheit, bald an die Menschen und Thiere, wenn man sie nur nicht mit Gewalt scheu macht. Ihr Flug ist schnell. Sie leben gesellschaftlich, doch Paarweise beisammen, und sind einander sehr treu; während andere Tauben oftmals nach Willkühr sich trennen, und sich Andern überlassen, liebkosen sich diese wechselseitig. Man findet sie als Stubenvögel, besonders in Thüringen, und hat dabei die Beobachtung gemacht, daß sie

in der Gefangenschaft zehn bis zwölf Jahre leben. — Das eigentliche Vaterland der Turteltauben ist Europa, mit Ausnahme des Nordens, Asien und die Inseln des Indischen und des Südmeers. In Deutschland findet man sie besonders in Thüringen, wo sie sehr allgemein seyn und bis in die Gegend von Nürnberg und Anspach streichen soll. Da sie kleines Gesäme, Wald- und Feldkörner, Tannen- und Fichtensamen lieben, so halten sie sich auch in Deutschland in den Laub- und Nadelhölzern und in den Kettengebürgen auf, besonders gern in den Vorhölzern; deshalb findet man sie auch selten mitten in tiefer bewachsenen Bergen; auch besuchen sie zuweilen die Gärten in der Nähe des Waldes. Sie kommen im Frühjahr nicht eher, als zu Ende Aprils und Anfangs Mays von ihren Wanderungen zurück, verlassen uns aber bald im Herbste wieder, und schon im August fangen sie an, sich in Trupps zu sammeln, in einer Anzahl von 20 — 30 und Mehreren. Auch in Frankreich bleiben sie nicht länger als vier bis fünf Monate. In dieser kurzen Zeit ihres Aufenthaltes nisten sie, paaren sich, legen, brüten und bringen ihre Jungen so weit, daß sie ihnen auf ihrer Wanderschaft folgen können; auch in Italien, Griechenland, England, Schweden ꝛc. bleiben sie nicht länger, als der Sommer dauert. Zum Brüten suchen sie sich vorzüglich die fruchtbarsten und kühlsten Waldungen, und bauen ihr fast plattes Nest auf die höchsten Bäume in Gegenden, die von den Wohnungen fern liegen. Am liebsten wählen sie dichte Fichtenwälder zum Bau ihrer Neste; geschieht es im Laubholze, wenn solches nicht sehr hoch steht, wie in den Gärten, so wird es oftmals vom Winde abgeworfen. Wenn sich die Männchen paaren wollen, so lassen sie einen tiefheulenden Ton hören, stellen den Schnabel auf den Boden oder Ast, senken den Kopf vor sich nieder, und stehen still. Ueberhaupt sind die Turteltauben sehr zärtlich, ja weit zärtlicher, als die ge-

meinen Tauben; denn hier begnügt sich der Täuber etliche Male mit einem stolzirenden Anstande sich in die Runde zu drehen, um sich dadurch bei der Täubin beliebt und gefällig zu machen; der Turteltäuber dagegen, er mag sich in den Wäldern, oder in dem Taubenschlage befinden, huldiget erst seinem Weibchen dadurch, daß er sich achtzehn bis zwanzig Mal vor ihr niederbeugt, und sich mit vieler Lebhaftigkeit eine so demüthige Stellung giebt, in welcher der Schnabel jedesmal entweder die Erde oder den Zweig berührt, worauf er steht, wie auch schon angeführt worden. Mit gleicher Lebhaftigkeit erhebt er sich dann jedesmal wieder, und alle diese Begrüßungen werden mit den zärtlichsten Seufzern begleitet. Das Weibchen scheint im Anfange dagegen unempfindlich zu seyn, bald aber verrathen sich ihre inneren Bewegungen durch einige sanfte Töne und klagende Accente, welche ihr gleichsam wider Willen entwischen. Hat sie dann erst das Feuer der ersten Annäherungen empfunden, so hört sie nicht wieder auf mit ihren Küssen und Liebkosungen, und reizt ihn selbst zum Genusse an, und so schwelgen sie im Genusse, bis die Legezeit herannaht. Die Eyer sind klein, weiß, wie die Mövcheneyer, und werden gemeinschaftlich in sechzehn bis siebzehn Tagen bebrütet. Man darf sich selten dem Neste nähern, da die Alten gern dasselbe verlassen, und die Jäger nennen sie daher eigensinnige, ja die eigensinnigsten Vögel. Die Jungen sitzen im Neste anders, als andere Tauben, nämlich nicht Beide mit dem Kopfe nach einer Seite, sondern wechselsweise, die eine mit dem Kopfe nach dieser, die andere nach jener Seite, wahrscheinlich aus natürlichem Instinkte, die Gefahr von allen Seiten zu bemerken. Die Jungen sehen am Oberleibe grau aus, und sind an den Flügeln etwas schwarzblau gefleckt; die Bastarde mit den Lachtauben haben bald mehr, bald weniger von ihr oder der Lachtaube Zeichnung; sie sind gewöhnlich am Kopfe, Halse und Brust röthlichgrau,

auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel aschgrau, mit durchschimmerndem Rothe am Bauche; die hintern Schwungfedern und Schwanzspitzen sind weiß, die großen Schwungfedern graubraun. Die Bastarde sind demnach auch fruchtbare Zwitter, und merkwürdig ist, daß sie allezeit größer werden, was man auch bei einigen anderen Thieren, z. B. der Russischen und Astrachanischen Gans und der zahmen bemerkt. Auch bekommen diese Bastarde ein eigenes Geschrei. Fichtensamen ist ihr angenehmstes Futter; Wicken, Erbsen, Lein, Hanf, Hirse, Rübsamen, Rocken, Weizen, Gerste, Heidelbeeren, Brod und Semmel in Milch geweicht, nährt sie in der Stube, zumal mit etwas Weizen vermengt. Findet der Landmann diese Tauben im Frühjahre auf dem Felde, so soll dieses ein Zeichen seyn, daß kein Frost mehr kommt. In Walddörfern trifft man sie häufig in den Stuben an, worin sie acht bis zehn Jahre leben, und da sie die Krankheiten der Menschen, z. B. Rothlauf, Wassersucht ꝛc. an sich ziehen sollen, wodurch die Menschen davon befreit werden, so liebt und schätzt man sie besonders; wahr soll es übrigens seyn, daß sie selbst bei der Krankheit eines Menschen im Zimmer erkranken. Die Art sie jung zu fangen, s. unten. Man gebraucht sie auch in der Küche, da sie ein gesundes und schmackhaftes Fleisch haben. Wenn man sie von andern Tauben ausbrüten läßt, so kann man sie auch zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen, sonst ist die Gewöhnung sehr schwer, da ihre wilde Natur sie nicht leicht zum Standvogel in einem Schlage macht; sie müssen einen warmen Schlag haben, der vor den Winden geschützt ist; auch kann man sie in großen Käfichen halten, wo sie sich auch fortpflanzen. In der Stube setzt man ihnen einen kleinen Korb in eine Ecke des Zimmers oder hinter ein Gitter. Nicht nur die jungen auferzogenen Tauben dieser Art, sondern auch die jung gefangen werden, paaren sich. Man findet drei Arten Turteltauben: Die erste Art

ist an der Brust weiß, hat bleyfarbige Federn, und einen schwarzen Ring um den Hals, welcher so ziemlich die Größe der zahmen Tauben hat. Die zweite Art ist kleiner, und ganz braun am Leibe. Die dritte Art oder Landturteltaube ist nicht größer, als eine Wachtel, und geht paarweise auf dem Felde nach Nahrung; sie baut ihr Nest auf die Bäume, und bringt zwei Junge aus ihren Eyern. Wenn diese jung in der Stube oder zusammen im Neste groß erzogen worden sind, so hecken sie zusammen, bleiben zahm, und achten die Freiheit wenig, sollte sich dazu auch Gelegenheit darbieten. Sie brüten zweimal im Jahre, leiden durch kalte Nächte, und werden selten über zehn Jahre alt. Sie sind reinlich, und man will eine besondere Zuneigung des Männchens zu dem Weibchen finden, daher sie auch als Sinnbild der Reinlichkeit und ehelichen Treue aufgeführt, und oft bei Hochzeitsgeschenken sinnbildlich angewendet werden. Nach Bechstein findet man auch Varietäten in andern Weltgegenden. a) Die Portugiesische Turteltaube; Fr. la Tourterelle de Portugal; Engl. Portugal Turtle. Diese Taube ist größer als die gewöhnliche Turteltaube; ihr Schnabel ist schwarz, der Augenstern safrangelb, die Hauptfarbe des Gefieders tiefbraun, an jeder Seite des Halses sind zwei bis drei glänzend schwarze Federn, die weiße Spitzen haben; die kleinen Deckfedern der Flügel sind schwarz, weiß kantirt, die übrigen braun mit gelben Endkanten; die Schwungfedern schwärzlichgelb gerändet, die zwei mittlern Schwanzfedern tief aschgrau, weißgespitzt, die übrigen weiß, an dem äußern Rande, und an den Spitzen, auch inwendig, aschgrau; die Füße roth und ihre Klauen schwarz. Man trifft sie in Portugal an, und hält sie für eine gezähmte Art der Turteltauben. Je länger und öfter man in der Stube Junge hecken läßt, desto heller und bläsſer werden die Farben. Nach Bechstein soll die hier beschriebene Portugiesische Taube nur eine gezähmte Turteltaube

seyn; denn gezähmte Vögel werden in der Regel größer, und das hier Gesagte bestätiget dieses auch. — b) Die Turteltaube von Luçon; Fr. la Tourterelle grise de l'Isle de Luçon; Engl. the Luzonian Turtle, welche Manilla bewohnt, und die gewöhnliche Größe der Turteltaube hat. Ihr Schnabel ist karminfarbig, und so auch der Augenstern; der Kopf und Hals ist hellgräulich aschfarbig; auf jeder Seite des Halses hat sie sechs bis sieben Federn mit schwarzen Spitzen; die Brust und der Bauch sind grau, die Schwanzfedern schwarz, die der zweiten Ordnung am Ende mit einem bräunlich gelben Anstriche; die zwei mittelsten Schwanzfedern sind schwarz, die übrigen weiß; die Füße röthlich. — c) Die Turteltaube mit gefleckтem Halse; Engl. the spottednecked Turtle, welche in einem Brittischen Museum aufbewahrt wird. Man hat sie in Buckinghamshire geschossen, wo man mehrere Arten antreffen soll. Die ganze Seite des Halses ist schwarz, statt daß sonst nur ein Fleck so gefärbt, und jede Feder weiß gespitzt ist, so steht hier nahe am Rande jeder Feder ein runder weißer Fleck, welches die Seiten des Halses, und überhaupt den ganzen Vogel schön ziert. Bechstein hat alte Männchen von gemeinen Tauben gesehen, die fast eben so waren, und dreht man beim Ausstopfen den Hals um, so wird fast die ganze Seite mit den schönen schwarzen und weißbunten Federn bedeckt. Unter einigen Vögeln, welche bei der letzten Reise nach der Südsee mit hierher kamen, war auch eine Taube von dieser Varietät; da sie sich aber in einem Paquete befand, in welchem Vögel vom Vorgebirge der guten Hoffnung waren, so kann sie auch aus letzterer Gegend seyn. — d) Die Kanadensische Turteltaube, die Turteltaube mit langem Schwanze, die Schwanztaube, Columba Canadensis, Turtur Canadensis, Fr. la Tourterelle de Canada, à queue longue, welche etwas größer, als die Europäische Turteltaube ist; denn

ihre ganze Länge beträgt 13 Zoll, die Länge des Schnabels 1 Zoll, des Schwanzes 5 Zoll 6 Linien, der mittlern Vorderzehe mit ihrer Klaue 1 Zoll 4 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen bis über die Mitte des Schwanzes. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch eine weißgelbliche Einfassung der Federn, welche die obern Theile des Körpers decken, wodurch diese Theile, der Quere nach, ein schmalgestreiftes Ansehen erhalten. Bei dem Männchen gehen die Federn aus dem Grauen ins Braune, unterwärts ins schmutzig Weiße über. Die Deckfedern der Flügel sind schwarzbraun gefleckt, die Schwungfedern braun, die größten gelbgerändet, ihre Ruderfedern aschgrau, auf der äußersten Fläche mit einem rothbraunen und einem schwarzbraunen Flecken bezeichnet; ihre Füße sind roth, und ihr Schnabel so schwarz, als ihre Klauen. — c) Die Amerikanische Turteltaube, welche von Büffon anführt, kann in der Größe mit unserer Turteltaube verglichen werden. Ihre Länge beträgt 11 Zoll, die des Schnabels 8 Linien, und die des Schwanzes ungefähr 6 Zoll. Die Flügel reichen ein wenig über den vierten Theil des Schwanzes. Von jedem Winkel des Schnabels bis zum Auge läuft eine schmale weiße Binde. Die Augen liegen ebenfalls in einem weißen Kreise. Diese Spielart ist oberhalb dunkelbraun, unterhalb aus dem Braunen ins Aschfarbige spielend, am Unterhalse und an der Brust rosenfarbig, mit einem schwarzen Flecke unter den Ohren, und ähnlichen Flecken auf beiden Flügeln, deren mittelste Schwungfedern schwärzlich, die Seitenfedern aber aschgrau, gegen das Ende schwarz und weiß gerändelt erscheinen. Der Schnabel ist am Ursprunge hell, an der Spitze dunkler hornfarbig; die Füße sind roth, und die Klauen schwarz gefärbt. — f) Die Afrikanische Turteltaube, die wegen ihrer geringen Größe auch das Kapische Turteltäubchen genannt wird, da sie sich

auf dem Kap der guten Hoffnung aufhält, und nicht größer als die Europäische Haubenlerche ist, das heißt, die Länge derselben beträgt 9 Zoll und 6 Linien, die des Schnabels nur 7 Linien, und die des Schwanzes 5 Zoll und 3 Linien. Der mittlere Vorderzehe mit der Klaue hat 7 Linien. Die Seitenzehen sind etwas kürzer, die hintere fast eben so lang, als diese. Die Flügel bedecken ein Drittel des Schwanzes. Schnabel und Füße sind roth, und Letztere mit braunen Klauen versehen. Der obere Theil des Gefieders fällt aus dem Grauen ins Braune, und unterwärts ins schmutzig Weiße. Auf jedem Flügel ist ein glänzender, stahlfarbiger Fleck zu sehen. Die großen Schwungfedern sind innerhalb rothbraun, die großen Deckfedern derselben schwarz an ihrer Spitze, und die Ruderfedern ganz schwarz gefärbt. Sie führt auch den Namen Schwarzhals, Turtur capitis bonae spei; Fr. la Tourterelle à cravate noire du Cap de bonne Esperance. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch eine Art von glänzend schwarzem Kragen unten am Halse und an der Kehle, da hingegen das Weibchen auf eben diesen Theilen bloß graue mit Braun vermischte Farben zeigt. Man findet diesen Vogel nicht bloß auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern auch am Senegal, und in allen südlichen Gegen Afrikas. — g) Die grüne Amboinische, Batavische und Javanische Turteltaube, die Batavische Taube, der Grünrükken, der Türvert, Turtur viridis Amboinensis, seu Aenea, Columba Indica, Columba Javanensis; Fr. la Tourterelle à gorge pourprée d'Amboine, ou verte d'Amboine, la Tourterelle de Batavia et de Java, eine Vögelart, welche mit der Turteltaube in Verwandtschaft stehen soll, aber von einigen Naturforschern für eine ganz eigene, von allen andern abgesonderte Gattung beschrieben wird. Man hält die verschiedenen unter diesem Namen angeführten Turtel-

tauben nur für Spielarten. So soll es auf Java unzählige Turteltauben von verschiedenen Farben geben, als grüne, mit schwarzen und weißen Flecken, gelbe und weiße, weiße und schwarze, und eine Art von aschgrauer Farbe. An Größe sind sie untereinander eben so sehr, als an Farbe unterschieden. Einige sind so groß, als eine Taube, andere kaum so groß, als eine Drossel. So ist die Amboinische grüne Turteltaube, mit der Amboinischen purpurbrüstigen eine und dieselbe Taube; denn nur die Purpurfarbe der Brust macht an diesem Vogel den Hauptcharakter aus. Die Amboinische grüne Turteltaube spielt aus einem grünlichen Goldglanze in eine reine Kupferfarbe; der vordere Theil des Kopfes, ingleichen die Brust sind aschgrau, der untere Theil des Halses glänzt in violettem Purpur. Die großen Deckfedern der Flügel haben eine schwefelgelbe Farbe mit sichtbaren Rändern, der Schwanz hat unterwärts eine schmutzig weiße Farbe; Schnabel und Füße sind roth, Letztere halb mit Federn bedeckt, und mit graubraunen Klauen bewaffnet. Ihre Größe reicht nicht völlig an die Größe der Europäischen Turteltaube. Die ganze Länge beträgt 7 Zoll 9 Linien, die des Schnabels 8 Linien, des Schwanzes 2 Zoll und 1 Linie, der mittelsten Vorderzehe mit ihrer Klaue 11 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen bis an die Mitte des Schwanzes. Die Batavische Turteltaube ist auch bloß eine Abänderung, und, wie man vermuthet, nach dem Alter und Geschlechte; denn aus derselben Himmelsgegend, ist sie auch in Ansehung der Größe, Form und Farben wenig unterschieden. Sie hat einen grünen Rücken, blauen Kopf, gelbe Kehle und Burzel, und rothe Schwungfedern an der äußern Seite der Flügel. — Auch die schon erwähnte Javanische Turteltaube ist nur eine Abänderung der Vorigen, die sich blos durch den Unterschied ihrer Farben von dem untern Theile des Körpers auszeichnet; sie hat eine Kupferfarbe am Kopfe, am Halse und

an der Brust; auf dem Rücken und den Flügeln ist sie grün, braun aber auf den großen Federn der Flügel des Schwanzes. Ein andere Art grüner Tauben ist die schwarzgehaubte Javanische grüne Taube, oder die grüne Taube mit schwarzer Kappe. Sie ist vorn am Kopfe, an den Seiten desselben, und oben an der Brust weiß, auf dem Hinterkopfe mit einer schwarzen Platte bedeckt, unter dem Schnabel gelb, am übrigen Theile des Halses, an der Brust, am vordern Theile des Bauches, auf dem Rücken, auf den kleinen und mittlern Deckfedern der Flügel schön grün, die großen Schwungfedern aber dunkelpurpurroth. Am hintern Theile des Bauches und auf den Deckfedern unter dem Schwanze herrscht eine gelbe Farbe, die sich an der untern Seite des aschfarbigen Schwanzes in Purpur verliert. Die Schenkel sind auswärts grün, einwärts gelb; die Zehen sind dunkelroth gezeichnet. — Zu der, oben, S. 562, erwähnten Turteltaube von Luçon, kann man noch die graue blutfleckige Turteltaube, la Tourterelle grise ensanglantée de l'Isle de Luçon, rechnen, die am obern Theile des Kopfes weißlich grau, am Nacken violett, ins Grünliche spielend, und deren Kehle weiß ist. Auf der Brust hat sie einen blutrothen Fleck, dessen Farbe in der Mitte am stärksten, gegen den Rand hin etwas minder dunkel und mehr vertrieben erscheint. Ihr Bauch ist grau, und röthlich schattirt. Auf dem Rücken, den Schwungfedern, und an den Enden der großen Federn des Schwanzes entdeckt man eine schwarze Farbe. Ueber die ganze Breite der Flügel verbreiten sich drei graue und zwei schwarze Querstreifen. Die Wurzel des Schwanzes ist grau, der Schnabel schwarz, die Stirn rostfarbig, und die Füße röthlich-violett gezeichnet. Die weiße blutfleckige Turteltaube ist ungefähr so groß, als die weiße Turteltaube, die man in Deutschland und Frankreich oft auf Taubenschlägen und bei den Vogelhändlern findet. Das ganze Gefieder

dieser Taube ist glänzend weiß, nur im Nacken und auf der Brust hat sie rothe Federn, die einen großen blutrothen Flecken bilden, welcher das Ansehen hat, als wäre der Vogel mit einem Messerstiche verwundet, und hätte diese Stelle mit seinem eigenen Blute gefärbt. Schnabel und Füße haben eine rothe, der Stern eine röthlich-violette Farbe. — h) Die Senegalische Turteltaube mit und ohne Halsband, die rothbauchige Taube; Turtur Senegalensis, Turtur torquatus Senegalensis, Columba afra; Fr. la Tourterelle du Senegal, ou à collier du Senegal, ou à gorge tachetée du Senegal. Die Senegalische Turteltaube ohne Halsband spielt auf dem obern Theile des Körpers aus dem Grauen ins Braune, ist auf der Brust weinfarbig, unterwärts schmutzig weiß gefärbt; alle Schwungfedern sind innerhalb rothbraun, die Ruderfedern unten schwarz, jeder Flügel mit einem grünlichen Goldglanz gefleckt. Sie hat die Größe der Amsel. Die ganze Länge beträgt nur 8 Zoll. die des Schnabels 8 Linien, des Schwanzes 2 Zoll 9 Linien, der mittelsten längsten Vorderzehe mit ihrer Klaue 9 Linien. Die Flügel reichen in ihrer natürlichen Lage bis etwa gegen die Mitte des Schwanzes. Die Senegalische Turteltaube mit schwarzem halben Ringe auf dem Halse, welche größtentheils der Vorigen gleicht, nur daß ihre braunen Schwungfedern am äußersten Rande schmutzig weiß gesäumt, die Seitenfedern im Schwanze schwarz und an ihren Enden grau erscheinen. Ihre ganze Länge beträgt 9 Zoll und 6 Linien, die des Schnabels 9 Linien, des Schwanzes 3 Zoll, der mittlern Vorderzehe 10 Linien mit ihrer Klaue. Der Schnabel ist schwärzlich und nicht roth. Die Klauen haben eine bräunliche Farbe. Die dritte Abänderung unterscheidet sich von den beiden Vorigen durch die schwarzen Flecken unten am Halse, und durch die auswärts aschgraue, inwärts braune Schwung-

federn und durch die drei äußersten, an der hintersten Hälfte weiße Ruderfedern. — i) Die gestreifte Chinesische Turteltaube, Turtur Sinensis striatus, Columba Sinica; Fr. la Colombe de la Chine, la Tourterelle rayée de la Chine; Engl. Dove from China, von der Größe der Lachtaube; sie ist oberwärts braun, mit einigen schwarzen Querstrichen bogenförmig bezeichnet, unterwärts blaßrosenfarbig; die mittlern großen Schwungfedern der Flügel sind weiß, die Ruderfedern schwarz, von außen mit weißen Rändern geziert. Der Wirbel des Kopfes ist achatfarbig, die Backen und der Hals an der Seiten gelb, die Federn an den Seiten des Halses mit rothen Spitzen geziert. Zwischen dieser und der Farbe des Rückens findet sich der Länge nach ein Streif, der aus blauen Federn besteht. Der Schnabel ist bläulich, die Füße sind roth, und die Klauen weiß. Der Vogel hat durch die rothen, gelben und weißen Streifen am Kopfe und Halse ein schönes Ansehen. — k) Die gestreifte Indianische Turteltaube, die graugeschuppte Turteltaube, Turtur Indicus, striatus, Columba striata; Fr. la Tourterelle rayée des Indes, le Pigeon barré; Engl. the transversal-striped or bared Dove, die nicht, wie die Vorhergehende, nach der Länge des Halses, sondern quer über den Leib und über die Flügel gestreift ist. Sie hat nicht ganz die Größe der Europäischen Turteltaube; ihre Länge beträgt ungefähr 9 Zoll und 6 Linien, die Länge des Schnabels 9 Linien, des Schwanzes 3 Zoll 9 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen ungefähr bis an die Mitte des Schwanzes. Der Vordertheil des Kopfes, die Backen und Kehle sind hellblau, der Hintertheil und Wirbel desselben röthlichbraun; der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind graubraun, mit schwarzen Bogen in die Quere gestreift; der Burzel und die obern Deckfedern des Schwanzes haben eben diese Farbe, aber keine schwarze Bogen. An der untern Seite des Kör-

pers herrscht eine hellrothe, an den Seiten die blaue Farbe. Von der Nase bis zu den Augen läuft auf beiden Seiten ein weißer Strich in die Höhe. Die Augen liegen in einem weißen Felde, und ihre Regenbogen spielen aus dem Aschfarbigen ins Blaue. Der Schnabel hat eine lichte Hornfarbe, die Nasenlöcher werden von einer hellblauen Haut bekleidet, und die Füße sind hellroth mit schwarzen Klauen bewaffnet. — l) Die Amboinische Turteltaube, von braunrother Farbe, mit einem langen Schwanze versehen, an den Federn des Halses und der Brust mit schwarzen Wellen geziert. Ihre Schwungfedern haben eine braune, die Ruderfedern eine braunrothe, Schnabel und Füße eine rothe, die Klauen eine bräunliche Farbe. Die Größe ist wie bei der Europäischen Turteltaube, die Länge des ganzen Körpers 14 Zoll, die des Schnabels 10 Linien, des Schwanzes 8 Zoll, der mittlern Vorderzehe mit ihrer Klaue 1 Zoll. Die zusammengelegten Flügel reichen etwa 3 Zoll über den Ursprung des Schwanzes. Das Weibchen unterscheidet man vom Täuber durch die helleren Farben des ganzen Körpers. — m) Die Sperlingstaube, die Jalousietaube, die kleinste Amerikanische Taube, die kleinste gefleckte Turteltaube, das Steintäubchen, die graue Turteltaube, Columba passerina, Columba minuta, Turtur parvus Americanus; Fr. la petite Tourterelle brune d'Amerique, la Tourterelle d'Amerique; Engl. Ground-Dove, mit aschgrauem Gefieder, unten an der Brust rothbraun; sie gehen immer paarweise und werden häufig in Wäldern angetroffen. Diese Vögel sind gern an bevölkerten Orten, und pflegen ohne Schüchternheit auf den Wegen herumzuwandern. Jung gefangen, sind sie sehr leicht zu zähmen; sie sind sehr fett, sehr schmackhaft, und gut zu essen.

Die Turteltaube ist Einer mit von den ältesten Vögeln, welche schon in der heiligen Schrift erwähnt wer-

den. Zu Christi Zeiten wurden die Turteltauben als ein Muster der Einfalt und Aufrichtigkeit aufgestellt. Matth. X, 16, sagt Christus selbst zu seinen Jüngern: seid ohne Falsch, wie die Tauben, das heißt, seid aufrichtig und verkündet mit Liebe meine Lehre. Man vergleiche Zorn Petinotheologie I, Th. 3, Kap. §. CXI, p. 521; auch vergleiche man ferner Jesaias Kap. 38, Vers 14, und das hohe Lied Salomonis Kap. 2, V. 14, wo der Christ ermuntert wird, seine Sünden zu bereuen und zu beklagen, und seine Zuflucht zum Heiland der Menschen zu nehmen, ruhig und friedliebend zu seyn. Auf die letzte Stelle haben die Montanisten sich gefußt, deren Stifter Montanus um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Phrygien lebte, und eine schwärmerische Sekte stiftete, die bald über Kleinasien und Afrika sich ausgebreitet hatte, und die, wie sie sagten, das Christenthum zu seinem vollkommneren Mannsalter bringen wollten, weil Christus und die Apostel aus Schonung der menschlichen Schwachheit, ihre Anhänger nur über die Kindheitsperiode des alten Testaments hinaus, bis in das Jünglingsalter der Religiosität und Moralität gebracht hätten. Sie fasteten sehr häufig, hielten die Ehe für ein nothwendiges Uebel, verboten daher die zweite Ehe auf das Strengste, beriefen sich auf diese Stelle, und gaben an: der Christ sollte sich nur eine Gattin, wie die Tauben, wählen, und von den Tauben lernen, wie Gerhard darüber bemerkt hat*). Die Turteltauben wurden ferner zum Opfer gebraucht, und waren nur dann dazu geeignet, wenn sie schöne glänzende Federn am Halse hatten. Man rechnete sie unter die reinen Thiere, weil sie bloß Körner und Gesäme, und nicht, wie die Enten, unreine Dinge fressen. Es gab in

*) In h. L. p. 558: Ita igitur Salvator noster animalia terestria praeceptores nobis sistit, ut ab iis discamus, quomodo gerere nos debeamus. Ex volatilibus columbam, a qua sinceritatem et integritatem discere debemus etc.

den Jüdischen Landen besonders viele Tauben; sie wurden den Juden als ein Bild der Reinlichkeit und Einfalt des Herzens aufgestellt, welche Gott den Juden anempfohlen hatte, und wurden als Brandopfer (3 Mos. Kap. 1, V. 14) gebraucht, und der Priester nahm das Opfer von dem Ueberbringer, nahete sich dem Altar, an welchem Orte er wollte, welches ihm bei diesem Opfer freigestellt war, jedoch gegen Abend; kneipte mit den Fingern den Kopf ab, indem er die Taube bei den Flügeln zwischen zwei seiner Finger hielt, den Hals über die zwei Finger nach den Flügeln zurückzog, hierauf mit seinem scharfen Nagel, den er sich zu dem Ende wachsen lassen mußte, gegen das Genick des Vogels hinauf streifte, und so den Kopf bis auf die Gurgel ablöserte, bis er ganz weggenommen werden konnte. Die Juden hielten das Abkneipen für eine der beschwerlichsten Verrichtungen bei dem Levitischen Priesterthume. Der abgelöserte Kopf wurde ferner, nachdem er oben auf dem Altare gesalzen worden war, in das Feuer geworfen, und das ausfließende Blut ließ der Priester an die untere Wand des Altars fließen. Hierauf wurde der Taube der Kropf herausgenommen, und die Eingeweide sammt den Federn auf den Aschenhaufen, dem Altar gegen Morgen, gelegt, und Alles außer dem Lager geschafft. Ferner mußte der Priester ein solches Vogelopfer zwischen den Flügeln spalten, aber weder etwas absondern, noch zerreißen, welches nach der Meinung von einigen Schriftstellern auf folgende Weise geschah: Die Taube wurde unten am Bauche mit dem Nagel und Finger aufgerissen, damit man die Gedärme, und Alles, was nicht gegessen wurde, herausnehmen konnte. Nun wurde sie auf den Altar gebracht, daselbst gesalzen, aufs Feuer gebracht, und ganz verbrannt (Marc. IX. 49). Man nannte dieses ein Feuer zum süßen Geruche des Herren, nach dem Hebräischen ein Aufsteigopfer, weil es ganz, außer Kopf, Federn und Kropf, sammt den in-

nern Theilen, verbrannte, und Alles, was rein daran war, im Rauch aufsteigen mußte. Zum Sündopfer, wozu man die Turteltauben auch brauchte, wie schon oben, S. 487, angeführt worden, wurde auf folgende Weise mit diesen Vögeln verfahren: Der Priester schnitt dem Vogel an irgend einem Orte des Altars mit seinem Nagel gegen das Genick über in den Hals hinein bis auf die Gurgel, und öffnete so die Adern. Der Kopf mußte bei diesem Opfer hängen bleiben, und wohl deshalb, damit das Opfer, besonders armer Leute, doch auch einiges Ansehen hatte. Mit dem auslaufenden Blute mußte ein Theil an die Seite oder den Umgang des Altars gesprengt werden, den andern Theil ließ der Priester auf dem Boden des Altars ausbluten. Auf diese Art wurden die Tauben nicht verbrannt, sondern gehörten dem Priester, der sie essen durfte. Besonders bei der Reinigung einer Kindbetterin und von armen Leuten wurden die Turteltauben zum Brand- und Sündopfer, und zwar paarweise gebraucht; denn Erstere war, wenn sie einen Knaben gebar, bis zum siebenten Tage unrein; nachdem sie am Anfange des achten Tages sich gebadet hatte, so mußte sie, ob sie gleich mit ihrem Gatten umgehen durfte, dennoch dreiunddreißig Tage zu Hause bleiben, und keine heiligen Sachen anrühren. Bei einem Mädchen mußte sie wegen des stärkern Blutflusses die Zahl der Tage verdoppeln. War diese Zeit vorüber, so brachte sie das Opfer, wenn sie rein werden wollte: Reiche opferten ein Lamm zum Brandopfer, und eine Taube zum Sündopfer; Arme nur zwei Tauben. Das Weib wurde mit dem Blute ihres Opferthiers besprengt. Nur alte Tauben konnten geopfert werden, oder wenigstens nur solche, die vermausert waren, und zwar von den Türteltauben jene, von den andern Tauben diese, weil beide Arten in diesem Alter am besten zum Essen sind. Die glänzenden Federn wurden als ein Zeichen der Tauglichkeit der Tauben zum Opfer gehalten. Die größern

Tauben durften diese Federn aber nicht haben*). Da nun die Opfer Vorbilder auf Christum waren, so wird man leicht einsehen, daß auch die zum Opfer bestimmten Thiere fehlerfrei seyn, und ohne zerrissen zu werden geopfert werden mußten. Aussätzige opferten andere Vögel, denen der Kopf abgeschnitten, und die, nach dem Gebrauche, nebst Allem eingegraben wurden. — Die Turteltaube soll ihren Namen von ihrer Stimme, im Hebräischen Thor, im Griechischen Trügon, haben, welches im Lateinischen durch Turtur ausgedrückt wird. Andere leiten den Namen von dem Stammworte Thur, erforschen, ausforschen, ab, weil die Taube die Jahreszeiten, Wetterveränderungen und Krankheiten zu erforschen und zu empfinden scheint. Ferner haben fast alle Schriftsteller, die von der Turteltaube geschrieben haben, behauptet, daß, wenn eine Taube ihren ersten Gatten verliere, sich solche nicht mehr mit einem andern begatte, sondern ledig bleibe. Dieses streitet indessen gegen die Erfahrung, die man in Taubenschlägen macht, und auch anstellen kann, wo sowohl die Tauben, als auch die Täuber, wenn die Eine oder der Andere durch das Absterben des Gefährten, ehelos wird, sich wieder mit Andern paaren; daß es auch hier, wie bei den Menschen, Ausnahmen giebt, und ein Täuber oder eine Täubin den Verlust des abgeschiedenen Ehegatten länger betrauert, ist auch gewiß; denn man hat Fälle, wo sowohl Täuber, als Taube, mehrere Jahre ledig blieben, sich nicht wieder mit andern paarten, indessen geschah es doch noch späterhin, selbst im Alter. Ja man hat Fälle, wo ein Täuber sich viermal mit einer andern Taube paarte,

---

*) Ex turturibus nonnisi adulti, quorum plumae iam pleno splendore fulgebant; ex columbis pulli, qui adhuc splendore omni carebant, erant legitimi. Unde initium splendoris utrosque reddebat illegitimos, Turtures, quia nondum justam aetatem attigerant, pullos columbarum, quia eandem iam excesserant. Lenius Antiq. Ebr. P. I. C. XIII. — Conf. Lundius, in den jüdischen Heiligthümern. L. III. Cap. XXXIV. p. 571.

nachdem er jedesmal seine Taube verloren hatte. Indessen trauern Täuber und Taube immer mehrere Wochen um den Verlust ihres Gatten, ehe sie wieder zur zweiten Paarung schreiten, welches auch bei andern Vögeln geschieht; sobald sie aber im Frühjahre ungepaarte Tauben treffen, so paaren sie sich mit diesen, wenn nämlich sich beide Theile gefallen, welches auch hier, wie bei den Menschen ist, wenn nicht das Geld ꝛc. bei den Letzteren berücksichtiget wird, sondern nur der Gegenstand. Aeltere Schriftsteller leiten dieses von den Aegyptern her, da diese den Ruhm einer besondern Weisheit mit Recht verdienen; sie machten die Turteltaube schon zu einem Bilde der Enthaltsamkeit nach dem Tode des ersten Gatten. Dieses widerspricht Borchari Hierozoic, P. II. L. 1. C. IX. fol. 58*). Nach einigen Schriftstellern soll der verlassene Theil sich nicht mehr auf einen grünen Baum, sondern nur auf einen dürren Ast des Baumes niederlassen, und so gleichsam den Tod des Gatten betrauern.

26) Die Lachtaube, Turteltaue mit schwarzem Halsbande, die gemeine oder einheimische Turteltaube, das Türkische Täubchen, das Indianische Turteltäubchen, die Rothslauf-, Gicht-, Vogel-, auch Stubentaube, kleine Schamoataube, die lachende Taube; Columba risoria, s. cucuriens; Fr. la Tourterelle à Collier, la Tourterelle des Indes; Engl. the collared Turtle, the Turtle Dove from India. Die Stimme dieser Taube ist theils lachend, theils heulend, und während sie heult, macht das Männchen, wenn es zum Weibchen will, oder sie von einander getrennt werden, Sprünge. Es ergötzt gleichsam sein Weibchen mit seiner lachenden

*) Schlichter de turture, p. 10. sagt dagegen: Neque id satis certum est, turturem inviduitate alteri non copulari, quamvis Scriptores qui id adserunt, defendat numerus junctaeque umbones phalanges.

Stimme, und sobald es zum Neste, oder die Taube, welche er sehr liebt, dahin haben will, so giebt es lachende oder heulende Töne von sich, dreht sich aber nicht im Kreise herum, wie die Haustaube, sondern verrichtet zwei oder drei Sprünge nach dem Weibchen, und steht dann still, senkt den Kopf gegen die Erde, blähet ihn auf, und läßt seine lachende Stimme: ha, ha, ha? hören. Die Lachtaube ist 1 Fuß 1½ Zoll lang, und 22 Zoll breit, oder, Pariser Maaß, 1 Fuß lang und 20 Zoll breit. Der Schnabel ist dünn, bis zur Wurzel schwärzlich, 10 Linien lang, dann röthlich weiß; der Augenstern ist goldgelb; die Füße blutroth. Der Oberleib ist röthlich-weiß, gleich der Chocolade mit Milch, der Unterleib weiß; der hintere Theil des Halses ist mit einem halbmond-förmigen schwarzen Fleck bezeichnet, dessen Spitzen nach vorn gekehrt sind, und welcher abwärts weiß eingefaßt ist; die Schäfte der vordern Schwungfedern und derer im 4½ Zoll langen Schwanze sind schwärzlich grau. Die gefalteten Flügel reichen bis über die Hälfte des Schwanzes. Die Beine sind geschildert, 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 15 Linien, und die hintere 8 Linien lang, die Klauen braun. Nach einer genaueren Beschreibung ist der obere Theil des Kopfes und Halses, der Rücken und die Deckfedern der Flügel röthlich-weiß. Der Vorderhals und die Brust sind weiß, mit weinfarbigem Anstriche; der übrige Unterleib ist weiß, und der After graulichbraun, die Schwungfedern eben so weißlich gerändert. Der Schwanz ist aschgraulich, die beiden mittlern Federn gleichfarbig, die übrigen mit weißen Spitzen, die äußerste weiß am äußeren Rande; der Hintertheil des Halses hat den gewöhnlichen Halsfleck oder Ring, einem Bande ähnlich. Das Weibchen ist weißer. Man trifft auch beinahe ganz weiße an, wenigstens grauhell, auch Weiße ins Aschgraue spielend, mit einem schwarzen Halsbande. Ihr eigentliches Vaterland ist Indien, China und das südliche Europa, wo sie auf den Bäumen gleich

den Turteltauben nisten. Bei uns in Deutschland ist es ein Stubenvogel; man zieht sie in den Stuben, entweder in Käfichen oder läßt sie frei herumlaufen, und dieses hauptsächlich, weil sie, wie die Vorhergehenden, für Gicht und Podagra helfen sollen. Sie brüten gewöhnlich zweimal im Jahre, und die Täubin legt zwei ovale weiße Eyer in ein Nest, welches sie aus Fäden, Wolle, Stroh, und was sie in der Stube findet, ausstattet. Das Brüten geschieht in sechzehn bis achtzehn Tagen. Obgleich das Brüten emsig geschieht, so ziehen sie doch selten mehr als ein Junges auf, indem mehrentheils ein Ey verdorben ist, oder ein Junges Hungers stirbt; legt man ihnen Hühnereyer unter, so sollen die jungen Hühner, die herauskommen, sehr böse werden. Es versteht sich, daß man nur zwei Hühnereyer, und die kleinsten, ihnen unterlegen darf. Die jungen Tauben, die sie aus ihren Eyern brüten, sehen den Alten beim Auskriechen aus dem Eye ähnlich; nur sind sie etwas röthlicher, und man kann schon im Neste ihr Geschlecht daran erkennen, daß die Männchen röther sind. Einige waschen sich mit dem Trinkwasser, Andere sperren sie unter die Bettladen, und wollen eine widergichtliche Wirkung an ihnen wahrnehmen. Da sie gern warm sitzen, so bleiben sie in den Schlägen wegen der Kälte nicht gern, und werden daselbst leicht von den Raubthieren gefangen. Man kann sie zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, muß aber dazu den rechten Zeitpunkt abwarten, das heißt, bei den Jungen, wenn sie bald fliegen können, und sie immer an den Ausgang aus dem Schlage zu gewöhnen suchen, welches auch leicht geschieht; bei den Alten hat es schon mehr Schwierigkeiten, weil diese leicht aufgescheucht werden können, und dann den Schlag nicht wieder finden. — Die Lachtauben sind verträglich, reinlich, und leicht zu nähren, wobei man aber den Schlag oder das Bauer ꝛc. fleißig reinigen muß, damit nicht Ungeziefer, z. B. Wanzen und Flöhe, durch ihren Koth

entstehen. Ihre Nahrung sind Gesäme oder Sämereyen, besonders Hirse, Mohn, Lein, Hanf, Heidelbeeren ꝛc.; auch Salat, Sand, Erde, Salz und Salpeter nehmen sie zu sich; am liebsten fressen sie Semmel in Milch geweicht; auch fressen sie andere Samen, die sie außerhalb des Schlages finden. Beim Landmanne findet sich beim Einkaufe dieser Tauben ein Aberglaube, indem derselbe vorgiebt, daß wenn man dergleichen Tauben mit Geld ablöse, man zugleich die Krankheit miterbe oder kaufe; auch halten die Leute die Gekauften für weniger heilsam. In der Stube erreichen sie selten ein Alter über acht Jahre, und sind dabei vielen Krankheiten unterworfen, wie z. B. geschwollenen Füßen, Darrsucht, Blattern, Beulen ꝛc. Die Geschwulst und das Zittern ist oft am ganzen Körper; beim Rothlauf bekommen sie ganz rothe Füße und theilen so die Krankheiten mit ihrem Hausherren. Auch mit den kleineren Tauben: den Mövchen, Tümmlern ꝛc., begatten sie sich, und vertragen sich auch mit ihnen im Schlage, so weit nämlich die Verträglichkeit gehen kann. In der Stube sperrt man sie auch gern unter oder hinter den Ofen, wenn solcher auf hohen Füßen steht; auch in große Heckbauer, oder man macht sonst einen Schlag für sie in der Küche. Man kann in ihre Behältnisse auch Rothkehlchen und Meisen sperren, um das Ungeziefer zu verzehren, wozu auch die Staare Lust bekommen, mit denen sie sich aber nicht gut vertragen, daher können diese nur eingelassen werden, wenn man die Tauben herausläßt. Quedel in das Nest gelegt, soll das Ungeziefer gleichfalls vertreiben, so auch eingewickelter Kampfer und andere Ingredienzien, die stark riechen. — An Varietäten hat man: a) die weiße Lachtaube, Columba risoria candida, ganz weiß mit halbmondförmigem Ringe um den Hals. — b) Die Zwitterlachtaube, Zwitterturteltaube, Columba turtur hybridus; Fr. la Tourterelle mulette. Man zieht sie leicht in der Stube mit einer Turtel- und Lachtaube, de-

ren Junge von beiden Eltern etwas enthalten, zuweilen aber ganz weiß werden. Gewöhnlich sind sie am Kopfe, Halse, der Brust röthlichgrau, der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind aschgrau rothschimmernd; am Bauche, an den hintern Schwungfedern und den Schwanzspitzen weiß, die großen Schwungfedern graubraun; sonst haben sie Alles mit den Eltern gemein, ausgenommen, daß die fruchtbaren Zwitter größer werden, und ein eigenes Geschrei bekommen. — c) Die Chinesische graue Lachtaube, Fr. la Tourterelle grise de la Chine; Engl. Chinese grey Turtle. Sie soll China und Madras bewohnen. Ihr Schnabel ist schwarz, der Augenstern roth, die Füße gelb, der Scheitel grau, der Hinterkopf tief weinfarbengrau, rund um die Augen weiße Federn; der Vorderhals, die Brust und der Bauch blaßröthlich weinfarbengrau. Die Federn des Hinterhalses haben die Gestalt eines verkehrten Herzens, sind schwarz von Farbe, bilden einen breiten halben Mond, und haben auf jeder Seite ein rundes weißes Fleckchen; die Flügel, der Rücken und der Steiß sind schmutzig braun, die übrigen sind an der Wurzel die Hälfte schwarz, und von da bis zum Ende weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes sind blaß röthlichgrau.

Bei der schon oben angeführten und beschriebenen Holztaube (Columba oenas), S. 495 u. f., findet man in allen Beschreibungen von Naturforschern und Taubenliebhabern Verwechselungen mit der zahmen Feldtaube, dem Feldflüchter (Columba Livia), ja man macht oft noch mehrere Eintheilungen, und trennt von der Holztaube die Felsen- und die Bergtaube, als besondere Spielarten, obgleich Andere sie, und wohl sehr richtig, für einerley mit der Holztaube halten. Einige halten die Holztaube und den Feldflüchter für einerley, Andere, und mit mehr Recht, trennen sie als zwei besondere Arten, indem die Holz- oder Hohltaube sich nur in den Wäldern und Feldhölzern,

und hier besonders in denjenigen Wäldern, wo vermischtes Holz, wie Fichten, Buchen, Tannen, Kiefern, Eichen, Eschen ꝛc., steht, aufhalten, auf diesen Bäumen sitzen, in deren Höhlungen Schutz gegen die Witterung suchen, und auch brüten; die Feldtauben halten sich dagegen in Schlägen auf, oder unter Dächern, Fensterstöcken, Dachsparren, in alten Gemäuern, auf Thürmen, in alten Schlössern ꝛc., man findet sie daher nicht auf den Bäumen in den Wäldern, noch in den Vorhölzern, und wenn sie ja einmal mit den Holztauben in das Holz fliegen sollten, so werden gewiß wenige sich darin ansiedeln, wohl aber ziehen die Holztauben oft mit den Feldflüchtern nach Hause, und bleiben bei diesen, hauptsächlich gegen den Winter, wo sie dann in dieser Jahreszeit auch in dem Schlage bleiben, sich mit den Feldflüchtern paaren, und wohl für immer ansiedeln. Durch diese Ansiedelung scheinen die Feldtauben oder Feldflüchter entstanden zu seyn, die sich nun durch Zucht, Klima, Nahrungsmittel ꝛc., als eine eigene Gattung fortgepflanzt, und einen eigenen Charakter angenommen haben, der sich sowohl in der Lebensart, als auch in der Gestalt und Färbung der Federn ꝛc. ausdrückt. Die Holztaube ist daher als ein rein wilde Taube zu betrachten, die Feldtaube dagegen als eine halbzahme Haustaube; denn ganz zahm kann man sie nicht nennen, da sie nicht im Schlage bleibt, sondern auf das Feld zieht, um ihre Nahrung zu suchen, und auch noch sehr scheu ist, sich nicht auf die Höfe niederläßt, wenn Geschäftigkeit darauf herrscht, Menschen und Vieh darauf herumgehen, welches aber die Haustauben thun, die nur auffliegen, wenn man sich ihnen zu sehr nähert, oder sie absichtlich aufgescheucht werden ꝛc. Die Nahrung der wilden Tauben oder Holztauben ist wie die der übrigen Tauben: Rocken, Weizen, Gerste, Erbsen, Linsen, Lein-, Tannen- und Kiefersamen. Hanf ist ihre Lieblingsspeise, auch fliegen sie im July nach Heidelbee-

ren. Sie nisten zweimal im Jahre, und die Taube legt jedesmal zwei weiße ovale Eyer, die von denen der zahmen Tauben wenig abweichen. Der Täuber trägt der Täubin in einen hohlen Baum, den sie fast alle Jahre beziehen, wenn sie nicht verscheucht werden, seltener in Felsenritzen oder in die Höhle eines alten Gemäuers, etliche kleine Reiser zu, aus welchen sie ein unregelmäßiges Nest bauet, worein sie ihre Eyer legt, die in sechzehn bis achtzehn Tagen gemeinschaftlich ausgebrütet werden; nach vier Wochen sind schon die Jungen zum Ausfluge geschickt. Der Täuber koset die Täubin nicht bloß durch Schnäbeln, sondern auch mit einem hellen Geschrei, wie die zahmen (Ruckser oder Rucken), dessen Töne eine Aehnlichkeit mit diesen Worten haben sollen, wobei er den Kopf niederbückt und lange auf einem Flecke stehen bleibt. Die Locktöne des Täubers sind ein hohles Heulen, nur tiefer und ruhiger als bei den zahmen Tauben, aber sein Liebkosen im Neste, mit ihm ganz übereinstimmend. Er löset das Weibchen im Brüten ab, und hilft die Jungen, die leicht zahm gemacht werden, erziehen, die sich auch leicht zum Ausfluge gewöhnen. — a) Die Felstaube Columba Saxatilis, die oben für einerlei mit der Holztaube ausgegeben worden, und es auch ist, hält man für eine Abänderung der wilden Taube, und giebt von derselben folgende Kennzeichen an: die Farbe ist aschgrau, an der Brust verwaschen weinfarbig, und auf jedem Flügel einen doppelten schwärzlichen Fleck. Die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, die kleinern und die Deckfedern aschgrau mit schwarzen Spitzen. An Farbe ist sie wenig von den wilden Tauben verschieden, so daß besonders die Jungen und gewöhnlich die Weibchen ihnen sehr ähnlich sehen. — b) Die Bergtaube, Columba Livia, wird auch von Einigen als eine Spielart von der Haustaube getrennt, und führt im Lateinischen denselben Namen, als der Feldflüchter oder die halbzahme Feldtaube, allein es ist

nicht diese, sondern die Holztaube. Man giebt dieser Taube als charakteristisches Kennzeichen eine aschblaue Farbe mit doppelt schwarzen Bändern auf den Flügeln, und einen weißen Unterrücken, den man beim Einkaufe an der zahmen blauen oder lichten Taube tadelt. Am Steiße sollen die Tauben am ersten ausarten; denn bald erzeugen sie, wenn sie auch den wilden ganz ähnlich sind, Junge mit weißem Steiße, und diese wieder andere von der gewöhnlichen Farbe. Beide gehören zu der wilden Race der gemeinen Taube. Die weiße Felstaube, Columba saxatilis alba, mit braunem Kopfe und Schwanze, die wieder eine Spielart der Felstaube seyn soll, ist, nach Bechstein, nur eine bloße Haustaube.

27) Die Kronentaube, große Kronentaube, der Haubenfasan, die Taube mit aufrechtstehendem Federbusche, die grunzende oder blökende Taube, Columba coronata, Columba Indica crista magna, Phasianus cristatus Indicus; Fr. le gros Pigeon couronné des Indes, ou de la nouvelle Guinée, le Faisan couronné des Indes. Diese Taube hat fast die Größe eines Truthuhns oder eines Puters. Der Scheitel ist schwarz, durch die Augen hin läuft ein dunkler Zügel; die immer aufgerichtete Krone besteht aus einem prachtvollen Federbusche, der 4 Zoll 9 Linien lang ist, mit lauter abgesonderten gekräuselten Federn. Die Hauptfarbe ist schön bläulichgrau; der Rücken und die obern Flügeldeckfedern sind rothbraun; die Schultern purpurfarbig, einige darunter stehende Federn sind weiß mit rothbraunen Flecken; die übrigen wie die Hauptfarbe. Die Füße sind weißroth gefleckt. Wenn der Täuber sich der Taube nähert, so soll er ein Blöcken hören lassen, und den Kopf einziehen. — Nach einer andern Beschreibung dieser Taube ist die vorherrschende Farbe am Kopfe, Halse, an der Brust, den Seiten und den Füßen, auch an den untern Deckfedern des Schwanzes, aschgrau, ins Blaue spielend. Der

Rücken, Steiß, die obern Deckfedern des Schwanzes, nebst den Schultern, sind dunkelaschgrau, mit Violett und Kastanienbraun gemischt, auch die Flügelfedern an der Spitze kastanienbraun, die Schwungfedern aschgrau gefärbt. An beiden Seiten des Kopfes ist ein schwarzer länglicher Flecken sichtbar, in welchem die Augen liegen; Schnabel, Füße und Klauen sind schwärzlich. In der Größe gleichen sie einem Pfauen; ihre Länge beträgt etwa 2 Fuß 3 Zoll, die Länge des Schnabels 2 Zoll, des Schwanzes 10 Zoll, der mittleren Vorderzehe mit ihrer Klaue 2 Zoll 2 Linien. Die zusammengelegten Flügel reichen ungefähr bis an die Mitte des Schwanzes. — Diese Taube nistet auf Bäumen, und macht ihr Nest aus Heu und Reisig; sie legt zwei weiße ovale Eyer. Im Brüten sollen sie nicht auf dem Neste sitzen, sondern nur darauf stehen, welches einige Naturforscher da beobachtet haben, wo man etliche dieser Tauben zog; allein die Jungen sind nicht ausgebrütet worden; es ist daher wohl möglich, daß sie nur in ihrem Vaterlande, wo ein größerer Grad der Wärme herrscht, auf diese Weise Junge ausbrüten. In Ostindien betrachtet man sie als einen Hausvogel, und hält sie auch gleich diesem. Die Eyer sind sehr schmackhaft, haben einen schönen gelben Dotter, und sollen besonders sehr gesund seyn. Man hält und nährt sie mit großem Gesäme: mit Weizen, Rocken, Gerste, Erbsen ꝛc.; auch fressen sie Spanischen Weizen, und Türkisches Korn. Man findet diese Vögel auf den Molucken, besonders auf der Insel Banda, auch soll man sie auf Neu-Guinea antreffen, ja einige Naturforscher wollen, daß das zuletzt angeführte Land ihr eigentliches Vaterland sey. Man bringt diese Vögel auch mit nach Europa, und findet sie daher auch in Spanien, England, Frankreich ꝛc., jedoch nur in Menagerien. In Ostindien soll man sie gleich den gemeinen Hühnern auf den Höfen erziehen und auffüttern.

**Recapitulation oder kurze Wiederholung**

der äußerlichen Theile der Taube. Fangen wir, wie billig, mit dem Kopfe an, so tritt der Schnabel zuerst hervor; er ist bei den Tauben mehrentheils nach Beschaffenheit der Farbe des vordern Kopfes, bald weiß, bald schwarz, bläulich, braun ꝛc. gefärbt, wenigstens erscheinen die Farben des Horns wie die Farben des Kopfes; er ist größtentheils gerade, nur vorn etwas mit seiner Spitze unterwärts gebogen, und an den verschiedenen Taubenarten, auch von verschiedener Länge, von 4 bis 7 Linien und darüber. In der obern Lade sitzen die Nasenlöcher, die, zur Verstärkung des Geruchs, von einer dicken, aber dennoch weichen Haut, von eben so ungewisser Farbe, als der Schnabel selbst hat, umgeben, auch zum Theil überdeckt sind. Man nennt diese erhabene Haut auch morchelartig, weil sie gleich einer Morchel bei mehreren Taubenarten erhaben und schwammig steht. Bei den kleinen Schnäbeln erscheint der Schnabel fast dreieckig, bei den langen verliert sich diese Form in der Länge. Die weißen Schnäbel haben eine Elfenbeinfarbe, wenigstens erscheint das Horn so; auch sind einige Schnäbel unten oder an der Spitze mehr gebogen, als andere, besonders bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. Der Schnabel dient, wie allen Vögeln, zu verschiedenen Absichten, nicht allein zum Aufnehmen und Einschlucken der Nahrung, zum Saufen, zum Bilden der Töne der Taubensprache oder des Taubenrufs, sondern auch zum Liebkosen oder Schnäbeln eines Pärchens, zur Erbauung ihrer Nester, zur Fütterung der Jungen, zum Ausputzen und Reinigen der Federn, sowohl vom Schmutze, als auch vom Ungeziefer, und zuletzt statt ihrer Waffe, um sich zu vertheidigen oder den auf sie eindringenden Feind, wenn sie ihm nämlich gewachsen sind, von sich abzuhalten. Der Kopf ist gewöhnlich rund, erscheint aber bei vielen Tauben als ein Oblongum, wenn sie ihn hervorstrecken, sonst liegt er bei mehreren Arten sehr tief in die Federn, indem sie den Hintertheil des Halses erhöhen,

wie z. B. bei den Schwalbentauben, Trommeltauben ꝛc. Im Verhältniß der Größe des Körpers ist er nur klein, und mehr vorwärtshängend; bald ist er ganz glatt, bald hat er auch noch eine Haube, Federhaube, am Hintertheile, die bei einigen Arten einen breiten Halbkreis macht, bei andern etwas spitz zugeht; und auf dem Schnabel, dem morchelartigen Theile, liegt eine Tolle, Schopf oder ein Röschen von Federn, wie bei den Trommeltauben, welches der Taube ein schönes Ansehen giebt.— Die Augen sind nur flach oder liegen vielmehr etwas flach, und treten nicht so erhaben hervor, als bei vierfüßigen Thieren. Die Farbe derselben ist fast so verschieden, als die der Federn, doch liegt dieses wohl mehr im Schimmer, sonst sind sie braun, grau schwarz, graugrünlich ꝛc., und dieses nach dem Alter der Tauben mehr lebhaft bei den jungen, als bei den alten, wo die Federn blasser erscheinen, wie auch bei den übrigen Thieren, und beim Menschen. Außer den, aus einer Haut gebildeten Augenliedern, die statt der Haare mit häutigen Erhöhungen versehen sind, schwebt unter denselben auch noch ein anderes feines Häutchen, mit welchem sie, ohne jedoch die Augenlieder zu schließen, die Augen willkührlich bedecken können. Man will sogar behaupten, daß sie durch letzteres Häutchen im Nothfalle gut genug sehen können. In so fern auch die Federn, wenn sie den Augen zu nahe ständen, den Richtungen derselben von allen Seiten begegnen, und ihr Gesicht dadurch hindern würden, so ist das Auge rings umher mit einem kahlen Häutchen umgeben; eben so sind auch die Gehörgänge beschaffen, jedoch einigermaßen mit Federn bedeckt. Der Hals ist bei den Täubern kürzer, dagegen sind die Beine höher, als bei den Tauben. Am Halse und an der Brust, welche, des bequemen Fliegens wegen, allemal spitzrund gewölbt ist, bei einigen aber auch wieder eine mehr breite Wölbung hat, obgleich sie immer ovalrund abläuft, ist der schönste

Farbenschimmer der Federn, besonders beim Darauffallen des Lichtes, der einen metallischen Glanz hat, und aus dem Blauen und Grünen, ins Purpurrothe übergeht; er zeigt sich bei allen Grundfarben der Tauben, selbst bei den gemischten; so ist er in der schwarzen, blauen, braunen, gelben ꝛc. Farbe, bei einer lebhafter, als bei der andern, selbst bei den lichtesten Farben, wie z. B. die Perlfarbe und Silberfarbe, tritt er hervor, selbst beim reinen weiß vermißt man ihn nicht; er erscheint hier aber nebelartig, wie ein Florüberzug, nur ganz leicht in den genannten Glanzfarben schattirt. Beim Rücken ist nichts Merkwürdiges; denn hier behalten die Grundfarben und alle gemischten Farben: scheckig, geschuppt, getüpfelt ꝛc., denselben Ton; nur wenn der Rücken bei den Tauben allein anders, als die übrigen Theile des Leibes gefärbt ist, so erhalten sie die Benennung der Schildtauben. — Der Burzel macht einen eigenen Theil an den Vögeln aus, welchen sie mit keinen andern Thieren gemein haben. Er ist fast wie ein Schiffsschnabel gestaltet, vertritt aber, seiner Beweglichkeit halber, nebst dem Schwanze, die Stelle eines Steuerruders. In demselben liegen zwei Drüsen, die einen dicken, gelblichweißen, fettigen und klebrigen Saft bereiten und läutern. Auf seiner Oberfläche sitzt nun das in einigen Gegenden sogenannte Löchel, in Gestalt einer Zitze. Es ist ringsherum durch die klarsten Federn abgesondert, und befördert die Ausführung des in den unterliegenden Drüsen zubereiteten Saftes, welcher den Vögeln, der gewöhnlichsten Meinung nach, dazu dienen soll, ihre Federn, wenn sie naß und schlaff geworden sind, dadurch wieder zu leimen, fettig und stehend zu machen. So oft sich also eine Taube gebadet oder der Regen sie durchnäßt hat, oder ihre Federn sonst in Unordnung gerathen sind, sucht sie solche zuerst in eine richtige Lage zu bringen. Hierauf wendet sie sich mit ihrem Schnabel zu dem besagten Löchel, drückt solches von unten herauf so lange, bis der darin befind-

liche Saft herausfließt, und sie vermögend ist, solchen mit ihrem Schnabel aufzufassen. Ist solches geschehen, so streicht sie diesen Saft mit dem Schnabel von hinten hervor an die schlaffen Kiele und Federn, und leimt so ihre zackichten Fäden damit aneinander. Da nun dieser Saft sehr fett und ölig ist, alles Oel aber das Wasser von sich abhält, so gewahrt man hieraus, warum der Regen so selten vermögend ist, Vögel niederzuschlagen, und warum die Wasservögel mitten im Wasser trocken bleiben. Es scheint aber, daß den Federn schon selbst ein Oel beiwohnt, das zu dieser Wirkung hinlänglicher ist, als der wenige Schleim oder das Oel aus den Burzeldrüsen. Man hält dieses Fett oder dieses Oel in der hinten stehenden Drüse auch für Unreinigkeit, die sich daselbst gesetzt hat, und die der Vogel mit seinem Schnabel ausdrückt, um sich des Juckens zu entledigen, welches dieses Oel verursacht, und er wischt nur seinen Schnabel an den Federn ab, um den Geschmack von der Zunge los zu werden. In dem Burzel ist der Sitz des Schwanzes, der mehrentheils aus zwölf Kielen von unbestimmter Farbe besteht, welche Federn bei den meisten Tauben, die Pfauentauben und noch einige andere ausgenommen, die man oben beschrieben findet, breit und niederwärts fallen. Er hat seine Richtung größtentheils dem beweglichen Burzel zu danken, durch dessen Hülfe er den Flug gerade zu, aufwärts und niederwärts lenkt. Auch legen die Tauben den Schwanz mehr abwärts oder niederwärts, und wenn der Täuber die Taube treibt, so fegt er damit den Boden, indem er immer auf die Taube zufährt, dasselbe thut auch die Taube, wenn sie getreten wird, oder sich dem Täuber gefällig erzeigt. Bei den Pfauentauben steht der Schwanz, wie bei dem Pfauenhahne und den Hühnern, in die Höhe, und bildet gleichsam einen Fächer, der aber die Taube am Fliegen dann hindert, wenn sich ein Wind erhebt, ja bei einem heftigen Winde, einem Sturme, wird die Taube oft nieder-

geworfen. Der Schwanz dient übrigens zum Rudern in der Luft; er ist das Steuerruder, womit die Taube ihren Flug dirigirt, indem sie ihn, wie sie es für dienlich hält, dadurch mehr zusammenzieht, mehr ausbreitet, mehr niederbeugt ꝛc. — Die Flügel sind bei den Tauben von besonderer Länge, und pflegen, hauptsächlich bei den wilden Arten, noch über den Schwanz hinauszureichen. Da nun die verschiedenen Richtungen des Fluges von dem freien Schwunge der Flügel abhängen, so überdekken die Schulterblätter die Pfanne nicht, in welcher sie an dem Schlüsselbeine dergestalt festgebunden liegen, daß die Kugeln so leicht nicht ausspringen, wenn man auch die Tauben bei den Flügeln in die Höhe zieht. Sie haben eine besondere Kraft in den Flügeln, die nicht allein zur Ausdauer im Fliegen dient, sondern auch um sich mit denselben zu vertheidigen, indem sie sich gegenseitig, in Feindschaft gerathen, damit schlagen, ordentliche Schläge austheilen, und dieses geschieht hauptsächlich mit dem obern Theile der Flügel, dem Schlüsselbeine, an welchem sich die sämmtlichen Flügelfedern vereinigen, und also auch die Hauptkräfte darin liegen. — Was die Beine und Füße betrifft, so ist darüber nicht viel mehr zu sagen, als was oben, S. 491, schon davon gesagt worden ist. Man unterscheidet die Beine und Füße in Roth- und Rauchfüße, oder in nackte und mit Federn bewachsene. An den rothen Beinen und Füßen kann man leicht das Alter einer Taube erkennen; denn nach dem sechsten oder achten Jahre, oft auch schon früher, verliert sich die Röthe der Schuppen an den Beinen und Füßen der Tauben, und sind die Schuppen hart, gleichsam hornigt, so kann man sicher auf eine schon alte Taube schließen. Bei den Rauchfüßigen gewahrt man solches an den mehr und mehr abgestutzten Federn der Beine und Füße, und an dem Mangel daran; auch haben die Federn nicht mehr den Glanz, wie bei den jungen Tauben. — Ueber die innern Theile der Tauben ist das

Nöthige schon oben, S. 492 u. f., angeführt worden. Man vergleiche übrigens mit dieser äußern Beschreibung des Taubenkörpers dasjenige, was schon oben, S. 490 u. f., darüber gesagt worden ist.

Temperament und Eigenschaften der Tauben. Wenn man bei dem Menschen vier Temperamente annimmt, worin sich seine Leidenschaften, seine Gefühle ꝛc. offenbaren, so kann man bei den Tauben nur zwei vorherrschende annehmen, das phlegmatische und das cholerische, wenn auch die beiden andern noch vorhanden seyn sollten, so würde doch eine zu genaue Beobachtung dazu gehören, um sie aufzufinden, obgleich man sanguinische und melancholische Tauben unter einem großen Fluge von hundert und mehreren Tauben wohl entdecken könnte; doch ist die Trauer einer Taube bei dem Verlassen oder Fortfliegen ihres Gatten, noch nicht Melancholie, und ein munteres Wesen, ohne besondere Lebhaftigkeit oder Feuer, noch nicht Sanguinik, wohl aber zeigt das Festsitzen einer Taube an einem Orte oft Stundenlang das höchste Phlegma an, und so die stete Lebendigkeit, das aufgeweckte, muntere, muthvolle Benehmen, das Cholerische, ein Temperamentsfeuer, an. Es giebt Tauben, von denen die ganze Gattung phlegmatisch zu seyn scheint, wie z. B. die Schwalbentauben, dagegen wieder andere, wo sich mehr Lebendigkeit und Kühnheit zeigt, wie z. B. die Tümmler, Mondtauben ꝛc. Man findet, daß die Tauben von cholerischem Temperamente weit schlanker gestaltet sind, als die von phlegmatischem, die gewöhnlich mit sehr hervorgestreckter Brust und mehr aufstehenden Federn, sowohl im Schlage, als auf dem Dache, sitzen. Die Ersteren lassen ihre Stimme fleißig hören, die Männchen lassen ihren Weibchen wenig Ruhe, und treiben sie immer zu Neste, beschäftigen sich stets mit ihnen, und reitzen sie zum Liebeswerke, welches auch die Weibchen thun, indem sie den Täuber stets mit dem

Schnabel an dem Kopfe umherfahren, wenn er sich irgend wo im Schlage oder auf dem Dache gesetzt hat, um sich zu ruhen oder zu sonnen; auch fliegen sie, und bewegen sich gern, fliegen bald vom Schlage ab, und setzen sich wieder. Im Fluge schlagen sie mit den Flügeln zusammen, erheben sich schnell in die Luft, und schießen wieder nieder, und besonders geschieht dieses, wenn der Täuber die Täubin auf dem Dache getreten hat, wo dann Beide ab, und im Kreise herum fliegen, und ihre Lust bezeugen; so auch, wenn sie sich wieder gesetzt haben, geht die Taube dem Täuber mit ausgebreiteten, abwärts hängenden streifenden Flügeln nach, welches auch gleich nach dem Treten geschieht, ehe sie gemeinschaftlich abfliegen; kurz, überall zeigt sich bei ihnen die größte Thätigkeit. Diese Art oder Gattung ist zum Vergnügen und Nutzen sehr gut; als Tümmler, dienen sie zu Flugtauben, um sie zu jagen, und als Mondtauben, Trommeltauben ꝛc. zu Hoftauben. Diesen stehen nun die Letztern, die phlegmatischen, entgegen, die oft, wie schon oben bemerkt worden, Stundenlang unbeweglich still aufgesiedert an einem Orte sitzen, und selbst beim besten Futter ruhig und traurig aussehen, und so ein Aeußeres gewähren, das wenig Vergnügen verschafft. Diese Tauben taugen auch nicht viel zur Zucht, und sind dabei unrein, so daß man es ihnen schon an den Federn ansieht, daß sie mehr träge, als lebhaft sind. Auch putzen und reinigen sie sich oftmals wenig, werden vom Ungeziefer gequält, von diesem an den Federn verletzt, die zerfressen und wie von den Schaben zernagt aussehen, wobei sie ihre Stimme selten hören lassen. Man thut am besten, wenn man dergleichen Tauben aus dem Schlage entfernt, indem sie gewöhnlich auch schlechte Flieger sind, und nur die andern verderben, indem sich diese zu ihnen gesellen, oft bei ihnen sitzen bleiben, und ihre Lebhaftigkeit dadurch verlieren; auch muß man sie nicht mit denen von lebhaftem Temperamente paaren, weil die Jungen,

die daraus gezogen werden, gewiß stets viel von diesem Phlegma des Täubers oder der Taube behalten. Indessen muß man von diesem natürlichen Phlegma wohl das künstliche oder den Krankheitsstoff unterscheiden, der die Tauben traurig macht, besonders wenn sie zu vielem Ungeziefer gelangen, welches durch einen zu wenig rein gehaltenen Schlag, durch schlechtes Futter, schlechtes Wasser ꝛc. herrührt. Solche Tauben richten sich wieder auf, werden wieder munter, wenn man das Uebel entfernt, welches ihrer Gesundheit entgegensteht, und ihnen die Munterkeit raubt. — Dann giebt es in den Schlägen wieder boshafte und beißige Tauben, welche selbst die erwachsenen eigenen Jungen aus dem Schlage beißen, ja sie oftmals, wenn sie noch nicht befiedert genug sind, wund beißen und tödten, indem sie solche mit ihrem scharfen Schnabel in die Köpfe picken, so daß diese mit lauter Wunden bedeckt sind, so auch die Flügel, welche die Jungen erheben, um die Schnabelhiebe abzuhalten. Dergleichen unverträgliche Tauben thun oft einem Schlage großen Schaden, indem sie die friedliebenden Tauben daraus verdrängen, die sich dann des Nachts auf den Dächern aufhalten, von Katzen und Iltissen erwürgt, und von den Ersteren auch gefressen werden, oder sie fliegen fort nach andern Schlägen, suchen sich einen andern Aufenthalt; denn die beißigen und immer zum Kampfe bereiten Tauben werden dadurch Herr im Schlage, lassen keine Taube ungeneckt, fliegen selbst auf die Nester, und zanken sich mit den brütenten Tauben herum, machen Andern ihre Nester streitig, kurz, lassen nicht ab, den Unfrieden in ihrem Schlage zu verbreiten. Wenn man nicht im Stande seyn sollte, dem Uebel durch Einsperren dergleichen boshafter Schlagbewohner auf einige Zeit, und durch magere Kost, zu begegnen, so muß man sie verkaufen, oder wenn es gute Tauben seyn sollten, sie zur Zucht besonders einsperren, und mit friedfertigen Tauben oder Täubern zu paaren suchen, so hat

man von denselben doch einen Nutzen, da man sonst von ihnen einen ansehnlichen Schaden hat; denn nicht nur die Jungen werden oft getödtet, sondern auch die Eyer durch das Herumbalgen aus den Nestern geworfen und zerstört, ohne die verjagten Tauben zu rechnen, die den Ruhestörern Platz machen, und den Schlag verlassen, wie schon angeführt worden. Man hat auch noch einige Mittel angewendet, um diese Beißigkeit bei den Tauben zu hindern. Man bindet nämlich dergleichen beißigen Thieren die hintere Zehe, den Sporn oder Eingriff aufwärts an das Unterbein, so, daß wenn sich zwei mit einander beißen, die gebundene Taube um so eher überwunden und überstürzt wird, weil sie durch die Hemmung der Zehe nicht fest stehen, und sich anhalten kann, und so nach und nach, immer mehr nachgebend, den Muth verliert. Tritt dieser Fall ein, so entlediget man sie ihrer Fessel. Andere beschneiden die Spornen oder Klauen an der hintern Zehe, und den Schnabel, so daß die Spitze desselben rund wird. Hierdurch leiden die Tauben Schmerzen, und bekommen nicht nur steife Zehen, sondern es hindert sie auch diese Verstümmelung beim Fressen und beim Nähren der Jungen, die oftmals deshalb verhungern, weil die Alten nur mit Mühe Körner auflösen können, da es sie schmerzt, wenn der wunde Theil berührt wird. Noch besser soll es seyn, ihnen einen Schnabelkorb anzulegen, das heißt, man bindet ihnen den Schnabel zu, und läßt sie von Andern tüchtig beißen, wodurch sie zaghaft und verträglicher werden. Man thut dieses zweimal des Tages, und jedesmal eine halbe Stunde lang. Wieder Andere binden den Tauben die Flügel zusammen, so daß, wenn sie mit denselben schlagen wollen, sie sich gehindert sehen, und ihrer Kraft beraubt werden, welches auch ein unschädliches Mittel ist, und eben so probat, als das vorhergehende; denn durch die Hemmung des Flügelschlagens werden sie ihrer hauptsächlichsten Kräfte beraubt, und leicht von

den andern überwunden; wenn dieses mehrere Male geschehen ist, so gewinnen die andern Vertrauen auf ihre Kräfte, und wenn dann die beißigen Tauben wieder ohne Zwangsmittel gelassen werden, so fürchten sich die andern nicht mehr, und die Ruhe ist im Schlage wieder einigermaßen hergestellt. Sollten aber alle diese Mittel nichts fruchten, dann ist es besser, sie, wie schon bemerkt, aus dem Schlage zu entfernen. Diese Aufmerksamkeit ist besonders in Schlägen auf dem Lande, und in kleinen Städten nöthig, wo die Tauben auf das Feld ziehen; wenn nun solche boshafte Tauben in die Schläge kommen, so vertreiben sie diejenigen Tauben aus denselben, welche der Kampflust der Beißigen nicht gewachsen sind; sie gewöhnen sich dann unter Dächer, Fensterstöcke, Schläge und Dachsparren, und begeben sich selbst in altes Gemäuer und auf Thürme, und so verjagt und ausgebissen verweilen sie daselbst so lange, als es Zeit, Witterung und die Umstände erlauben, und kehren dann wieder zu dem Schlage zurück, wenn sie Mangel an Nahrung und die ungünstige Witterung vertreiben. In diesen Schlupfwinkeln hecken und brüten sie dann, und fliegen so lange daselbst ab und zu, bis man sie im Winter in Garn, Schlägen und Schlingen fangen muß, weil man sonst die herangewachsenen Jungen verlieren würde, die keinen andern Schlag kennen, als den Ort, wo sie aus dem Ey gekommen und von der Alten erzogen worden sind; wenn auch Einige der Alten folgen, so zerstreuen sich doch Andere, die dieses nicht thun, sich selbst vor dem Einfliegen in einen andern Schlag scheuen, weil sie gefangen zu werden befürchten. — So hat man Tauben, welche Eyer legen, aber bald darauf die Eyer verlassen oder anpicken, auch wohl den Inhalt aussaufen. Wenn dieses öfter der Fall ist, so ist auch wohl eine andere Ursache daran Schuld, der man nachspähen muß, so z. B. kann die Taube oft gestört oder von einem Raubthiere schüchtern gemacht werden; auch wenn

man die Alten oft von den Eyern stört, so bekommen diese wohl Risse oder Sprünge, und dann werfen sie die Alten, sobald sie dieses merken, aus dem Neste, oder verzehren sie. Auch wenn man die Eyer aus dem Neste nimmt, um sie zu besehen, ob sie angebrütet sind, und Junge enthalten, und sie dann wieder hineinlegt, so verursacht dieses oft, daß die Alten das Nest verlassen, nicht weiter brüten, welches Eigensinn zeigt; oft aber auch an einem Geruche der Hände durch Schweiß liegt, welcher sich den Eyern mittheilt. Dieses riechen die Tauben und verlassen dann die Eyer, oder auch, wenn man sie nicht wieder so hineinlegt, als man sie gefunden hat. Wer daher eine schweißige oder feuchte Hand hat, der nehme die Eyer nicht aus dem Neste, oder fasse sie mit Handschuhen, oder mit einem leinenen Tuche an, und lege sie wieder so hin, als er sie gefunden hat. Wer trockne Hände hat, bedarf dieser Vorsicht nicht. Findet man die Eyer in der Mitte des Schlages zerborsten und entzwei liegen, oder von der einen Seite durchlöchert, so ist der Schaden durch ein Raubthier in der Nacht geschehen. Brüten die Tauben nicht mehr über den Eyern, oder verlassen sie solche, sobald die Jungen auskommen wollen, so liegt die Schuld an den Alten, die vielleicht erst zum ersten Male brüten. Andere ätzen oder füttern nicht, oder wenigstens sehr schlecht, ihre Jungen, verlassen sie auch wohl, oftmals schon am andern oder dritten Tage, oft erst dann, wenn sie federn wollen, indem sie solche nicht mehr hinlänglich erwärmen, und man sie daher oft mit vollem Kropfe todt und erstarrt findet, besonders im Herbste, wenn es schon kalte Nächte giebt, und dann im Winter. Wenn man früh genug dazu kommt, so kann man die Erstarrten oftmals retten, indem man sie in die Hand nimmt, den warmen Hauch mehrere Male darauf bläst, und sie dann warm einhüllt, z. B. in Wolle, oder in wollenes oder baumwollenes Zeug, so daß sie mit dem Kopfe et-

was Luft schöpfen können, so erholen sie sich wieder, kränkeln zuweilen aber fort, besonders, wenn man zu schnell mit der Kälte und Hitze wechselt, wo sie dann oftmals an Konvulsionen sterben. Der Mangel an Wasser tödtet auch oft die Jungen, indem die Alten wohl festes Futter in ihre Kröpfe stopfen, aber zu wenig, oder auch wohl gar kein Wasser einlassen, so, daß das Futter aus Mangel an Feuchtigkeit im Kropfe verhärtet, und ein Brennen verursacht, welches nach und nach den Tod herbeiführt, wenn sie nicht gleich anfangs solche selbst tödten, oder ihnen wenigstens die Federn ausrupfen. Wieder Andere flößen die Eyer aus Mangel an Sand und Kalk, oder Salpeter und Erde, oder aus Schwäche des Eyerstocks. Andere schwitzen über den Eyern, welches man daran erkennt, daß die Federn am Bauche naß werden, wodurch die Eyer und die Jungen ankleben, und Letztere von dem zu festen Sitzen der Alten, aus Mangel an Luft ersticken, indem der Durchzug, besonders in irdenen und tiefen hölzernen Nestern, gehemmt ist. Öfteres Waschen mit Salzwasser, und schnelles Trocknen soll ein gutes Mittel dagegen seyn. Andere baden sich während der Brut zu oft, und erkälten die Eyer, oder werfen dieselben, indem sie an den Federn kleben, beim Aufstehen außerhalb des Nestes. Einige legen gar keine Eyer, brüten aber über den Eyern Anderer, oder über untergelegten Eyern, ja sie ätzen selbst die ausgekommenen Jungen der Andern groß, besonders wenn man ihnen die Eigenen geraubt hat. Die Weibchen sollen es bald erkennen, ob ein Ey befruchtet ist, oder nicht, und stoßen dann das Letztere meißentheils selbst außerhalb des Brutortes; und daher findet man oft in den Schlägen dergleichen Eyer, die auch immer einen weit helleren Dotter haben, als die befruchteten. — Manche Tauben paaren sich bald, manche müssen aber dazu gezwungen werden, oder paaren sich oftmals gar nicht, und wenn man glaubt, daß sie einander einig

sind, und man sie aus dem Paarungskasten herausläßt, so trennen sie sich sogleich wieder. Oftmals beißt auch der Täuber die Täubin wund, und nöthiget sie gleichsam zur Annahme; man muß ihnen dann freien Willen lassen oder eine andere Taube, Männchen oder Weibchen, dazu lassen, je nachdem der eine oder der andere Theil Schuld an der Nichtpaarung ist. Wo die Tauben freie Wahl zum Paaren haben, das heißt, wo man sie frei auswählen läßt auf dem Taubenboden oder dem Schlage, da geschieht die Paarung sehr leicht, allein an keine geregelte Zucht in Hinsicht der Farben ist da nicht zu denken, und hat man Tauben verschiedener Gattungen, als Tümmler, Mondtauben, Trommeltauben, Mövchen ꝛc., auf dem Boden oder in dem Schlage, so geschieht eine vollkommene Verbasterung, und auf edle Gestalten, reine Farben und Zeichnungen muß man verzichten; daher geschieht auch die Zwangspaarung, daß man Tauben einer Gattung, und von passenden Farben und Zeichnungen zusammenwirft, um wieder schöne Farben und Zeichnungen zu erhalten, wie dieses auf den Flugtaubenböden geschieht, wo man bloß Tümmler, Mövchen und einige Kröpfer hält, auf den Hoftaubenschlägen hat man, wenn nicht Mondtauben oder Trommeltauben den Vorzug einer alleinigen Zucht erhalten, gemischte Tauben, also von mehreren Gattungen, und hier sieht man auch nicht so genau auf die Paarung, wie bei den Flugtauben. Zur Paarung trägt Farbe und Temperament das Meiste bei, nicht weniger gutes Futter, und ein reiner, warmer und heller Stall oder Schlag. Muntere lebhafte Tauben von beiden Geschlechtern paaren sich leicht, nicht so die phlegmatischen Tauben, mit denen man viel Mühe hat, ehe man sie dahin bringt; auch geschieht die Paarung bei ältern Tauben leichter, nicht so bei jungen einjährigen, welche die meisten Untugenden an sich tragen. — Da die Tauben von Natur sehr hitzige Vögel sind, und auch als das Sinnbild der Wollust gelten, so paa-

ren und betreten sich oftmals zwei von einerlei Art oder Gattung, ja die Täubinnen legen sogar Eyer und bebrüten sie abwechselnd, wenn sie in der Gefangenschaft ohne Gatte leben müssen. Eben so findet man auch Tauben, die sich jedem fremden Liebhaber eher hingeben, als ihrem Gatten, und so die eheliche Treue brechen, ja sie schmeicheln sich den Liebhabern so an, umkreisen ihn, umgehen und drängen sich immer zu ihm hinan, ducken sich vor ihm nieder, bis er sie erhören muß, und dieses geschieht besonders, wenn sie gut gefüttert werden. Auch die jungen noch ungepaarten Täubinnen gehen den ältern schon gepaarten Täubern nach, und suchen sie durch Schmeicheleien zu gewinnen, welche Einladung bei jungen feurigen Täubern auch nicht einmal nöthig ist, da diese selbst schon auf die gepaarten und nicht gepaarten Täubinnen treiben, und hier bei den Letzteren auch nicht lange auf Erhörung warten dürfen. Hierbei darf nicht unbemerkt bleiben, was einige Naturforscher behaupten, indem sie vorgeben: daß sowohl zahme, als wilde Täubinnen, wenn sie auch von andern, als den ihnen angepaarten Täubern getreten werden, nur von dem angepaarten Täuber fruchtbar werden, und daß jedesmal, wenn die Eyer gut seyn sollen, das Liebkosen und Schnäbeln vorhergehen müsse, welches den Akt der Befruchtung erhöhe, alle Nerven schon vorher anspanne, und die Zeugungstheile in die Verfassung bringe, in welcher nur eine wahre Befruchtung Statt haben könne. Andere Naturforscher wollen es bezweifeln, daß die Täubin nur von dem ihr angepaarten Täuber, und nicht auch von fremden Betretern fruchtbar werde, weil nur zu oft den Alten ganz unähnliche Junge fallen; indessen geben sie doch auch zu, daß durch das Schnäbeln der Begattungstrieb seine volle Kraft erhalte, und daß das Betreten, ohne vorher erfolgter Liebkosung, eher eine Begattungswuth, als ein Begattungstrieb, genannt werden könne, mithin könne auch nur der ordentliche Trieb, den

die eheliche Liebe hervorbringe, fruchtbar wirken. Wahr und auf Erfahrung gegründet ist es aber, daß eine Täubin, die mehr als einen Liebhaber hat, längere Zeit zum Eyerbefördern braucht, als wenn sie mit vollkommener Treue nur ihrem Gatten huldiget, welches man den Gesetzen der Natur gemäß erklären will, die jedes Uebermaaß verabscheut. Man findet aber auch Tauben, die mit unverbrüchlicher Treue ihrem Gatten anhängen, und alle Galanterien und Liebkosungen ihrer Anbeter abschlagen, ihnen immer aus dem Wege gehen, wo sie nur können, obgleich ihr Gatte andern Tauben die Cour macht, und von ihnen erhört wird, welches man auf großen Taubenböden Gelegenheit genug zu sehen hat. — Sobald die Paarung bei den Tauben geschehen ist, heulen sie in das Nest, und sobald die Eine nur zu heulen anfängt, so läuft auch die Andere zu ihr hin, breitet den Schwanz aus, und streift solchen den Boden entlang. Dieses geschieht auch in dem Neste, welches der Täuber zuerst bezieht, und darin heult, worauf auch die Taube hineinhüpft, unter des Täubers Hals zu kriechen sucht, um sich gleichsam unter ihn zu verstecken, indem sie einige wenige zärtliche Töne hören läßt, während welcher Zeit der Täuber bei seinem Heulen bleibt. Wenn die Zeit zum Legen heranrückt, so treibt der Täuber schon einige Tage vorher, ehe die Taube legen kann; auch treibt er die Täubin im Schlage umher, haut und pickt, läuft auf dieselbe ein, und will sie zu dem Neste bringen, woher auch der Ausdruck kommt: der Täuber treibt zu Neste. Er läßt sie kaum fressen, und vergißt dabei selbst seine Nahrung, indem er nur immer mit der Taube zu Neste beschäftiget ist; auch setzt er sich auf das Nest, und fängt immer wieder zu heulen an, um sie anzulocken. Einen Tag vor der Legezeit sitzt die Taube etwas struppig in den Federn und still auf einem Flecke, und man kann daraus wahrnehmen, daß sie bald legen wird; besonders ist dieses bei jungen Tauben der Fall, die zum

ersten Male legen; es scheint gleichsam, als wenn sie ein unbehagliches Gefühl vor dem Legen haben, indem die Eyer sich mehr nach dem Ausgange drängen, nur nachdem sie die Eyer gelegt haben, werden sie wieder munter. Manche Tauben brüten sehr oft und gut, und man hat Beispiele, daß man von einem Paare zwölf bis vierzehn Junge in einem Jahre gezogen hat, dagegen wieder andere kaum vier Junge im Jahre geben, indem sie sehr unordentlich brüten, und ihre Eyer oft aus dem Neste stoßen. Manche haben Eyer, und kaum flicke Junge; Andere nähren so gut, daß eine Täubin allein Junge groß nährt und so lange als möglich bedeckt. Andere brüten drei Junge aus, welches geschieht, wenn man von den verlassenen Eyern Anderer noch ein Ey zu den emsig brütenden Tauben auf zwei Eyern zulegt; die Jungen werden jedoch nicht immer aufgezogen, besonders wenn der Täuber nicht gehörig mitfüttert, oder ein Junges, besonders der Täuber, sich beim Füttern immer hervordrängt, welches selbst bei zweien geschieht, indem das schwächere Täubchen dann unterliegt, und oft aus Mangel an gehöriger Nahrung umkommt. Uebrigens sind die Tauben sanftmüthig, reinlich, und lieben die Freiheit; so wie sie als Reinigungs- und Beförderungsmittel der Gesundheit das Wasser, den Sand, das Salz, so wie den Salpeter lieben, weshalb sie sich an die Mauern hängen. Man thut ihnen auch eine Wohlthat, wenn man einen Häring in ganz kleine Stücke zerschneidet, und ihnen diese in dem Schlage vorwirft, welche sie mit Begierde zu verschlingen suchen. Dieses einfache Mittel reizt auch bei ihnen, wie bei dem Menschen, den Durst; auch picken sie gern Kalk, Lehm ꝛc., den Ersteren finden sie auf den Dächern, und der Letztere muß ihnen in den Schlag geworfen werden, oder man setzt vielmehr einen kleinen Haufen Lehm in dem Schlage auf, woran sie picken; auch zerstoßenes Steinsalz lieben sie. — Um den Unterschied beider Geschlechter zu erken-

nen, um den Täuber von der Taube zu unterscheiden, ist nicht leicht, und setzt oftmals den Taubenfreund in Verlegenheit; denn es gehört dazu ein praktischer Blick, der sich auf eine vieljährige Beobachtung gründet, und einige Handgriffe, wenn man den Täuber von der Taube einzeln unterscheiden will; denn auf den Taubenböden oder in den Taubenschlägen zeichnen sich die Ersteren durch das Treiben der Tauben, überhaupt durch ihre Stimme aus, die stärker und kräftiger, als die Stimme der Tauben ist, die sich auch nur selten in solcher Gemüthsstimmung zeigen, als der Täuber; indessen eben so gut treiben, nur mit heller Stimme, und auch die Täuber treten, welches selbst bei einem Paare geschieht, daß nach dem Betreten des Täubers, er beim Herabspringen sich niederduckt, und die Taube auf ihn springt und ihn tritt. Außer dieser hellen, kräftigen Stimme des Täubers, erkennt man ihn noch an dem kurzen Halse, den langen Füßen, und an dem Herablassen des Schwanzes, wenn man ihn in den Händen hält, und mit angedrückten Flügeln sachte auf- und niederbewegt, wobei sich der frei gelassene Schwanz allemal nach unten senkt, da ihn dagegen eine Taube in ähnlichen Fällen stets aufwärts und über sich erhebt, welches von dem Treiben des Täubers herrührt, bei welchem er mit dem Schwanze den Boden fegt, und beim Treten, dagegen die Taube bei diesem letzten Akte den Schwanz in die Höhe hebt. Dann sind bei dem Täuber die Schamknochen enger geschlossen, bei den Tauben aber, besonders wenn sie schon einige Male gelegt haben, biegsamer und weiter offen; auch wenn man den Schnäbel des Täubers mit zwei Fingern von beiden Seiten erfaßt, und dadurch den Hals etwas hervorzieht, so wird der Täuber sich sehr sträuben, die Taube dagegen mehr Ruhe zeigen. Ferner sind die Farben des Täubers brillanter, metallglänzender, als diejenigen der Taube, deren Glanzschimmer etwas matter ist. Noch besondere Zeichen sind beim Herumlaufen der

Tauben im Schlage das schöne gedrungene Aeußere des Täubers, das glänzende muthvolle Ange, die Haltung des Kopfes beim sich Emporheben oder Emporrichten, und seine, wenn auch nur unbedeutende, doch sichtbare Mehrgröße, als die Taube, wobei man den Einwendungen gleich begegnen muß, daß es auch, z. B. bei den Tümmlern, um hier nur eine Taubengattung anzuführen, große Tümmlertäubinnen giebt, solches aber in den Abarten liegt, indem es große und kleine Tümmler giebt; es kann daher ein kleiner Tümmlertäuber mit einer großen Tümmlertaube gepaart seyn, und so umgekehrt, dieses entscheidet aber nichts auf die Anführung der Mehrgröße, indem man nur die wahren Arten und Abarten zusammenstellen muß, um hier das daraus gezogene Resultat richtig zu finden.—Die Reinlichkeit ist eine besondere Eigenschaft der Tauben, welches man auch daran bemerkt: daß sie sich öfters putzen und baden, und dadurch nur zu oft ihr Trinkwasser verunreinigen. Um nun dieses zu verhüten, setzt man ihnen solche Gefäße hin, durch welche sie nur den Kopf zum Trinken stecken können, der Raum zum Baden ihnen aber abgesperrt ist. Auch bei einem sanft fallenden Regen legen sie sich auf die Dächer nieder, und strecken oder breiten ihre Flügel aus, um die Regentropfen aufzufangen, und deshalb legen sie sich auch bald auf die eine, bald auf die andere Seite, um den Regen zu empfangen. Ihr Nest verunreinigen sie niemals, und sie pflegen auch ihre Jungen, so lange sie noch klein sind, zu dieser Vorsicht anzuhalten; so oft sich diese also ihres Unraths entledigen wollen, kriechen sie, gleich einem Krebse, rückwärts in die Höhe auf den Rand des Nestes, und lassen alles Unreine über dasselbe hinaus auf den Boden fallen. Mit diesen guten Eigenschaften verbinden sie noch die Neigung zur Geselligkeit, indem sie auf den Dächern stets in Gesellschaft sitzen, und selten wird man einzelne Tauben abgesondert von ihren Schlaggenossen antreffen, sie müß-

ten denn der Liebe oder Ruhe pflegen. Sobald es Tag zu werden beginnt, so gehen sie aus ihrem Schlage, nachdem derselbe geöffnet worden, auf das Dach, und fliegen dann gemeinschaftlich, wie nach einem gegebenen Zeichen, ab, und im Kreise herum, und lassen sich dann wieder an einem Orte gemeinschaftlich nieder. Auch beim Fressen findet man sie stets vereint, und ohne Neid und Zwietracht. Diese Neigung ist auch Ursache, daß sie sich bemühen, fremde Tauben auf ihre Wohnungen zu locken, und daß nie ein einzelnes Paar Tauben einen Schlag oder ein Taubenhaus allein bewohnen will, ja wenn es zu geräumig ist, und man ihnen auch noch einige Paare Tauben beifügt, so verlassen sie es dennoch, und ziehen zu einem andern Schlage, wo sie viele Tauben finden. Es giebt jedoch auch hier Ausnahmen von dieser Regel bei den Hoftauben, bei den Feldflüchtern, die auf das Feld ziehen, jedoch seltener; daher kommt es auch, daß einzelne Tauben schwerer zu gewöhnen sind, als wenn ein Schlag mit vielen Tauben besetzt ist; denn die einzelnen Tauben fliegen gern zu den andern Flügen, oder auf die Dächer, wo sie mehrere Tauben sitzen sehen, welches schon daher kommt, daß muthige Täuber gern andere Tauben treiben und sie zu treten suchen, und so auch muthige Tauben, besonders junge, gern die Galanterie der fremden Täuber empfangen, und deshalb sich dahin begeben, wo sie Tauben sitzen oder fliegen sehen. Von der andern Seite ist es wieder merkwürdig, daß ein Taubentrupp oder Volk, wenn es außerhalb des Schlages auf dem Dache sitzt, sich um fremde dabei anfallende Tauben wenig bekümmert, die Täuber allenfalls, wenn es Tauben sind, darauf treiben, sie aber sonst unbekümmert sitzen lassen, sie auch wohl fortbeißen, wenn es Täuber sind, die auf ihre eigenen Tauben zu treiben anfangen und sie treten wollen. Sonst geht ihre Geselligkeit so weit, daß sie auf den Höfen, wo sie gefüttert werden, auch andere Vögel an ihrem Mahle Theil nehmen lassen, ja selbst

die Mäuse fressen mit ihnen. Von den Hühnern, die an ihrem Mahle Theil nehmen, läßt sich nichts sagen, da Letztere wegen ihrer Größe und Stärke von ihnen nicht weggebissen werden können, sie also geduldet werden müssen, wohl aber von den Sperlingen, die sich immer in ansehnlicher Zahl zu ihrem Mahle einfinden; auch gestatten sie den Letzteren in ihren Häusern zu nisten, so wie den Mäusen in ihren Schlägen zu spielen, wobei sie ungestört brüten. Nur wenn Raubthiere, wie z. B. Ratten, ihrer Brut sich nähern, werden sie zornig und hacken mit dem Schnabel, schlagen mit den Flügeln, und lassen ein dumpfes u m, u m, hören. Bei größeren Raubthieren, wenn diese sich blicken lassen, oder sie solche auf irgend eine Weise dem Schlage sich nähernd wittern, wie Katzen, Iltisse, Marder ꝛc., löset sich ihr Zorn in Furcht und Angst auf, sie sitzen dann, wie die Schafe auf einander getrieben, in großer Anzahl beisammen, und wenn der Schlag offen ist, so suchen sie schnell davon zu fliegen, wenn sie nicht, durch die Todesangst übermannt, dicht bei einander sitzen bleiben. Selbst die brütenden Tauben verlassen ihre Nester und drängen sich in die Winkel des Schlages, kurz alle Regsamkeit oder Lebendigkeit, jeder Ton der Stimme hat aufgehört, und sie erholen sich nur dann erst wieder, wenn die Gefahr längst vorüber ist, indem sie immer noch auf ihrer Stange stumm sitzen, wenn sie sich derselben schon bemeistert haben. Auch auf den Gesellschafter oder Liebhaber schlägt der Täuber los, wenn die Täubin der Versuchung ausgesetzt seyn sollte, dieses thut aber auch zuweilen die Taube, daß sie die Bewerber um ihre Gunst auf eine gleiche Weise bewillkommnet. Daß die Tauben nicht neidlos sind, beweisen sie dadurch, daß sie sich oft gegenseitig in dem Geschäfte der Zärtlichkeit zu stören suchen; denn sobald die andern Täuber bemerken, daß ein Täuber seine Taube treten will oder schon betreten hat, so eilen sie schnell herbei und verjagen ihn mit Schnäbelhieben, und besonders

geschieht dieses auf dem Dache. Ohne Galle sind die Tauben, wie schon oben, S. 493, bemerkt worden, nicht, wenn sie auch gleich keine Gallenblase haben, und daher auch ihr Zorn und ihre Streitsucht in den Schlägen, die sich jedoch, wenn nicht besondere Streitsüchtige darunter sind, die das Feuer stets schüren, wie oben, S. 590, bemerkt worden, bald legen. Sie hauen sich mit den Schnäbeln und mit den Flügeln, und bei heftigem Streite, um eine Taube oder um ein Nest ꝛc., verwickeln sie sich oft so mit den Schnäbeln und Flügeln, daß es Mühe kostet, sie auseinander zu bringen, wenn man im Schlage ist. An jedem Morgen begrüßt der Täuber seine Taube durch einen trommelartigen Morgengruß, und je lauter dieser wird, je vergnügter scheinen sie zu seyn. Haben sie wegen Regenwetter, Sturm ꝛc. den Schlag lange nicht verlassen können, und es erscheint einmal wieder ein schöner sonnenreicher Tag, so fliegen sie nicht nur miteinander, sondern schwenken sich auch regel- und unregelmäßig hin und her, wodurch sie ihre Freude zu erkennen geben. Daß sie die Gesellschaft der Raben lieben, ist auch schon oben, S. 547, bemerkt worden, weil sie durch sie Schutz vor den Raubvögeln erhalten; ja die Raben sollen oftmals den Taubenfeinden die Taube abjagen, und sie auch verzehren, wenn die gestoßene Taube ihnen nicht mehr entwischen kann. — Der Flug der Tauben ist schnell und aushaltend; sie durchschneiden die Luft sehr geschwind, besonders die wilden Arten; ihr Flug ist nicht schwankend und ungleich, obgleich mit einigen Wendungen verknüpft, doch gleichförmig. Die Taube kann lange in der Luft aushalten, und in einem Tage so weit fliegen, als ein Mensch in sechs Tagen kaum gehen kann, deshalb hat man sich ihrer auch zu Brieftauben bedient. Man hat Beweise, daß Tauben oftmals mehrere Stunden weit geflogen ihren alten Schlag wiederfanden, und sobald sie ihn erblickten, auf denselben ermattet niederfielen, da sie lange gehungert und gedurstet hatten; oft hat

sich auch manche Taube bei diesen Zügen, besonders durch das schnelle Abkühlen oder Zurückdrängen der Luft in der Lunge, den Tod augenblicklich zugezogen. Auch bemerkt man dieses Fliegen bei den zum Fluge abgerichteten Tauben, die wohl über eine Stunde in der Luft zubringen, stets darin herumkreisen, und oft bis zu einer Höhe, wohin sie kaum das Auge verfolgen kann, besonders wenn es jung gewöhnte Tümmler sind, ja durch das öftere Abjagen währt ihr Fliegen an manchen Abenden wohl über zwei Stunden. Der Pfarrer Riedel erzählt in seiner Taubenzucht: „Ein Landmann ohnweit Rothenburg an der Tauber, verkaufte in die Nähe von Anspach (beide Orte liegen ungefähr 6 bis 7 Stunden von einander entfernt) drei Paar Tauben, die der neue Besitzer sehr lange eingesperrt gehalten hatte; als nun derselbe den Schlag öffnete, so begaben sich die Tauben aus dem Schlage, flogen einige Male im Kreise herum, drei davon nahmen gerade die Richtung nach Rothenburg zu, und kamen im Hofe ihres alten Herrn an, als dieser gerade das Vieh tränkte; sie flogen hier heißdurstig zum Brunnen, und tranken lange, erhoben sich dann in die Höhe, und kaum als sie die Schlagröhre besetzt hatten, fielen zwei davon todt zur Erde." — Auf der Erde gehen die Tauben beisammen, und mehrentheils emsig suchend, auch auf dem Dache, indem sie stets Kalk und dergleichen Gegenstände aufsuchen, und das ganze Dach hin- und zurückgehen, dabei sind sie aber vorsichtig und furchtsam, und fliegen bei jedem unbekannten Geräusche empor. Die wilden Tauben sitzen in der Regel immer höher, als die zahmen Tauben, welches man auf dem Felde bemerken kann, wo Feldflüchter mit den Holz- oder Hohltauben zusammenkommen, und von der Erde auf einen Baum fliegen. Die Holztaube fliegt gleich bis beinahe zu dem Gipfel desselben, die zahmen Tauben dagegen auf den ersten Ast. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß die

wilden Tauben darum höher sitzen, damit sie die Gegend übersehen, und besonders ihre Feinde beobachten können. Werden die Tauben trotz aller Vorsicht dennoch von dem Raubvogel überlistet, und er stößt unter sie hinein, so fliegen die wilden Tauben sogleich in das Stammholz, welches enge bei einander steht, damit der Habicht, der nur von oben auf sie stößt, durch die Aeste der Bäume daran gehindert wird; daher wartet derselbe oft so lange auf einem Aste, bis sich die Tauben sicher glauben, auf den Boden herumlaufen, und Nahrung suchen, plötzlich stößt er dann wieder unter sie, und verfehlt selten seine Beute. Die zahmen Tauben dagegen, wenn sie schon mehrere Male vom Stoßvogel verfolgt worden sind, erheben sich schnell, fliegen bald rechts, bald links, und fahren damit so lange fort, bis sie über dem Stoßvogel schweben, und so ihrer Wohnung zueilen, wenn er sie nämlich nicht noch einmal zu Gesicht bekommt; denn ist dieses der Fall, so fängt er auch an zu steigen, und sucht die Tauben zu erreichen, wie auch schon oben, S. 513, angeführt worden. Ist der Stoßvogel sehr hungrig, so verfolgt er die Tauben oft bis auf den Schlag, und in seiner blinden Wuth prallt er dann zuweilen an den Schlag oder die Häuser, die in dessen Nähe sich befinden, so stark an, daß er betäubt herab fällt, und oftmals gefangen wird. Dieses Anprallen geschieht selten, da er nur auf die Tauben von heller Farbe stößt, z. B. auf weiße, gelbe, silberfarbene ꝛc. Tauben, und selten verfehlt er sie, weil sie ihm immer im Auge bleiben, so lange er darüber kreiset und schnell auf sie niederstößt. Die Taube selbst in der größten Angst schießt gleichfalls pfeilschnell auf das Dach oder in den Schlag hinein, wobei sie zuweilen an- und sich wundstößt. Während des Fluges strecken die Tauben den Hals weit aus, ziehen die Füße dicht neben einander mit gekrümmten geballten Zehen an, und weil sie gerade vorwärts nichts sehen, dagegen aber wegen ihres sehr scharfen Gesichts

desto besser rechts und links, und weil sie auch ein sehr feines Gehör haben, so halten sie den Kopf immer etwas schief; sie thun dieses selbst wenn sie laufen oder ruhig sitzen. — Zur Nachtzeit setzt sich das Paar, besonders zur Heckzeit, neben einander, und wenn eine oder die andere Taube brütet, wenigstens nicht weit vom Neste entfernt, und solches entweder zusammengeduckt, den Kopf unter den Flügel gesteckt, oder wenigstens aufgefiedert, gleichsam in die Federn des Kropfes versteckt; zuweilen ruhen sie auf einem Fuße stehend, und zwar immer auf dem Fuße, auf dessen Seite sie den Kopf unter die Federn versteckt haben, um das Gleichgewicht zu erhalten. — Besondere Liebe hegen sie in der Brütezeit für ihre Eyer und Junge, ja eine noch größere Liebe, als bei der Paarung und nach derselben, wo sie sich dann immer bei einander aufhalten, und wenn die Eine sich niederduckt oder sonnt, die Andere daneben steht und mit dem Schnabel der Sitzenden oder Liegenden die Federn am Kopfe, Halse und auf dem Rücken glatt streicht, oder auch wohl in den Federn herumfährt, um dem Gatten oder der Gattin eine angenehme Empfindung zu bereiten, und wenn der eine Gatte in das Nest heult, so liebkoset oder springt der andere hinzu, um dem Lieblinge seine Freude darüber zu erkennen zu geben. Das Nest bauet das Paar mit einander, und sie bessern beinahe täglich daran, indem sie Stroh und Federn hinzutragen. Wenn die Eyer gelegt worden sind, so brüten beide Gatten wechselsweise, jedoch die Taube weit emsiger, als der Täuber, so daß dieser sie oft mit Schnabelhieben vom Neste herabjagen muß. Gewöhnlich brütet der Täuber am Tage, und die Taube die Nacht hindurch. Bei jungen Tauben und der ersten Brut geht die Emsigkeit und Zärtlichkeit der beiden Gatten, um die Eyer zu bebrüten, über Alles, immer will Einer den Andern vom Neste verdrängen und selbst brüten, und dieses so unverdrossen und anhaltend, bis auf die Tage, wo die Jungen

sich durchpicken, und das Junge des zuerst gelegten Eyes auch zuerst, und das des zweiten Eyes, welches ein paar Tage später gelegt worden, auch später herauskommt. Auch den Jungen sind sie mit gleicher Liebe zugethan, und vertheidigen sie muthvoll gegen ihre Feinde und die sich dem Neste nähernden Personen. Sie geben einen zornigen Ton von sich, schlagen mit den Flügeln, und hauen mit dem Schnabel um sich, weichen nur nothgedrungen, und zwar nach und nach immer weiter vom Neste rückend, so daß sie selbst auf dem bloßen Boden sitzen bleiben, in der Meinung, sie säßen auf den Eyern oder Jungen, wenn sie nicht sogleich selbst wieder ins leere Nest rücken. — Eine noch besondere Eigenschaft der Tauben ist die Treue, mit welcher sie ihrem Wohnorte zugethan sind, und besonders dem Schlage, in welchem sie ausgeheckt und erzogen worden. Obgleich an Reinlichkeit gewöhnt, da sie solche selbst auf ihren Körper üben, so hängen sie dennoch an dem schmutzigsten Schlage, und vertauschen ihn nicht mit einem reinlicheren, selbst nicht gegen eine bessere Nahrung, sie nehmen lieber mit der schlechtern vorlieb, und bleiben in dem einmal gewöhnten Schlage, ja sie opfern selbst oft die zärtlichste Liebe einer solchen Wohnung auf; denn man hat Beispiele, daß ein Täuber, der sich an eine Täubin aus einem fremden Schlage paarte, sich deshalb wieder von ihr trennte, weil sie sich nicht mit ihm in seine Wohnung begeben wollte. Indessen ist diese Treue und Anhänglichkeit an ihrem Schlage mehr dem Täuber, als der Taube eigen; so wird man auch immer finden, daß die Tauben, die man aus den Flügen fängt, gewöhnlich Täubinnen sind, selten Täuber; auch gewöhnt sich eine schon an einem andern Orte ausgeflogene Täubin weit leichter an einen fremden Schlag, als ein Täuber, der beim Herauslassen wieder zu seiner alten Wohnung zurückkehren wird, selbst wenn er sich mit einer Taube aus dem neuen Schlage gepaart hat, und nicht selten ver-

liert man mit dem Täuber auch die Taube, indem diese mit ihrem Gatten zieht; ja die Täubin verläßt oft ihre Jungen, und ziehen mit, welches aber der Täuber selten thun wird, der mit besonderer Liebe sie allein groß füttert, wenn die Taube davon geflogen ist, welches man hauptsächlich bei den Mond- und Trommeltauben findet. Oft kehren sie mehrere Meilen weit zu ihrem alten Schlage zurück; ja man hat Beispiele, daß Tauben sich vierzehn Tage lang herumgetrieben haben, bis sie endlich die Gegend fanden, wo sie zu Hause gehörten, und so ihren Schlag. Eine sich herumtreibende Taube wird selten in einem fremden Schlage gefangen, eher von Katzen und andern Raubthieren erhascht und verzehrt, da sie auf den Dächern und Schornsteinen des Nachts schlafen; denn in ihrer Verwilderung, als Haustaube, scheut sie jeden fremden Schlag, und selbst den ihrigen erkennt sie nur durch ihre Gefährten, die Tauben, wieder, mit denen sie auferzogen worden. Es ist hier nämlich von noch jungen Tauben die Rede; denn alte orientiren sich weit leichter, und finden auch bald ihren Schlag wieder. Die jungen von ihrem Schlage abgekommenen Tauben sind aber noch zu scheu, zu wenig mit allen äußeren Erscheinungen vertraut, und deshalb gerathen sie auch in eine Art von Verwilderung, die sie oft selbst ihren Schlag verkennen lassen. Bei ihrem Herumschwärmen nähren sie sich von den Körnern, die sie auf den Straßen finden, und so suchen sie sich auch das Trinkwasser auf. Daß Tauben ihren Schlag verlassen, kann nur durch unleidlichen Gestank, wiederholte Störung und Verfolgung verursacht werden, besonders von Raubthieren; indessen auch dann nur, wenn sie die höchste Noth aus dem Schlage zu gehen treibt; sie bleiben aber auf den Dächern sitzen, halten sich immer in der Nähe des Schlages auf, und erwarten, daß man eine Aenderung darin trifft, damit sie wieder einziehen können. — Die Einfalt soll auch eine Eigenschaft der Tauben seyn,

daher in der heiligen Schrift gesagt wird: seid einfältig wie die Tauben; allein sie sind doch dabei sehr vorsichtig, und wenn man sie auch leicht fängt, so geschieht es doch bei schon gewöhnten Tauben nur durch die Kneifbretter und andere Fangmittel; selten gehen diese in einen Schlag freiwillig, oder lassen sich durch eine Zwangsart fangen, indem sie dergleichen Fangapparate nicht betreten. Wenn die Tauben gleich ihre Jungen vertheidigen, und sie mit Sorgfalt pflegen, so lassen sie sich doch auch dieselben rauben, und vergessen dieses Unrecht gleich wieder, indem sie sich von Neuem begatten, ihre Eyer auch wohl in daffelbe Nest legen, obgleich die Jungen aus demselben genommen worden sind. — Die Tauben passen auf das Pfeifen ihres Herrn und lassen sich dadurch herablocken, wenn sie auffliegen; auch wenn sie Futter erhalten sollen, welches sie auch aus der Hand fressen, so zahm kann man sie machen. Aus der Geschichte Mohameds ist es bekannt, daß derselbe eine abgerichtete Taube besaß, die ihm aus dem Ohre fraß und zur Täuschung des Volks benutzt wurde. Ja man weiß, sagt Bechstein, daß Kinder, wie die Venus, ein Paar Tauben gewöhnen, mit ordentlichem Geschirre einen Wagen zu ziehen, ohne aufzufliegen. Auch ist die eheliche Treue in der Regel zu loben, obgleich sie nicht das bewährteste Muster darin sind, weil oft der Täuber, wenn das Weibchen befruchtet ist und brütet, sich mit ledigen und unledigen Weibchen zu begatten sucht. „Es giebt, sagt Bechstein, im 2ten Bande seiner Vögel Deutschlands, auch moralische Mißgeburten, denen man mit Recht den Namen Taubenhuren geben kann, welche sich nie in das Joch der Ehe zwingen lassen, sondern mit allen verehelichten und unverehelichten männlichen Geschlechts buhlen, ihre Eyer in einen Winkel hinlegen, sie nicht bebrüten, um nur immer ihr unzüchtiges Geschäft forttreiben zu können. Ich habe eine Menge Beobachtungen über die moralische Natur der Vögel ge-

macht, die vielleicht der Psycholog nicht für unwichtig halten würde; allein sie gehören theils nicht in dieses Buch, besonders in dieses Kapitel, theils würde die Sache zu weitläufig werden, weshalb nur noch ein Beispiel hier angeführt werden soll: Ich hatte vor einigen Jahren ein Paar schöne schwarzköpfige Tauben, die sich zärtlich liebten; sie hielten sich und heckten anderthalb Sommer hindurch recht fleißig zusammen; aber einmal brachten sie ein Junges aus, welches eine weibliche Taube war. Diese drang sich, als sie mannbar war, durch eine außerordentliche Zärtlichkeit ihrem Vater auf, so daß er sie als Gattin annahm, und die Mutter verstieß, ob sie gleich nicht unansehnlicher, als diese war. Die Mutter wurde also von Tochter und Mann abgebissen, blieb immer im Taubenhause, paarte sich mit keinem andern Täuber mehr, sondern setzte sich stets, ungeachtet sie Vater und Tochter immer fortjagten, neben das Nest, wo Letztere brütete, und zehrte sich vor Gram über ihren Gatten und Tochter so ab (ich übertreibe es nicht, denn ich habe die Beobachtungen sehr genau gemacht), daß sie starb, als sie die ausgebrüteten Jungen unter ihrer Tochter zum ersten Male piepen hörte. Ich öffnete sie, und fand nicht die geringste Spur von einer Krankheit, und bloß Zusammenschrumpfung gesunder Eingeweide und Gefäße."

Das Futter der Tauben. Da schon oben an verschiedenen Stellen bei Beschreibung der Taubenarten auch ihres Futters, wovon sie sich nähren, gedacht worden, so darf hier nur noch dasjenige näher in Betrachtung gezogen werden, was sich auf das Futter derselben im Allgemeinen bezieht, ohne dabei das Speciellere, wo es nöthig ist, zu übergehen. Die Tauben nehmen, wie schon oben angeführt worden, mit allerlei Körnern oder Sämereyen vorlieb. Am wohlfeilsten sind die Feldtauben zu erhalten, theils weil sie sich, so lange kein Schnee liegt, auf dem Felde oder vor den Scheunen nähren,

theils aber auch, weil sie sich fleißig paaren und zur Fortpflanzung geschickt sind. Vorzugsweise kann man auf dem Lande diese Tauben den Winter über leicht hinbringen, und selbst die größeren Haustauben, die mehr Futter verlangen, leichter ernähren, wenn man sie in die benachbarten Felder gewöhnt, und sie nur im Winter im Schlage füttert. Tauben, die man erst gekauft hat, muß man mit denjenigen Körnern füttern, an welche sie gewöhnt sind, und mit dieser Fütterung so lange fortfahren, bis die Flug- oder Paarungs- und Heckzeit eintritt, und solche gutes und nahrhaftes Futter bedürfen. Eben so gutes Futter verlangen die Tauben, ehe man sie ausläßt; hat man sie vor dem Auslassen mit Getreide gefüttert, so füttere man sie, wenn man sie auslassen und gewöhnen will, ungefähr acht Tage vorher mit Erbsen, und besonders Wicken, auch mit Hanf, wodurch ihnen der Aufenthalt werth gemacht wird, und quellt man die Erbsen und Wicken vorher ein, so wird solches nach dem Fraße einige Träg- und Vollheit befördern, und die Ausgelassenen daher zum Fluge nicht anreizen, wodurch sie nach und nach an den Flug und die Gegend gewöhnt werden. Eingekerkerten Tauben muß man Sand, Salz und Wasser reichen, damit sie besser verdauen, daher ist es gut, wenn man ihnen trocknen Flußsand in ihren Schlag streut, so auch zerklopften alten Kalk, oder etwas Lehm mit Salzwasser vermischt, und zerklopft oder zerstoßen. — Man halte in der Fütterung Ordnung, und gebe seinen Tauben nicht heute Alles, und am andern Tage wenig oder gar nichts, sondern vertheile das Futter gehörig. Ueberhaupt richte man sich so ein, daß man immer mit Futter gehörig versehen ist, und es nie daran fehle. Man füttere seine Tauben im Sommer dreimal des Tages, und im Winter zweimal, und richte sich nach der Anzahl derselben, so wie auch nach den Jungen in den Nestern, die gefüttert werden müssen. Läßt man die Tauben zu lange hungern, so fallen sie begierig über das

Futter her, und überfressen sich, so daß sie die Körner schlecht verdauen, indem es dem Magen an Kraft gebricht, seine Funktionen gehörig zu erfüllen, und diese Unverdaulichkeit zieht Krankheiten nach sich, ja oft den Tod; auch entsteht durch eine unordentliche und kärgliche Fütterung Abzehrung, die Tauben werden einem Skelette gleich und sind selten zu retten. Nach Riedel soll man für Hoftauben gemischtes Futter halten, und auf sechzehn Paar monatlich ungefähr vier Metzen eines Gemisches von Gerste, Korn, Wicken, Weizen und Linsen rechnen. — Füttert man bei Flugtauben oder Tümmlern zweimal des Tages reine Erbsen, so rechnet man auf zwanzig bis zwei und zwanzig Paare monatlich zwölf Metzen, da nun noch Junge hinzu kommen, so kann man funfzehn Metzen rechnen, so daß auf den Tag eine halbe Metze verfüttert wird, welches jedoch auf die Witterung und Freßlust der Tauben ankommt; denn im Sommer fressen die Tauben weniger und saufen mehr, und im Winter fressen sie wieder mehr und saufen weniger. Auch hängt es von der Freiheit der Tauben ab. Tauben, die täglich herausgelassen werden, fressen auch weniger im Schlage, wenn sie gefüttert werden, da sie Gelegenheit haben, auch draußen noch Manches zu finden, sowohl auf dem Dache bei Flugtauben, als auf dem Hofe bei Hoftauben; sitzen sie dagegen länger in dem Schlage, ohne ins Freie zu kommen, so fressen sie auch mehr. Auch sehr heiße Tage, regnichte Tage ꝛc. haben auf die mehr oder weniger Freßlust der Tauben Einfluß. Nach dieser ungefähren Norm läßt sich nun das Futter für die Tauben berechnen, wenn auch nicht genau, weil dieses, wie schon bemerkt, von so Vielem abhängt, z. B. von der Menge der Tauben, deren Größe, Art und Güte des Futters, von den zum Füttern noch nöthigen Jungen, von der Witterung, der Freiheit ꝛc. Bei dreimaliger Fütterung des Tages muß solches des Morgens, zwischen sieben und acht Uhr, des Mittags, und des Abends

zwischen fünf und sechs Uhr, im Winter zwischen acht und neun Uhr des Morgens, und am Abende zwischen drei und vier Uhr geschehen, und die Ausstreuung entweder auf dem Hofe bei Hoftauben, oder in dem Schlage, sowohl bei Hof-, als auch bei Flugtauben. Das Ausstreuen muß so geschehen, daß die Tauben nicht nöthig haben, sich zu drängen, um heran zu kommen, da wo in einem Schlage viele gehalten werden. Bei dem Füttern auf dem Hofe muß man sich es schon gefallen lassen, etwas mehr auszustreuen, weil hier auch die Hühner, Sperlinge ꝛc. daran Theil nehmen, man diese nicht gut davon verscheuchen kann, ohne nicht die Tauben selbst mit aufzujagen. Ein Oekonom will auf jedes Paar Feldflüchter täglich eine Mondshand voll gutes nahrhaftes Futter rechnen, auf große Hof- und Haustauben und auf Flugtauben etwas mehr. Von der Gerste soll man den vierten Theil, vom Hafer aber die Hälfte mehr brauchen, als von Wicken, Erbsen, Türkischem Weizen ꝛc. Bei gelinder Witterung soll man noch etwas ablassen, ist sie aber rauh und kalt, so soll man noch etwas zulegen, und wenn die Tauben Junge haben, die schon ziemlich herangewachsen sind, so sind auch diese noch in Anschlag zu bringen, weil die Alten einen Theil ihrer genommenen Nahrung wieder hingeben müssen. Gegen Ende des Januars oder Anfangs des Februars soll man mit dem Füttern etwas behutsam seyn; denn füttert man sie da zu gut, so paaren sich die Tauben, fangen an sich zu treiben und Eyer zu legen; tritt nun kalte Witterung ein, so kommen die Jungen heraus, erstarren und erfrieren, und die erste Brut geht größtentheils verloren. Das Wasser, welches man ihnen giebt, muß rein und frisch seyn, und damit sie solches nicht verunreinigen, oder darin sich baden, so muß man über den Saufnapf, der von Holz oder auch von Thon oder Irden seyn kann, ein Kreuz legen, damit sie nur den Kopf hineinstecken und saufen können. Bei einem hölzernen Gefäße wird das

Kreuz darüber genagelt, bei einem irdenen muß man es durch Kitt zu befestigen suchen. Man hat übrigens schon irdene Saufgefäße, die eine solche Form mit Abtheilungen haben, daß mehrere Tauben auf einmal daraus saufen können, ohne sich zu berühren, und das Wasser zu verunreinigen. Es hat nämlich die Form eines Hühnerkorbes, nur in einem kleinern Maaßstabe, oder noch besser, eines Kinderfallhutes, nur etwas größer, als dieser, aber mit vier Abtheilungen. Dergleichen Gefäße stelle man in dem Schlage oder dem Taubenhause auf; auf dem Hofe für die Hoftauben darf man nur bei dem Brunnen eine kleine Oeffnung in der Erde ausmauern, und aus dem Brunnen Wasser darein lassen, und solches täglich mehrere Male erneuern, so kann alles Federvieh daraus trinken oder saufen. Ein- bis vierjährige Taube giebt Riedel in der Regel für munter an, allein man kann noch höher hinauf gehen, beinahe bis auf das Doppelte, ja ich habe selbst mehrere Täuber und Tauben in meinem Schlage, die schon über zwölf Jahre alt sind, und sich noch so muthig und kraftvoll in dem Schlage bezeigen, wie die jüngsten Tauben, nur zum Hecken dienen sie nicht mehr. Den ältern Tauben soll man nun, damit sie nicht zu träge werden, oftmals ein Reizmittel geben, damit sie wieder kräftig werden, und dieses soll darin bestehen, daß man kurze Gerste, Wicken, Weizen, auch kleine Erbsen, in gemeinem Kornbranntwein aufgeweicht oder aufgequillt, ihnen vorsetzt, und kurze Zeit darauf etwas frische Butter, auf Brodschnittchen geschmiert, ihnen hinwirft, auch soll man das Trinkwasser mit Honig oder Zuckerwasser versetzen, wodurch sie sehr kräftig und muthig werden sollen, sowohl zum Treiben, als auch zum Fliegen. Wenn die Jungen an zu fressen fangen, so soll man ihnen nicht gleich Erbsen geben, weil sie diese mit ihrem noch weichen Schnabel nicht aufnehmen können, sondern Hanf, Weitzen, und dergleichen kleinere Körner, die sie besser fassen können;

nach vierzehn Tagen kann man dann mit Erbsen anfangen, wozu man die kleinern auswählt. Wer Tauben zum Nutzen und zum Vergnügen halten will, der darf nicht sparsam und kärglich füttern, aber auch nicht in Uebermaaß, weil sie sonst zu fett und unfruchtbar werden. — Beim Einkaufe des Futters sehe man auf gute und reine Waare. Das beste Futter für Hofstauben ist ein Gemenge von Erbsen, Linsen, Wicken, Gerste, Hirse oder Hanf; für Fluatauben von Erbsen, auch kurze Gerste und Hanf. Das Futter darf weder zu jung, noch zu alt, weder durchfressen, durchlöchert, noch staubig und schmutzig oder unrein seyn, indem sonst dasselbe den Geschmack verliert, der Gesundheit schadet, und weniger nahrhaft ist. Hier eine Musterung der Nahrungsmittel für die Tauben: 1) Wicken, ein gutes und gesundes Futter für alle Tauben, wegen des süßen und angenehmen Geschmacks, und besonders im Winter. — 2) Erbsen, ein Haupttaubenfutter, nahrhafter, als jene, aber auch kostbarer, und mehr für große Tauben, für Tümmler, Trommeltauben, Mondtauben, Montenenr, Kröpfer ꝛc.; sie haben nicht den angenehmen Geschmack der Wicken, werden aber doch von den Tauben vorzüglich gern genossen, und aus dem gemischten Futter, wenn sie sich darunter befinden, vorzugsweise heraus gesucht. Wenn die Erbsen rein und reif sind, so sind sie ein leicht verdauliches Futter, welches besonders im Winter sehr gut ist, weil es gut nährt; die Alten füttern auch damit ihre Jungen, und stopfen ihnen den Kropf oftmals so voll, daß er platzen möchte, und dennoch verdauen auch diese sehr gut dieses Futter, wenn sie nur gehörig dazu getränkt werden. Quillt man die Erbsen eine oder zwei Stunden in Wasser oder Wein, so dienen sie den kranken oder schwachen Tauben zur bessern Verdauung oder Mästung. Ehe man die Jungen oder Kranken damit füttert, ist es sehr zu empfehlen, sie vorher einzuquellen, indem sie genossen, beim Mangel an Wasser, brennende

Schmerzen verursachen, und oftmals den Tod der Thiere befördern, wenigstens will man diese Beobachtung gemacht haben. Beim Einkaufe der sogenannten Futtererbsen sehe man auf reine Waare, die nicht mit vielen zerbröckelten und schwarzen Erbsen vermischt ist, welche die Tauben nicht gern fressen. — 3) Linsen, welche den Erbsen vorzuziehen, aber auch kostbarer sind, und nur selten als Taubenfutter angewendet werden, und solches im Nothfalle, wenn es an anderm Futter fehlt. Sie sind leichter zu verschlucken und zu verdauen, und wirken auch weniger auf den Darmkanal, wie die Erbsen, wo man es gleich an dem Gelose sehen kann, ob Tauben mit Erbsen gefüttert sind. Da die Linsen als Nahrungsmittel für die Menschen gesucht, und besser bezahlt, auch nicht in sehr großer Menge angebauet werden, so kommen sie nur selten, wie schon bemerkt worden, als Taubenfutter vor. — 4) Gerste und Rocken. Die Gerste ist dem Rocken vorzuziehen, der die Dörrsucht befördern soll, welches jedoch noch der genauern Beobachtung bedarf, da das daraus bereitete Brod sehr nahrhaft ist, und beim Menschen nichts zurückläßt, welches nachtheilig auf seine Gesundheit wirkt, obgleich das wenigste Geflügel Rocken gern frißt, und so auch die Tauben. Die Gerste, besonders die kleine, ist den Tauben sehr zuträglich, indem sie wohlschmeckend, nahrhaft und gesund ist, obgleich sie, wenn man ihnen die Wahl läßt, doch Erbsen, Hanf ꝛc. lieber fressen. — 5) Weizen, welcher als ein sehr nährendes und kühlendes Futter empfohlen wird, das der Gerste, wenn nicht vorgeht, doch gleich kommt, nur ist diese etwas rauher und hitziger. Man kann von dem Weizen auch den Abgang füttern, und sobald dieser rein, nicht dumpfig und verdorben ist, so sollen ihn die kleinen Tauben sehr gern fressen, da er für die großen nicht nahrhaft genug ist. — 6) Hafer oder Haber ist nur ein Taubenfutter im Nothfalle; denn er ist wegen der länglichen Gestalt nicht zu empfehlen,

und auch zur Fütterung wenig tauglich, besonders zur Zeit, wenn die Tauben Junge haben, die mitunter davon krepiren. Erdbirnen oder Kartoffeln darunter gemischt, macht ihn zur Fütterung besser. — 7) Hanf und Hirse sind beide als Taubenfutter zu empfehlen, aber mehr für kleine Arten, als Mövchen, Schwalbentauben ꝛc. Der Hanf soll als tägliches Futter zu hitzig seyn, obgleich ihn die Tauben sehr gern fressen, ihn noch den Erbsen vorziehen; auch gebraucht man ihn, um die Tauben an den Schlag zu gewöhnen, und füttert sie damit acht Tage vorher, ehe man sie herauslassen will. Dieses Futter lockt sie wieder an, wenn man sie etwas hungrig herausläßt; auch gebraucht man es zum Fangen fremder Tauben, indem man es auf die Kneifbretter streut, und sie dadurch anlockt, darauf zu kommen, damit man sie mit dem Eisen fassen kann. Zum gewöhnlichen Futter ist der Hanf zu theuer, daher kommt er auch nur selten als Taubenfutter, außer den angeführten Fällen, vor, und dann auch zum Futter der jungen Tauben, ehe man ihnen Erbsen giebt. Ob der Hanf, in Menge genossen, Blindheit und Abzehrung zur Folge hat, möchte bezweifelt werden, da ihn doch auch die Vögel fressen, und besonders die in den Käfich gesperrten, ohne daß er nachtheilige Folgen für sie hat, ja er ist das gewöhnliche Vogelfutter, womit man die Kanarienvögel, Zeisige, Hänflinge, Stieglitze ꝛc. im Bauer ernährt, und noch dazu bei so wenig Bewegung, als diese Vögel genießen. Das Abwaschen des Hanfes mit warmem Wasser, um ihm seine Schärfe zu benehmen, möchte wohl nicht zu empfehlen seyn, da er sonst, wenn er nicht gehörig getrocknet wird, einen unangenehmen Geschmack erhält. Die Hirse ist als Nahrungsmittel sehr gut, nur mästet sie, wenn man sie allein anwendet, und in größerer Quantität, wegen ihrer Kleinheit; sie kommt übrigens als Taubenfutter nur selten vor. — 8) Waldsamen, welches ein gutes, nahrhaftes Futter für die Holztauben ist, wo-

nach das Fleisch einen guten, zwar etwas bittern, aber doch angenehmen Wildgeschmack erhält. Man sieht es den Tauben an dem Gelose oder Kothe an, wenn sie im Walde dem Samen nachfliegen, und Heidelbeeren fressen, wovon der Urath schwärzlich wird. — 9) Kartoffeln. Wenn diese Frucht ganz reif, mehlich und von guter Art ist, und täglich frisch gegeben wird, so ist es ein Taubenfutter der wohlfeilsten Art; haben die Kartoffeln aber diese Eigenschaften nicht, und sind sie ausgewachsen, wässrig und gefroren, so sind sie schädlich, besonders wenn die Tauben an Sand und Salpeter Mangel leiden, wo ihnen das sauer gewordene Futter schadet. Die Kartoffeln müssen aber abgekocht werden, wenn sie ihren Zweck besser erfüllen sollen. Man kann auch Brod, Kleie und Milch mit einander vermischen, und solches füttern. Zur Heck- und Brütezeit sind die Kartoffeln doppelt schädlich, indem die Alten nicht damit ätzen können, und solche den Schlund der Jungen verstopfen. Im Winter gefrieren sie im Kropfe der Tauben, und sollen Jung und Alt tödten. — Das Körnerfutter ist als Hof- und Flugtaubenfutter allen Futterarten vorzuziehen, und leichtes Weizenfutter, welches man in den Mühlen und bei den Bäckern bekommt, ist auch gut verdaulich und wohlfeil. Da aber durch das Einweichen des Weizens, wodurch sich die schweren von den leichten Körnern absondern, diese einen dumpfigen, modrigen und verdorbenen Geruch bekommen, so muß man das Futter an einem luftigen Orte ausgestreut und trocken erhalten, weil es sonst sehr schädlich ist. Feldtauben sind an Körner gewöhnt, und wollen auch solche. Haustauben, so wie alle Tauben edler Art, wollen ein kraftvolles und gutes Futter, und nur die ganz großen Tauben erleiden eine Ausnahme. Man füttert daher diese Tauben mit Erbsen, Gerste, Hanf 2c. — Das Futter der jungen Tauben kommt mit dem der alten ziemlich überein. Am besten ist für noch ganz junge

Tauben das kleingesämte und körnige Futter, etwa der Abgang von Weizen, Gerste, Wicken, Erbsen und Hirse, weil dieses Futter nicht nur die Aetzung erleichtert, sondern weil auch dasselbe das wohlfeilste ist; eben so soll auch der Same von Fichten und Tannen seyn. Leinsamen will man zur Fütterung nicht loben, weil derselbe ihnen den After verklebt, die Gedärme reizt, Stockung des Unraths verursacht, und dabei den Tauben einen öligen, stinkenden Geschmack und Anlaß zu Kröpfen, Geschwülsten ꝛc. giebt. Nicht weniger leiden die Alten darunter; je größer die Taube wird, je größer verträgt sie auch das Futter. Für diejenigen Tauben, die Feldflüchter werden sollen, kann man stärker nährendes Futter wählen, z. B. Wicken, Waldsamen und Körner anderer Art; und für solche, die zum Essen gemästet werden sollen, Erbsen, entweder in Milch, die nicht sauer geworden seyn darf, oder in Wasser aufgequellt. Man füttere sie mehrere Male des Tages, gebe ihnen frisches und reines Wasser und etwas Sand. Ohne Wasser brennen die Erbsen, zumal, wenn sie nicht eingeweicht gegeben, und erst im Kropfe erweichen müssen. Die Jungen zehren ab, und man findet sie oftmals, selbst auch mit vollem Kropfe, todt. Wer sich die Mühe geben will, seine Tauben bald zum Fressen zu gewöhnen, der nehme eine Hand voll Futter, und lasse es langsam, und nicht zu viel auf einmal, in den Kropf der Jungen laufen, die auch, wenn sie das Futter vermittelst der Schnabelhaut fühlen, den Schnabel weit öffnen, und darnach begierig sind; einige Tage damit fortgefahren und getränkt, gewöhnt man sie bald zum Selbstfraße. Einige fressen eher, andere später, gewöhnlich dann, wenn sie drei Wochen alt sind. In der Freiheit verlassen sie sich lange auf die Eltern. Wollen sie nicht saufen, so nehme man eine Blase, leite in dieselbe eine Röhre oder einen Federkiel, oder nehme bloß Wasser in den Mund, und halte dann den Schnabel der Jungen darein, und lasse sie saufen; auch

kann man sich dazu eines Trichters bedienen. Die Jungen wachsen nicht nur schnell, sondern fressen auch bald allein. Ueberflüssiger Trank, so wie dergleichen Fütterung, schaden mehr, als sie nützen. — Wer Tauben halten will, der beobachte demnach folgende Regeln: 1) Man halte bloß so viele Tauben, als man ernähren kann. 2) Man gebe ihnen täglich reines Futter und frisches Wasser zum Trank, dabei einen Kübel Wasser zum Baden. 3) Zur bessern Verdauung des Körnerfutters gebe man ihnen Salz, scharfen Sand, Kalk von altem Gemäuer, Lehm ꝛc. 4) Man lasse es auch nicht an kleinen Kieselsteinen fehlen, welche sie gern verschlucken, und die dazu dienen sollen, den Magen wieder in Thätigkeit zu setzen. 5) Man halte den Schlag stets rein, und schaffe den hitzigen Taubenmist heraus, der zur Heckung des Ungeziefers Veranlassung giebt, und bestreue den Boden mit gutem Sande. 6) Wenn die Tauben fleißig hecken sollen, so füttere man sie mit Wicken und Hanfsamen zur Heckzeit, besonders im Frühjahre, wobei man den Hanf wegen seiner hitzigen Eigenschaft nicht zu stark anwenden muß, da er den Trieb zu sehr erregt. 7) Man sorge für einen warmen Schlag, weil auch dieser zum Hecken viel beiträgt; denn Kälte erstickt den Trieb, Wärme belebt ihn; auch kommen die Jungen leicht in der Kälte um. Die Tauben werden in warmen Behältnissen lebhaft und munter, welches man auch auf den Dächern gewahrt, da sie sich so gern sonnen, so gern in der Sonne liegen, und ihre Flügel ausbreiten. Es darf aber der Schlag auch nicht zu stickig seyn, daher muß man im Sommer für hinlängliche Luft sorgen. 8) Bewahre man sie so viel, als es angeht, vor Raubthieren, besonders vor dem Iltisse und Marder. Man lasse daher, wenn der Taubenschlag auf Böden angebracht worden, besonders bei Flugtauben, den ganzen Boden, so weit der Schlag geht, die Dachseite mit Brettern verschälen, damit diese Raubthiere durch Aufdeckung der

Dachsteine nicht in den Boden gelangen können, weil sie dann auf die Verschälung stoßen. Auch muß das Innere des Schlages fest verwahrt seyn. 9) Wenn ihnen gleich das Sitzen im Schlage nichts schadet, da sie oft, selbst wenn sie die Freiheit haben, das heißt, aus dem Schlage zu fliegen gewöhnt sind, in den Schlag zurückkehren und in demselben am liebsten zu verweilen scheinen, so muß man sie doch zur Freiheit zu gewöhnen suchen, damit sie sich ausfliegen und frische Luft schöpfen können, und wenn das Ausfliegen nicht angeht, so lasse man sie wenigstens aus dem Taubenschlage in den großen Boden fliegen, und füttere sie dann im Schlage, damit sie wieder herein kommen, und sich so gewöhnen, so haben sie doch Bewegung, können sich ausfliegen, um die nutzlosen Federn abzustreifen. 10) Gewöhne man die Tauben an eine gewisse Ordnung im Fressen, damit sie sich immer zu der festgesetzten Zeit einfinden, wenn man sie zum Ausfliegen gewöhnt hat, und die Lockung dazu auf Blechpfeifen oder das Pfeifen mit dem Munde. Dieses Pfeifen kennen sie genau, und finden sich dann sogleich ein.

Paarung, Brütung und Erzeugung schöner und wohlgefiederter Jungen. So wie jedes Thier seine Zeit hat, in welcher der Trieb zur Fortpflanzung und Erzeugung ihres Gleichen rege wird oder sich zeigt, so findet dieses auch bei den Tauben Statt, und noch mehr bei einer guten kräftigen Nahrung und Wärme des Schlages. Diese Zeit ist der Frühling, und auch der Herbst; ja selbst im Winter kann eine Paarung bei schönen sonnenreichen Tagen geschehen. Bei Feld- und Hoftauben geschieht die Paarung der jungen Tauben, so wie der älteren, wenn sie noch nicht gepaart sind, im Frühjahre gewöhnlich nach eigener Wahl, sowohl in dem Schlage, als auch außerhalb desselben auf dem Dache, oder im Felde ꝛc., wenn sich die Tauben gegenseitig zu einander finden und Neigung tragen, da hier auf Ge-

stalt und Farben nicht gesehen wird. Das willkührliche Paaren geschieht aber oft nicht nach den Wünschen der Taubenliebhaber, und deshalb hat man die Zwangspaarung eingeführt. Man sperrt nämlich diejenigen Tauben, die man gern zusammen zu paaren wünscht, in ein hinlänglich geräumiges Behältniß, das aus bloßen hölzernen Gitterwerken zusammengesetzt ist und giebt ihnen hinlänglich gutes Futter, unter welches man auch etwas Hanfsamen mischen kann. Der Täuber, wenn er nur einigermaßen muthig ist, wird sich gleich in der ersten Viertelstunde der Einsperrung schon regen und die Täubin kurrend in dem Behältnisse herumtreiben, die Täubin aber den Täuber ganz kalt aufnehmen, und die größte Abneigung gegen ihn zeigen, ihn jedoch nach und nach als ihren Gatten annehmen, und dieses durch ihr freundliches Betragen zu erkennen geben. Die Paarung erkennt man sehr bald, wenn sie neben einander sitzen, und sich gegenseitig in die Federn mit dem Schnabel fahren, und darin herumsuchen. Nach dieser ersten Vertraulichkeit, einer Art der Liebkosung, erfolgt das sogenannte Schnäbeln. Der Täuber giebt dieses Verlangen, auf welches die Begattung unmittelbar folgt, und welches, wie Einige glauben, und auch schon oben bemerkt worden ist, zur Befruchtung der Eyer vorher erfolgen muß, durch wiederholtes Reiben seines Kopfes auf dem Rücken zu erkennen, zuweilen thut dieses auch noch die Täubin oder kommt doch herbei, und wird dann erstlich vom Täuber gefüttert, dann füttert sie ihn wieder, welches durch das Ineinanderstecken der Schnäbel geschieht; dieses wird etliche Male wiederholt; dann duckt sich die Taube, und der Täuber geht mit einer Art Begierde ein paarmal vor ihr hin und her, und bespringt sie dann. Nach dem Begattungsakte geht die Taube ein paarmal gravitätisch auf und nieder, indem sie den Schwanz hinterher zieht, und die Flügel etwas hebt, welches auch der Täuber thut; auch fährt die Taube in der genannten

Stellung auf den Täuber los; auch duckt sich der Täuber, und sie springt auf ihn und tritt denselben. Dieses Letztere geschieht jedoch nicht immer, und nur von sehr geilen Täubinnen. Im Freien fliegen Beide nach der Begattung ab, und setzen sich dann wieder an dem Orte nieder, wo sie aufgeflogen sind. Dann setzen sie sich still nieder und bringen ihre Federn wieder in Ordnung, ruhen auch wohl aus, und bestätigen den Ausspruch des Horaz: Omneanimal post coitum triste (Nach der Begattung ist jedes Thier traurig). Sobald nun dieser Aktus in dem Paarungsbehältniß Statt gehabt hat, so läßt man sie heraus, und thut sie wieder zu den übrigen Tauben. Sobald sie sich nun noch einige Tage im Schlage begattet haben, so treibt der Täuber seine Taube vor sich hin an den Platz, wo das Nest angelegt werden soll, oder wo sie nämlich schon ein angelegtes Nest finden, welches sie nun noch besser nach ihrem Wunsche mit Heu, Stroh, Federn 2c. ausstatten. Das Eintragen der Materialien zum Neste geschieht von dem Täuber, der Reiser, Strohhalme 2c. auf dem Hofe oder sonst wo mit dem Schnabel aufsucht, und sie der Taube in das Nest trägt. Bleibt er etwa zu lange aus, so giebt die Taube durch ihr Betragen ihre Sehnsucht zu erkennen, oder holt sich selbst einige Reiser oder Strohhalme, und legt solche sitzend um sich herum, und bereitet sich so ihr Nest. Man erleichtert den Tauben dieses Aufsuchen von Baumaterialien dadurch, daß man Stroh, Heu 2c. im Schlage umherstreuet. Nach neun bis zehn Tagen, während welcher Zeit der Täuber seine Taube stets in dem Schlage herum und auf das Nest treibt, sie auch des Tages mehrere Male tritt, legt die Täubin das erste Ey, und solches gewöhnlich am Morgen, welches Ey sie jedoch noch nicht beständig bebrütet, sondern ab und zu darauf geht, gewöhnlich aber am Rande des Nestes aufgefiedert sitzt; den dritten Tag früh legt sie das zweite Ey, und mit diesem hört sie auf zu legen, dagegen

fängt sie emsig zu brüten an. Das erste Ey ist stärker als das zweite, und stumpfrund, und enthält allemal einen Täuber. Das zweite gelegte Ey ist nicht so stark und rund, als das Erstere, läuft unten viel spitziger zu, und enthält allemal eine Taube oder Täubin. Diese Eyer zeigen sich als fruchtbar, sobald sie eine gehörige Lage im Neste haben, und Taube und Täuber nicht zu alt sind, steht aber ein Ey ganz aufrecht, so ist es immer ein Zeichen eines Fehlers an demselben, daß der Dotter zu sehr auf einer Seite liegt, und das Ey dahin zieht, so daß es eine aufrechte Lage erhält; dergleichen Eyer sind selten gut, so auch die nicht vollen Eyer, worin der Dotter schwankt; sie sind unfruchtbar. Daß Eyer, welche gegen Mittag oder des Nachmittags gelegt worden, immer unfruchtbar seyen, streitet gegen die Erfahrung von vielen Taubenfreunden und Naturforschern. Man findet oftmals drei Eyer in einem Neste, dies rührt aber daher, daß eine andere Taube auch noch darin gelegt hat, und so könnte man auch noch ein viertes Ey finden, welches leicht kommen kann (aber doch selten geschieht), wenn die Taube zum Fressen von ihren Eyern herabgeht, und eine noch junge Taube ihr herangewachsenes Ey hinein legt. Wenn man aufmerksam auf die Tauben beim Legen ist, wird man dieses bald finden. Nachdem das zweite Ey gelegt worden, geht die wahre Brützeit an, und rechnet man von diesem Tage an, so brüten sie bis zum Ausbruche des ersten Jungen vierzehn volle Tage unausgesetzt, indessen geschieht dieses nicht bei allen Tauben in gleicher Zeit; denn bei den meisten Arten Hof- und Flugtauben geschieht die Brütung im Sommer sechzehn bis siebzehn, in den kalten Jahreszeiten oft achtzehn bis neunzehn Tage. (Bei kleineren Arten gewöhnlich funfzehn bis sechzehn, bei größeren achtzehn bis neunzehn Tage.) Der Täuber nimmt, wie fast bei allen Vögeln, die in der Monogamie leben, der Täubin die Last des Brütens am Tage etliche Stunden ab, meh-

rentheils um neun Uhr Vormittags, und läßt sie um drei Uhr Nachmittags wieder einsitzen. Unterdessen daß derselbe brütet, frißt sie, badet sich, sonnt und ruhet sich; des Nachts brütet sie aber in der Regel, so, daß die meiste Last des Brütens auf ihr beruhet, ja sie brütet oftmals, wenn der Täuber sich verflogen hat, oder umgekommen ist, allein die Eyer aus, indem sie sich nur so viel Zeit nimmt, um zu fressen und zu saufen. Wenn Einer von den Gatten beim Brüten zu lange ausbleibt, so erhebt der Brütende, besonders wenn es der Täuber ist, ein klägliches Geheul, bis der Gegenstand wieder ankommt, oder wenn er ganz wegbleiben sollte, so ändert sich auch die klagende oder heulende Stimme, und geht in Traurigkeit über; das Ruckfen geschieht dann nur selten, aber kläglich, und hört zuletzt ganz auf; aber das Brüten geschieht in der traurigen Stimmung mit eingezogenem Kopfe und hochstrebenden Federn fort. Die Nacht hindurch sitzt der Täuber bei der brütenden Taube im Neste, und bewacht und beschützt sie, daher darf sich auch keine andere Taube dem Neste nähern. Wenn acht Tage der Brützeit verflossen sind, so fangen die Eyer an dunkel und bläulich zu werden, dabei sind sie undurchsichtig, welches dann ein Zeichen ist, daß das Ey befruchtet ist; sind die Eyer durchsichtig, so sind sie lauter, das heißt, sie taugen dann nichts. Nach sechzehn bis neunzehn Tagen kommt das erste Junge zum Vorschein, und den Tag darauf gewöhnlich das zweite. Sie helfen sich dnrch ihre eigene Kraft, indem sie das Ey von innen aus anpicken, wodurch es Risse bekommt, und nach acht bis zwölf Stunden zerspringt, und dieses gewöhnlich in zwei ungleiche Theile, mehrentheils die runde Seite. Die Alten tragen die Stücke aus dem Neste, oder stoßen sie mit den Füßen hinaus. Die Jungen, die noch nicht oft geheckt haben, tragen sie in dem Schnabel aus dem Schlage, wobei die andern sie oft so lange verfolgen, bis sie solche fallen lassen. Eben so tragen die Alten, so

lange die Jungen klein sind, den Koth weg, und schaffen ihn aus dem Neste. Die Farbe der Milchfedern der Jungen ist hellgelb, das heißt, derjenigen Federn, welche die Jungen mit auf die Welt bringen, und die sich erst nach dem Ausbruche der Kiele und kleinen Federn verlieren, das in einem Alter von vierzehn Tagen geschieht, wo sie schon ziemlich befiedert sind; auch kriechen die Jungen schon aus dem Neste heraus, setzen sich in dessen Winkel, und suchen einen trocknen, vom Ungeziefer befreieten Platz. Die Jungen kommen blind zur Welt, haben große unförmlich geschlossene Augen und Gedärme, und einen aufgeschwollenen Schnabel, der fast so stark als der Kopf selbst ist, welches Alles den Jungen eine unförmliche Gestalt giebt. Am ersten Tag trocknen die Alten die nassen Jungen, erwärmen sie, füttern sie aber noch nicht in ihrem hülfsbedürftigen Zustande, worüber der erste Tag hingeht, erst am zweiten, auch wohl gar am dritten Tage, werden sie von den Alten mit einer Art von Milchbrey gefüttert, dessen Bestandtheile man noch nicht genau kennt. Einige halten ihn für eine Zusammensetzung salziger und salpetriger Erde, Andere dagegen für eine halbverdauete, in dem Kropfe der Alten zubereitete Speise. Ehe sie damit anfangen, suchen sie den Kropf aufzublasen, damit er den Milchbrey auch annimmt. Diese Nahrung erhalten sie sechs Tage lang, und dann fangen sie an, sie mit dem Futter, was sie selbst genossen haben, zu ernähren, worunter sie, der Verdauung und der bessern Zermalmung der Speisen wegen, immer kleine Steinchen und Lehm mengen. Gegen den neunten Tag werden die Jungen sehend, und kurz darauf brechen die großen Kiele an ihren Flügeln und Schwänzen durch, welches ihnen Schmerzen verursacht, daher man sie auch in dieser Periode nicht viel anfassen und sie aus dem Neste nehmen darf, um nicht allein die Kiele zu beschädigen, sondern ihnen auch Wunden beizubringen, und sie zum Krüppel zu machen, um so mehr, da sie in diesem Zu-

stande nur einem Fleischklumpen gleichen. Die Fütterung geschieht immer stärker und in solcher Menge, daß ihr Kropf ganz davon gepfropft ist. So lange, bis sie Federn bekommen, sitzt noch die Taube des Nachts darauf, welches sie aber bei Tage schon unterlassen hat, da die Witterung im Frühlinge und Sommer, selbst noch am Anfange des Herbstes, sehr angenehm ist, nur wenn kühle Tage einfallen, gehen die Alten noch auf das Nest und bedecken die Jungen. Die Jungen fangen auch an, sich im Neste zu erheben und rückwärts zu gehen, und am Rande desselben den After außerhalb des Nestes zu recken, und ihr Gelos fallen zu lassen. Durch das Piepen zeigen die Jungen nicht nur ihr Verlangen nach Nahrung an, sondern auch die Sehnsucht nach den Eltern, wenn diese abwesend sind. Mit zunehmender Ausbildung, und besonders wenn sie einmal laufen und flattern können, verfolgen sie die Alten mit piepender Stimme und schlagenden Flügeln, stieren mit ihrem Schnabel um den der Alten herum, und bewegen während des Aetzens nicht nur die Flügel, sondern senken mit den aus dem Kropfe ihr Futter empordrückenden Alten den Kopf auf und nieder, um gleichsam die Speise hinunter zu zwingen. — Während der Zeit, daß die Jungen heranwachsen, sucht die Täubin ihren Gatten wieder sorgfältiger auf, und schickt sich zur zweiten Hecke an, wobei sie, nebst demselben, ihre Jungen immerfort mit Futter nähren, bis sie allein zu fressen anfangen, und das Nest verlassen, auch das Taubenhaus, sobald die Alten zum Ausfluge gewöhnt sind; denn nach sechs bis acht Wochen sind sie schon ausgewachsen und so flügge, daß sie in Gesellschaft der Alten, als Hof- oder Feldtauben, sich ihre Nahrung suchen können; sie sind von den Alten nur noch durch eine piepige Stimme zu unterscheiden. Sie wachsen sehr schnell, sind nach Verlauf von vier Monaten völlig mannbar, und mit dieser Mannbarkeit tritt auch ihre männliche Stimme ein, und so auch die noch übrigen Lebensfunk-

tionen, wozu die Paarung gehört. Diejenigen Jungen, die im Frühjahre bis gegen Pfingsten auskommen, pflegen sich schon im Herbste zu begatten und zu vermehren; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß ein Nestpaar der Tauben, welche von einer Mutter in einem Neste zugleich erwachsen, nicht fruchtbar genug sind. Man muß sie daher, nachdem sie vom sechsten bis achten Monat ihres Alters dazu tüchtig geworden sind, mit andern auf die oben beschriebene Weise paaren lassen. Nach Bechstein sollen ein Paar Nestjungen sich schon nach acht Wochen gepaart und Junge gezogen haben; auch fangen sie schon sehr früh mit dem Liebeswerke an, oft schon in den ersten Wochen, indem sie sich als Nestjunge einander liebkosen, und zuweilen, doch ohne Erfolg, sogar betreten. Obgleich man nicht allen Unglücksfällen, welche den jungen Tauben begegnen können, vorbeugen kann, so lassen sich solche doch in etwas gut machen Ist z. B. eine von den Alten umgekommen, und die Jungen sind bloß noch mit ihren Milchfedern bedeckt, so kann man sie unter die übrigen Jungen, die von gleicher Größe sind, vertheilen. Oft sitzt in einem Neste nur ein einziges Junges, neben dieses kann man die von ihren Eltern Verlassenen setzen; die neuen Eltern nehmen sie ohne Anstand an, warten und pflegen sie. Sind die verlassenen Jungen schon mit Federn versehen oder halberwachsen, so thut man am besten, sie ganz aus dem Taubenschlage zu nehmen, und sie selbst aufzufüttern. Zu diesem Ende steckt man ihnen alle Tage dreimal, nämlich des Morgens, Mittags und Abends, den Kropf mit wohl eingeweichten und aufgequollenen Erbsen voll, hält ihnen den Schnabel in reines Wasser, und gewöhnt sie so zum Saufen. Die Jungen der ersten, zweiten und dritten Brut läßt man gewöhnlich bei Hof- und Feldtauben abfliegen; allein diejenigen, die im Spätherbste fallen, sind weniger gut, bleiben oftmals klein, und leiden sehr am Mausern, sterben zuweilen, oder werden vom Habichte ergriffen,

auch anderwärts gefangen. Daß sich die Tauben in hohen und reinen Schlägen sehr stark vermehren, ist schon oben, S. 500, angeführt worden. Nimmt man nun an, daß sich ein Paar Mond- und Trommeltauben in einem Jahre neunmal vermehren können, wovon man Beispiele anführen kann, so können von ihnen im ersten Jahre 18 oder 9 Paare mit den Alten, und im zweiten Jahre 180 oder 90 Paare gezogen werden; diese können sich im dritten Jahre, nebst den zwanzig Alten, bis auf 18 oder 1900 Stück vermehren; rechnet man nun die 100 Paar Alten dazu, so geben nach Linné's Rechnung die 1000 Paar Tauben im vierten Jahre schon 18000 Junge. Diese bedeutende Vermehrung wird aber durch öftere Verwahrlosung der Eyer und Junge von den Alten, durch Krankheiten und durch Raubthiere sehr verändert. — Während der Brütezeit darf man weder die Tauben, wenn sie auf dem Neste sitzen, beunruhigen, noch in der Gegend der Taubenwohnung durch Schlagen, Stoßen 2c. ein Gepolter verursachen; denn wenn man die brütende Taube beunruhiget, so fährt sie entweder voller Zorn aus dem Neste, und wirft dabei oft die Eyer hinaus, oder sie bleibt sitzen, schlägt aber, wenn man sich ihr nähert, ganz wild mit den Flügeln, und zerbricht so manchmal ein Ey. Macht man aber in der Nähe der Taubenwohnung einen starken Lärm oder ein durchdringendes Gepolter, so kann es leicht geschehen, daß die noch in den Eyern steckenden Jungen betäubt oder wohl gar getödtet werden, welches Letztere dann der Fall am sichersten seyn kann, wenn man Eisen auf Eisen schlägt. — Je wärmer das Taubenhaus, je besser die Fütterung, um so eher paaren sich die Tauben. Um schöne Junge zu erziehen, darf man die natürliche Paarung oft nicht zulassen, sondern muß die oben angeführte Zwangspaarung einführen, wenn sie gleich nicht vortheilhaft ist; denn bei der letztern Paarungsart trifft es sich oft, daß die Tauben sich wieder trennen, oder schlecht hecken;

denn Tauben, die sich selbst ihren Gatten wählen können, sind die besten zum Zuge und zum Fluge, brüten oft, und nähren auch fleißig ihre Jungen. Daher thut man besser, wenn man eine Art Zwangspaarung einführen will, um an Gestalt, Farbe und Zeichnung schöne Junge zu erziehen, daß man bei einer Taube mehrere Täuber zuläßt, die alle von solcher Farbe sind, daß sie bei der Wahl, welche die Taube darunter trifft, der Absicht entsprechen. Auch kann man in ein Behältniß mehrere ungepaarte Tauben und Täuber zusammen lassen, die in Absicht der Farbe und Zeichnung, wenn sie sich gegenseitig paaren, genügen. Hier hat sowohl der Täuber, als auch die Taube eine Auswahl zu treffen, und es läßt sich doch erwarten, daß bei vier Paaren, also acht Tauben, Männchen und Weibchen, wohl eine gegenseitige Wahl Statt finden wird. Bemerkt man nun in dem abgesonderten Schlage, worein man diese Tauben gesperrt hat, daß ein Paar einig ist, welches man aus der Zärtlichkeit gewahrt, die es zu einander trägt, so nehme man beide Tauben heraus, und lasse sie in den Paarungskasten, damit die eigentliche Paarung besser erfolgen kann, weil sie da, wo Mehrere sind, immer im Schnäbeln und Treten gestört werden, und so macht man es dann auch mit den Uebrigen. Tauben, die ihren Gatten verloren haben, nehme man nicht gleich zur Paarung, sondern lasse sie erst mehrere Tage allein, oder so lange man bemerkt, daß sie trauernd allein sitzen, alle Bemühungen oder Bewerbungen anderer Täuber abschlagen; sie fliegen im Freien umher, und suchen ihren Gatten, rufen ihn auch, und solches dauert oftmals Wochen lang, bis sie sich über dessen Verlust beruhiget haben, bis sie sehen, daß alle Bemühungen des Wiederfindens vergeblich sind. Oftmals trauern dergleichen Tauben fort, und paaren sich wohl in einem Jahre nicht. Alles dieses muß man berücksichtigen, um beim Paaren nicht zu fehlen. Einjährige und gleichfarbige Tauben paaren sich am

leichteſten. Auch lehrt die Erfahrung, daß Tauben, wenn ſie einen Gatten verloren haben, oftmals den verlorenen Gatten nur in einem gleichfarbigen Fremden wieder annehmen wollen. Oftmals trennen ſich auch die Paare wieder, wenn ſie ſchon mehrere Male mit einander geheckt haben, und dieſes gewöhnlich wegen Ungleichheit des Temperaments, und paaren ſich dann mit Andern. Auch will man die Bemerkung gemacht haben, daß Neſtpaare, oder ſolche, die im Bruder- und Schweſterverhältniſſe zu einander ſtehen, ungern bei einander bleiben, als auch an Größe zu ungleiche, oder traurige und lebhafte, fröhliche und träge 2c. Zuweilen bringt man auch aus Unkenntniß des Geſchlechts gleiche Geſchlechter zuſammen; die Täubinnen, wenn ſie eingeſperrt ſind, legen Eyer, bebrüten ſolche wechſelſeitig, die Täuber treten einander und fliegen oftmals die ganze Heckzeit mit einander, bis ſie dann ihnen anſtehende Gattinnen finden. Bringt man zwei Täuber zuſammen, ſo läßt oft keiner, aus Furcht vor dem Andern, ſeine Stimme hören, bis man eine Taube zu ihnen bringt, wo ſie dann Beide, wenn ſie muthig ſind, mit einander um dieſelbe kämpfen. — Man hat auch die Verſuche gemacht, und Tauben abmalen laſſen, und ihnen die lebhafteſten Farben gegeben, ſo wie die ſchönſten Stellungen, und hat dieſe Gemälde auf den Taubenböden oder Schlägen in der Nähe der Neſter aufgeſtellt, auch in ſolcher Höhe und in ſolchem Lichte, daß die Tauben ſie ſehr gut haben ſehen können, um hieraus Einwirkungen auf die brütenden Tauben zu ziehen, oder hauptſächlich auf die jungen ſich begattenden Paare, weil man gefunden hat, daß die ſchönen Marienbilder in den Kirchen Italiens auch auf die ſie beſuchenden Frauen, die ſie täglich in den Meſſen ſehen, Einfluß haben ſollen, indem man ſo viele ſchöne Geſichter unter den Mädchen und Frauen Italiens findet. Man will auch dieſes bei den Tauben bemerkt haben, daß ſie dergleichen Farben, welche man den abge-

malten Tauben gab, bei den Jungen erhielten; also die stete Beschauung dieser gemalten Tauben auf die lebendigen Einfluß hatte. Diese Versuche sind aber noch nicht hinlänglich oder häufig gemacht worden, um des Erfolges gewiß zu seyn; denn wäre dieses, so könnte man z. B. lichte grüne Farben, scharlachrothe, schwefelgelbe ꝛc. bei den Tauben hervorbringen, indem sich diese Farben so bei den Tauben befestigen, wenn man sie während der Begattungszeit damit erschreckt, daß sie auf die inneren Entwickelungen des Zeugungsgeschäfts Einfluß zeigen; wenn gleich der tingirende Stoff fehlt, wie Riedel anführt, der doch die Hauptsache bei der Färbung ist. — Bei der Fortpflanzung der Tauben bestätiget sich auch die Erfahrung, nach Riedel, daß, besonders bei Bastarten, der männliche Same durchgehends die Entwickelung der Glieder bewirkt, und nach einigen Gegenden stärker treibt, und da also einen stärkern Zufluß der Säfte erregt, nach andern aber minder, daß er dieses aber wirklich thut, davon zeugt eine Erfahrung bei den Tauben, die jedem Taubenfreunde bekannt ist. Paart man nämlich einen Kropftäuber mit einer gemeinen Feldtaube, so erhalten die Jungen eine größere Bildung, die man besonders am Kropfe bemerkt, sie erhalten eine, obgleich schwache Fähigkeit, den Kropf aufzublasen. Paart man dagegen eine Kropftaube mit einer Feldtaube, so ist die Fähigkeit, den Kropf aufzublasen, bei den Jungen minder, ja kaum bemerklich, auch die Größe nicht so beträchtlich. Im erstern Falle dehnt der männliche Same die Theile des Feldtaubeneyes überall, besonders aber die, welche den Kropf bilden sollen, stärker aus, andere bleiben dagegen wegen des schwächern Treibens des Feldtäubersamens einer Entwickelung beraubt, zu der sie die Fähigkeit hatten. Daß er aber durchgehends eine entwickelnde Kraft habe, zeigt die tägliche Erfahrung bei Stutereyen und Schäfereyen, da man durch gute starke Hengste und Böcke die Pferde- und Schafzucht verbes-

sert, weil der Same dieser Veredelungsthiere eine stärkere Entwickelungskraft hat, welche sich aber da besser äußern kann, wo sie weniger Hindernisse findet; also entstehen von einer größern Stute durch einen guten Hengst auch bessere Füllen, als von einer kleinen und elenden, und eben dergleichen Hengste, welches auch bei den Tauben der Fall ist; und was die Farbe betrifft, so kann man hier auch die Abstufungen beim Mischen zur Richtschnur nehmen, wie z. B. die Mulatten oder Abkömmlinge von einem Neger und einer Weißen, und die Fortpflanzung der Farbe des Vaters bei den Kindern erklären, weil man dem Samen, außer der entwickelnden Kraft, noch eine tingirende zugesteht, ihn nicht allein als Ferment, sondern auch als Tinktur ansehen muß. Auch bei andern Fermenten pflanzt sich z. B. der Geschmack, und in einigen Fällen auch die Farbe auf das geborene Wesen fort; daß diese tingirende Kraft wirklich in ihm vorhanden sey, zeigt sich bei den Tauben, und daher entstehen auch durch die Mischung der Farben, durch Zusammenpaarung von Tauben verschiedener Farbe, ganz neue Farben, besonders bei den Tümmlern, Mövchen ꝛc. Will man z. B. Mövchen mit goldgelben Schildern haben, so darf man nur einen rothschildigen Täuber mit einer lichten ochergelben Taube paaren, und so kann man chokoladenfarbene, kaffeebraune, rothbraune, silberfarbene, perlfarbene, gelbweißschwänzige, schwarzweißschwänzige, blauweißschwänzige, gelb-, roth-, schwarz-, blau- ꝛc. elsterbunte, geschuppte, getüpfelte, gestreifte, eulige, braun- und gelbmehlfarbige, mausefahlene ꝛc. Tauben ziehen, und solche mit schillerndem Halse und Metallglanz. Durch das Zusammenwerfen von lebhaften und dunklen Farben bekommt man oftmals schöne Schecken, die mitunter drei bis vier von einander abweichende Farben haben, z. B. rothbraun und weiß giebt Rothschecken, auch Eselsgraue, weiß und grau giebt schimmelfarbige, roth und schwarz, giebt graublaue Tauben. Rothschilde mit Schwarzschil-

dern zeugen, wenn sie rein gefiedert sind, gern ein Roth-schild und ein Schwarzschild, oft aber auch Gelbschilde, die gewöhnlich mehr ins Graugelbe fallen; schwarze oder schwarzweißschwänzige mit weißen geben schwarzelsterbunte, auch wohl Tieger, und so rothbraune und weiße, rothelsterbunte, auch wohl Kupfertieger; so gelbe oder gelbweißschwänzige und weiße, gelbelsterbunte oder gelbgefleckte; blaue oder blauweißschwänzige mit weißen blauelsterbunte oder blaubunte; gelbe und rothbraune, braunmehlfarbige; schwarze oder schiefergraue, oder blauaschgraue und rothbraune, mausefahlene ꝛc. Tauben. Oft täuschen die erstern Farben vor der Mauser; denn es wird eine schön gescheckte Taube nach der Mauser fast ganz weiß, und so verändern sich fast alle Farben nach der ersten Mauser, und erst nach der zweiten Mauser kann man sie als befestiget ansehen. Auch kann man nicht immer beim Zusammenwerfen derjenigen Farben, aus denen man die erwünschten Schattirungen hervorgehen zu sehen wünscht, wirklich auch auf diese Schattirungen, die Farbenmischung, rechnen, denn oftmals fallen sie doch ganz anders aus, wenn sie gleich mehrere Male zutrafen. Taubenfreunde sehen bei dieser Zucht sehr auf reine Farbe und Zeichnungen, und ziehen sie den übrigen vor. Wenn es Hoftauben sind, die man bloß zum Vergnügen und der Parade wegen zieht, so ist gewiß darauf zu sehen, wenn es aber Flugtauben sind, die man gleichfalls des Vergnügens wegen hält, aber auch noch dabei den Zweck hat, Tauben aus andern Flügen zu fangen, so kann man nicht bloß auf die äußere Schönheit dieser Tauben sehen, sondern auch auf ihre Flugfertigkeit und ihre Treue auf den Schlag, so daß sie sich immer wieder einfinden, mit keinem Fluge mitziehen, oder sich wohl gar fangen lassen; hier wird also manche unreine Taube an Farbe und Zeichnung der reinen vorzuziehen seyn, weil sie ein tüchtiger Flieger und treu ist; denn immer findet man nicht alle Eigenschaften gepaart

zusammen an, und oft sind die reinsten und schön gezeichneten Tauben, die schlechtesten Flieger. Je älter die Tauben werden, je mehr scheint sich der Glanz der Farben, das schöne Gefieder derselben, zu verlieren, sie werden überhaupt heller, wenn gleich solches auch nur unmerklich ist; auch verlieren sie mit dem Alter mehrere Federn, die nicht nachwachsen. Daß die jungen Tauben den Großeltern mehr, als den Eltern gleichen, ist schon oben, S. 506, angeführt worden. Einige wollen es auch für eine unumstößliche Wahrheit ausgeben, daß das verschiedenfarbige Fallen der Jungen, auch von der Farbe der Schwungfedern abhängt, so, daß wenn z. B. der scheckige Täuber weiße Schwungfedern haben sollte, die Jungen mehr weiß, und dem Täuber ähnlicher fallen, weil, wie man sagt, die Täubin während des Begattens sich versieht. Dieses hat auch Bezug auf die Verschiedenheit der Augen; denn nimmt man zwei ganz weiße Tauben, davon z. B. der Täuber ein- oder zweirothringige, und die Täubin ganz schwarzbraune oder schwarze Augen hat, so fallen selten schöne ganz weiße, oftmals schwarzgescheckte Junge, und hat eine der Alten noch kleine Fleckchen, so sollen ziemlich gefleckte Nachkommen entstehen; so auch, wenn man eine ganz schwarze oder lichte Taube mit weißen Schwingen nimmt, und sie zu einander paart, z. B. mit einer ganz gelben Taube, so werden vorzüglich, wenn der Täuber weiß geschwingt ist, auch weißgeschwingte, braune oder dunkelfarbige Junge entstehen, oftmals haben sie auch untermischt farbige Schwingen. Uebrigens kommt es oft vor, daß unrein gezeichnete Alte, die schönsten reingefiederten Jungen hecken. — Wenn man die Tauben im Spätherbste, oder im Winter, auch zu früh im Frühjahre, wo es noch sehr kalt ist, nicht brüten lassen will, so kann man ihnen die gelegten Eyer wegnehmen, das heißt, so frisch, als sie solche legen, und sie in der Küche gebrauchen; denn es ist besser, hiervon einen Nutzen zu haben, als daß die Jun-

gen erfrieren, welches oft zu der Zeit geschieht, wenn die Alten sie nicht mehr decken oder bedecken können. Um aber die Alten, denen man die Eyer weggenommen hat, nicht krank zu machen, weil dadurch, daß man ihnen den Bruttrieb oder die Hitze zurücktreibt, mancherley Unfälle entstehen, so lasse man solche einmal dazwischen brüten, und füttere sie gut. Das Wegnehmen der Eyer geschieht auch bei schon alten Tauben, um sie rein und zum Fluge zu erhalten; man legt sie dann schlechtern Tauben zum Ausbrüten unter, und wenn man dieses einigemal wiederholt, so werden die Alten öfter legen, und man bekommt zuletzt einen schönen Flug. Die schlechten Tauben sind daher zur Zucht und zum Brüten den guten vorzuziehen.

Wartung und Pflege der Tauben, um sie gesund und munter zu erhalten. Da schon oben, S. 610 u. f., von den Nahrungsmitteln und dem Getränke der Tauben, und so auch noch von einigen andern darauf Bezug habenden Sachen die Rede gewesen ist, so kann hier nur noch im Allgemeinen Einiges über die Aufrechthaltung der Gesundheit der Tauben durch eine gehörige Pflege gesagt werden. Die Tauben erfordern, um ihre Munterkeit, Thätigkeit, und ihren Trieb zur Vermehrung zu erhöhen, eine gute, natürliche, von aller Unreinigkeit befreiete Nahrung, reines frisches Wasser, trockenen Sand, etwas Salz und Salpeter, und Reinlichkeit des Behältnisses; denn unreine Behältnisse, ungewöhnliche Nahrung, und der Mangel daran, befördern Krankheiten aller Art, und starker Luftzug schadet den Alten und Jungen. Auch der Verlust der Freiheit ist ihnen schädlich, wenn sie nämlich die Freiheit schon genossen haben, ist dieses aber nicht der Fall gewesen, sind es junge im Schlage aufgezogene Haustauben, so schadet ihnen das Einsitzen nichts, wenn sie nur frei im Schlage umherfliegen können, und frische Luft durch Drahtgitter ꝛc. erhalten. Nur bei den Feldtauben ist das

Einsperren überhaupt nicht gut, sie müssen Freiheit haben, wenn sie gesund bleiben sollen, um so mehr, da sie an das Suchen ihrer Nahrung auf dem Felde gewöhnt sind. Läßt man z. B. die eben genannten Tauben zu lange im Schlage, und man öffnet dann einmal den Schlag, so vergessen sie vor Freude in Freiheit zu gelangen, Eyer und Junge, eilen schnell von der Schlagöffnung hinweg, oft ohne von der Gegend Einsicht zu nehmen, und nur solche Tauben, die etwa, wenn die Alten nicht zurück kehren wollen, auf die Schlagstäbchen sich setzen, bewegen solche dann zur Rückkehr. Die Fütterung fremden Personen zu überlassen, soll aus mehr als einer Ursache nicht empfohlen zu werden verdienen, weil diese Personen nicht genau in der Fütterung sind, sondern einen Tag etwas viel, den andern wieder zu wenig geben, so daß die Tauben hungern müssen; dann werden auch die Tauben wild und scheu, wenn sie unbekannte Personen sehen, auch in der Brut gestört; eben so nachtheilig ist es, wenn Kinder mit auf den Taubenschlag genommen werden, weil solche gewöhnlich die Tauben aufscheuchen, daran Vergnügen finden, sie in dem Schlage umher zu jagen, sie von den Nestern zu stoßen, wodurch die Tauben gleichfalls wild und scheu werden, und sich zu dem Ausflugloche drängen, um in Freiheit zu gelangen. Auch darf man Kinder, wenn sie auch schon herangewachsen sind, unter keinem Vorwande allein auf den Taubenboden gehen lassen, weil sie nichts Gutes angeben, die Tauben herumstören und von den Nestern jagen, die Eyer anfassen, und die Tauben zu fangen suchen ꝛc. — Bemerkt man eine kranke Taube im Schlage, oder eine todte junge, so muß man sie sogleich aus dem Schlage entfernen. Die Kranke setze man in ein besonderes Behältniß, und warte hier ihre Krankheit ab. Am besten ist es, einer solchen Taube gleich Erbsen, die in Wermuthbranntwein gequellt worden, zu geben, da dieses Mittel auf die Wirkungen des Magens gute

Dienste leistet, und oftmals dadurch die Krankheit gehoben wird; läßt man sie aber unter den übrigen Tauben, so kann sie oft einen ganzen Flug anstecken, besonders wenn sie die genossenen Erbsen wieder ausbricht oder ausspeiet, und das Ausgespieene von den andern Tauben begierig aufgefressen wird. Läßt man todte junge Tauben zu lange im Neste liegen, so verbreiten sie einen Aasgeruch, und dieser ist den Tauben zuwider; auch setzen sich leicht Würmer und anderes Ungeziefer hinein, die selbst die gesunden Jungen, wenn nicht anfressen, welches oftmals auch geschieht, doch beunruhigen und plagen; dasselbe gilt auch von den Eyern, die zerbrochen und faul geworden, und also auch einen unerträglichen Gestank verbreiten, der gleichfalls den Tauben sehr unangenehm ist.—Man richte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die schönen, edleren, aber schwächeren Arten, und dieses um so mehr, da sie gewöhnlich des Abfangens wegen mehr beobachtet und häufiger eingekerkert sind; man gebe diesen täglich reines Wasser, worunter etwas Salpeter, der Verdauung wegen, gemengt worden. Das Baden vergesse man bei den Tauben nicht, daher sorge man, daß im Sommer in dem Schlage zu gewissen Tageszeiten ein hölzernes Gefäß mit Wasser stehe; das Wasser darf aber nicht zu kalt aus dem Brunnen hineingegossen werden, sondern man muß es erst stehen lassen, damit es sich etwas erwärme, da die schon hitzigen Tauben, besonders an heißen Tagen, wenn sie gleich in das eiskalte Wasser kommen, sich erkälten und den Durchfall erhalten. Das Baden darf aber nur in den heißen Tagen geschehen, bei kalten Tagen, trübem oder Regenwetter ist solches nicht nöthig. Beim Regenwetter kann man die gewöhnten Tauben aus dem Schlage lassen. Regeln zur Wartung sind noch: 1) Man trage die Tauben beim Einkaufe nicht in einem allzu groben leinenen Sacke, damit die Augen derselben durch das Reiben beim Tragen und Gehen nicht entzündet werden,

sondern bediene sich lieber eines gestrickten und nicht zu kleinen Sackes nach Art der Fischhamen, damit die Tauben wenigstens freie Luft haben, und den Kopf durch die Maschen stecken können. Ohne sie aus dem Sacke zu nehmen, kann man ihnen leicht frisches Wasser reichen; auch leiden dabei weniger die Federn. Dasselbe befolge man auch, wenn man die Tauben irgendwo aufwerfen lassen will, damit sie etwas in der Luft umherziehen, auch wohl andere Tauben mit sich nehmen, und dem Schlage zuführen. — 2) Man vermeide das allzugrobe und heftige Betasten, und nehme Rücksicht darauf, daß man die Tauben, die man gern haben will, nicht an den Fluggelenken fasse, oder ihnen solche Federn, die sie zum Fluge gebrauchen, ausreiße. — 3) Sind Tauben durch Koth beschmutzt, so gebrauche man lauwarmes Wasser beim Reinigen, und lasse der Gereinigten freien Spielraum, damit sie ihre Federn selbst wieder ordnen und trocknen kann. Das Besudeln geschieht gewöhnlich in unreinen Schlägen, wo man den Taubenmist mehrere Tage liegen läßt, und da die Tauben gern in dem Wasser plantschen, besonders beim Baden, so wird der Schlag immer an den Stellen, wo das Wasser steht, und sich die Tauben darin gern aufhalten, naß, auch erweicht der Schmutz, der sich dann an die Flug- und Schwanzfedern der Tauben hängt, und solche verunreiniget und zusammen klebt, und wenn man dieses läßt, so werden die Tauben zum schnellen Fluge unbehülflich, auch nutzen sich die Federn dadurch ab. Auch sind die phlegmatischen und kränklichen Tauben am meisten diesem Beschmutzen der Flug- und Schwanzfedern ausgesetzt, weil sie solche immer herabhangen lassen. Die Reinigung des Schlages, so wie der genannten Federn, wo man sie beschmutzt findet, sind ein unerläßliches Bedingniß, um die Tauben gesund zu erhalten. — 4) Wenn man Tauben in den Städten einkauft, und sie mit auf das Land nehmen will, so lasse man die Eingekerkerten,

wenn man über Nacht an einem Orte bleiben muß, ja nicht auf einander gepreßt, sondern verschaffe ihnen ein Nachtquartier, in welchem sie sich ausfedern können. — 5) Sehe man darauf, daß man beim Einkaufe keine Tauben erhält, die an den Füßen beschädiget sind, oder deren Füße gebrochen waren, und die man wieder geheilt hat, welches beim Fangen mit der Zange geschieht, wo dann die Tauben in die Höhe flattern, und da sie mit der Zange am Fuße festgehalten werden, so können sie nicht fortfliegen, und dadurch, wenn sie nicht gleich aus dem Schauloche gefaßt werden, den Fuß oder das Bein brechen oder es sonst verdrehen. Dergleichen Tauben haben Schmerzen an den Füßen, und sitzen immer traurig auf einer Stelle. Man muß sie daher beim Einkaufe an den Beinen untersuchen, besonders die Rauchfüßigen, ob man keinen geheilten Bruch oder sonst eine Verknorpelung bemerkt. — 6) Kauft man Tauben zu den schon Eingewöhnten, so nähre man sie gut, und gewöhne sie dadurch aneinander, daß man unter die Flügel der Alten und Neuen etwas wohlriechendes Oel, z. B. Bergamotöl streicht; auch thut man wohl, daß man die neuen angekauften Tauben einige Tage in den Paarungskasten thut, so daß sich die Tauben gegenseitig durch das Gitter sehen können, und so kennen lernen; denn geschieht dieses nicht, läßt man sie sogleich in den Schlag zu den Andern, so werden sie von den alten Schlagtauben gebissen und in dem Schlage herumgetrieben, welches nicht nur Störung veranlaßt, sondern dadurch wird auch manche Taube von ihren Eyern verscheucht, indem die fremden Tauben, um sich zu retten, in oder auf die Nester fliegen. — 7) Läßt man die Tauben bei großer Hitze heraus, so sorge man dafür, daß sie auch Wasser erhalten; man stelle daher einen Napf mit Wasser auf das Futterbrett, wenn es Flugtauben sind, bei den Hoftauben hat man dieses nicht nöthig, da sie auf dem Hofe Wasser finden, indem immer Saufnäpfe auch für das

übrige Federvieh auf dem Hofe stehen; auch bei dem Brunnen immer Wasser in den Vertiefungen zu finden ist. Diese Vorsicht vergesse man bei den Flugtauben, überhaupt bei allen Tauben, nicht, welche nicht auf den Hof herabfliegen, sondern sich auf den Dächern aufhalten, und im Schlage gefüttert werden. — 8) Vor dem Ausjagen der Tauben, füttere man sie (man müßte denn andere Ursachen dabei haben, um sie z. B. wieder schneller in den Schlag zu bekommen), und reiche ihnen Wasser; denn junge Tauben könnten leicht verführt werden, des Futters wegen auf andere Schläge zu fliegen, und daselbst gefangen werden; auch ist es schon darum besser, daß sie gefüttert werden, damit sie nicht heißhungrig in den Schlag zurückkehren, dann über das ausgestreuete Futter herfallen, und krank werden, indem sie zu viel mit einmal schnell hineinschlingen, ohne dabei gehörig zu saufen, wodurch sie sich Schaden thun; denn oftmals bekommen die Tauben dadurch die Abzehrung, und man weiß oft nicht die Ursache dieser Krankheit, die doch nur in der schnellen Befriedigung des Heißhungers liegt. — 9) Lasse man die Flugtauben nicht zu lange fliegen, weil sie dadurch zu sehr ermüden würden; thun sie es von selbst, bewegen sie sich lange in der Luft, besonders an kühlen angenehmen Abenden, nach der Tageshitze, so kann man sie fliegen lassen, ohne sie durch andere ausgeworfene Tauben herabzulocken, ist dieses aber nicht der Fall, so beobachte man die gewöhnliche Zeit, in der man sie fliegen läßt, und lasse sie dann anfallen. Selbst das öftere Abjagen der Tauben, oft nur um des Gewinnes von einer Taube willen, ist nicht zu empfehlen; denn dieses geschieht oft bis es ganz dunkel zu werden anfängt, und dennoch erreicht man seine Absicht oftmals nicht, indem die Taube wieder abzieht, oder auf den Hohlsteinen oder dem Schornsteine sitzen bleibt, und man hat die eigenen Tauben auf eine Weise durch das stete Abjagen so ermüdet, daß schwächliche Tauben dar-

über leicht erkranken können. Um ein Paar Tauben zu erhaschen, ist eine solche Anstrengung der eigenen Tauben gewiß nicht werth, ja oftmals verliert man noch dabei, indem man junge Tauben mit hinausläßt, auch wohl erst neu dazu gewöhnte, auch schläfrige, die dann auch auf dem Dache zur Gesellschaft der Fremden sitzen bleiben, und von den Katzen oder andern Thieren getödtet oder verjagt werden, so, daß man sie am Morgen nicht wieder findet. Wer seine Tauben des Vergnügens wegen hält, wird auf den Fang von einer Taube gewiß nicht bedacht seyn.

Krankheiten der Tauben. Wie alle Thiere, hauptsächlich die Vögel, durch Zähmung und Verzärtelung schwächlich gemacht werden, so sind es auch die Tauben, obgleich sie noch mehr Freiheit genießen, als die übrigen Vögel, die ihr enges Behältniß, Käfich oder Bauer genannt, so lange sie leben nicht verlassen; sie müßten denn zufällig demselben entschlüpfen. Die Krankheiten der Tauben werden größtentheils durch schlechtes Futter, nicht gehöriges reines und frisches Getränk, durch Mangel an Badewasser, zu engen Schlägen, wo eine zu große Anzahl Tauben aufeinander gehäuft sind, so daß sie sich nicht gehörig bewegen können, und der viele Mist die Hitze und den Gestank darin erhöhet, besonders da der Taubenmist, wenn er einige Tage gelegen hat, sehr strenge wird, und einen die Luft beengenden oder zusammenziehenden Geruch verbreitet, besonders wenn er trocken aufgerührt wird, durch Unreinigkeit des Stalles oder Schlages, Mangel an reinem Sande, auch Salze ꝛc., erzeugt. Aus diesen angeführten und noch mehreren Ursachen entstehen nun die mancherlei Krankheiten, womit die Tauben geplagt sind, und von denen einige den Tod zur Folge haben. Wenn gesunde Tauben stets heiter, muthvoll, lebhaft, reinlich und glatt am Körper anliegende Federn haben, ihnen weder die Lust zum Fressen und Saufen, noch das Hörenlassen der Stimme man-

gelt; sie lebhafte Augen, und überhaupt am ganzen Körper so gebildet und ausgestattet sind, daß man ihre Kerngesundheit gewahrt, so sind dagegen die kranken Tauben beim Anfange der Krankheit muthlos und verdrossen; sie sträuben die Federn, stecken den Kopf zwischen die Flügel, zeigen eine Mattigkeit des Körpers, indem sie oft lange auf einer Stelle sitzen bleiben, äußern wenig oder gar keine Freßlust, baden sich nicht, scheuen selbst das Wasser, und zeigen bei der Zunahme der Krankheit nicht nur Frost, sondern, wenn sie fressen, eine Begierde und Heißhunger, wobei man glauben sollte, daß sie ansetzen und fett werden müßten; allein sie streuen das Futter mehr herum, als daß sie es verzehren, während sie nach und nach aus Mattigkeit an der Abzehrung sterben. Während der Krankheit selbst ist der Kropf aufgetrieben, das Athmen geht schwer, die Badelust ist vergangen, die Federn nehmen Schmutz an, verlieren ihre Reinlichkeit, da die Tauben auch die größte Unlust zeigen sich zu putzen oder zu reinigen, das Ungeziefer stellt sich ein, und quält und plagt die kranken Thiere, raubt ihnen den schon geringen Schlaf; die Augen werden matt, der Rachen gelblich, und so sieht man dem Krankheitszustande so lange zu, bis die Tauben sich entweder bessern, und allmählig eine Veränderung des Zustandes eintritt, oder dieser schlimmer wird, und die Tauben darauf gehen. Dieses sind die Zustände der zahmen oder Haustauben, die wilden Tauben sind weniger diesen Krankheiten unterworfen, wogegen sie zum Theil die Freiheit schützt, zum Theil auch der weniger unnatürliche Zustand in der Fütterung, wobei mancherlei Unordnungen bei den zahmen Tauben vorfallen. Wenn Tauben zu lange eingekerkert sind, Mangel an Bewegung, frischer Luft und Sonnenwärme haben, soll der Magen leiden und sie Schwäche und Abzehrung erhalten. Hier ein Register der Taubenkrankheiten und deren Behandlungsart. — 1) Die Darrsucht, Dörrsucht oder die Ab-

zehrung, auch wohl Pips genannt. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind: die Tauben nehmen ab, werden traurig, träge, bleiben auf einem Flecke sitzen, sträuben die Federn in die Höhe, fressen ungern, und wenn es geschieht, mit einem Heißhunger, als wollten sie Alles verzehren, was ausgestreuet worden; sie wanken im Laufe, bekommen eine gelbliche Farbe um die Augen, um den Schnabel, und auf der Zunge, so wie an den Enden des Mundes. Die Ursachen sind: unnatürliche verdorbene Nahrung, schlechter Magen, schlechte Verdauung, langes Einkerkern, zuweilen Verstopfung der Fettdrüse oder Zurücktretung des in diesen Drüsen befindlichen Saftes oder Oeles, weshalb die Tauben nicht ins Feld fliegen, und die Haustauben nicht aus dem Schlage gehen, mit dem Schwanze beständig wedeln, und die Drüse zu öffnen versuchen. Auch Erhitzung, Erkältung und Mangel an Futter ist oft Ursache dieser Krankheit. Die besten Heilmittel sind: Wiederherstellung der Verdauungswerkzeuge durch Reichung guter Nahrung, z. B. Erbsen, Wicken 2c., indem man diese Früchte in Wermuthbranntwein einweicht, und sie ihnen vorwirft; auch in Oel (Baumöl), dabei aber die kranke Taube warm hält, und ins Saufnäpfchen etwas Safran, Rost von Eisen oder Zimmet legt, damit die Eingeweide und der Magen erwärmt werden. Man kann auch die Drüse behutsam öffnen, indem man die Kuppe mit einer feinen Scheere abschneidet, die Unreinigkeit herausläßt, und einige Tropfen Oel (Baum-, Nuß- oder Mohnöl) darauf tröpfelt. Die Tauben, die mit dieser Krankheit befallen werden, müssen aber sogleich von den Uebrigen getrennt werden, da sie ansteckend ist, indem sie oftmals das Genossene wieder ausspeien, und solches die andern Tauben begierig einschlucken, und auch sogleich von dieser Krankheit befallen werden. Man reiche ihnen, sobald man gewahrt, daß die Krankheit eine Wendung zur Besserung erhält, reine kleine Erbsen oder etwas Hanf,

und frisches reines Wasser; lasse zuweilen frische Luft in das Behältniß, worin man sie hält, streichen, und sobald eine Taube in der Besserung Fortschritte macht, nicht mehr das Futter ausspeiet, so thue man sie wieder zu den Uebrigen, oder wenn man noch ein besonderes Behältniß hat, so in dieses, damit sie nicht wieder zurückfällt in der Gesellschaft der noch kranken und speienden Tauben. Beobachtet man diese Vorsicht, besonders gleich anfangs, wie man bemerkt, daß diese Krankheit auf dem Wege ist, so wird man manche Taube retten. Oft ist dieses Uebel endemisch, kehrt alle Jahre zurück, und hauptsächlich in der warmen Jahreszeit; es ist daher nöthig, alle Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, um es nicht einreißen zu lassen, und gleich die erkrankten Tauben von den gesunden zu trennen, so wird man das Uebel gewiß ganz heben, und so, daß es nicht wieder kehrt, wenn man in der Jahreszeit, wo die Hitze groß ist, für reines Wasser, gesundes Futter, und frische Luft in den Schlägen Sorge trägt.—2) Der Katarrh, Pips auch Sipf genannt. Die Kennzeichen sind: eine Verhärtung des obersten Zungenhäutchens, verstopfte Nasenlöcher; die Schnabelwurzel ist gelb, die Federn, besonders auf dem Kopfe, aufgesträubt, dabei die Hitze und Trockenheit der Zunge, das Aufsperren des Schnabels, zuweilen Convulsionen und Niesen verursacht. Die Ursachen sind: schlechte kothige und verstockte Nahrung, faules Wasser, und Unreinlichkeit des Behältnisses, Erkältung beim Baden, wenn ihnen in der Hitze zu kaltes eisiges Wasser gereicht wird. Die Heilung geschieht, indem man das Häutchen von hinten nach vorne behutsam abzieht, und durch die Nasenlöcher, wenn man eine Verstopfung verspürt, oder eine Ansammlung von Unreinigkeiten, eine kleine Feder, ein Roßhaar oder einen Strohhalm zieht. Man gebe der Kranken etwas Butter, Pfeffer, Knoblauch, Thee von Ehrenpreis, weißen Rübsamen, Zucker in Wasser aufgelöset, wodurch nicht nur

die Ausdünstung der Zunge wieder vor sich geht, sondern auch der zur Verdauung nöthige Zungenschleim wieder zum Vorschein gebracht wird, wodurch die Lust zum Fressen entsteht. Befindet sich ein wunder Fleck im Halse oder am Kopfe, so bestreiche man solchen mit warmem Wasser oder mit lauem Oele. Mit dieser Krankheit ist nahe verwandt: 3) Der Schnupfen oder das Schnuppen, wovon die Kennzeichen ein beständiges Niesen und Schütteln mit dem Kopfe sind. Die Ursachen sind hierbei die vorigen, besonders Erkältung, und die Heilmittel: Provenzeröl, Brustthee von Ehrenpreis, Engelsüß, Safran im Wasser, auch etwas Isländisches Moos, entweder zum Trinken gegeben, oder eingetröpfelt. — 4) Die Darre oder Verstopfung der Fettdrüse, auch Dörrsucht, Darrsucht genannt. Die Kennzeichen sind: die Verhärtung des auf dem Steiße geschwürartigen Bläschens, das mit einer schmierigen Feuchtigkeit angefüllt ist, welches zum Einschmieren der Federn dienen soll; s. Steißdrüse, Th. 173, S. 72 u. f. Ist nun bei der Verhärtung das Bläschen gelb und angeschwollen, und hat dasselbe einen schwarzen Streif in der Mitte, so hat die Taube diese Krankheit; sie sträubt die Federn, und verliert sie, indem sie ganz trocken ausfallen; sie beißt beständig an der Drüse, die oftmals ganz braungelb und brandig wird, wobei sich die Federn emporsträuben. Die Ursache ist eine Verstopfung und Verdorbenheit des Oels. Sowohl durch die Verhärtung und Verstopfung dieser Drüse, als auch durch den Ueberfluß des Saftes, wobei die Gährung eitert, werden die Nieren angegriffen, und es entsteht eine brandige Entzündung. Oftmals beißt solche der Vogel selbst auf, wenn dieses aber nicht geschieht, so muß man sie selbst öffnen. Die Erweichung geschieht mit ungesalzener Butter, Schmalz, Oel, oder Bestreichung mit einer Salbe von Silberglätte, Bleyweiß, Wachs und Baumöl, so wie das

Ausrupfen der Schwanzfedern besonders dem Aufstechen und Aufschneiden vorzuziehen ist, da Letzteres oftmals die Drüse zerstört, und in der Mauserzeit dem Vogel die Fettigkeit zum Oelen und Einschmieren der Federn benimmt, und höchstens nur, wenn es hellgelb ist, und eine Blutader hindurch geht, behutsam aufgestochen und mit Zuckerwasser oder Salz ausgewaschen werden muß. — 5) Die fallende Sucht, Fallsucht, Epilepsie. Die Kennzeichen sind, daß die Taube von dem Stabe, auf welchem sie sitzt, herabfällt, sich auf dem Boden wälzt, und mit den Flügeln um sich schlägt; auch sperrt sie zuweilen den Schnabel auf, und bleibt nach der Bewegung einige Minuten liegen; fängt dann wohl wieder an, sich auf dem Rücken fortzuwälzen, und mit den Flügeln zu schlagen, bis sie erschöpft liegen bleibt; man kann sie dann behutsam greifen und aufrichten, welches man aber nicht während des Ausbruches der Krankheit, der Konvulsionen, thun darf, indem sie da zu ersticken pflegen, oder wenn man sie ja greift, so muß solches behutsam, an dem hintern Theile des Körpers geschehen, damit man die Brust und den Hals nicht berührt. Als Ursache führt man einen übermäßigen und unbefriedigten Naturtrieb an, Weichlichkeit und Verzärtelung, Furcht, Schrecken, Erzürnen und Zugluft. Ein gutes Heilmittel soll seyn, sie in eiskaltes Wasser zu tauchen, ihnen die Klauen zu beschneiden, daß sie bluten, dabei ihnen einige Tropfen Leinöl oder Brustthee einzuflößen, oder sie mit lauwarmem rothen Weine zu besprengen. Als Abführungsmittel soll Weizen in Kohl mit Lattich dienen. — 6) Die Windsucht oder Blasenkrankheit, bei der als Kennzeichen der Leib sich aufblähet, der Kropf ungewöhnlich groß wird, und nach und nach nimmt eine mit Luft angefüllte durchsichtige Blase den ganzen Körper ein, und wird steif wie eine Trommel. Als Ursache wird Erkältung, langes Einsperren, faules Wasser, schlechtes und übermäßiges Fut-

ter, besonders bei Jungen, die man in der Stube auffüttert, angegeben. Um dieses Uebel zu heilen, so öffne man die Blase mittelst einer feinen Nadel, die Luft geht heraus, die Blase setzt sich und vergeht bei dem Warmhalten des Vogels ohne Nachtheil für die Gesundheit desselben. Einige Tropfen Branntwein eingegossen sollen gut seyn. — 7) Die Verstopfung hat als Kennzeichen, daß die Taube den Unterleib herausdrängt, und sich alle Mühe giebt, dem Unrathe Abgang zu verschaffen. Der Koth ist kleberich, und füllt die Gedärme stark an. Man kann hier als Ursache annehmen: Veränderung oder Wechsel der Nahrung, wenn man z. B. von Gerste zu den Erbsen übergeht, oder von den Wicken zum Weizen ꝛc.; dann auch eine unnatürliche Nahrung und Veränderung des Klimas. Als Heilmittel nehme man reine frische Butter, von Buttermilch und Unrath befreiet, und setze sie den Tauben auf einen kleinen Teller vor; auch einige Tropfen Leinöl eingegeben, bewirken ein Gleiches im Nothfalle; auch schmiere man mit diesem Oele den After, wie man gewöhnlich thut, wenn das Eyerlegen erschwert ist; man kann dieses mehrere Male mit einer zarten Feder thun, die man in Baumöl taucht. Wo aber an einem Theile schon Hitze eingetreten ist, da darf man das Baumöl nicht zu kalt anwenden, sondern muß es erst etwas erwärmen. Man kann auch eine zarte Federspule, nicht viel dicker, als eine Stecknadel, mit Oel bestreichen, und sie in den Darmkanal stecken. — 8) Der Durchfall, auch Kalkschiß genannt. Die Kennzeichen sind: kalkartige weiße Excremente, die dünn sind, dabei doch eine solche Klebrigkeit besitzen, daß sie die Afterfedern weiß und grünlich beschmieren, zusammenkleben; auch wird zuweilen, wenn er anhält, der Mastdarm davon entzündet, welches tödtlich ist. Als Ursache giebt man eine unverdauliche mit Staub vermischte Nahrung und Unreinigkeit des Käfichs an; auch Erkältung ist oft die Ursache. Man kann

dieser Krankheit vorbeugen, wenn man den Thieren bald die Afterfedern wegschneidet, und ihnen den After mit Oel beschmiert, welches der Entzündung vorbeugt, und kühlend ist. Ein Klystier mit Leinöl, Kümmel, Kalmus- und Tormentillwurzel gestoßen und in Butter eingegeben; Rost ins Wasser, wozu man verrostete Nägel gebrauchen kann, die man ins Trinkwasser wirft; eingeweichter Weizen, mit Backofenlehm und Häringslake angemacht, vermindert die Unverdaulichkeit, die mehrentheils die kaum ausgeflogenen Jungen oder lange eingesperrten Alten befällt; eben so rother Wein. Andere nehmen Quitten- und Melonenkerne, das Gelbe eines Eyes, und schmieren den Burzel damit ein, oder nachdem sie die Federn ausgerissen haben, mit Mandel- und Leinöl, oder reiner Butter. — 9) Die Wassersucht, hat als Kennzeichen, daß der Hinterleib oder der Bauch bis zum After anschwillt, und sich gleichsam als eine glänzende Blase zeigt, und wenn man die Geschwulst anfaßt, so fühlt man das in der Haut eingeschlossene Wasser, welches man hin- und herschieben kann. Die Ursache sind schlaffe Fiebern und viel Blutwasser, welches nicht mehr gut durch die natürliche Transpiration abgetrieben werden kann, und sich daher zwischen der Haut und dem Fleische sammelt; es befällt gewöhnlich schon alte Tauben, deren Absonderungsgefäße im Körper nicht mehr die Kraft haben, das Ueberflüssige fortzuschaffen, daher Verstopfungen ꝛc. Die Heilung geschieht entweder durch geschicktes Abzapfen des Wassers, indem man an irgend einer passenden Stelle eine Oeffnung macht, und so das Wasser vermittelst eines Bandes, welches man um den Leib zieht, herauspreßt, und dann die Wunde schließt; indessen ist dieser Schnitt zum Oeffnen bei alten Tauben immer gewagt, da sie dadurch leicht getödtet werden können, und doch ist es das einzige Mittel, welches hier angewendet werden kann. Nach dem Ablassen des Wassers muß man der Taube

gute erwärmende Nahrung reichen: Hanf, Wicken in Wein aufgequellt, desgleichen Erbsen, wenn sie rein und gut sind, nicht die gewöhnlichen Futtererbsen, die oftmals sehr unrein sind; auch kann man Zimmet in Wasser einweichen, und ihnen dieses zum Trinken vorsetzen, damit sich wieder Leben und Thätigkeit im Körper verbreite. — 10) Die Bruchkrankheit. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind: ein magerer Leib, dabei durchsichtig, aufgeblasen, voll rother Aederchen, wobei die Gedärme sich tief bis zum After senken, schwärzlich sind und verwickelt scheinen. Als Ursache dieser Krankheit führt man Unverdaulichkeit und eine daher entstehende Entzündung und Erhitzung der Gedärme an, verdorbenes Futter, grüner Hanf. Zur Heilung wird empfohlen Alaune in Wasser zu zerlassen, und es ihnen vorzusetzen; dann sparsame, einfache Nahrung; Salz und altes Eisen ins Getränk gethan; auch Süßholz, Engelsäß ꝛc. ist dagegen gut. Man kann auch mit einer mit Oel bestrichenen Nadel in den Darmkanal fahren, und damit dem Kothe Luft machen. Eine andere Art des Eyerlegens kann tödlich werden. Beim Weibchen bleibt nämlich oft im Eingange ein Dotter sitzen, an ihn hängen sich andere an, und bilden endlich einen Sack, der, wenn er verhärtet, den Tod befördert. — 11) Das Schwitzen über den Eyern, auch die Schwitzsucht genannt. Die Kennzeichen sind der während der Brütezeit nasse Unterleib der Taube, wobei die Federn aufgewühlt und klebricht sind; da der Körper unten schwärzlich ist, so wird sie auch schwarze Krankheit genannt. Als Ursache führt man ein zu festes Sitzen auf den Eyern an, und dann das Brüten in dumpfigen und an Luft Mangel habenden Nestern. Es tödtet die Jungen innerhalb acht Tagen, oder macht sie schwächlich; es ist jedoch bei den Tauben selten. Die Heilung besteht in täglichem Waschen mit Brunnenwasser, und Abtrocknen mit einem Tuche, oder an der Sonne täg-

lich einige Male. Auch Salzwasser soll anwendbar seyn, und feingepulvertes, gebranntes Elfenbein aufgestreut, soll das baldige Trockenwerden befördern. Diese Krankheit ist ansteckend und tödtlich, sobald die schwarze Krankheit daraus entsteht, in welcher die Haut ganz schwarz wird. — 12) Die Blattern oder Pockenkrankheit zeigt sich durch einen äußerlichen Ausschlag, den die Natur von innen hervortreibt, und der in kleinen eiternden Geschwüren besteht. Besonders kommt diese Krankheit bei jungen Tauben vor, wenn sie aus dem Neste zu gehen anfangen, und zum Theil schon befiedert sind. Diese Pocken zeigen sich hauptsächlich um den Kopf herum, an dem Halse, auf und unter den Flügeln ꝛc. ꝛc., manchmal nur in einem geringen Grade, manchmal auch in einem starken, indem sie dicht zusammensitzen, und ein eckelhaftes Ansehen durch den Eiter, den sie von sich geben, darbieten. Diese Krankheit zeigt sich besonders in den heißen Sommertagen, und rafft viele Junge fort, wenn man nicht gleich dazu thut. Als Ursache führt man an: unreines Wasser, den Genuß des unreifen und neuen Getreides, welches man daraus gewahrt, daß diese Krankheit sich gewöhnlich vor der Erndtezeit bei den Feldtauben einstellt; denn haben die Tauben, ehe noch die Körner reif sind, aus Mangel an Futter die unreifen Körner von den Halmen genossen, so bekommen sie diese Krankheit; haben dagegen die Tauben alte gute Körner von ihrem Besitzer bekommen, so, daß sie durch Hunger nicht gezwungen worden unreife Körner zu fressen, so ist diese Krankheit selten. Dieses kann man jedoch nicht immer als Ursache angeben, da oft auch Haustauben, die mit den Feldflüchtern in keine Berührung kommen, diese Krankheit haben. Es läßt sich bei dieser Krankheit nicht viel thun; reines, gutes und nahrhaftes Futter und reines Wasser, sind die besten Mittel dagegen. Zum Einschmieren der Blattern kann man ein süßes Oel nehmen; Nußöl, Mohnöl, Mandelöl, auch

Baumöl, das man mit einer feinen, nicht harten Feder aufstreicht, welches zum Abtrocknen hilft. — Auch 13) die Krätze, von der die Tauben zuweilen befallen werden, behandelt man auf dieselbe Weise. Man nimmt zum Einreiben auch Fett mit Attichwasser vermengt, und ein Bad von Salzwasser. — 14) Die Heiserkeit zeigt sich durch Mangel der Stimme, oder einen ungewöhnlich rauhen, dabei unangenehm piependen Ton. Die Ursache soll die Mauserkrankheit seyn, verbunden mit einer schlechten Wartung und Pflege. Als Heilmittel räth man Butter und einen Brustthee an; zuweilen kommt auch die Stimme von selbst, und dieses Letztere kann man gewiß annehmen. — 15) Das schwere Athmen zeigt sich durch erschwerendes Athemholen, verbunden mit ziehenden, pfeifenden Stöhnen und Lauten, als wenn ein Mensch sterben wollte. Die Ursache soll ein verdorbener Magen seyn, und das Heilmittel Zwieback und Körner in Wein eingequellt, und feines Oel eingelassen. — 16) Die Magenschwäche, giebt sich durch Unlust zum Fressen, Traurigkeit und Aufsträuben der Federn zu erkennen. Die Ursache soll ein verschleimter Magen durch unnatürliches Futter seyn, und die Heilmittel: trockner Sand, Salpeter und Lehm, alter Wein mit etwas China oder Zimmet, Saffran. — 17) Das Podagra oder Zipperlein zeigt sich durch geschwollene Füße und ungewöhnliche Röthe daran, und so auch durch steife Füße, wenn solches nicht bei Flugtauben durch das Kneifen beim Fangen geschehen ist, wo dann auch die Füße angeschwollen sind, oder anschwellen. Ist es die in Rede stehende Krankheit, so ist die Ursache Verkältung, erfrorene Glieder, feuchte, unreine Schläge, auch wohl das Alter. Das beste Mittel bei diesem Uebel ist ein warmer Schlag, gesundes Futter, und die Füße mit Hühnerfett oder ungesalzener Butter zu bestreichen. Uebrigens soll dieses Uebel schwer zu heilen seyn. — 18) Die Schnabelkrank-

heit, sie zeigt sich durch einen blassen Schnabel, der dabei höckrig ist; daher eine gickfende Stimme, weshalb diese Krankheit auch Gickfenkrankheit genannt wird. Der Kopf ist aufgelaufen, und so auch die Füße. Es zeigen sich Beulen, besonders in der Nähe oder Gegend der Schnabelwurzel, die sich zuweilen füllen und aufbrechen. Die Ursache ist Ansteckung, Unreinlichkeit im Fraß und Halten, langer Aufenthalt in der Stube, Alter. Als Heilmittel gebrauche man Schweinfett mit etwas Salz. — 19) Die Auswuchskrankheit, welche sich durch verlängerte Zehen und einen verlängerten Schnabel zu erkennen giebt, indem die Klauen und die Hornspitze des Schnabels krumm und ungewöhnlich lang sind, und daher am Gehen und Freffen hindern. Als Ursache giebt man an: einen langen Aufenthalt in kleinen Wohnungen, wo die Bewegung mangelt, und durch das Laufen die Klauen nicht abgestumpft werden; theils ist aber auch das weiche Futter und das Alter der Thiere die Ursache. Diese bleiben daher gern hangen, brechen die Füße, und können wegen der Spitze des Schnabels die Körner nicht gut aufleſen, besonders wenn derselbe sich kreuzt. Dieselben Heilmittel wie bei Nr. 17. — 20) Die Erkältung zeigt sich durch die verlorne Munterkeit, Unluſt zum Freſſen, Aufſträuben der Federn, Fröſteln ꝛc. Die Ursache ist ein kalter und dumpfer Aufenthaltsort und anhaltende Näſſe. Die Heilmittel sind: Absonderung von den übrigen Tauben, Wärme, und kleingeschnittenes Semmelbrod mit gutem warmen Weine oder Honig vorher angefeuchtet, und solches auch als Trank hingestellt. — 21) Der Husten zeigt sich durch öfteres Nieſen und Schütteln mit dem Kopfe, und die Ursache ist wie bei der Erkältung, auch zuweilen Steckenbleiben einer Walze im Schlunde. Die Heilmitttel sind: Butter mit Honig, Zucker und Wärme. — 22) Die Kopfkrankheit, der aufgeschwollene feſte Kopf, der sich durch eine be-

sondere Dicke auszeichnet, indem er fast vierkantig erscheint. Die Ursache ist eine hitzige Nahrung, und langes Einkerkern bei schlechter, dumpfiger und feuchter Nahrung, in unreiner Stubenluft. Als Heilmittel ist frische Luft, Sonnenwärme und gute Nahrung zu empfehlen, auch reibe man die Zunge fleißig mit Salz und Knoblauch, mit Butter oder weißem Thrane. — 23) Die Kropfkrankheit, Käsesucht, an welcher Krankheit besonders die Jungen leiden, ist nicht leicht zu heilen. Die Kennzeichen sind: die Tauben sind verdrossen, die Augen bleich, und haben mehrentheils ein wässriges Ansehen; dabei hat die Taube Frost, und keine Freßlust, sie athmet schwer, der Kopf ist aufgetrieben, und die Taube hat keinen Schlaf. Die Alten können nicht immer ätzen, und das Geätze bleibt im Vorschlunde stecken. Diese Käse in dem Kropfe oder vielmehr in dem Schlunde, können anfangs vermittelst eines Messers von der Zunge oder der sogenannten Schlundöffnung abgedrückt und abgeschabt werden. Die Ursache bei dieser Krankheit soll das den Tauben den Winter über oder hindurch gegebene Kartoffelfutter seyn, besonders durch schlechte, wässerige, erfroren gewesene, mehrere Tagelang gestandene, wohl gar verschimmelt gewesene, stark versäuerte, übelriechende, und damit gefütterte Kartoffeln. Man nennt auch diese Krankheit Magenkrankheit, weil sie durch schlechte Nahrungsmittel zuerst im Magen entstanden ist, und darin ihren Sitz hat, und durch Zunahme dieser Zufälle der Magen von dem Kropfe keine Speise mehr zur Verdauung aufnehmen will, noch kann. Diese Krankheit hängt demnach von dem Fressen schlechter Fütterungskörner ab, und kann früher oder später eintreten, und ehe man es sich denkt, andere damit angesteckt finden, zumal wenn man Tauben erkauft, die im Winter von den Händlern schlecht gehalten worden sind. Einige geben den Gypsen der Felder und des Samens Schuld, Andere dem Dünger der Schafe, und der Aberglauben

fügt noch andere Dinge hinzu. Mit größerem Rechte rührt sie wohl von der Unreinigkeit im Schlage her, dem Futter der Alten mit sandigem und staubigem Schnabel, beim Mangel frischen Wassers und dem ungleichzeitigen Füttern bei nasser Jahreszeit. Auch haben die Jungen von denen gern Kröpfe, die noch unerfahren in der Fütterung sind. Diesen letzten Meinungen kann man deswegen gern beipflichten, weil oftmals ein Paar nichts als kröpfige Junge bekommt, während ein anderes Paar nur selten dergleichen Junge hat; nur ist es auffallend, daß in den Jahren, in denen viele Schafe und Schweine fallen, auch gern die Tauben kröpfig werden, woran auch zuweilen starker Honigthau, auf staubiges Futter gefallen, Schuld seyn mag. Als Heilmittel muß man das Zungengeschwür abschaben und wegziehen, wobei man jedoch sehr behutsam umgehen muß, damit man die Zunge und den Schlund nicht zum Anschwellen bringt, worauf Erstickung oder Hungerstod erfolgt. Das Ausschaben hilft zuweilen, wenn man solches bei Entstehung der Krankheit thut, zieht aber oftmals den Tod nach sich, sobald das Geschwür verhärtet. Salmiak, gepulverte Kreide und Spiesglas eingestreut soll oftmals helfen; eben so eine in Milch abgekochte Feige, und solche aufgelegt, oder man koche Anis in Wasser, und lasse die Körner nebst dem Abgusse den Alten und Jungen über. Dieses Alles erweicht die Geschwüre und Kröpfe, wenn nicht solche die Tauben selbst durch Erbrechen und Auswerfen des im Halse oder Kropfe sich befindenden Futters die Geschwüre wegschaffen. Man kann den Kropf aufschneiden, das Geschwür herausnehmen, und behutsam wieder zuflicken und mit Leinöl bestreichen. Guter alter Wein, Wermuthbranntwein und Zuckerauflösung ist gut. Die Krankheit steckt an, und besonders dann, wenn gesunde Tauben dasjenige auflesen, was kranke unverdaut ausgeworfen haben, nämlich scharfe und saure Speisen, welche

durch die außerordentliche Säure und Schärfe den Magen angreift, die Freßlust benimmt und ansteckt. Wenn eine Taube mit dieser Krankheit befallen wird, so schaffe man sie ab und reinige ihren Aufenthalt. Beim Beginnen der Krankheit muß man die Kranke in ein warmes Behältniß allein bringen, und jeden Fleck, wo sich etwa ein Auswurf findet, rein abschaben und waschen. Man reiche sparsam Speise, damit der Kropf nicht übersättiget werde, und lasse sie fasten. Gebe ihnen am andern Tage zuerst einige Wicken, in gutem reinen Wein aufgequollen, und werfe in das Trinkwasser etwas Salz und ein wenig Zucker zur Auflösung. Zeigt sich noch keine Freßlust, so gebe man derselben einen Kaffeelöffel voll guten weißen Weins, oder bade den Kropf damit, und wiederhole solches, bis die Freßlust sich einstellt. Wermuthbranntwein mit Zucker ersetzt die Stelle des Weins. Auch werfe man kleine Samenkörner verschiedener Gattungen in ein reines Gefäß, z. B. Rüb-, Hanf- und Kanariensamen, Weizenkörner, und lasse ihr freien Willen. Frißt sie gern hitzige Körner, so setze man zugleich etwas ganz warme Butter darneben bei, damit der Verstopfung vorgebeugt wird. Junge Tauben stellt man schwerer wieder her, als alte, die einer längeren Wartung und Pflege bedürfen. Nach Hebung der Krankheit ertheilt man Futter obiger Art mit etwas Leinsamen gemengt, zuletzt Gerste, und verschafft derselben Freiheit, damit die Bewegung den Appetit vermehrt. Zuweilen bleibt der Taube etwas Unangenehmes im Halse stecken, und solches nicht selten beim staubigen und unreinen Futter eine Spelze, woher der Husten entsteht; Butter, Butterbrod und Wasser, mit reinem Honig vermischt, vorgesetzt, hilft oftmals schnell. — 24) Die Federkrankheit, Mauser, welche alle Jahre, gewöhnlich im Frühlinge und Herbste, entsteht. Bei derselben verlieren die Vögel, darunter auch die Tauben, ihre Federn, und wechseln dieselben gegen neue. Im Frühjahre ist die

Mauser nicht so stark, als im Herbste, indem zu dieser Zeit nur die kleinen Federn wechseln, ausfallen, während im Herbste die großen, Flügel- und Schwanzfedern, ausfallen, und von neu nachkommenden verdrängt werden. Die Krankheit selbst tritt oft früher oder später ein, und gewöhnlich nach der Brützeit. Im Freien geht sie schneller vorüber, als in der Gefangenschaft. Die Taube verliert viele Kräfte, und die Witterung hat bedeutenden Einfluß auf dieselbe. Zuweilen stellen sich linsengroße weiße Fleckchen auf der Haut ein, die wie Schuppen abfallen, und dabei Jucken und Beißen verursachen. Das Ausfallen der Federn geht Stufenweise, und die Farben derselben werden bei den Tauben auch oftmals bedeutend heller; sie bekommen eine andere Farbe. Die Krankheit ist mit Schmerzen verbunden, und würde, wenn sie auf einmal einträte, wie es doch oft der Fall ist, dem Thiere tödlich seyn, besonders da die Entblößung auch Entkräftung nach sich zieht, und Wind und Kälte die gefährlichsten Feinde sind, der Mangel an Federn auch den Flug hindert, und wenn noch Mangel an Nahrung eintritt, so ist die Taube mehr als jemals eine Beute des Raubvogels. Auch die jungen Tauben, besonders bei der ersten Mauser, haben viel auszustehen, und sterben häufig an der Federentwickelung, hauptsächlich, wenn beim Kielen oder Durchbrechen der Federn, Kälte und Wind ins Behältniß treten, und die Tauben viel frieren müssen. Die Heilmittel bestehen hauptsächlich in dieser Krankheit in gutem nahrhaftem Futter, Wärme, sowohl natürliche, als künstliche, und dabei Ruhe, indem das Angreifen ihnen nicht nur Schmerzen verursacht, sondern auch die Federn verkrüppelt. — 25) Die Liebeskrankheit oder das Geilfieber zeigt sich deutlich nach dem Verlangen eines Gegenstandes, nach Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Tauben, die damit befallen werden, zeigen es durch Ruckfen, Gurren und Herumfliegen nach einem Gatten an, wodurch zuletzt,

wenn ihre Bemühungen nicht erhört werden, Abzehrung erfolgt. Oftmals ist schnelle Trennung von einem einmal erkorenen Gatten, Ehelosigkeit und unbefriedigter, aufs äußerste gereizter und gestörter Fortpflanzungstrieb, besonders bei hitziger Nahrung, die Ursache, und die Heilmittel: Begattung, Zerstreuung, Entfernung vom reizenden Gegenstande, Freiheit und Bewegung, wenig hitziges Futter. — 26) Verletzungen, Verwundungen. Man untersuche und streiche den wunden oder schadhaften Theil mit Branntwein, Butter, Terpentinöl, Kampher und Seifenspiritus. — 27) Die Läusesucht, welche eine große Beschwerde für die Tauben ist, und besonders sind diejenigen damit behaftet, welche nicht ganz gesund und stark sind, um die Läuse selbst abzulesen. Man findet bei den Tauben, die daran krank sind, längliche, gelbliche Läuse, die Federn sind durchfressen, wie von Schaben; die Taube ist matt und mager, hat keine Ruhe, und beißt beständig an den Federn. Die Federn sind, wie in der Mauserzeit, nur mit dem Unterschiede, daß im letztern Falle die Federn mehr schopfweise stehen. Die Ursachen sind: Unreinlichkeit, Folge der Krätze, langes Einsperren an dunkle und feuchte Orte. Als Heilmittel nehme man Feldquendel in Wasser gekocht, und wasche die Taube damit. Man bade sie entweder, oder streiche sie damit an, oder lege solchen in den Schlag, und menge Anissamen unter den Sand; eben so ganz klarzerstoßenen Kalkstaub, damit, wenn die Tauben fliegen, derselbe emporsteigt und sich in die Federn derselben setzt, wodurch die Läuse vertrieben werden. Man kann solches einigemal wiederholen, wobei man nicht zu stark einstreuen muß, da der Kalk den Augen schadet. Dabei reiche man den Tauben reines Wasser zum Baden und Trinken. Um das Ungeziefer an Stellen, wo sich die Taube nicht helfen kann, wenn sie gebissen wird, zu vertreiben, so nehme man ein wenig fein ausgebrannte Tabaksasche, vermische ein wenig unge-

salzene Butter, dergestalt, daß die Butter ein ganz schwarzes Ansehen erlangt, und bestreiche ein wenig den Fleck mit dieser Mischung, wo das Ungeziefer am stärksten ist. Eben so eine Salbe von Queckſilber und Schweinschmalz. Während nun die langen, dünnen und gelben Läuse Grinde verursachen, und an den länglich durchlöcherten Federn zausen, kleben solche fest an, und verursachen Jucken und Plage, sterben von der Salbe, fallen ab, und man findet sie im Sande und Wasser. Andere legen des Abends leinene Tücher in die Schläge, damit das Ungeziefer darunter sich verberge; allein die Tauben verunreinigen nicht nur das Tuch, sondern sie werden auch scheu, wenn das Tuch vom Winde bewegt werden sollte. Sonst ist dieses Tuchlegen nicht unrecht, denn beim Wegnehmen am Morgen sitzen die Läuse an dem Tuche und können in die Mistkute oder an sonst einen Ort geschüttet werden. Andere besprengen den Schlag mit frischem und starkem Wermuth oder Quendelwasser, oder stelle den Tauben ein Gefäß mit dieser Mischung hin. Man nimmt nämlich ein Gefäß mit kochendem Flußwasser, und kocht darin frisches Wermuthkraut mit Salz vermischt; wenn nun dieses einigemal beim Feuer aufgewallt hat, und ist es durch Umrühren erkaltet und durch Papier abgezogen, so kann man das geläuterte Wasser aufheben. Man kann auch Flußsand damit befeuchten und solches einstreuen. Aniswasser, mit Fenchel, Zucker oder Honig vermengt, ist ein angenehmer Trank. — 29) Augenkrankheiten. Zu diesen gehören die Geschwüre und der Grind um die Augen, und dabei schuppenartiger Abfall. Als Ursache wird angeführt: das Tragen der Tauben in Säcken, wenn man sie einkauft ꝛc., in welchen sich die Augen reiben und gedrückt werden, besonders durch das Tragen in rauhen und grobleinenen Säcken, zuweilen auch durch das wechselseitige Beißen, besonders der großen Taubenarten mit Fleischwarzen. Es soll oft daraus die Schön- oder Glas-

blindheit entstehen. Um diese zu heilen quetsche man ein wenig Schellkraut, Bauernwundkraut und Epheu in einem steinernen Mörser, und presse den Saft heraus. Zu einem halben Mörser dieser Species gieße man vier Löffel voll weißen Weins, tauche einen feinen Pinsel in das Augenwasser, und bestreiche damit Abends und Morgens die Augenlieder. Sonst ist auch Salmiak, Kümmel und Honig zusammengemischt gut für die bösen Augen alles Federviehs, so wie Rosmarienöl, Milch oder Rosenwasser, welches man außen um die Augenringe herum schmiert. Wenn sich ein Fell über das Auge zieht, so dient zur Heilung eingestreueter feiner Zucker, dann geriebener Schiefer, oder auch folgendes Mittel nimmt oftmals das Fell weg: Man nehme ein heißes Ey, lege so groß als eine Erbse Salmiak in dasselbe, nachdem der Dotter herausgenommen worden, presse Alles zusammen, und bestreiche mit dem daraus gewonnenen grünlichen Safte das Auge. Die Blindheit vom Alter ist unheilbar; die Blindheit vom hitzigen Futter verliert sich oftmals nach dem Wechsel des Futters. — 30) Wunden, welche die Tauben oftmals erhalten, so wie überhaupt alle wunde Stellen bestreiche man mit Lein- oder Baumöl. Bei wirklichen Verletzungen, die z. B. durch das Kneifen einer Taube mit dem Eisen, um sie zu fangen, entstehen, wasche man den wunden oder schadhaften Theil mit Branntwein, Butter oder Kampher- und Seifenspiritus. Sollte das Bein verletzt oder verdrehet, oder wohl gar gebrochen seyn, so muß man es einzurenken suchen, und beim Bruche muß man die Theile wieder gut zusammenpassen, und mit Karte, Pappe ꝛc. zu schienen suchen, indem man solche fest darüber bindet, und dann die Taube von den Uebrigen trennt und in ein besonderes Behältniß setzt.

Von den Schlägen oder Taubenböden. Beim Halten der Tauben ist ein guter Schlag oder Taubenboden nöthig, der mit Allem versehen ist, was zur Be-

quemlichkeit und zum Nutzen der Tauben gereicht. Man hat hier zwei Arten der Schläge zu unterscheiden, nämlich die Schläge zu den Hoftauben, und die Schläge zu den Flugtauben. Die Ersteren, zu den Hoftauben, legt man verschiedentlich an, so wie es der Raum auf den Höfen gestattet. Auf dem Lande, besonders auf großen Gütern, baut man eigene Taubenhäuser für die Feldtauben oder diejenigen Tauben, die in das Feld ziehen, um dort ihre Nahrung im Sommer zu suchen. Zu den Taubenbehältnissen, welche man hauptsächlich auf dem Lande findet, gehören: 1) Die Taubenkasten, welches längliche, viereckige, aus Brettern zusammengeschlagene und an den Wänden reihenweise übereinander befestigte Kasten sind, die aus Fichten-, Eichen- oder Buchenholz gemacht werden, wozu das Holz aber ausgetrocknet seyn muß, damit die Kasten nicht schwinden und Risse bekommen; sie werden inwendig mit Durchzügen, und auswendig mit eingeschnittenen Fluglöchern versehen. Da sie stets an die Wände fest angesetzt werden, so sind keine Rückenbretter nöthig, weil die Wand deren Stelle vertritt, doch ist es gut, wenn die Ritzen mit Leisten oder mit Kalk verschmiert und verschlossen werden, damit Kälte, Wind und Schnee darauf nicht einwirken können. Deshalb hat man auch vorgeschlagen, die Decke der obersten Reihe mit Dachziegeln schräg zu belegen. Nach Einigen soll eine besondere hölzerne Rückwand dazu gut seyn, und wenn man dieses nicht daran wenden wollte, so sollte man wenigstens die Wand des Gebäudes, an welcher sie angebracht werden, mit gut passenden Leisten verschlagen. Daß man eine bretterne Rückwand wünscht, soll den Grund haben, weil die trockene Kalkwand im Winter leicht beschlägt, besonders durch die Hitze der Tauben und des Taubenmistes hervorgebracht, und die Kälte vermehrt, welches aber bei einer Holzwand nicht Statt findet, die überhaupt die Wärme des Kastens befestiget. Das Maaß

der Breite und Höhe für jede Reihe solcher Kasten ist eine halbe Elle oder ein Fuß und etwas darüber, und jedes Fach 1 Elle oder 2 Fuß lang. Mitten in jedem Fache wird das Fluglo ch viereckig, oder oben bogenförmig, oder auch wohl rund eingeschnitten; es hat die Größe, daß eine Taube bequem aus- und eingehen kann, also ungefähr 6 Zoll hoch und 4 Zoll breit, auch etwas darüber. Die vor den Fluglöchern angebrachten Tritte bestehen am besten aus einer Viertelelle (6 Zoll) langen und breiten Latten; denn zu breit und lang dürfen sie nicht seyn, damit nicht eine Katze, ein Marder, ein Iltiß ꝛc. von oben herab auf dieselben springen könnte; sind sie aber schwerer, so wird den Tauben der Aus- und Einflug erschwert. Der Raum des Orts bestimmt die Anzahl der auf diese Weise verfertigten Kastenreihen. Man wählt dazu wo möglich die Richtung gegen Morgen, weil hier die Tauben nicht so den Regen und starken Wind verspüren, als wenn sie die Richtung gegen Abend hätten, wo sie vor dem Niederschlagen des Regens und starken Windes nicht sicher sind, und nicht lange aushalten. Dieses ist die gewöhnlichste Art der Taubenbehältnisse, die man auf dem Lande findet, und die sich auch sehr bequem zwischen den hervorstehenden Dachsparren anbringen lassen; sie haben den Vortheil, daß sie den Hofraum nicht schmälern, wenige Kosten erfordern, und den Tauben, besonders den Feldflüchtern, die gern im Dunkeln hecken, deshalb sehr angenehm sind; nur bestehen ihre Nachtheile darin, daß sie oft zu kalt, und gegen den Einflug der Eulen und das Eindringen des Schnees nicht gehörig verwahrt sind, und deshalb die ersten, also besten, Hecken verloren gehen. Auch weiß man bei ihnen nie die Anzahl der Paare, die man hat, und hat selbst die Jungen nie in seiner völligen Gewalt; denn ehe sie noch zum Essen ganz flücke werden, so suchen sie schon die Freiheit, fliegen auch mit aus, und dann ist ihr Ausnehmen auch mit Gefahr verbunden. Auch kann man

die Kranken nicht von den Gesunden sondern, und bei ansteckenden Krankheiten geht oftmals ein ganzer Flug verloren. Dann lassen sich diese Kasten auch nicht gut reinigen, wenigstens ist das Reinigen derselben sehr unbequem. Diese Art Taubenschläge findet man besonders in Baiern, und hier im Oberlande, um Bayreuth und Hof herum. Man findet sie hier in einfachen Reihen recht bequem zwischen den vorspringenden Dachsparren angebracht, ja sogar auf dem Boden, indem man die Fluglöcher zwischen den Sparren macht, und eine Stange zum Aufsetzen der Tauben in die Quere befestiget. In Preußen findet man diese Kasten in der Provinz Brandenburg, und auch in andern Provinzen auf dem Lande an den Hintergebäuden so angebracht, daß man sie bequem abnehmen kann, oder mit einer Leiter ohne Gefahr dazu kann; denn sie sind nur niedrig an Stallgebäuden ꝛc. angebracht, jedoch so hoch von der Erde, daß man sie nicht langen, oder sonst ein Raubthier dazu kommen kann. Man fertiget hier zwei bis drei Behältnisse aneinander, und versieht sie oben mit Haken oder Schleifen zum Anhängen an beliebige Orte. Die offenen Fluglöcher sind mit Schieber versehen, die man sehr leicht mit einem langen Stocke vor- und zurückschieben kann, so daß man die Tauben mit den Jungen stets in seiner Gewalt hat; auch kann man die Fluglöcher alle Abende, wenn die Tauben eingegangen sind, schließen, und sie am Morgen wieder öffnen. Kleine Luftlöcher in der Größe eines Silbergroschens hin und wieder daran angebracht, geben den Tauben auch in der Nacht Luft. Vor drm Schieber ist ein Brettchen, wie bei den Bienen, als Ansatz angebracht. Diese Schläge oder Taubenkasten haben nun die Bequemlichkeit, daß man sie abnehmen und reinigen kann, wenn die Tauben ausgeflogen sind; auch kann man sie an jedem beliebigen Orte aufhängen. Dergleichen Taubenkasten findet man an den Hintergebäuden der Edelhöfe und anderer Gutsbesitzer, wie

z. B. der Amtleute ꝛc., auch der Landleute. Man findet hier mehrere Reihen übereinander angebracht, auch einzelne Kasten, die man da hinhängt, wo man einen Platz übrig hat, so daß man jeden Winkel benutzt, wo ein solcher Kasten hängen kann. An den Wirthschaftsgebäuden auf großen Gütern findet man sie hauptsächlich. Da nun diese Kasten nicht zu hoch angebracht sind, so kann man auch leicht die Jungen beobachten, und sie zur gehörigen Zeit, ehe sie ausfliegen, ausnehmen, wenn man sie in der Küche benutzen, oder verkaufen will. Es versteht sich, daß hier immer mehrere ledige Kasten vorhanden seyn müssen, welche die Jungen, die man zur Zucht läßt, wieder einnehmen können. — 2) Eine zweite Art der Taubenbehältnisse sind die sogenannten Taubenschläge, die weit mehr Bequemlichkeit haben, und auch besser sind, als die Taubenkasten. Es sind diejenigen Behältnisse, welche in den Giebeln der Häuser, oder über den Ställen, den Abtritten, Hühnerschlägen, oder an sonst einem schicklichen Orte, gleich einer Kammer, abgeschlagen, und zur bequemen Wohnung für die Tauben eingerichtet sind. Den Namen Schlag haben sie wahrscheinlich von den Fluglöchern erhalten, weil diese mit Schlagbrettchen oder Gitter verwahrt werden, die geöffnet und verschlossen werden können. Man wählt dazu am liebsten einen freistehenden Dachgiebel, läßt solchen in beliebiger Länge und Höhe mit Brettern verschlagen, und den Fußboden dielen. Das Dach muß nicht nur gehörig vor Schnee und Regen verwahrt werden, sondern auch vor den Raubthieren, den Iltissen, Mardern ꝛc.; daher ist es gut, wenn man es innerhalb mit Brettern verschält. Die Dielen müssen genau an einander passen, und unten und oben Leisten aufgenagelt werden, damit keine Unreinigkeit aus dem Taubenschlage auf den Getreideboden oder auf andere Böden fallen kann. Am besten thut man, wenn man den Fußboden mit einem Gyps- oder Lehmgus überzie-

hen läßt. Eben so sorgfältig müssen auch alle Löcher, und besonders diejenigen, welche zwischen den Balken und Sparren bleiben, mit Lehm, unter welchem Werg und Stückchen Glas gemengt worden, verklebt werden, damit keine Ratten oder Wiesel sich durchdrängen oder durchfressen können. Die Thür des Schlages muß nicht nur gut passen, sondern auch mit einem guten Riegel, oder noch besser, mit einem Schlosse versehen seyn, damit sie nicht Jedermann öffnen kann. Beim innern Ausbaue, der in der Anordnung und Stellung der Nester besteht, thut man wohl, wenn man längs dem Schlage hin, doppelte, mit dem Rücken aneinander passende Reihen oben beschriebener Kasten setzt, so viel die Höhe des Giebels übereinander erlaubt. In der Höhe des Giebels aber, wo die Balken schief zulaufen, werden dünne Latten, etwa anderthalb Fuß von einander, reihenweise quer über einer Ziegellatte angenagelt, und dann zwischen denselben die gewöhnlichen Nester aufgehangen und befestiget. Legt man den Schlag da an, wo die Wände gerade sind, so kann man an diesen ebenfalls solche Reihen Kasten aufstellen, die vorn mit keinem Brette versehen zu seyn brauchen, sondern nur mit einer vorgenagelten Latte, damit der Platz einigermaßen das Ansehen einer Höhle erhalte, und die Eyer nicht herausfallen. Damit die Tauben nun diese Behältnisse nicht mit ihrem Kothe verunreinigen, so bringe man in einer Entfernung von 8 Zoll eine Stange vor jede Reihe Kasten an, auf welche sie sich setzen und schlafen können. Da, wo man dieses nicht haben kann, bringe man Nester an, welche aus Stroh oder Ruthen, nach Art der Backschüsseln oder Gartenkörbe geflochten werden. Oder man mache nur einen Reif von Stroh, den man mit Bindfaden zusammen bindet, damit er festhält, und die Tauben darin brüten können. Diese Nester werden nun entweder an die Balken und Latten angenagelt, oder man steckt auf zweien Seiten gegen einander über, mä-

ßige Stäbe hindurch, so daß sie mit den hervorragenden Enden derselben auf die Dachlatten und die innern Stangen zu stehen kommen, wenn der Boden nicht verschält ist, sonst müssen dazu eigene Leisten angebracht werden. Es ist aber immer noch nöthig, diese Ruhestäbe aus Vorsorge mit Bindfaden an die Stangen zu befestigen. Man setze aber das Nest so, daß es den Sparren zur Seite hat, und niemals in die Mitte, theils weil die Tauben gern im Dunkeln sitzen und brüten, theils auch, damit die Jungen, wenn sie aus dem Neste kriechen, einen Rückhalt haben, und nicht herabfallen. Will man, um mehrere Paare halten zu können, mehrere Nester anlegen, so muß man zwischen die Sparren einen oder mehrere Durchzüge von Brettern der Länge hinauf machen, und an derselben Seite Nester setzen und befestigen. Bequem eingerichtete Taubenböden, wo nämlich Raum dazu ist, bleiben immer diejenigen, wo Bretter gleich einem Bücherrepositorium angebracht worden, das heißt, fachweise oder treppenweise übereinander; und diese theilt man nun durch Zwischenbretter ab, damit jedes Paar sein Nest erhält. Damit die Nester nicht frei stehen, und die Jungen nicht herausfallen können, so werden Stäbe so angenagelt, daß in der Mitte des Nestes der Ausgang bleibt, also zu beiden Seiten des Nestes die Stäbe sind. Auf diese Weise kann man viele Paare Tauben halten. Die Repositorien werden nun zu den drei Seiten des Schlages an den Wänden aufgerichtet; denn zur Seite des Daches ist die Verschälung, welche die Dachsteine von innen deckt, und hier könnten nur noch unten auf dem Boden Nester angebracht werden, das heißt, nur eine Reihe, die Verschälung unten entlang. Das Repositorium ist daher unten breit, und läuft spitz nach dem Dache zu den beiden Seiten zu; nur die Rückwand, worin auch die Eingangsthür ist, hat Nester, die an der Wand gerade hinauf gehen; auch über der Thür, wie sie sich nur anbringen las-

sen. Alles kommt hier auf den Raum an, den der Taubenboden einnimmt. Wo es angeht, da bringe man auch noch einen Paarungskasten, und einen Gitterverschlag für kranke Tauben an. Das Flugloch bringt man am besten zur Giebelseite hinaus an, wenn das Haus einen Giebel hat, worin der Taubenschlag liegt, und hier gegen Morgen, oder Mittag, weil die Tauben die Sonne lieben, sonst auch aus dem Dache, und immer wenigstens ein paar Fuß von dem Boden des Schlages hoch, nicht unmittelbar auf dem platten Boden des Taubenschlages hinaus, damit, wenn die Jungen aus den Nestern kriechen, diese nicht, ehe sie fliegen können, hinausgehen, herabfallen, und ums Leben kommen, oder eine Beute der Katzen werden. Man muß übrigens bei der Anbringung des Flugloches auch darauf sehen, daß es keinem andern Gebäude oder Dache so nahe sey, daß Katzen, Marder oder Iltisse von oben herab, oder von den Seiten herüber auf die hervorstehenden Latten oder Arme springen, und sich in den Schlag einschleichen können. Bei einem Giebel hat man nur nöthig ein Loch durch die Giebelwand brechen zu lassen, im andern Falle wird durch das Dach ein ordentlicher länglicher durchgezogener Kasten, fast wie ein Zugloch in den Scheuern, nach Art eines Kappenfensters, in das Dach eingesetzt und daselbst befestiget. Durch die Giebelwand ist es nöthig, mehr als ein großes, oder ein bis zwei Paar kleinere Fluglöcher zu machen; doch müssen solche in die Höhe und Breite wenigstens um die Hälfte geräumiger, als in den Kasten seyn, damit allenfalls zwei Tauben auf einmal durch ein Loch gehen können, da sich gewöhnlich ein Täuber zum Herrn über ein solches Loch zu machen sucht, und es beständig besetzt hält, daher das Aus- und Eingehen Anderer verhindert. In den Fluglöchern liegen unten die beiden Arme oder Tritte, die ungefähr 2 Fuß lang hinaus in die freie Luft, und mit der andern Hälfte in den Schlag zu stehen kommen. Sowohl

die äußern, als innern Arme, werden mit Querriegeln geschränkt, und in den Fluglöchern, oder auch anderwärts, befestiget. In dem Flugloche befestiget man ein Brettchen, welches den Tauben beim Eingehen zum Standpunkte dient, und über das Flugloch nagelt man in Gestalt eines kleinen Daches ein sogenanntes Schutzbrett, um dadurch den Tauben ein bequemes Herumlaufen im Trocknen zu verschaffen. Um nun das Flugloch auch ordentlich verschließen zu können, und dadurch die Tauben vor einem nächtlichen räuberischen Besuche zu sichern, auch sie sonst einzusperren, wenn man es für nöthig erachtet, z. B. einige von ihnen in dem Schlage fangen will, so bringt man entweder ein sogenanntes Fallfenster, oder ein Zugbrett an. Soll das Erstere geschehen, so muß das Flugloch 2 Fuß im Quadrate haben, das einzusetzende Fenster aber in zwei gleiche Theile getheilt seyn, wovon der oberste fest ist, der unterste aber wie ein Schieber in die Höhe gezogen werden kann. Von diesem Schieber führt mau dann eine Schnur in die Höhe über ein Röllchen, von da durch den Taubenschlag, und so weiter in das Haus, so weit, als man will, dann wieder über ein Röllchen, und nun gerade herab in oder vor die Wohnstube, wo man dann den Schlag nach Belieben verschließen oder öffnen kann. Unten bindet man die Schnur entweder an einen Nagel fest, oder man hängt auch ein Gewicht daran, welches gerade so schwer ist, daß, wenn man es sich überläßt, sich das Fenster schließt, aber offen bleibt, wenn man es nieder zieht, so, daß das Gewicht gerade so schwer seyn muß, als das Fenster; denn nur das Gleichgewicht macht, daß das Fenster, ohne daß man das Gewicht hebt oder zieht, weder zufallen, noch in die Höhe gehen kann. Man kann auch in den Fensterschieber des Flugloches Bley einlassen, wodurch man bewirkt, daß es schneller und gewisser fällt, und nicht so leicht von einem Marder oder Iltiß gehoben werden kann, die sich

nämlich alle Mühe geben, in den Schlag zu dringen. Noch besser ist es, wenn man das Fenster mit einem Drahtgitter überziehen läßt, denn da kann, wenn etwa eine Scheibe zu Grunde gehen sollte, kein Räuber eindringen. Im zweiten Falle, wenn man nämlich statt eines Fensters ein Zugbrett vor das Loch anbringen will, wie dieses am gewöhnlichsten geschieht, so kann die Oeffnung nur 20 Zoll breit, und 12 Zoll hoch seyn; man schneidet dann das Brett, nach Maaßgabe dieser Oeffnung, zu, und befestiget es dann auf dem Boden des Flugloches mit eisernen Bändern, so daß es sich an diesen wie eine liegende Thür, wenn man es hebt oder aufzieht, bewegen läßt. Oben in der Mitte dieses Brettes befestiget man eine Schnur, und führt sie eben so, wie es bei dem Fallfenster bemerkt worden, über ein dazu angebrachtes Röllchen, an ihren zum Aufziehen bestimmten Ort. Beim Herablassen fällt nun dieses Brett auf die herausgehenden beiden Arme, Stangen oder Latten, worauf die Tauben auffliegen oder anfliegen. Nach demselben Verhältnisse, nur kleiner, legt man auch die Klappen bei den kleinen Fluglöchern an der Giebelseite an, die neben dem großen bestehen. Bringt man das Flugloch aus dem Dache an, so muß man einen Kappenkasten oder Haukorb herauslassen, der mit einem Brette, wie oben angeführt worden, geschlossen wird, welches gleichfalls auf die Anflugstangen fällt, wenn man den Schlag öffnet. Man hat nun vor diesem Fallkasten innerhalb des Taubenschlages auch noch ein Kriechgitter, welches man vorstellt, und durch lederne Riemen befestiget, die man oben und unten anbringt, und die einen Schlitz, gleich einem Knopfloche haben, womit man sie unten und oben an die Nägel befestiget, die man daselbst so weit eingeschlagen hat, daß man die Riemen darauf knöpfen kann. Dieses Kriechgitter macht man vor, wenn einige Tauben draußen auf den Dächern sitzen, und man die übrigen Tauben, die noch im Schlage sind,

nicht herauslassen will; die nun außerhalb des Schlages sitzen, können durch das Kriechgitter in den Schlag kommen, die innerhalb sitzen, aber nicht hinaus. Wenn man das Flugloch durch das Dach anbringen will, so muß das Dach auch so liegen, daß es von keinem Raubthiere bestiegen werden kann, das Dach muß also ganz frei von den andern Gebäuden liegen, entweder über dieselben hinausragen, oder zwischen den andern Gebäuden so tief liegen, daß kein Raubthier hinauf oder hinabspringen kann, sonst ist es gefährlich die Klappe aufzulassen, weil die Raubthiere leicht Eingang finden. Man muß dann die Tauben, welche gewöhnt sind, erst alle hinauslassen, und dann die Klappe oder das Flugloch schließen, und die Tauben, wenn sie nicht ins Feld fliegen, auf dem Hofe füttern, und ihnen auch daselbst das Wasser in Saufnäpfen (deren Einrichtung oben beschrieben worden) hinstellen. Nach einigen Stunden öffnet man dann wieder den Schlag, wenn man gewahrt, daß sich die Tauben darum zu sammeln anfangen, also den Einlaß so zu sagen begehren; denn sie fliegen dann alle in die Nähe der Flugöffnung, und wenn sie auch mehrere Male wieder abfliegen, so kehren sie doch immer wieder dahin zurück. Oeffnet man nun den Schlag, so drängt sich Alles schnell hinein, und wenn keine Taube mehr draußen ist, so muß der Schlag gleich wieder geschlossen werden. Dieses ist unangenehm, sowohl wegen der brütenden Tauben, als auch wegen der Jungen, die noch nicht zum Ausfliegen gewöhnt sind; denn wenn dieses geschehen soll, so muß man selbst einen halben Tag den Tauben widmen, und dieses mehrere Male im Monate, um das Gewöhnen der Jungen vorzunehmen; auch wenn dieses mit fremden gekauften Tauben geschehen soll; denn während man diese Tauben gewöhnt, muß man den Schlag geöffnet lassen, damit sie mit den schon gewöhnten Tauben ein- und ausgehen können. — Wenn man eine Kammer oder sonst ein Gemach mit

einem Fenster zu einem Taubenschlage einrichten kann, ist es noch besser, weil man hier mehr Bequemlichkeit in der inneren Einrichtung hat, und ganz sicher vor den Raubthieren ist, selbst wenn man den Schlag am Abende zu schließen vergessen haben sollte. Auch kann man in einem regelrechten Behältnisse weit besser die Nester anbringen, als in einem spitzwinkligen, wo man überall auf Hindernisse stößt. Man kann in einem solchen Taubenschlage die Nester in Fächer abtheilen, nach Art der Repositorien, wie schon oben, S. 666, angeführt worden, oder man bringt lauter Reihen von Kasten an der Wand an, wie sie gleichfalls schon oben, S. 661, angeführt worden sind, eine Reihe über die andere, und solches von dem Boden an bis zu einer gewissen Höhe, wie man es für zweckmäßig findet, um mittelst des Aufsteigens auf einen Stuhl zu den obersten und höchsten Nestern gelangen zu können. Wenn ein solches Behältniß auch nur 12 Fuß Tiefe, 8 Fuß Breite und 8 bis 9 Fuß Höhe hat, so lassen sich viele Nester darin anbringen, auch einen Paarungskasten und ein Krankenbehältniß; denn die Hauptwand, welche die längste ungetrennte Seite darbietet, benutzt man zu den Nestern, die andere Wand, woran ein kleiner Ofen steht, um in strengen Wintern den Schlag des Tages einmal ein wenig heitzen zu können, und wo auch die Eingangsthür ist, kann zu den genannten Behältnissen benutzt werden. Die Wand unter dem Fenster muß frei bleiben, damit man zu den Fluglöchern gehörig heran kann; aber zu beiden Seiten des Fensters kann die Wand auch noch zu Nestern benutzt werden. Die Rückwand lasse man frei, um einen Stuhl, Geräthschaften für die Tauben, auch andere darauf Bezug habende Gegenstände aufzustellen; die Letztern auf dazu angebrachten Brettern. Die beiden untern Flügel des Fensters werden nun zu den Fluglöchern benutzt, indem man aus jedem Flügel so viele Scheiben, wenn es kleine, mit Bley eingefaßte Schei-

ben sind, herausnimmt, daß eine Oeffnung von 9 Zoll und darüber im Quadrate entsteht, und vor dieser Oeffnung bringt man ein zugeschnittenes Brett an, welches genau in den Falz des Rahmens paßt, der um die Oeffnung gezogen worden, dieses Brett wird nun unten mit ledernen oder eisernen Bändern befestiget, so daß es aufgezogen und niedergelassen werden kann. Beide Flügel erhalten nun ein solches Flugloch von gleicher Einrichtung, damit die Tauben Platz zum Aus- und Einfliegen haben. Diese Fluglöcher müssen nun gleichfalls des Abends geschlossen werden, wenn gleich keine Gefahr vorhanden ist, daß vierfüßige und Raubthiere in den Schlag gehen können, so doch eine Eule; sie würde die Tauben von den Nestern scheuchen und Alles in Unordnung bringen. An die Bretter oder Fallklappen wird ein Bindfaden befestiget, und solcher über ein Röllchen gezogen, damit das Aufziehen und das Niederlassen der Klappe geschehen kann. Den Bindfaden befestige man im Schlage. — 3) Die letzte Art der Hoftaubenbehältnisse oder Hoftaubenschläge sind die besonders dazu erbaueten Häuser; es sind ins Gevierte oder in eine andere beliebige Form zusammen und übereinander gesetzte Reihen Kasten, wie sie oben beschrieben worden, so auf Säulen stehen, und mit einem Dache überlegt sind. Man findet sie vier- und achteckig, rund, kurz wie es Jedem am besten gefällt, sie einzurichten, nur läßt man sie in der Mitte hohl, damit man eine Thür anbringen, um solche mit leichter Mühe reinigen, und auch zu den Nestern der Jungen ꝛc. gelangen zu können. Ein solches Taubenhaus hat nun mehrere Fluglöcher, wenigstens auf jeder Seite eins, auch wohl mehrere übereinander, nach der Größe des Hauses, der Bauart und der inneren Einrichtung. An vielen Orten pflegt man die Kasten, die ein solches Haus ausmachen, aus gedrehetem Stroh zu flechten, zuweilen aus Weiden, Reben, und mit Moos oder Stroh umschlungen, und solches

der Wärme wegen. Ob nun dieses gleich erwärmt, so hat es doch den Nachtheil, daß das Stroh den Wanzen und Flöhen zum Aufenthalte dient, welche die Kastenbewohner vertreiben. Dasselbe gilt auch, wenn die Taubenhäuser von Holz und die Bretter nicht gehörig und genau gefügt sind, wo in den Ritzen sich Ungeziefer aller Art verbirgt. Man errichtet dergleichen Taubenhäuser auf dem Hofe, so, daß ihnen die Nähe keines der Gebäude schädlich seyn kann. Oft, um den Hof zu schonen, setzt man sie mitten in den Mistpfuhl, wo sie noch den besonderen Nutzen haben, daß so leicht kein Junges vom starken Pochen und Schlagen in den Eyern betäubt werden kann, weil der Schall ins Wasser fällt, und dadurch sehr gemindert wird, auch der von ihnen gelassene Unrath seinen Ort erhält. Nur muß das Haus, wenn es in einem Mistpfuhle steht, hoch seyn, damit der Gestank sich verfliegt, ehe er bis zu den Tauben gelangt. Fällt ein Junges herab, so leidet dasselbe auch weniger Schaden. Ein solches Taubenhaus kann nun auf dem Trocknen oder über Wasser stehen, so müssen die Säulen desselben, von oben herab, etwa 4 Fuß mit Blech beschlagen, und das Holz mit einer guten Oelfarbe überstrichen werden. Wenn es weiß gestrichen werden soll, so nimmt man Bleyweiß und Leinölfirniß oder gekochtes Leinöl, wozu man etwas Terpentinöl gießt; soll es gelb gestrichen werden, gelben Ocher, und soll es eine braunrothe oder kastanienbraune Farbe haben, so nimmt man gelben Ocher und mischt etwas Englisches Roth oder Braunroth darunter, welches man in dem Grade thut, als man die Farbe mehr oder minder rothbraun zu erhalten wünscht; soll sie grau seyn, so mischt man zu dem Weißen etwas Schwarz (Frankfurterschwarz oder auch Kienruß, der Letztere vorher in Branntwein abgerieben) ꝛc. Diesen Anstrich erhalten nicht bloß die Säulen, sondern auch das ganze Taubenhaus, wenn es von Holz oder aus Holz gezimmert ist; und dieses muß noch

weit mehr geschehen, wenn die Säulen mit Brettern verschlagen und zu Federviehställen zubereitet werden sollen; steht das Haus auf einer glatten Steinsäule, so fällt das Beschlagen weg. In Städten, wo ohnehin die Höfe nicht geräumig sind, und immer reinlich seyn sollen, sind unter den drei Arten der Behältnisse, die unter Nr. 2. angeführten Schläge die bequemsten, und diese würden auf dem Lande gleichfalls anzurathen seyn, wenn hier die Taubenhäuser nicht noch zu einem andern Behufe eingerichtet würden. Man läßt nämlich, wenn man noch anderes Federvieh halten will, ein rundes oder ein viereckiges Gebäude von beliebiger Höhe und Breite mitten auf dem Hofe aufführen, die Felder mit Steinen (wo nicht ganz steinern) ausfüllen, mit Kalk gut bewerfen, um das Hinaufklettern der Raubthiere zu verhindern. Man theilt nun dieses Gebäude in zwei Hälften, die obere und größere legt man, nach Art der Schläge, aber rund und mit Kasten für die Tauben an, führt eine Treppe hinauf, macht oben eine Gallerie, um bequem zu den Kasten und Nestern zu kommen, und läßt Alles von außen mit Fluglöchern oder fallenden Fenstergittern zur nächtlichen Verwahrung gehörig aussetzen. Man kann auch wegen der Wärme im Winter und der Kühlung im Sommer die Decke wölben lassen, und auch hier einen kleinen Ofen anbringen. Die untere kleine Hälfte bestimmt man in besondern Abtheilungen für das Federvieh, z. B. für die Hühner, Enten, Gänse ꝛc.

Bei diesen Hoftaubenschlägen ist nun noch Folgendes zu bemerken. Es ist schwer zu bestimmen, welche von den drei oben angeführten und beschriebenen Arten von Taubenschlägen eigentlich den Vorzug, besonders auf dem Lande, verdienen, indem viele Nebenumstände, die keiner weitern Ausführung bedürfen, an einem Orte eine Art derselben höchst annehmbar macht, die an einem andern höchst verwerflich seyn würde; auch kann man wohl annehmen, daß bei allen beschriebenen

Taubenschlägen immer noch Mängel vorhanden sind, die in der Lokalität liegen, und schwerlich abgeholfen werden können; indessen richtet man sich darnach, und sucht dasjenige möglich zu machen, was unter solchen Umständen möglich ist. Auch muß man jedes Lokal zu benutzen suchen, wenn es sich nur einigermaßen zu einem Taubenschlage eignet, wenn man gern Tauben zu halten wünscht; deshalb dient auch der kleine Boden über den Abtritten, der Raum über den Pferde- und Holzställen dazu, wo gewöhnlich über der Thür derselben ein Fenster angebracht ist. Hier läßt sich nun ein Hängeboden anlegen, und das Fenster zum Flugloche benutzen; denn hier kommt auch noch in Anschlag, ob man die Tauben bloß zum Vergnügen halten will, wie in den Städten, oder ob man davon zugleich Nutzen ziehen will, wie auf dem Lande, daher der geringere und größere Raum zu den Schlägen. Besser sind mittelmäßig hohe Schläge, weil die Tauben nur solche zu lieben scheinen, aber keineswegs hohe, in solchen fühlen sie sich unheimlich, und sitzen in der Regel vereinzelt und traurig auf den Stangen oder Nestern. Eines Theils lieben die Tauben die Geselligkeit, und dieses vereiniget sie schon mehr in einem kleinen Schlage, und andern Theils ist es in solchen Schlägen, wo die Tauben enger bei einander sitzen, auch wärmer, besonders im Winter. Die Fluglöcher dürfen nicht allzugeräumig seyn, weil oft Raubvögel, wie Habichte, Eulen, Elstern leichter in den Schlag dringen, und wachhaltende Tauben überwältigen können, aber auch nicht zu enge, weil sonst die beißigen Tauben die andern nicht herauslassen, indem sie sich vor die Oeffnung stellen; daher ist es besser ein Flugloch etwas größer zu machen und so zu theilen, durch Anlegung eines Stabes dazwischen, daß aus jeder Oeffnung eine Taube gemächlich einen Ausgang findet, wenn man nicht zwei besondere Fluglöcher anbringen sollte. Nicht allein wegen Sicherung für die Raubthiere, sondern auch wegen

des Abhaltens der Kälte, des Regens und des Windes ist es rathsam, innerhalb des Flugslochs ein mit Draht überflochtenes oder überstricktes Gitter oder Fenster anzubringen, besonders bei den sogenannten eisernen Fallern oder Gittern mit Draht um eiserne Stäbe geflochten, zum Auf- und Zuziehen eingerichtet. Man sollte glauben, dergleichen Faller müßte die beste Einrichtung seyn, besonders da ungehindert Licht und frische Luft jederzeit in den Schlag dringen kann, auch die Tauben, ehe man sie ausläßt, die Gegend übersehen können, und besonders die Raubthiere das Eisen scheuen; allein die hölzernen, etwa noch dazu mit Blech beschlagenen, Fluglöcher sind wegen der Wärme, des Schneegestöbers, und auch schon um deswillen besser, weil nicht nur der Draht nach und nach abrostet und zerreißt, sondern auch aus der Ursache, weil das Gitter das Auf- und Ansitzen erschwert, Junge und Alte öfters mit den Füßen in die Maschen kommen, und sich verwunden, oder die Zehen brechen, was man bei Holzgittern nicht zu befürchten hat. Man hat auch hölzerne Faller, die oftmals viereckig sind, oder wenigstens ein gegittertes Fallthürchen haben, welches zuweilen von Draht ist, und nur zwischen zwei hölzernen Nebenbrettern fällt. Eben so rathsam ist es aber auch, die Ausfluglöcher, nicht, wie Etliche meinen, am Giebel anzubringen, das heißt, an der Vor- oder Hinterseite des Hauses, welches wohl der Raubthiere wegen anzurathen ist, wo man nicht anders kann, jedoch kann man dieses umgehen; daher sind dieselben am besten auf dem Dache anzubringen, und zwar, wo die Morgensonne ist, indem trotz aller Vorsicht in Hinsicht auf das Anbringen der Ansatzstangen verwendet, die Jungen, sobald sie entweder des Hungers wegen, oder um sich im Fluge zu üben, herausgehen, oftmals, ehe sie gut fliegen können, nicht selten herabstürzen, herabgedrängt werden, und umkommen, oder wenigstens Schaden leiden, während, wenn auch der Fall eintreten sollte, sie sich den-

noch eher auf dem Dache einklammen, und nach und nach wiederum in den Schlag laufen können. Ist der Schlag von außen und innen gut verwahrt, wird derselbe fleißig zur Nachtzeit zugemacht, selbst schon der Nachteulen wegen, die Eyer und Junge stehlen, so darf man sicher vor der Zerstörung der Schlagbewohner seyn. Die Jungen sonnen sich auch leichter auf dem Dache, können sich eher beregnen lassen, und sich bald auf diese, bald auf jene Seite legen, bald den rechten, bald den linken Flügel aufheben und sich fiedern oder vom Ungeziefer reinigen. Auch werden sie nicht so leicht vom Winde angewehet, oftmals beständig beunruhiget, und abgeworfen; auch wenn die Alten füttern, können diese und jene sich besser halten und bequemer ätzen, und hat man beißige Tauben, so drängen sie die noch nicht ganz flicken Jungen oftmals von den Ansatzstangen herab. Die hohen Schläge sind deswegen anzurathen und erlangen den Vorzug vor den niedern, weil die Tauben die Felder und die Gegend besser übersehen, ihre Wohnung leichter finden, und die Raubthiere nicht so bequem beikommen können. Fließt ein Bach oder ist ein Weiher in der Nähe, so ist solches sehr gut, und dient zur Erhaltung und Reinigung derselben. Gebäude am Ende einer Stadt, wie Gartenhäuser und Sommerwohnungen, sind besser, als Gebäude in der Stadt, mitten unter vielen Häusern, wie in großen Städten, nicht nur weil die Tauben ungern weit über dieselben wegfliegen, oftmals gestört werden, sich verirren, und müde bis zum Felde werden, sondern weil auch mehr Raubthiere in der Gegend der Schläge sich aufhalten können. „Es ist zu bewundern, sagt Riedel, wie oftmals Tauben, die man ausläßt, in großen Städten, unter so vielen Schlagröhren und einander ähnlichen Wohnungen, oftmals ihre verborgenen, in einem Winkel nicht selten sich befindenden Ausflüge merken und finden. Hat man nur einige Paare, die den Flug schon kennen, so ist solches

leichter zu begreifen, indem jene den neuen Tauben den Weg zeigen. Gebäude, die breite Dächer haben, und deren Ecken von Steinen erbauet sind, an denen die Raubthiere nicht hinauf klettern können, sogenannte Mansardsche Dächer, oder Doppeldächer sind die besten, wenn sie zumal durch die Farbe oder Bauart vor andern hervorstechen und sich auszeichnen. Niedere, oftmals nur einige Schuhe oder Fuß hohe sind gefährlich, und eben so wenig anzurathen, als Schläge auf nahe an einanderstehenden Wohnungen, etwa gar mit Bäumen umgeben, die den Ausflug bedecken. Und wenn auch gleich die Tauben, wenn sie im Kreise herumfliegen, ihre Ausgänge bemerken können, so werden sie dennoch oft von Menschen, von Katzen, durch das Bewegen der Blätter und Aeste scheu, und irre gemacht, und setzen sich nicht gern an, selbst wenn man ihnen Aufsitzstangen anbringt. Gute Feldtauben gewöhnen sich weniger daran, eher noch Trommel- und andere große Taubenarten." — Wenn dieses eine Bewunderung verdient, so verdient gewiß noch mehr bewundert zu werden, wenn man Tauben aus dem Fenster gewöhnt, ohne ein besonderes Zeichen vor demselben anzubringen, als ein Paar Stangen oder ein Brett ꝛc., sondern aus dem bloßen Fenster, welches mit denen des Nachbars eine gleiche Gestalt, ja Alles gleich hat, und dennoch gehen die alten Tauben in kein anderes, als dasjenige, woraus oder woran sie gewöhnt werden. Sie können abgejagt werden, weit umherfliegen, und dennoch kehren sie zu ihrem Fenster, zurück, welches also von einem sehr feinen Ortssinne zeugt. — Bei der innern Einrichtung der Hoftaubenschläge ist folgende Einrichtung empfehlenswerth. Der Schlag muß von allen Seiten fest verwahrt, wo möglich gedielt, oder doch so fest mit Lehm geschlagen seyn, daß kein Ungeziefer, besonders Ratten, hindurch dringen können. Da Dielen durch die Feuchtigkeit, die sowohl durch den Taubenmist, als auch durch das Uebergießen

des Wassers entsteht, leicht faulen, oder doch im Holze mürbe werden, sich auch leicht Holzwürmer darin einfinden, so ist es sehr gut, wenn man die ganze Dielen noch mit Gyps oder mit einem festen Estrich überzieht, welches auch schon bei dem Legen der Dielen auf der untern Seite geschehen sollte, damit die Versuche der Ratten ꝛc. scheitern, die sich durch das stärkste Holz hindurch zu arbeiten suchen, und selten in ihren Bemühungen fehlen, besonders gewisse Wasserratten von ansehnlicher Größe, die oftmals beim Steigen des Wassers in die Häuser getrieben werden, die an oder in der Nähe eines Flusses liegen, auch selbst durch angeschwollene Rinnsteine in den Straßen, um Nahrung zu suchen; sie begnügen sich dann nicht mit den jungen Tauben, sondern fallen auch die alten an, und erwürgen sie, wie man solches aus einer mehrjährigen Erfahrung bestätigen kann. Man kann auch statt der Dielen Fliesen legen; allein sie sind zu kalt, besonders im Winter, und man ist dann genöthiget viel Stroh zu streuen, damit die Tauben nicht schlimme oder kranke Füße erhalten, sich die Füße erfrieren, besonders wenn man nicht für hinreichende Stangen in dem Schlage gesorgt hat, damit sich die Tauben darauf setzen können. — Nachdem die Dielen gehörig befestiget worden, so befestige man auch die Bretter des Schlages, und die Ritzen zwischen den Brettern, welches gleichfalls mit Kalk, Gyps, Theer, oder auch mit Estrich geschehen kann. Dann muß der Schlag geräumig, doch nicht zu hoch und zu groß seyn, wovon die Ursachen schon oben, S. 675, angeführt worden sind, dabei hell und luftig, das heißt, in solchem Grade, wie man es bei Zimmern mit einem Fenster, oder bei Schlafkammern findet. Mit Draht überzogene Fenster, ungefähr anderthalb Fuß breit und lang, sind die besten Lichtleiter, wenn man sie hauptsächlich so anbringen kann, daß sie den ganzen Schlag erhellen, und im Winter nicht vom Schnee bedeckt werden. Der

Draht muß sowohl innerhalb, als auch außerhalb des Fensters angebracht werden, damit von außen keine Steine ꝛc. darauf geworfen werden können, welches oft von den Tauben beim Herumfliegen auf dem Dache geschieht, und dann auch von den Kindern, die auf das Dach nach den Tauben werfen, und das Fenster treffen, und von innen, damit die Tauben nicht gegen fliegen, und die Scheiben durchstoßen. Je mehr Fächer oder Behältnisse in dem Schlage angebracht sind, um so besser ist es; denn die Tauben nehmen nicht immer mit einem Fache vorlieb, sondern nehmen oft drei bis vier Abtheilungen zur Heckzeit ein, da gute Zuchttauben oftmals Eyer und halbfiedrige Junge zugleich haben, und Letztere nicht gern bei den Eyern sitzen, die sie zerstören und verwerfen. Sind solche genöthiget allzunahe neben einander zu hecken, so verfehlen die Jungen, wenn sie einmal aus dem Neste gehen, ihre Nester, und werden von den andern, in deren Nest sie kommen, oftmals bedeutend wund gehauen, ja selbst getödtet. Riedel empfiehlt folgende Einrichtung, die er bei einer großen Menge und darunter sehr beissiger Tauben mit Nutzen angewendet hat. „Man nehme einen oder mehrere, nach Beschaffenheit des Schlages, viereckige Kasten, oder befestige selbst nur zwei, anderthalb Fuß hohe, das heißt, von einander entfernte, eben so breite Bretter, und treffe auf der Seite, die gegen die Mitte des Schlages sich endet, die Einrichtung, daß sie gleichsam einen Deckel bilden, aber nicht aufwärts, wie man einen Koffer oder Kasten öffnet, sondern so, als wie ein Koffer, dessen Boden an die Seitenwand gelehnt ist, und dessen Thürbänder oben aufzustehen kommen. In diesen Deckel schneide man Löcher, wie bei den Kasten, und zwar so, daß jedes Fach nach Belieben einen oder zwei Ausflugörte hat, und gleichsam der Deckel zugemacht ist, ein kleines viereckiges Kästchen mit einem vorwärts aufgehenden Seitendeckel für sich allein, oder eine ganze Reihe der-

gleichen mit einem Deckel verschlossen, bildet. Die Paare werden sich bald in dieselben gewöhnen, und selbst sitzen bleiben, wenn man den Deckel ganz öffnet; damit derselbe aber nicht hin- und her-, das heißt, auf- und zugeworfen werden kann, so befestige man den nicht angebändeten Theil mit einer kleinen Anlege. Dergleichen Behältnisse sind auch bequem zu reinigen, und man kann sie, da man sie selbst nur in dem Schlage hängen kann, beim Wegziehen oder Wechseln der Wohnung mitnehmen, und also um so besser benutzen, da die Bewohner, weil sie einmal ihre Fächer und Wohnungen kennen, auch leicht an einen andern Orte fliegen und sich eingewöhnen, wenn man sie nur ein paar Tage eingesperrt hält. Auch ist dieses ein Ersparniß bei der Einrichtung neuer Schläge. Nicht minder haben sie das Gute, zumal wenn sie nicht aus einem Stücke bestehen, daß die Alten neben den Jungen brüten können, und besonders, daß ein Paar nicht mehr als zwei oder drei Fächer einnehmen kann, und wenn man neue Paare, die noch kein Fach haben, eingewöhnen will, so darf man nur einige Tage diesen ein bestimmtes Fach anweisen, so werden sie nicht nur lieber bleiben, weil sie weniger beunruhiget werden können, sondern sich auch selten mehr daraus vertreiben lassen." — Damit die Tauben nicht auf der Erde oder stets in den Nestern zu sitzen nöthig haben, so bringe man Springstöcke oder Sitzstöcke in dem Schlage an, und zwar so, daß die Tauben bequem auf dieselben fliegen und gut sitzen können, wodurch sie dann weniger schmutzige und abgestoßene Federn bekommen, welches durch das Sitzen auf den Nestern vorkommt, und dann werden die Federn leicht auf dem durch das Baden und die feuchte Luft naß und schmierig gemachten Boden beschwert, wenn sie darauf herumlaufen, und besonders beim Treiben der Täuber, wobei sie mit dem Schwanze auf dem Boden umherfahren. Macht man Stäbe von Hohlunder, und reiniget diese vom Marke,

so hält sich das Ungeziefer in den darein gemachten Löchern, und kann so in Menge vertilgt werden. Dergleichen Stäbe müssen aber nicht blos in die Quere in den Schlägen gemacht werden, sondern auch vor die Ausfluglöcher, wenn man nicht lieber Bretter zum Anflug oder Ansatz wählen will, welche Letztern den Stangen deswegen nicht vorzuziehen seyn möchten, weil die Tauben auf den Stangen fester sitzen, und sich besser gegen diejenigen, die ihre Wohnung einnehmen wollen, vertheidigen können. Die Stangen müssen einen guten Fuß vom Fache entfernt, und die Brettchen eben so lang seyn. Die Stangen kann man übrigens nach Willkühr anbringen, wie man es für gut findet, oder wie es der Raum gestattet, nur immer so, daß man selbst beim Gehen im Schlage Platz behält, und nicht Alles durch die Stangen beengt wird; und bringt man mehrere über einander an, so müssen sie so befestiget werden, daß die Tauben, wenn sie darauf fliegen, nicht die darunter sitzenden mit ihrem Kothe bewerfen können; überhaupt müssen die Stangen so gestellt seyn, daß sie auch die Tauben am Auffliegen nicht hindern, welches Alles die Lokalität näher bestimmt, da sich hier keine besondere Regeln dafür angeben lassen. Hecken Tauben neben einander, und besteht die Fächerwand aus mehreren, etwa vierundzwanzig Fächern, so kann man mehr als einen Deckel anbringen, etwa vier, und zwischen je zwei und zwei Fächern 1 Fuß breite, nur schmale Brettchen befestigen, so daß dann in die Deckel Einschnitte gemacht werden, welche die äußeren Unterschiede durchschneiden. Läßt man das Unterbrett etwas weiter vorgehen, so erlangt man eine ähnliche Einrichtung. Man hat Nester von Stroh oder Weiden geflochten in den Schlag gestellt, oder aufgehangen und fest gemacht, damit sie beim Aufsitzen des Paares sich nicht bewegen, wodurch die Eyer, wenn nicht zerbrechen, wenigstens gern niedergedrückt werden. Diese zieht man den irdenen und höl-

zernen vor, da diese den Luftzug aufhalten, und dem Ungeziefer Unterhalt verschaffen. Die irdenen sollen Feuchtigkeit von sich lassen, und Alte und Junge durch die Feuchtigkeit und Kälte krank machen, und in die hölzernen setzt sich gern der Holzwurm, zernagt das Holz, und macht sie bald unbrauchbar; auch kommen Wanzen hinein. Indessen kann der Taubenliebhaber, der die Tauben hauptsächlich zum Vergnügen hält, auch beide Nester gebrauchen, wenn er sie gehörig nachsieht und reiniget, wenn die Brut vollzogen, und die Jungen schon aus dem Neste genommen werden können, reines Stroh oder Heu einlegt, jedoch solches, welches schon gehörig gebogen und bearbeitet ist, damit es die jungen und alten Tauben nicht im Sitzen hindert; denn oftmals gehen die Alten darum aus den Nestern, weil man frisches Stroh oder Heu einlegt, welches theils durch den Geruch, theils auch durch das Storre, welches das Stroh hat, verursacht wird; denn es giebt viel Eigensinnige unter den Tauben, die bei jeder Erneuerung des Strohs das Nest verlassen, daher thue man solches nicht während der Brütezeit, und während die Jungen noch klein sind, noch die Milchfedern haben; nur dann kann es geschehen, wenn die Alten nicht mehr auf den Jungen sitzen, aber immer mit der angeführten Vorsicht. — Wenn die Taubenschläge so auf dem Boden angebracht seyn sollten, daß der Hausboden mit den Böden anderer Häuser zusammenhängt, das heißt, daß die Häuser der Nachbarn so zusammenstoßen, daß Raubthiere von einem Dache zum andern kommen können, so muß man den Taubenboden innerhalb mit Brettern verschälen.

Was die Flugtaubenböden angeht, so kommt deren innere Einrichtung so ziemlich mit derjenigen der Hoftauben überein, nur befolgt man bei der Wahl eines solchen Taubenbodens, bei den Fluglöchern, und so Manchem im Innern des Bodens andere Grundsätze, wie bei den Hoftaubenböden. Da das Vergnügen Flug-

tauben zu halten, sie des Tages mehrere Male zu jagen, auch eine freie und weite Aussicht erfordert, so muß ein solcher Boden auch in der Spitze des Daches so hoch auf dem Boden des Vordergebäudes oder Hauptgebäudes nach der Straße, oder der Seiten- oder Nebengebäude auf dem Hofe angelegt werden, daß man diese Vortheile erhält. Am besten ist die Lage eines solchen Taubenbodens oder Taubenschlages auf dem Boden des Hauptgebäudes, indem man auf den Balken einen Spitzboden abschlägt, das heißt, auf den Querbalken des Dachstuhls einen Taubenboden nach einer der Ecken des Bodens anlegt, wenn nämlich das Haus entweder frei steht, oder über die andern Gebäude so hinwegragt, daß zu beiden Enden die Spitze des Daches merklich über die andern Gebäude hervorsteht; ist dieses nicht der Fall, so kann man ihn ebenfalls daselbst anbringen, nur gewährt er nicht den Vortheil beim Anfallen der Tauben, indem sie sich auf die Nachbarhäuser setzen oder anfallen, und solches leicht bei ihnen zur Gewohnheit wird, so daß man Mühe hat, sie davon abzujagen. Liegt der Boden eines Hintergebäudes hoch und frei, wenn nämlich das Gebäude zwei oder drei Stockwerke hat, so ist diese Lage oft noch vorzuziehen, weil sie geräuschloser für das Anfallen der Tauben ist, als auf dem Vordergebäude nach der Straße hinaus, und in der Nähe vieler Häuser. Auch wird man weniger in seinem Vergnügen gestört, weil man auf dem Hinterhause weniger beobachtet wird. Das Abschlagen dieses Taubenbodens geschieht nun auf die gewöhnliche Weise von Brettern.

Zu groß darf ein solcher Schlag nicht seyn, weil man die Tauben alle in der Nähe haben muß, um sie greifen zu können, wenn man sie zu einem Stiche in den Haukorb läßt. Deshalb wählt man auch gern die Spitzböden, welche den gehörigen Raum darbieten, sowohl in der Breite, als Höhe; die Länge kann man nach der Menge der Tauben oder der Größe des Flugs bestim-

men; ungefähr $6\frac{1}{2}$ bis 8 Fuß Länge kann man zu einem Mittelboden, und bis 10 Fuß schon zu einem großen Boden nehmen. Im Innern wird zuerst das Dach mit Brettern verschält, wenn der Boden nicht frei liegen sollte, ist aber dieses der Fall, so ist keine Verschälung nöthig, weil keine Raubthiere auf das Dach kommen können, wie Iltisse, Marder, Katzen ꝛc.; dann werden im Innern die Nester beim Spitzboden an der Dachseite und der Rückwand fächerartig von Brettern angebracht, und vorn mit Sitzstäben versehen, so daß an jedem Ende des Nestes die Oeffnung zum Eingange bleibt, auch oft in der Mitte. Man bringt nun die Fächer übereinander an, so wie es sich thun läßt, oder der Raum es gestattet. Man kann in diese Fächer irdene Kapseln mit Stroh setzen, oder Nester von Stroh flechten, und sie hineinlegen, wie oben, S. 665, angeführt worden. Bei einem Spitzboden werden nach dem Hofe und der Straße hinaus ein Schauloch angebracht, zu jeder Seite des Daches, das Futterbrett, der Haukorb und die Kneifbretter aber zur Seite des Hofes. Die Einrichtung des Schau-, Guck- oder Kucklo-ches ist nur einfach. Die Einkleidung besteht in einem hölzernen starken Rahmen mit einem Falze, worin ein passendes Brett läuft, welches das Schauloch deckt, das 1 Fuß und 2 bis 3 Zoll Breite, und auch ziemlich eine gleiche Länge hat, so daß beinahe ein Quadrat herauskommt. Dieses Loch wird durch Wegnehmen der Dachsteine und Durchsägung der Latten aus dem Dache ausgebrochen. In diesem Loche befestiget man nun den Rahmen, der im Innern oder Lichten 1 Fuß und 2 bis 3 Zoll Breite, und eine Länge von 2 Fuß 8 bis 9 Zoll hat. Das darin laufende Brett bedeckt nun die Oeffnung oder das Schauloch, und hat so viel Raum in dem Rahmen, daß es hinaufgezogen und herabgelassen werden kann, so daß beim Herablassen des Bretts das Loch geöffnet, beim Heraufziehen aber geschlossen ist. Der Rah-

men liegt zur Hälfte auf dem Dache, und die andere Hälfte, die das Loch umfaßt oder einschließt, ist unter den Dachsteinen befestiget. Vor dem Schauloche ist das Futterbrett angebracht, welches auf zwei hölzernen Ständern oder Stützen ruht, die an dem Rahmen des Schauloches befestiget sind, und so, daß das Aufziehen und Herablassen des Brettes in seinem Falze nicht behindert wird. Vor dem Schauloche wird nun noch innerhalb des Schlages ein Gitter angebracht, mit einem Kriechloche, welches gleichfalls wie das Brett hinaufgezogen und herabgelassen werden kann. Man hat in einigen Schlägen aber auch die Einrichtung getroffen, daß man dieses Gitter bloß in das Schauloch einsetzt, und das Brett so hinanzieht, daß es dadurch befestiget wird, indem es oben von den Steinen, und unten von dem Brette festgehalten wird. Dieses Gitter dient den Tauben Luft zu geben, und das Kriechloch dient, damit die Tauben, die noch auf dem Dache sitzen, hineingehen können, von Innen aber keine Taube heraus kann. Im Winter hat man ein mit Draht beflochtenes Fenster, welches gleichfalls eingesetzt wird, wie schon angeführt worden. Das Futterbrett besteht aus Kienen- oder Eichenholz, ist $\frac{1}{2}$ Zoll dick, über $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, und 14 Zoll breit, mit einer erhabenen Leiste rund herum eingefaßt, auch nur zu drei Seiten, weil die Seite, nach dem Kuckloche zu, offen seyn kann. Die Leisten halten das Herabrollen der Erbsen von dem Brette auf, wenn solche daraufgestreuet werden, um die Tauben herab zu locken. Neben dem Schauloche, zur rechten oder linken Seite, bringt man den Kappenkorb, auch Haubenkorb, Haukorb genannt, an, welche Benennungen von seiner Gestalt und seinem Gebrauche herrühren. Kappen- oder Haubenkorb, von der Gestalt einer Kappe oder Frauenzimmerhaube, wie man sie früher in Falten gelegt oder getollt trug, und Haukorb von dem Zuschlagen des Brettes oder der Klappe beim Einfangen

der fremden Tauben, indem man sie gleichsam hineinhaut; denn wenn eine Taube auf der Klappe sitzt, und den ausgestreueten Hanf frißt, so paßt man den Zeitpunkt ab, wo sie sich nach dem Eingange des Korbes wendet, und schlägt dann die Klappe zu, so daß sie in dem Korbe sitzt und gefangen ist. Der Haubenkorb besteht aus einem viereckigen Kasten, der von Brettern zusammengezimmert ist. Bei der nach dem Dache hinausgehenden Hälfte des Kastens geht das oberste Brett oder die Decke über das unterste hinweg oder es steht wenigstens 5 bis 6 Zoll vor und die beiden Seitenbretter sind so weit schräg gesägt, daß sie von dem obersten bis zum untersten Brette schräg ablaufen, wie eine getollte Frauenzimmerhaube. Die Oeffnung wird vorn mit einem darauf passenden Brette als Klappe geschlossen, welches mit ein Paar eisernen Bändern unten an das Brett befestiget ist, so daß die Klappe mittelst eines starken Bindfadens, der in der Mitte nach oben zu daran befestiget ist, und über ein Röllchen oben durch den Kasten läuft, beim Anziehen den Kasten oder Korb schließt, und beim Nachlassen wieder herabfällt, so daß der Kasten geöffnet ist, unten ruht das Fallbrett oder die Klappe auf zwei Stangen, die oft noch mit einem Brette versehen sind. Die Form des Haubenkorbes ist Jedem ohne Abbildung bekannt, da eine jede sogenannte Taubenklippe bei Hoftauben so eingerichtet ist. Der Kasten geht durch eine Dachöffnung, die deshalb gemacht worden, dicht neben dem Schauloche, und hat eine Länge von 2 Fuß und darüber, wovon die eine Hälfte aus dem Dache hinaus, die andere aber in den Schlag geht, und eine Breite und Höhe von einem Fuße. Wenn Kneifbretter oben auf dem Kappenkorbe angelegt werden sollen, so ist der Kasten noch länger und steht weiter aus dem Dache heraus. Die Kneifbretter werden darauf wie die Jalousiebretter vor den Fenstern angelegt, so daß sie gestellt werden können, wenn man Tauben zu fangen beabsichtiget, sie liegen

schräge ab, und sind entweder mit Riemen verbunden, oder mit Gurten. Der Haukorb dient nicht bloß zum Fangen der Tauben, sondern auch zum Auslassen der Stiche, indem die Tauben, welche die Stiche (ersten, zweiten, dritten 2c.) bilden sollen, im Schlage gefangen und in den Haukorb gesperrt werden, indem man ein Gitter innerhalb des Schlages vorstellt, und von außen das Brett oder die Klappe aufzieht. Sobald nun der Stich, der z. B. aus zwölf Tauben bestehen soll, vollzählig ist, so läßt man vorn die Klappe herab oder fallen, und jagd die Tauben aus dem Korbe hinaus, und so macht man es auch mit den übrigen Stichen. Auf einigen Taubenschlägen hat man bloß Kneifbretter, die gleichfalls zur rechten oder linken Seite des Schauslochs angebracht sind, und eine gleiche Einrichtung haben, wie die oben genannten auf dem Kappenkorbe, wie die Fensterjalousien oder gegitterten Fensterbretter, da diese Bretter mit vorstehenden Leisten rund herum eingefaßt sind, so kann darauf gefüttert werden, um die fremden angefallenen Tauben darauf herabzulocken, und sie durch diese Bretter mittelst der Kneifzange zu fangen. In Ermangelung des Haukorbes werden die Tauben zu jedem Stiche in einen dazu im Nebenboden bereit stehenden Kasten gethan, und dieser dann an das Schauloch gehalten und sie herausgejagd. Auch die Hohlsteine werden zum Fangen fremder Tauben benutzt, und solche in die Höhe gelegt, so daß man auch hier die Tauben kneifen, und sie durch Aufhebung des Steins hereinlangen kann. In dem Boden muß nun ein Saufnapf nach der oben, S. 613, beschriebenen Einrichtung stehen, und ein Badegefäß, worin man immer frisches, jedoch nicht zu kaltes, Wasser hält, damit sich die Tauben baden können, jedoch nie nachdem sie geflogen haben, sondern des Vormittags zwischen zehn und eilf Uhr, und des Nachmittags zwischen vier und sechs Uhr. Auch auf diesen Böden muß ein Paarungskasten stehen, auch ein Krankenbehältniß, wenn es

sich thun lassen will, sonst in dem Nebenboden, wenn es angeht, oder unten in der eigenen Wohnung, damit man stets nach der kranken Taube sehen kann. Man hält auch noch einen kleinen Abschlag zu den gefangenen Tauben. Man hat nun zum Jagen noch eine lange Stange nöthig, an deren Spitze man ein schwarzes Tuch knüpft oder befestiget, um die Tauben im Fluge in die Höhe zu treiben. Damit die Tauben nicht auf die Nebenhäuser anfallen, befestiget man von einem Schornsteine zum andern, die Hohlsteine entlang, einen Drahtzug, woran man schwarze Läppchen bindet, und den man, wenn Tauben anfallen wollen, da er bis zur Klappe reicht, zieht, und dadurch die Tauben aufscheucht. Eine Blechpfeife, um theils die Tauben höher zu treiben, theils auch den Habicht zu verjagen, muß auch noch im Schlage vorhanden seyn; dann eine Zange, einen Haken, zum Fangen der Tauben, und andere Geräthschaften, deren man zur Ausbesserung des Schlages ꝛc. bedarf; auch zu den Nestern ꝛc.

Das Gewöhnen der Tauben oder der Ein- und Ausflug. Es ist schon oben an mehreren Stellen von dem Gewöhnen der Tauben, besonders bei der naturgeschichtlichen Beschreibung derselben, die Rede gewesen, so daß man diesen Gegenstand hier nur kurz zu berühren braucht. Man hat, um die Tauben zu gewöhnen, die lächerlichsten Mittel angewendet, die sämmtlich ohne Erfolg blieben, oder wenn die Tauben sich auch bei Anwendung dieser Mittel gewöhnten, doch die Mittel nicht die Ursache der Gewöhnung waren. So nehmen Einige die Tauben in die Hand, reißen denselben unter dem rechten Flügel die drei am Leibe zunächst stehenden halbfingerlangen Federn aus, werfen sie in den Schlag, oder nehmen Federn und Koth der Tauben, und stecken Erstere unter den Ausflug, und Letzteren wenden sie zum Bestreichen des Schlages an, in der Meinung, weil von der Taube etwas im Schlage ist, so muß sie

auch bleiben. Andere raufen diese Federn aus, schlingen dreimal die Taube um die Beine, spucken ihr dreimal in den Schnabel, und werfen sie rücklings in den Schlag mit den Worten: Taube bleib' im Schlage, wie der Ziegel auf dem Dache, oder: Taube fliege ein und aus, dreimal ums Haus! Andere lassen die Tauben unter der Achsel warm werden, oder legen Brod, Messer und Gabel in der Tischlade umgekehrt, oder füttern Erbsen in Anis gekocht, oder in Fenchel- und Anisbranntwein geweicht, oder sie nehmen Backofenlehm, kneten darein Anis, und setzen es den Tauben in einem hölzernen Napfe vor. Wieder Andere schmieren die Federn mit Anisbranntwein oder mit Fenchelwasser, welches vielleicht das Gute haben kann, daß sich die Tauben eines Schlages durch den Geruch wieder erkennen, wozu man dann noch besser Bergamotöl gebrauchen könnte, indem man solches den Tauben unter die Flügel schmiert, oder mittelst eines kleinen Haarpinsels tüpft, und solches im Schlage acht bis vierzehn Tage lang, wodurch sie sich besser beim Ausfluge kennen lernen; auch kann man den Schlag damit einparfümiren. Ob es jedoch eine solche Wirkung auf die Tauben macht, daß sie nur deshalb in den Schlag zurückkehren, müßte eine hinlängliche Erfahrung auf mehreren Taubenböden bewahrheiten. Daß die Tauben wohlriechende Sachen lieben, ist bekannt, welches man auch daran soll sehen können, daß fremde Tauben häufig dergleichen wohlriechende Schläge besuchen; allein auch dieses bedarf der Bestätigung von mehreren Taubenhaltern oder Taubenfreunden, oder doch wenigstens von einem Manne, der ganz unpartheiisch bei der Sache ist, und Versuche damit lange Zeit fortgesetzt und dabei genaue Beobachtungen angestellt hat, sonst möchte man es wohl in Zweifel ziehen, ob sie bloß des Geruches wegen in den Schlag kommen, oder ob nicht eine andere Neigung, Hunger2c. sie hereinführt. Riedel sagt: „So viel kann ich aus

Erfahrung mittheilen, daß so oft ich den Schlag mit wohlriechenden Oelen, z. B. mit Fenchel-, Coriander-, Anis-, Spick- ꝛc. Oel, Eberwurz ins Trinkgeschirr gelegt ꝛc., bestrichen, und darunter, der Vermehrung wegen, Häringslake, Salz- oder Salpeterwasser gemischt habe, die benachbarten Tauben sich nicht nur zu den Meinigen gesellten, sondern oft dazu gewöhnt und bei mir gebrütet haben, zumal bei schlechtem Futter der Nachbarn." Hier ist es nun unentschieden, ob nicht die Häringslake, das Salz und der Salpeter diese Anziehungskraft gehabt haben, und dann das gute Futter, oder ob die wohlriechenden Sachen gewirkt haben, wahrscheinlich doch wohl die zuerst angeführten Mittel. In Schmidts Tauber, S. 67, wird eine Verfahrungsart angeführt, wie man die Tauben nach vier und zwanzig Stunden in Freiheit lassen kann, ohne daß sie ihr Behältniß verlassen. Man kaufe so viele gepaarte Tauben an, als man wünscht, und die noch nicht in der Nähe geflogen haben, lasse sie am Nachmittage in den gut eingerichteten Taubenboden, füttere sie gut mit Erbsen oder Hanf, so, daß sie noch Futter übrig lassen, und bestreiche am Abende mit einer Mischung von zehn bis funfzehn Tropfen Spicköl, zehn bis funfzehn Tropfen Nelkenöl, und zwanzig bis dreißig Tropfen Anisöl, gut durcheinander geschüttelt, mittelst eines Haarpinsels oder einer kleinen Feder den Sand und die vorderste Wand, oder noch besser, man bespritze sie damit, hauptsächlich aber den ganzen Ausflug, und wenn deren bei den Hoftauben zwei oder gar drei seyn sollten, solche sämmtlich; oder bestreiche sie damit, wie vorher angeführt worden. Hierauf lasse man die Tauben nach vier und zwanzig Stunden, nachdem man diese Prozedur wiederholt, und die Tauben wieder gut gefüttert hat, am Morgen früh, wo Stille auf der Gasse oder Straße, auch bei den Nachbarn herrscht, ins Freie, indem man den Schlag öffnet. Hierbei wird aber ausdrücklich ver-

boten, die Tauben aus ihren Behältnissen herauszujagen, noch sonst auf irgend eine Weise sie im Innern zu stören, sondern denselben Zeit zu lassen, damit sie nach eigenem Gefallen in Freiheit gelangen; auch bei ihrem erfolgten Ausgange und Verhalten am Flugloche, oder auf den daselbst nahe befindlichen Stangen sich nicht darunter auf den Erdboden zu stellen, noch Jemanden dahin treten und die Tauben beobachten zu lassen. In großen Städten, wo die Wohnungen mit Menschen sehr angefüllt sind, auch viele Fenster dem Taubenschlage nahe liegen, von welchen gerade zu derselben Zeit mehrere Menschen, besonders Frauenspersonen, mit verschiedener buntfarbiger Kleidung und Tüchern hinausschauen, auch wohl noch ein lautes Gespräch dabei führen, ist solches schon von Nachtheil, weil die Tauben bei ihrem ersten Ausgange dadurch schüchtern werden, und ihre Aufmerksamkeit verlieren, wenn zumal diese in keiner Stadt noch nicht geflogen, und ein solches gewohnt sind. Die oben angeführten Oele sind nicht willkührlich zu nehmen, sondern nach Vorschrift in einem neuen Gläschen zusammenzusetzen und jedesmal gut umzuschütteln; auch kann die vorgeschriebene Portion verdoppelt werden, aber gleich anfangs, und nicht hinterher, sonst soll es ein Mischmasch werden, der nichts taugt und zu keinen guten Folgen führt. — Hier nun noch eine Verfahrungsart von demselben Schriftsteller, welche diejenigen anzuwenden haben, welche Tauben von den Taubenhändlern kaufen. Nachdem man den Schlag in gehörigen Stand gesetzt hat, nimmt man eine Täubin nach der andern und bindet derselben, vermittelst eines mit Wachs bestrichenen Zwirnfadens, mit einer Nähnadel in der äußersten, nämlich ersten, Schwungfeder durchstochen, sämmtliche Flügel- und Schwungfedern, jedoch nur auf einer Seite, und fährt solchergestalt bloß mit den Täubinnen fort, dagegen läßt man die Täuber frei, damit diese sich umsehen und überall umherfliegen können, und demnach mit

der Gegend zuerst bekannt werden, und dann auch ihre Taube mit derselben bekannt machen können. Nachdem nun die Täuber sich einigermaßen umgesehen und eingeflogen haben, werden dann die Fesseln der Täubinnen den zweiten, auch nach Befinden den dritten Tag darauf am Abende abgenommen, und sie in Freiheit gesetzt. Hier muß noch bemerkt werden, daß das Binden der Flügel an den Täubinnen vier und zwanzig Stunden vor dem Ausfluge der Täuber zu vollziehen sey, damit diese solches nicht gewahr werden, außerdem wenn es später geschehen, die Tauben sich für nicht befestiget glauben, und mit ihren Täubern fortfliegen wollen, und nicht können. Auf den Böden, wo Dachfenster sind, hat man Acht darauf zu geben, daß diese nicht geöffnet werden, und die Katzen hinaus auf das Dach kommen können. — Ferner wird auch in Fleischbrühe von einem Ziegenbockskopfe etwas Salz, Kümmel, Wicken und Hanf gethan, mit etwas Lehm Kugeln daraus gebildet, diese trocken werden lassen, dann zerstoßen, und den Tauben vorgeworfen, als ein Gewöhnungsmittel; eben so trocknen Kümmel mit Honig und Weizenmehl in Kugeln gebracht, und diese dann zerstoßen in den Schlag geworfen. Eisenkraut in dem Schlage aufgehängt; eben so den eingewickelten Kopf einer Fledermaus, und dergleichen Mittel mehr, die man in mehreren Schriften über die Tauben findet, und die durch die Tradition sich fortgepflanzt haben, auch noch immer hin und wieder ihre Anwendung finden, obgleich viele dieser Mittel, die genossen werden können, den Tauben gewiß sehr angenehm sind, aber zu deren Gewöhnung nichts beitragen. — Die eigentliche Gewöhnung der Tauben an den Schlag besteht darin, daß sie eine Zeitlang eingehalten werden, einen guten reinlichen Schlag, gutes Futter, reines Wasser, sowohl zum Saufen, als auch im Sommer zum Baden, wo möglich Sonne, frische Luft und gute Nester zum Brüten finden. Hat man nun die ge-

kauften Tauben gepaart, und vier bis sechs Wochen eingehalten, so daß sie mit ihrem Schlage vertraut geworden sind, so lasse man sich vor der Klappe einen Drahtgitterkorb machen, der so groß ist, daß mehrere Tauben hineingehen können, und lasse die Tauben, zuerst die Täuber, hineingehen, um sich darin umsehen zu können und die Gegend kennen zu lernen. Damit sie nun in diesem Korbe des Tages mehrere Stunden bleiben, sperrt man sie hinein, und wechselt mit denselben, damit sie alle Theil am Genusse der freien Luft und der Aus- und Umsicht haben. Wenn man dieses acht bis vierzehn Tage fortgesetzt hat, so nehme man den Gitterkorb fort und lasse die Tauben frei aus dem Schlage, indem man ihn öffnet, und die Tauben werden erst aus dem Schlage und gleich wieder hinein gehen, welches schon ein gutes Zeichen der Gewöhnung ist; denn wenn sie auch nachher auffliegen und sich auf die Gebäude setzen, so kann man doch sicher seyn, daß sie wieder zu ihrem Schlage herabkommen. Schafft man sich keinen Gitterkorb an, so kann man sie einzeln, nachdem sie die oben angeführte Zeit eingesessen haben, herauslassen, z. B. ein Paar Täuber und eine Taube, oder auch umgekehrt ein Paar Tauben und einen Täuber, und solches an regnigten Tagen, wo sie nicht gern auffliegen, sich also leichter gewöhnen. Das schwere Gewöhnen der Tauben, wie man glaubt, liegt nur in der Unvorsichtigkeit, die man beim Herauslassen derselben begeht, indem man sie wohl gar herausjagt, oder sie aufwirft. Bei dieser Gewöhnungsart ist es sehr natürlich, daß Tauben wegfliegen müssen, und wenn man sie auch schon Monate lang, ja Jahre lang in den Schlag gehabt, und sie auch schon mehrere Male darin geheckt haben. Denn sobald eine Taube unvorbereitet ins Freie kommt, und solches in einer Gegend, die sie gar nicht kennt, so muß sie stutzig werden, besonders wenn sie gleich auffliegt, wie dieses beim schnellen Herauslassen, ja Herausjagen geschieht. Die

vielen fremden Gegenstände in der unbekannten Gegend, das vielleicht zufällige Gewühl und Geräusch, wenn nicht auf dem Hofe im eigenen Hause, doch auf dem der Nachbarn, auch auf den Straßen, die daneben vorbeigehen ꝛc. ꝛc. Dieses Alles bewirkt, daß sie die Aufmerksamkeit auf den Ausflug des Schlages verlieren, und so wild überall umherfliegen, auch oft von der Gegend ganz abkommen und verloren gehen; solches geschieht mehr denn zu oft zum Nachtheile der Besitzer. Daß dieses nur zu oft bloß eine Verirrung durch den zu schnellen Ausflug oder Abflug von ihrem Schlage ist, gewahrt man daraus, daß sie sich oft Tagelang und Wochenlang herumtreiben, und so zu sagen den Schlag suchen; allein ihr zu schnelles Auffliegen hat sie davon ohne Kunde abgeleitet, und selbst die Tauben, die man nachläßt, bewirken die Rückkehr selten, weil die Verirrten schon durch das Herumfliegen zu scheu geworden sind, so daß sie auch nicht dabei anfallen. Daher ist die Hauptsache bei der Gewöhnung der Tauben, daß solche die Umgegend kennen lernen, und besonders bei den Hoftauben, von denen hier eigentlich nur die Rede ist, weil deren Schläge in den Städten immer niedriger angelegt werden, als diejenigen der Flugtauben, mithin verirren sie sich auch leichter, wenn sie zum ersten Male herausgelassen werden, und gleich auf die Dächer der hohen Gebäude fliegen. Am besten ist daher der schon oben erwähnte Gitterkorb, oder auch ein mit Draht geflochtener Käfich von einiger Größe, oder doch so, daß er ein Paar bequem fassen kann, das man einläßt, und auf die Klappe des Schlagloches setzt, damit es sich die Gegend anschauen kann, und nach einigen Stunden mit einem andern Paare wechselt, und dieses acht Tage lang fortsetzt; man wird dann, wie schon oben bemerkt worden, nach dieser Zeit die Tauben auslassen können, indem man den Schlag früh Morgens öffnet. Am besten sind junge Tauben auf diese

Weise zu gewöhnen, die noch piepen, aber schon fressen und fliegen können. Wer nicht ausgesuchte Hoftauben hält, kann es mit dem Herauslassen der Tauben schon wagen, wenn sie die oben angeführte Zeit im Schlage gesessen haben; er darf dann nur den Schlag öffnen, und sie ihrem Willen des Ein- und Ausfliegens folgen lassen, und sie werden bei einer guten Wartung, beim Ausstreuen von Salz, Häring oder etwas Salpeter an gewissen Tagen in der Woche, sich an den Schlag so gewöhnen, daß sie nicht einmal sehr die Freiheit suchen werden; sie gehen hinaus, und kehren oft gleich wieder zurück, und besonders diejenigen, welche brüten. Wenn man theure Tauben hat, z. B. Perrückentauben, Pfauentauben, Türkische Tauben ꝛc., und sie gewöhnen will, so lasse man zuerst ein Paar Täuber aus, und behalte die Täubinnen im Schlage. Dieses Auslassen geschieht am besten, indem man Futter auf das Flugbrett streuet, und sie dahin gewöhnt, damit sie die Gegend kennen lernen, sie übersehen können, und wieder zu ihren Tauben in den Schlag zurückkehren, und damit diese nicht mit ausfliegen, so wie auch die ungewöhnten Uebrigen, die man noch in dem Schlage hat, so sperre man sie in die Nester oder in das Paarungsbehältniß so lange ein, als das Flugloch offen ist. Die Täuber können dann ihre Tauben durch das Gitter der Nester und des Paarungskastens im Schlage sehen, und werden sich auf diese Weise leicht gewöhnen; und sind diese erst gewöhnt, so lasse man mit ihnen auch die Tauben hinaus. Sollte Einer von den Täubern sich verfliegen, oder wenigstens mit dem Ein- und Ausfliegen zögern, so kann man dann die Andern zugleich mit in Freiheit setzen, oder man jagt die ungewöhnten Tauben behutsam aus dem Schlage, und lockt so die Ausgeflogenen an. Auch finden sich die Paare leicht wieder, weil ein Gatte den Andern aufsucht. Diejenigen Tauben, welche zum Ausfliegen auf das Feld gewöhnt werden sollen, und auch schon dahin ge-

wöhnt sind, indem sie aus andern Schlägen schon dahin geflogen sind, darf man nicht zu lange im Schlage erhalten, höchstens vierzehn Tage; denn sobald jedes Paar schon sein Nest hat, so kann man mit dem Gewöhnen den Anfang machen, welches man auch schon deshalb thun muß, damit sie sich nicht durch das lange Füttern im Schlage an das Zusammenbleiben gewöhnen, und das Insfeldfliegen gern unterlassen; auch werden sie schmutzig, und stoßen sich die Federn ab. Man öffne daher nach vierzehn Tagen den Schlag bei trüber Witterung, wo möglich in einer Vormittagsstunde, entferne alles Geräusch aus der Nähe des Flugortes, und lasse keine fremde Person in den Schlag, damit die Tauben nicht scheu werden, oder sich versliegen, welches sie gern dann thun, wenn sie in ihren neuen, noch nicht ganz lieb gewonnenen Schlägen, entweder gestört werden, oder zu lange inne gehalten worden sind. Tauben, die nicht gepaart, aber dabei lebhaft und gut sind, lasse man nicht allein fliegen, indem solche ungepaarte Tauben oftmals Andere anlocken, und mit ihnen gepaart in die Schläge bringen, aber auch eben mit dergleichen ihre Wohnung verlassen. Die ledig fliegenden Tauben werden auch gern von Andern verbissen, und wegen des Herumfliegens auf andern Schlägen abgefangen. Beim Fliegenlassen gehen sie noch nicht gern in die Schläge, versliegen sich, und treiben sich oft mehrere Tagelang außerhalb derselben umher, bis Hunger oder irgend etwas Anderes sie zum Eingehen antreibt. Gute Tauben, das heißt, solche, die eine große Liebe für ihre Wohnungen haben, die sie haben verlassen müssen, und dabei gute Feldflüchter sind, thun solches auch, indem sie oftmals zwei bis drei Tage in der Nähe ihres Auslaßortes bleiben, dabei aber mehrmals des Tages, den alten Wohnort aufsuchend, in die Höhe sich erheben, oftmals drei bis fünf Stunden weit fliegen, und mit Mühe nur nach und nach eingewöhnt werden müssen. Haben sie einmal Lust zum Eingange

in das neue Behältniß gewonnen, so fliegen sie oftmals schnell auf den Schlag, eilen durch das Flugloch in denselben, und gehen zuweilen den andern Tag nicht wieder heraus, sondern ruhen gleichsam aus, oder sie fliegen auf das Dach, von da auf die Ansatzstangen, nähern sich allmählich dem Flugloche, und strecken dann den Hals lang aus, sehen immer in den Schlag hinein, fliegen oft und bei dem kleinsten Geräusche wieder fort, hin und her, bis sie zuletzt, gewöhnlich die Täubin zuerst, eingeht, jedoch fliegt mehrentheils der Täuber zuerst auf den Schlag. Dieses ist ein Zeichen guter und nutzbarer Feldtauben. Hat man schon einige Tauben im Schlage, und man will neue Paare zuziehen, so weise man denselben ihre Fächer in dem Schlage an, sperre sie, wo möglich, einige Male, besonders zur Nachtzeit, unter ein im Schlage befindliches Gitter, oder streue einiges Futter dahin, und gewöhne sie gleichsam durch das Futter ein, halte sie ein oder zwei Tage inne, und lasse sie dann fliegen. Sind Tauben, die man angekauft hat, unter großen Flügen schon geflogen, so darf man sie nur unter dergleichen werfen, so sollen sie bleiben, da sie Gesellschaft lieben. — Das Zusammenbinden der Flugfedern der Tauben, ehe man sie in Freiheit setzt, um sie vom Fliegen und der Entfernung vom Schlage abzuhalten, ist nicht gut zu empfehlen, denn wenn auch der Nutzen einleuchtet, daß sie auf diese Weise die Umgegend kennen lernen, und wieder in den Schlag zurückkehren müssen, da sie nicht auffliegen können, so hat es auch den Nachtheil bei wilden und muthigen Tauben, daß sie von dem Schlage, in den sie fliegen wollen, und sich an dem Rande des Daches oder des Flugbrettes befinden, herabfallen, und eine Beute der Katzen werden, oder sie verletzen sich, brechen oder knicken die Federn ein. Will man die Federn binden, ohne daß man viel davon sieht, so nehme man eine feine Nadel und durchflechte die Mitte des Marks, oberhalb der Spule, ziehe die Federn zu-

sammen, und umwinde beide Fadenenden, so wird der Flügel die Gestalt eines zusammengelegten Damenfächers bekommen, und die Federn weniger verdorben werden, wobei jedoch die Tauben dem Fallen und dem Gefangenwerden von Hunden und Katzen immer doppelt ausgesetzt bleiben. Auch das Ausreißen einiger Flugfedern, um sie dadurch im Fluge zu hindern, wenigstens, daß sie sich nicht in die Lüfte erheben können, sondern nur bis auf das Dach hinauf, oder bis auf den Hof hinab, ist zu tadeln, weil sie hierdurch leicht von Andern gefangen werden können, auch auf dem Hofe leicht von den Katzen, weil sie sich nicht schnell genug wegen ihrer schlechten Flugwerkzeuge erheben können, also durch einen schnellen Sprung eines Raubthiers leicht in dessen Gewalt kommen. Die Fütterung vor dem Auslassen der Tauben ist deshalb gut, weil die Tauben, die gesättiget sind, nicht gern auf oder in andere Schläge gehen, zumal wenn sie an gutes Futter gewöhnt sind. Wenn man sie des Nachmittags und bei Sturm und Regen herausläßt, so fliegen sie länger, und sitzen länger ruhig, und können daher auch die Gegend besser kennen lernen. Hat man Trommeltauben, oder solche, die überall bleiben, wo man sie füttert, so leisten sie so lange gute Dienste, als sie vom Futter gehalten werden, die man daran gewöhnen und verursachen kann, daß die Fremdlinge, oder die Wilden und Scheuen gern in die Schläge gehen; sobald man aber merkt, daß die guten Feldtauben durch sie zu stehenden Tauben gemacht werden, so entferne man dergleichen Verführer, oder paare sie an Tauben, die sie nach und nach zum Feldfluge anhalten. Ueberhaupt kann man Tauben, an denen man Freude und Kostenaufwand hat, ehe man sie ausläßt, mit schon eingeflogenen Tauben paaren, und dieses ist um so mehr anzurathen, weil man doch bald dieselben, die man erst aufgekauft und der Freiheit Preis gegeben hat, nachher trennen und mit ihres Gleichen paaren kann, da

auch kein großer Verlust aus der Abschaffung der gemeinen Tauben entsteht. So kommt man nach und nach zu schönen und guten Tauben, und hat ein gutes Mittel, solche, die Werth haben, zu behalten. Beobachtet man, daß die schlechten, sogenannten gemeinen, Tauben, die besten sind, so paare man die schönen und seltenen Tauben an sie, dann wird man, sobald man ausmengt, und Gleiches mit Gleichem gepaart hat, nicht nur gute Feld- und Zuchttauben erhalten, sondern auch viel Mühe, Zeit und Aergerniß ersparen. Wenn Tauben nicht ins Feld fliegen wollen, so soll man sie, nach Riedel, ehe sie gefüttert sind, hungrig auf den nächsten hohen Berg, wo sie den Ort noch sehen können, in einem Sacke tragen, dann ein Sieb nehmen, an ein Stäbchen oder Handgriff desselben einen Faden binden, Eine nach der Andern darunter stecken, sie einige Zeit fressen lassen, neben herum etwas Futter streuen, und am Ende das Sieb so aufziehen, daß die Tauben ohne Scheu darunter hervor können. Haben sie Eyer oder Junge, so werden sie um so schneller nach Hause eilen. Man wiederhole dieses mehrere Male, so lernen sie nach und nach die Gegend und den Feldflug kennen. — Wie man die Flugtauben am besten gewöhnt, ist schon oben, S. 507 u. f., angeführt worden. Auch bei diesen ist eine gute Wartung und Nahrung im Schlage zu empfehlen, wodurch sie den Schlag liebgewinnen, und eben so gute Nester zum Brüten. Eine reguigte stille Witterung dient zum ersten Herauslassen der Tauben, um sie an das Dach zu gewöhnen, vor dem Abgange, so daß sie erst das Einfliegen und die Gegend kennen lernen, welches auf den Dächern hoher Häuser eher geschieht, als bei den Hoftauben in den Städten, deren Schlag gewöhnlich niedrig angelegt wird; denn da sie sich auf die Hohlsteine, die Schornsteine ꝛc. setzen, so genießen sie eine freie Aussicht, die ihnen, bei ihrem scharfen Gesichte, feinem Gehöre, und schnellem Fluge, gute Dienste

leistet. Nach sechs bis acht Tagen Aus- und Einlassen jage man sie mit dem Schnupftuche ab, welches man auch mehrere Tage nach einander wiederholt, und solches des Morgens und des Abends, und dann jage man sie mit der Fahne. — Daß die Tauben, wenn sie einmal gewöhnt sind, ihr Lokal lieben, und gern aus weiter Ferne nach demselben zurückkehren, ist schon oben, S. 537 u. f., angeführt worden. Man wendet oftmals verschiedene Mittel an, die einmal in Freiheit gelassenen Tauben zu erhalten; allein solche verlassen dennoch nur zu oft, selbst bei Bequemlichkeiten aller Art, aus Liebe zu dem einmal inne gehabten Wohnorte, den neuen, und suchen den alten acht bis zwölf Stunden und darüber entfernten Wohnort, zum Aerger der Besitzer, wieder auf. Riedel führt ein Beispiel an, daß Einer seiner Verwandten vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren zehn Paar alte Tauben aus seinem Wohnorte einem guten Freunde, der sieben Stunden von ihm entfernt seine Wohnung hatte, in einem zugedeckten Behältnisse und durch einen Mann, der sie vor jedem Schaden in Obacht nahm, übersendet hatte. Zwischen den beiden Orten sind nicht unbedeutende Waldungen und Berge. Als nun die Tauben vierzehn bis sechzehn Tage eingesperrt gehalten, und an einem Donnerstage in Freiheit gesetzt wurden, so flogen sie den ersten Tag weniger, als am zweiten und dritten Tage, gingen aber auch nicht alle am Abende wieder in den Schlag, so daß Einige derselben im Boden eingefangen, und wiederum zwei Tage mit gutem Futter genährt, eingekerkert wurden. Nachdem solche ihre Gefangenschaft überstanden hatten, flogen sie sechs bis sieben Wochen in ihrer neuen Wohnung, und brüteten sogar mehrere Eyer aus. Auf einmal fehlte ein besonders durch seine Wildheit ausgezeichneter Täuber mehrere Tage nacheinander, und zwar jedesmal zur Nachtzeit. In der Frühe war er oftmals da, und liebkosete, sobald der Schlag geöffnet wurde,

die Täubin. Nachher blieb er abermals acht Tage da, und als der Besitzer ihn neuerdings vermißte, da fehlte auch die Täubin. Er kam auf den Gedanken, daß Beide eingefangen worden seyen. Nach ungefähr drei oder vier Tagen sah er beide auf dem Dache in Gesellschaft einiger fremden Tauben, ging in den Schlag und fütterte die sich gerade daselbst befindenden Tauben, in der Meinung, erst erwähntes Paar möchte, dadurch angekörnt, wie gewöhnlich zum Futter kommen; allein nur die Täubin kam, setzte sich außerhalb des Flugloches, und sah furchtsam in den Schlag. Auf einmal flog sie fort, und die in ihrer Gesellschaft sich befindenden nach, selbst auch Mehrere vom Schlage, von denen jedoch Einige sich bald wieder ansetzten. Einige Tage darauf schrieb der alte Besitzer, es seyen mehrere Tauben bei ihm angekommen, und zwar mit dem Paare, das seit einiger Zeit sehr oft gekommen sey, und von dem er geglaubt hätte, es wäre eingefangen und in die Nähe verkauft worden, er wolle sie aber auch gern wieder ausliefern. Da aber der Weg zu weit und der Transport zu kostspielig gewesen wäre, so blieben solche bei ihrem vorigen Besitzer. Man will auch Beispiele haben, daß Tauben nicht nur ganze Tagereisen weit zurückgeflogen sind, sondern nach und nach alle Verwandten und Bekannten mitgebracht haben. Im Correspondent von und für Deutschland, Nr. 198, vom Jahre 1821, findet man auch ein Beispiel von dem Gebrauche der Tauben als Taubenpost. Taubenliebhaber zu Antwerpen sendeten nämlich zwei und dreißig Stück Tauben nach Orleans, wo man sie am 1sten July um 7 Uhr und 25 Minuten des Morgens fliegen ließ. Beide Orte sind 122 Poststunden von einander entfernt. Die erste Taube, die ankam, brauchte zur Reise $7\frac{1}{2}$ Stunde; noch fünf Andere kamen am nämlichen Tage, vier kehrten aber erst am andern Morgen zurück, und eine am dritten Tage. Die Witterung war ungünstig, sonst würden mehr zurückgekehrt seyn. Zwei

Jahre früher, im Jahre 1819, brachte man eine Anzahl von zwei und dreißig Tauben von Antwerpen nach London, welcher erstere Ort von Letzterem 58 Deutsche Meilen entfernt ist, auf deren Flügeln das Wort Antwerpen gezeichnet war. Am 11ten Julius gedachten Jahres ließ man sie des Morgens um 7 Uhr zu London wieder fliegen, nachdem Einer ihrer Flügel mit dem Worte London bezeichnet war, und schon gegen 12 Uhr des Mittags, also in fünf Stunden, kam Eine dieser Tauben zu Antwerpen an, vier Stunden nachher kam eine zweite Taube zurück, und am folgenden Tage waren noch zwölf derselben daselbst eingetroffen. Man gewahrt hieraus, daß gut gewöhnte Tauben auch aus weiter Entfernung ihrer vormaligen Wohnung wieder zu fliegen. Wie man sie hierzu gewöhnen kann, ist schon oben, S. 538, angeführt worden.

Von dem Fange der wilden oder Holztauben, und der Anlegung bestimmter Aufenthaltsörter oder Gehäge, um sie an einem Orte fest zu machen. Man fängt die wilden Tauben mit Garnen, Schlingen an Traukherden, oder auf Salzlecken; auch mit Weizen oder Erbsen in Nieswurz oder Kockelkörner(Tollkörner) gekocht, und damit vermengt, was nach dem Fressen Betäubung verursacht. Wer die Tauben an Salzlecken fangen will, der mache sich eine Hütte, bedecke sie mit Laub, nehme zahmgemachte oder selbst den zahmen Tauben ähnliche Farben, als Lockvögel, und binde sie wie die Herdläufer mit einer Sylle, um Füße und Flügel gemacht, an, und lasse sie laufen. Man nimmt nämlich eine dünne Schnur oder ein dünnes Leder, und macht zwei Ringe, die man oben kreuzt. Man macht nun unten einen Wirbel von Draht, wie bei den Ketten, damit sich solche nicht zusammen winden. Der Kopf des Vogels wird nun zuerst in die eine Schlinge gesteckt, jedoch so, daß das Kreuz oben, und die Wirbel unten zu stehen kommen. Hat man dieses beobachtet,

so zieht man einen Flügel nach dem andern gleichfalls durch, so, daß die eine Schlinge auf die Flügelachsel zu liegen und die andere hinter dieselben zu stehen kommen, nun zieht man die Beine des Vogels gleichfalls vom After nach dem Bauche zu durch die hintere Schlinge, und diese zieht sich dann an die Hinterschenkeln an. Wenn nun der Vogel sich fiedert, und die Schlinge nicht zu weit und nicht zu eng ist, so gewahrt man nichts von diesem Bunde, als die Wirbel, an welche eine Schnur angebunden ist, an der der Lock- oder Laufvogel läuft. Man macht auch eine Ruhr an das eine Ende, das heißt, eine Einrichtung, vermöge welcher zwei Stäbe neben einander geschlagen, und in ihrer Mitte eine Walze befestiget werden muß; auf diese wird ein Stab, der eine Elle lang über den untergelegten Boden reicht, befestiget, und an das äußerste Ende die Taube gebunden; an die Ruhr selbst aber ein Zug gemacht, bei dessen Anzug die Taube in die Höhe flatternd gezogen wird, sobald Andere vorbeifliegen; unruhige Vögel taugen aber nichts zum Fange. Hat man nun dieses beobachtet, so werden 20 bis 30 Fuß lange Schlagwände oder Vogelgarne so aufgestellt, wie bei einem Vogelherde, damit sie beim Anziehen des an sie gespannten Zugstricks, vermöge der Rettelstöcke in der Mitte gut übereinander schlagen. — Ein Mehreres und Näheres hierüber wird unter Vogelfang in V. vorkommen. — Kommen nun die Tauben zum Trank oder Fraß, zum Ersteren gern von 11 bis 1 Uhr Mittags, so zieht man oft Mehrere in die Garne. Besonders häufig werden sie an Salz- und Köderlecken gefangen, das heißt, an einem ausgewählten freien Platze im Walde, wo man folgende Aetze oder Köder anbringt, das heißt, in die Erde gemachten Gruben oder Kasten fest schlägt. Man nimmt Anis, Fenchel, Coriander, Süßholz, Eberwurzel, Hasel- und Meisterwurz, alten im Backofen durchgebrannten Lehm, mischt dazu Salz, Getreide, Urin von einem Knaben, und Häringsbrühe oder Lake,

und läßt solches mit einander stark kochen, mengt, wenn es einigermaßen erkaltet ist, solches wohl untereinander, und knetet daraus einen Kuchen oder ein Brod, den man in ein Kästchen im Taubenschlage, im Gehege aber für wilde bestimmt, und auf einen freien Platz im Walde bringt. Wenn man nun die Tauben fangen will, so wird die Speise so gestellt, daß die Garne darüber schlagen, die zur Bedeckung mit zerriebenem Pferdekothe überstreut sind, und einige Locktauben angebunden oder hingestellt. Im Herde selbst ist eine oder zwei Tauben genug; die außer dem Herde angebrachten müssen frei sitzen. Wird etwas Futter: Linsen, Wicken, Hanf ꝛc., noch in den Herd geworfen, die Tauben auf dem Felde fleißig beunruhiget und waldeinwärts getrieben, so wird der bei demselben Weilende einen guten Fang machen. Die beste Zeit ist zum Fange nach der Erndte, ehe die Tauben der letzten Brut ganz flicke sind, zumal da Letztere weniger scheu und vorsichtig sich äußern. Im Frühjahre und Herbste finden sie sich haufenweise ein. Die Gehege sind am sichersten angebracht, wo alte hohle Eichen, Espen, Buchen, Eschen und andere halb verfaulte Bäume sich finden; daselbst befestiget man 2 bis 3 Fuß lange Kästchen, wo möglich kernfaule und hohle Aeste von Kiefern und Eschen ꝛc., oder überzieht wenigstens mit der Rinde die hölzernen Kästchen. Solche müssen bequem zum Sitzen eingerichtet, von faulem Holze gereiniget, und wasserdicht gemacht seyn; nur eine Seitenöffnung wird gelassen, und zwar so groß, als eine Taube zum Schliefen gebraucht, man nagelt oder steckt dann neben dieses Loch noch ein Stängchen zum Ansitzen, wie bei den Staarenkobeln. Mehrere dieser Kästchen werden auf einem Baume festgenagelt, der Ort mit Köder bestreut, und an mehreren Orten in 2 bis 3 Fuß lange und 8 Zoll hohe Kästchen und zwar so gemengt, daß in der Mitte ein Hügel bleibt. Da aber auch andere Thiere, z. B. Rehe und zahme Thiere, die im Walde geweidet werden, solcher

Mischung nachstreben, so muß man die Stellen umzäunen; ist die Mischung alt und untauglich, so mische man frische Speise darunter. Das erste Jahr läßt man die Jungen abfliegen, bessert die Nestchen aus, reiniget sie, und wenn man fortfährt den Ort nicht zu beunruhigen, so werden im Frühjahre eine Menge Holztauben sich einfinden und Nutzen bringen. Für Tauben, die man gern in der Nähe hat, und vor dem Fenster füttert, sind die Kobeln am besten; jedoch darf bei Anlegung eines Behältnisses nicht vergessen werden, daß es sehr gut ist, wenn man Wasser in der Nähe hat, weil diese Thiere sehr hitziger Natur sind, und auch deshalb, weil ihr natürlicher Instinkt, den man besonders bei den wilden Tauben bemerkt haben will, sie lehrt, sich desselben statt eines Spiegels zu bedienen, um an den in dasselbe fallenden Schatten in der Nähe weilender Raubthiere, ihre Feinde zu entdecken. Daher stellen Einige auch mit Wasser gefüllte Gefäße unter die Fluglöcher. Auf diese Weise sucht man die wilden Tauben sich heimisch zu machen. — Die Garne zum Fangen sind wie die Garne zum Krammetsvögelfang gestrickt, nur sind die Maschen etwas weiter, so daß sie auf 3 Zoll weit werden. Mit zwei und siebzig Maschen fängt man an, strickt zehn Klafter lang, an beiden Seiten Zipfeln, und verhauptmascht sie oben und unten mit Bindfäden. Die Garne müssen aus gutem, festem und grobem Zeuge oder Zwirne gemacht werden, und oben recht gute Leinen haben. Sie müssen auf die bekannte Art schlagen, nur daß die Stäbe weit auseinander geschlagen seyn müssen, und die Wände, statt zu stehen, übereinander fallen können, damit die Gefangenen die Wände nicht auseinander oder rückwärts beim Ausfliegen heben oder schlagen können, sondern sich gleich in die auf ihnen liegende Garne verwickeln. Die Locke ist in der Mitte, eben so der Trankherd. Um den Herd werden Krakeln oder Antritthackreiser, die hoch und schön kahl seyn müssen, gesteckt. Auch zu dem Netz-

fange muß man Lock- oder Ruhrtauben haben, die man dazu am besten jung erzieht und zahm macht. Es müssen stets zwei Locktauben im Herde seyn, und zwei können auf die nächststehenden Bäume gesetzt werden, entweder in einem verdeckten Käfich, oder auf ein Spitzbrett, damit die Taube frei darauf sitzen kann. Um die Tauben an die Garne zu gewöhnen, kann man sie bei schönem trocknen Wetter etliche Tage liegen lassen, und sie mit leichtem Moose oder feinem Sande bedecken, damit, wenn sie aufgestellt werden, sich die Tauben nicht vor den Netzen scheuen. Das tägliche Futter, was man ihnen hinwirft, und das in Erbsen, Wicken, Hanf ꝛc. besteht, reitzt sie schon an, und sobald sie nur sehen, daß eine Taube schon dasitzt und frißt, so eilen die Andern auch dahin. Auch bringt man sie, wie auch schon oben bemerkt worden, häufig zum Herde und zum Fangorte, wenn Jemand sie auf dem Felde oder in den Hölzern behutsam aufjagt, und gegen den Herd treibt, so daß sie, wenn sie von der Ferne oft aufgejagt werden, hungrig werden, und gern auf die Beitze fallen. Es müssen aber mehrere Personen seyn, wenn es von Erfolg seyn soll, und wenigstens muß ein Mann beim Herde bleiben, besonders wenn man Erbsen in Nießwurz weicht, oder in Branntwein, mit Brodkrume und Kokelkörner vermischt, wodurch sie betäubt werden. Diese Fangart mit betäubenden Mitteln ist aber nicht anzurathen, weil diese schädlich auf die Tauben einwirken können, wie alle betäubende Mittel. Die Hütte muß auch in einer Ecke, eine gute Strecke von dem errichteten Herde entfernt, und wo möglich ein lebendiger Busch seyn, oder wenigstens mit grünem Laube bedeckt werden. Eben so nöthig ist es auch, daß die Wände mit Schnellern oder Federn angerichtet sind, damit die Stecken schnell beim Ziehen übereinander fallen, ungefähr wie bei einer Mausefalle mit zweien Bogen. Man muß aber zuweilen einige Zeit mit dem Fange aussetzen, um sie sammeln zu lassen, und

nicht zu oft zu verscheuchen. Zur Erndtezeit, wenn die Tauben ausgeflogen sind, unternimmt man den besten Fang, dagegen aber schadet er im Frühjahre mehr, als er nützt.

Taubenhandel. Da die Tauben zum Vergnügen von vielen Liebhabern, sowohl zu Hoftauben, als auch zum Fluge, gehalten werden, so geben sie auch einen nicht unbeträchtlichen Handel in großen Städten ab. An vielen Orten nährt dieser Handel oftmals ganze Familien, und kann das ganze Jahr hindurch getrieben werden, da man ihn nicht bloß mit jungen Tauben, sondern auch mit alten führt. Man rechnete früher, in den ältesten Zeiten, den Taubenhandel zu den unbedeutendsten, und dieses könnte man wohl annehmen, da er sich nur auf wenige Verkäufer, die damit im Großen handeln, beschränkt; allein der Kleinhandel oder Markthandel mit Tauben für die Küche ist nicht ganz unbedeutend; er wird nicht bloß von den Landleuten, sondern auch von den Federviehhändlern betrieben, welche die Tauben auf dem Lande einkaufen; indessen geschieht dieser Handel nur am lebhaftesten im Frühjahre, Sommer und Herbste, da er größtentheils mit Jungen getrieben wird, die sich am besten zum Bedarf in der Küche und auf der Tafel eignen. Hierzu nimmt man gewöhnlich Feldtauben oder Feldflüchter, weil diese niedriger im Preise stehen, und auch durch das selbstgesuchte Futter im Felde einen bessern Geschmack haben sollen. Wenn man diese Tauben zur Zucht kaufen will, um sie ins Feld fliegen zu lassen, so muß dieses im Frühjahre geschehen, ehe sie ins Feld fliegen und sich gepaart haben, oder im Herbste paarweise, wenn man das Futter nicht scheut, etwa um Weihnachten, wo sie, wenn man sie hinausläßt, nicht viel fliegen, und so leichter die Gegend kennen lernen; denn kauft man sie während der Flugzeit, so sind sie scheu und unruhig, und verfliegen sich leicht. Die Haustauben kann man das ganze Jahr

hindurch kaufen, da sie da bleiben, wo sie Nahrung finden, sobald sie aber an den Feldflug gewöhnt sind, so kaufe man sie zur Zeit der Feldtauben; am besten aber alle Arten vor der Paarungszeit. Die Flugtauben, welche zum Jagen gebraucht werden, wie die Tümmler, Mövchen ꝛc., kauft man in großen Städten, wo dieses Vergnügen hauptsächlich betrieben wird, bei den Taubenhändlern. In Berlin handeln damit nur fünf Personen, die aber diesen Handel sozusagen ins Große betreiben, weil sie selbst große Taubenflüge haben, und dann die gefangenen Tauben, die beim Fassen mit andern Taubenflügen, bei dem Ihrigen, beim Abreißen oder Trennen von einander, geblieben, angefallen und gefangen worden sind, verkaufen. Auch kaufen sie oft ganze Flüge von Taubenliebhabern, die genöthiget sind, ihre Tauben abzuschaffen, weil sie als Miether kein passendes Lokal dazu finden können, und jeder Hauswirth es nicht erlaubt, Tauben zum Fliegen zu halten, weil sie glauben, daß das Dach von den Tauben zerstört wird, da sie den Kalk zwischen den Dachsteinen herauspicken. Bei diesen Taubenhändlern kann man die gangbarsten Taubenarten erhalten und einkaufen: Tümmler, Wendetauben, Mövchen, Kröpfer, Mondtauben, Trommeltauben, Montencur, Pfauentauben, Schwalbentauben, Perrückentauben ꝛc.; sie handeln mit Flug- und mit Hoftauben, nur sind die Feldflüchter von ihrem Handel ausgeschlossen, weil diese in großen Städten bei den Taubenhändlern nie gesucht werden, wohl aber bei den Landleuten auf den Wochenmärkten, worauf zwar diese Händler auch feil halten, aber eine eigene Korporation ausmachen, die einen eigenen Stand inne hat. Diese Taubenhändler sitzen bei einander, und sehen eine Versammlung von Taubenliebhabern und Käufern, Verkäufern, Vertauschern, Einlösern ꝛc. ꝛc. um sich her. Alle Taubenliebhaber, welche Flugtauben zum Jagen halten, finden sich auch an den Markttagen bei ihrem

Taubenlager ein, um, wenn auch nicht Tauben zu kaufen, doch sich von den Flügen zu unterhalten, auch nach den verlorenen eigenen Tauben zu spähen, ob man sie nicht in den Taubenkasten finden, oder wohl erfahren könnte, wer sie gefangen hat, wenn sie z. B. von dem Habicht verjagt worden sind; denn bei dem regelmäßigen Fassen der Flüge am Morgen, oder hauptsächlich am Abende, kennt jeder Taubenliebhaber schon die Flüge, mit denen seine eigenen Tauben fassen, weil er die Gegend von seinem Taubenschlage aus übersehen kann; er kennt also die Personen, die Tauben von ihm gefangen haben können, mithin darf er nur zu ihnen hingehen, um seine Tauben gegen ein Auslösegeld wieder zu erhalten, wenn sie nicht einen besondern Vertrag oder Cartel mit einander geschlossen haben sollten: sich gegenseitig die Tauben unentgeldlich auszuliefern. Diese Flugtaubenhändler sind so ziemlich mit allen Verhältnissen der Taubenliebhaber, auf die Tauben bezogen, bekannt, und man erfährt bei ihnen auch leicht den Zustand von einem jeden Taubenfluge, ob es lange oder altgewöhnte Tauben sind, oder ob sie erst neuzugewöhnt worden, ob sie daher schon lange geflogen haben, oder nur erst kurze Zeit fliegen. Ob der Flug aus lauter Tümmlern besteht, ob sie rein oder verbastert, ob sie rauch- oder rothfüßig, ob sie altstämmig 2c. 2c. sind. Interessant ist daher jedem Taubenfreunde diese Unterhaltung, da nichts dabei übergangen wird, was sich nur auf die Tauben und deren Flug, Unterhaltung in Futter, Farben, Körpergestalten, Fangmittel 2c. bezieht. Die Taubenhändler haben Jeder zwei gegitterte Kasten, einen etwas niedrigen, zu den kleinern Tauben, den Tümmlern, Mövchen 2c., und einen hohen, zu den großen Tauben, den Kröpfern, Monteneurs, Perrückentauben, Türkischen Tauben, Mondtauben, Trommeltauben 2c. Der oberste Kasten enthält die Flugtauben zum Jagen, und der unterste die Hoftauben. Beide Kasten stehen auf ei-

ner großen Schubhandkarre. Die Tauben, die man hier kauft, sind selten gepaart, denn es sind größtentheils einzeln gefangene, und auch gekaufte Tauben, die hier zum Verkaufe zusammengeworfen werden. Jeder, der sich daher bei einem Taubenhändler auf dem Markte Tauben kaufen will, muß sie sich aussuchen, wie er sie zu haben und zusammenzuwerfen gedenkt, um ein Paar daraus zu machen; denn da er sie in den Kasten größtentheils von allen Gestalten und Farben antrifft, so hängt es nur von seiner Wahl ab; auch muß er Kenner von Täubern und Täubinnen seyn, weil er sonst leicht betrogen werden könnte, statt Täuber und Taube, zwei Täuber zu erhalten, zwei Tauben dagegen selten. Wer sich an einen Taubenhändler wendet, und ihn um ein Paar Tauben ersucht, kann wohl rechnen, wenn er sie gut bezahlt, wenigstens den geforderten Preis giebt, daß er auch ein Paar, oder Täuber und Taube, erhält; aber auf das bloße Verlangen von Täuber und Taube, und beim strengen Handeln, möchte es oftmals fehlschlagen. Wie man die Täuber von den Tauben unterscheidet, ist schon oben, S. 598 u. f., angeführt worden. Man wird es daher leichter gewahren, wenn man zu einem Taubenhändler ins Haus geht, und sich auf dessen Taubenboden selbst Täuber und Täubin aussucht, weil man hier die Täuber von den Tauben leicht unterscheiden kann, da man auch gleich sieht, wie die Täuber auf Tauben treiben, welches man auf dem Markte in den Kasten, wo sie alle eng bei einander sitzen, natürlich nicht sehen kann. Auch selbst schon gepaarte Tauben, wenn man sie als solche kauft, trennen sich oft wieder, wenn sie in ihre neue Wohnung kommen, welches daher rührt, weil bei ihnen nur eine kurze Zwangspaarung Statt gefunden, um sie als Paare verkaufen zu können, und diese Paarung ist um so zweckloser, da die Zusammengeworfenen aus zerrissenen Paaren bestehen, die durch Fang, Kauf und Tausch an den Taubenhändler gekommen sind, und daher noch

trauern um die verlorenen Gefährten. Man darf sich daran nicht kehren, daß die Tauben in den Kasten traurig aussehen; denn die Taubenhändler lassen sie auf den Markt mehrere Male in der Woche karren, pressen sie dann in die engen Gemächer oder Gefängnisse, worin sie zwar Luft, Sonne und Wärme im Sommer genießen, aber doch nicht frei sich bewegen können, da sie fest aufeinander liegen; auch müssen sie die Zeit über, daß sie auf dem Markte stehen, Hunger und Durst erleiden, und der Letzte ist um so fürchterlicher, da die ohnehin Wärme habenden, und, gedrängt, starke Hitze verursachenden Thierchen den brennendsten Durst empfinden, zumal bei grobem Futter. Dann gehen sie auch aus einer Hand in die andere, und das Anfassen geschieht nicht immer mit Vorsicht und Milde, sondern nur zu oft gerissen, gedrückt und entfiedert; denn Jeder untersucht sie von allen Seiten, macht die Flügel auseinander und untersucht die Schwingen, die Schwanzfedern, faßt sie bei dem Schnabel, zieht den Kopf lang, untersucht die Augen, die Füße, kurz es ist kein Theil des Körpers, der nicht eine Musterung passiren muß, und ist nun dieses geschehen, dann hat sie doch noch so manchen Fehler, und wird wieder in den Kasten hineingesteckt, und eine andere genommen, und so geht es fort. Eine Taube, die vielleicht nicht ganz reine Schwingen hat, in wie viele Hände gelangt diese nun, ehe sie einen Käufer findet, der auf diese Reinheit der Schwingen oder Zeichnungen nicht sieht? — Sind viele Tauben enge eingeschlossen, so treten die Stärkeren auf die Schwächeren, die oftmals ihren Tod finden, besonders bei den Händlern, welche die Tauben in Säcken von einer Stadt zur andern tragen, worin sie dann ersticken, wenn zu viele auf einander gepackt sind. Dieses geschieht besonders bei dem Tragen der Tauben zum Verkaufe nach kleinen Städten. Man steckt die Tauben in einen Sack, der oft nicht den geringsten Luftdurchzug erlaubt, auch in verschlossene

Kasten. Hier leidet selbst die Schönheit und Vollständigkeit der Federn, und nicht selten die Gliedmaßen und die Gesundheit des Körpers. Daher kommt es auch, daß man oft gesunde Tauben zu haben glaubt, während man bald gewahrt, daß man sich geirrt hat; sie sind schwächlich, werden leicht beim Auslassen in andern Schlägen gefangen, auch eine Beute des Habichts. Auch geschieht es oft bei den Taubenhändlern, daß sie unerfahrenen Käufern, die sich entweder einen Flug anlegen oder Hoftauben halten wollen, schon gewöhnte Tauben aus ihrem Schlage verkaufen, die dann, wenn sie herausgelassen werden, wieder nach ihrer alten Wohnung zurückkehren. Geschieht aber auch dieses nicht von dem Taubenhändler, so verkauft er doch von Andern gefangene Tauben, die eben so wenig zuverlässig beim Einkaufe sind, da sie auch wieder abgehen können. Um es zu wagen, solche Tauben herauszulassen, muß man sie erst Monate lang in dem Schlage sitzen, brüten und Junge ziehen lassen, in welcher Zeit sie dann an den neuen Schlag gewöhnt seyn können, und den alten vergessen haben. Daher muß man keine alten Tauben kaufen; denn diese kehren oft nach einem Jahre langer Einsperrung zu ihrem alten Schlage zurück. Man kaufe sich lieber ein- oder zweijährige Tauben, und wo möglich aus einem Schlage, und wenn aus mehreren, von jeder Gattung gleiche Paare um das Gleichgewicht herzustellen. Das hier Gesagte gilt sowohl von den Flug- als Hoftauben. Die Verschwiegenheit will man in so fern an den Händlern rühmen, daß sie selten die Personen nennen, die ihnen gefangene Tauben zu kaufen gegeben haben. Man sucht die Ursache dieser Verschwiegenheit in Verheimlichung der Verkäufer darin, daß diese die Tauben, die sie gefangen, nicht ausgeliefert haben, unter dem Vorgeben, sie nicht gefangen zu haben. Der Eigenthümer der Tauben ist daher genöthiget, wenn er sie bei den Taubenhändlern findet, sie theuer wieder

einzulösen, und besonders wenn sie die Taubenfreunde genauer kennen, daß ihnen an ganz gleichen Paaren viel gelegen ist. Auf diese Art oft doppelt belohnt, ist es ihnen nicht einerlei, ob sie durch das Ausplaudern und Namennennen der Personen, von denen sie des Nachbars Tauben gefangen haben, sich und Andere Feinde machen. Oftmals entstand auch ein langer kostspieliger Streit, der für Beide, den Wegfanger und Taubenhändler, nicht gut endete, besonders in den Staaten, wo die Taube, als eine Waare, gleiches Recht der übrigen Hausthiere hat, also nicht fortgefangen werden darf, und wenn es geschehen, sie wieder herausgegeben werden muß, wenn der Besitzer der Tauben weiß, daß sie sein Nachbar gefangen hat, und dieses während der Brut der Jungen. — Um alte und junge Tauben unterscheiden zu können, mögen folgende Merkmale dienen: 1) Alte Tauben lassen beim Anfassen, Fangen und Jagen wohl einen brummenden Ton hören, aber keinen pfeifenden und quickenden, wie die Jungen, bis sie ganz flicke und zur Zeugung geschickt sind. So lange die Jungen mit dem Kopfe auf und nieder ziehen, auch wohl den Hals mehr strecken, als natürlich, gleichsam furchtsam und verlegen hin und her blicken, oder wenn sie in der Höhe sitzen, furchtsam in die Tiefe sehen, so lange kann man sie als Hoftauben und Feldflüchter zwar essen, aber nicht gut zum Ausfluge anwenden, da sie ohnehin noch dumm und schüchtern sind, noch nicht sich paaren, leicht verfliegen nnd gefangen werden. Die Alten halten sie, so lange sie bei ihnen sind, und mit ihnen fliegen, von vielem Schaden ab, woran die Fütterung Schuld ist. Beim Einkaufe zum Essen muß man besonders noch darauf sehen, ob sie unter den Flügeln schon ganz befiedert sind, oder nicht, ob sie keinen allzustarken und festen Körperbau, und nicht minder starke Knochen an den Füßen haben, oder stark geblättert sind. Sind sie am ganzen Leibe befiedert, haben sie starken Kopf und Beine,

sieht man weder Flaumfedern, noch Fasern, so sind dieses entweder kranke, oder schon einmal gemauserte Tauben, Abflügel genannt, weil sie schon abgeflogen sind, das heißt, mit den Alten schon ins Feld fliegen, und daselbst sich selbst nähren können. Zuweilen werden aber Tauben für Junge gehalten, die nicht zu fett und groß sind. Es giebt Tauben, die an Größe und Stärke den Jungen ähnlich sind, weil sie nicht ins Feld fliegen, sondern nur auf den Straßen, Düngstätten, und vor den Scheunen, wo Getreide abgeladen und gedroschen wird, kümmerlich sich nähren, und weder brüten, noch fett werden; solche zehren nach und nach ab, und kommen ihrer Gestalt nach den Jungen ähnlich. Alte Tauben sind weniger munter und lebhaft, haben viel härtere Schnäbel, je älter, desto stärker, gerändete Füße, starke Augenringe, aufgetriebene Schnabeldecke oder Aufsätze, härtere, schwärzliche und längere Spornen an den Zehen, eben so eine blasse Haut und Farbe, verhärtete Nasenhaut, und verschlossene, unreine Farbe, und Unreinigkeit der Federn. Die Jungen haben schwächere röthliche Füße, die Alten dagegen stärkere Schuppen darauf, und die Farbe fällt mehr ins Braunrothe; auch haben die Jungen kleinere Spornen. Mit dem Alter nimmt Stärke der Knochen und Kraft des Körpers zu, wenn sie aber zehn bis zwölf Jahre und darüber gelebt haben, so nehmen sie nach und nach ab, und verzehren sich, oder fallen ab; indessen ist das letztere angeführte Alter nicht immer das Ziel des Abnehmens; denn man hat sie noch nach funfzehn Jahren sehr kräftig gefunden. Ob gerade Abnehmung an Körperkraft, Schwäche, immer Folge ihres Lebens Ende ist, kann wohl nur schwer bestimmt werden, da auch andere Zufälle sie sehr oft im besten Alter hinwegraffen, ja sie selbst an Windsucht, Wassersucht ꝛc. im Alter sterben, ohne gerade an Kräften sehr verloren zu haben. Doch alle diese Aufstellungen verdienen noch genauere Beobachtungen; auf jeden Fall ist aber das Hinscheiden

der Kräfte und Abzehren nicht Folge des Alters, sondern eine Krankheit. — Die Jungen, die im Frühjahre abfliegen, nennt man frühe Abflieger oder Abflüchter, die im Herbste späte. Erstere sind um so besser, weil sie oftmals noch im Herbste ziehen, und Letztere sind wieder besser, als diejenigen, die man in dem sogenannten Taubenhunger zieht, das heißt, zu der Zeit, in welcher das Korn geschoßt hat, Alles in dem besten Wachsthume, und gesäet und aufgegangen ist, etwa von Ende des Mays bis zur Erndte, weil jene noch mit den Alten den Feldflug gewöhnen, und in der Erndtezeit Futter genug finden, während diese, zu Hause gefüttert, selten genug Nahrung finden, und in der Regel, wenn man zu füttern aufhört, abzehren, überall umherziehen und schmarotzen; haben aber die Jungen zum zweiten Male gemausert, dann sind sie am besten zum Einkaufe, zumal sie dann gut fliegen, und durch ihre Stimme sich zu unterscheiden anfangen; denn ehe sie ein Jahr zurückgelegt haben, hört man selten eine vollkommene Stimme von ihnen. Man soll den Schlag auf einmal besetzen, weil die Tauben die Gesellschaft lieben, und sich in einer großen besser, als in einer kleinen befinden, auch Eine oder die Andere weniger die Herrschaft an sich reißen kann. — Will man Futter ersparen, und erst, wenn die Futterzeit größtentheils vorüber ist, Tauben sich anschaffen, so kaufe man solche in den Monaten Januar und Februar, in welchen Monaten der Schnee noch die Flur bedeckt, und weniger helle und freundliche Tage die Auffindung des alten Wohnorts begünstigen; sie müssen täglich gefüttert werden; auch paaren sie sich öfters mit Tauben, die schon eingeflogen sind. Der Nichttaubenkenner, der noch niemals Tauben selbst besessen hat, und sich welche anschaffen will, wird beim Einkaufe derselben wohl thun, sich einem Taubenkenner zu überlassen; denn wollte man sich unbedingt einem Taubenhändler anvertrauen, so könnte man doch Gefahr laufen, wenn man

auf einen gewinnsüchtigen Mann stieße, keine gute Auswahl von Tauben zu erhalten; denn man bekommt gewöhnlich ausgesuchte, nicht gepaarte, auf einem und demselben Orte eingekaufte oder verhandelte Tauben, die beim Auslassen sich in der Regel wieder entfernen. Auch muß man Tauben aussuchen, die eben einen solchen Schlag und ein solches Flugloch gehabt haben, wie man selbst besitzt; denn ist dieses nicht der Fall, so können sie leicht wieder abgehen. Auch auf die Höhe des Schlages kommt viel an. Eine einmal hochgewöhnte Taube wird selten in einem niedrigen Schlage bleiben, und so umgekehrt, wieder eine niedrig gewöhnte Taube in einem hohen Schlage, wenigstens wird es Mühe kosten sie daran zu gewöhnen. Ferner sind die sogenannten Mühltauben oder Müllertauben, welche auf Mühlen erzogen und eingeflogen sind, zum Ankaufe nicht zu empfehlen, weil sie dergleichen Orte wieder aufsuchen, indem nicht nur die Häuser einzeln stehen, sondern weil sie auch daselbst fast täglich Nahrung finden, und in Menge gehalten werden; auch gehen durch das Auf- und Abschütten des Getreides viele Körner verloren. Auch muß man beim Einkaufe der Tauben nach der Fütterung fragen, um sie wieder mit demselben Futter zu füttern; denn Tauben, die einmal an gutes Futter gewöhnt sind, z. B. Erbsen, Linsen, Wicken, Weizen ꝛc., nehmen anfangs nicht gleich mit schlechtem Futter vorlieb, sondern suchen diejenigen Plätze wieder auf, wo sie besseres Futter finden. Dann soll man nicht allzu verschiedene Farben wählen, weil, wenn sie nicht alle gut gepaart sind, viele auf die Farbe gehen, das heißt, sich zu gleichfarbigen halten und paaren, und so weggewöhnen. Andere wollen bei diesen Thieren eine Art Stolz bemerkt haben, oder wohl besser eine Neigung, sich lieber mit ihrer Gattung und Farbe zu vermischen, welches man zur Paarungszeit deutlich bemerken kann, indem sich selbst in der Stube gleiche Farben mit einander begatten, und

oftmals durchaus nicht eine andere Farbe dulden und annehmen. Jung daran gewöhnt, soll es leichter gehen. Eben so wähle man keine mit zu langen Federfüßen ausgezeichnete Tauben, weil sie zum Fluge etwas schwerfällig sind. Dann kaufe man zu Feldtauben und Haustauben mehr schlechte, als seltene Tauben, indem man bei den Letzteren wenig Nutzen hat, wohl aber bei den Ersteren.

Betriegereyen beim Verkaufe der Tauben. Ein sehr gewöhnlicher Betrug ist das Ausrupfen der Taubenfedern, das heißt, derjenigen farbigen Federn, welche die Zeichnung ungleich machen, und daher falsche Federn heißen. Hätte z. B. ein Rothschild oder eine Rothbläsſe auf der Brust oder Flügel einige weiße Federn, so müßten diese, wenn ein Liebhaber sie kaufen wollte, zumal zur Zucht, ausgerissen werden; denn ohne diese werden sie nur die Hälfte Werth haben. Dieses Ausrupfen geht so weit, daß oftmals aus Schecken die schönsten und gleichgezeichnetsten Tauben gerupft werden, ein Betrug, den selbst der Kenner nur dann gewahr werden kann, wenn etwa viele Federn oder solche fehlen, die in die Augen fallen, z. B. Schwung- oder Schwanzfedern. Auch durch eine geschickte Färbung der Federn kann man mancherley Täuschungen hervorbringen, ja oftmals werden damit die Kenner betrogen. Die Färbung geschieht mit gekochten Hölzern, Farbehölzern, z. B. mit Fernambuck, Blauholz, Gelbholz; dann mit Galläpfeln 2c. Diese Hölzer werden mit etwas Alaun gekocht, und damit diejenigen Stellen gefärbt, die man lichter oder dunkler zu haben wünscht, oder wo man zur Ergänzung einer Zeichnung weiße Federn anstreicht. Man bedient sich dazu auch des Scheidewassers, Vitriolöls 2c. Die letzteren Mittel sind jedoch zu gefährlich, da sie leicht die Tauben tödtlich verwunden können, wenn sie das Fleisch berühren. Mit dem Vitriolöl löset man z. B. den Indigo auf, wenn man bläuliche Töne anbringen will.

Die Täuschung wird man erst in der Mauserzeit gewahr, wenn man nicht schon früher an der Rauhheit und dem verlornen Glanze der Federn Verdacht schöpft, und werden die Federn gut gebürstet, und mit etwas Gummi, auch Eyweiß, angestrichen, so vermindert sich derselbe wieder. Einige rupfen oft die Federn, und Riedel will die Erfahrung gemacht haben, daß wenn man farbige Federn oftmals nach einander ausreißt, jedoch seltener, als Manche glauben, bei manchen Tauben weiß nachkielen, wahrscheinlich ein Zeichen geschwächter Federkraft. Zuweilen beschneidet man auch die Spitz- und Zwerghauben, wenn sie zu niedrig sind, indem die kleinen Nebenfedern niedergedrückt und ausgerupft werden, damit die Haube höher erscheint. Dieses geschieht besonders bei den Kraustauben oder Mövchen, damit die hervorragend fallenden Federn höher erscheinen. Wer nun dergleichen Tauben kaufen will, der nehme zuerst die Taube in die Hand, öffne ihr den Schnabel, ob sie nicht gelbblaß im Rachen aussieht oder Grinde darin hat, welches stets einen kranken Zustand bedeutet, beschaue die Augen, ob dieselben, wo nicht einfarbig (welches Einfluß auf das Fallen oder Farbenspiel der Jungen hat), wenigstens nicht schönblind sind, und zähle die Federn des Schwanzes und der Flügel. Jeder Flügel hat am Ende drei gleiche lange Federn, Schwingen genannt, auf diese folgen sechs nach und nach kürzer werdende, nach diesen, gegen den Körper zu, acht Stück kleine Federn, welche nach und nach an Länge gewinnen, drei davon ragen besonders hervor, die mittlern am meisten; der Schwanz besteht aus zwölf ordentlich getheilten Federn, sechs rechts, und sechs links, am Ende etwas gerundet. Zuweilen fehlen Federn der Mauser wegen, gewöhnlich unterscheidet sich diese Krankheit noch dadurch, daß entweder am Halse und am Genicke die Federn hier und da mangeln, oder wie von Schaben zerfressen aussehen, auch frische nachschieben. Dieses Alles muß man beim

Kaufe untersuchen. — Schläfrigen Tauben, besonders traurigen und phlegmatischen, giebt man Muth, wenn man ihnen starknährendes Futter, Hanf, Anis, Fenchel, Koriander, in Wein oder Branntwein geweicht, vorsetzt. Nach Schmidt soll man ihnen Brod mit Butter, oder Wasser mit Honig oder Engelsüß vorsetzen Andere halten ihre zum Verkaufe bestimmten Tauben eingekerkert, jagen und treiben sie des Tages mehrere Male herum, und machen sie dadurch wild, so daß man glaubt, man kauft gute Flugtauben, während sie oftmals, sobald man sie selbst einläßt, kaum das Haus verlassen, und wenn man sie hinausjagt, überall eingehen, wo sie Futter wissen. Oftmals soll der Verkäufer solche Tauben selbst nicht kennen. Man kennt sie am ersten, wenn man sie besieht, indem man gewöhnlich an ihnen findet: beschmutzte Federn am Unterleibe und an der Kehle; die Geschmeidigkeit derselben mangelt. — Die Preise der Tauben sind sehr verschieden, welches nicht nur auf die Gattungen oder Arten ankommt, sondern auch auf die Reinheit in Hinsicht der Zeichnung und Farbe, auf die Haube, die rauchen Füße 2c. So kostet in Berlin ein Paar Tümmler oder Flugtauben 6, 8 bis 12 Gr. Courant. Ein Paar Blauelsterbunte mit Kappen und rauchen Füßen 1 Rthlr.; eben so Gelbelsterbunte mit Kappen und rauchen Füßen; so auch reine Blauweißschwänze, Schwarzweißschwänze, Schwarz- und Kupfertiger, Mohrenköpfe 2c. 2c., welches auf den Liebhaber ankommt, der reine und schöne Zeichnungen liebt, dabei eine schöne Gestalt. Die Wendetauben sind den Tümmlern im Preise gleich; denn auch bei ihnen kommt es auf Schönheit in Gestalt, Farbe und Zeichnung an. Die Mövchen werden mit 12 bis 16 Gr. das Paar bezahlt; in Nürnberg mit 1 Gulden 15 Kreuzer bis 1 Gulden 30 Kreuzer; in der Gegend von Ulm 2 bis 3 Gulden; die Kropftauben in Berlin mit 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Schleier- oder Perrückentau-

tauben mit 2 Rthlr.; die Pfauentauben mit 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Türkischen oder Türkentauben mit 1 Rthlr. und darüber, in Würtemberg und Bayern mit 1 Fl. oder Guld. bis 25 Guld. nach der Schönheit der Farbe, und wenn die Tauben schöne Hauben haben; gewöhnlich zahlt man 5 bis 8 Guld. Die Trommeltauben in Berlin mit 12 und 16 Gr. das Paar; in Bayern und Würtemberg mit 48 Kr. bis 1 Fl. 30 Kr., schöne mit 3 bis 4 Guld. Die Schwalbentauben in Berlin 16 Gr. bis 1 Rthlr.; die Mondtauben nach Beschaffenheit der Zeichnung und Farben 8 bis 12 Gr. Cour. Die Feldtauben, Feldflüchter, mit 4 bis 6 Gr. Cour. Nach diesem Verhältnisse werden auch die übrigen oben angeführten Tauben bezahlt.

Von dem Nutzen und Schaden der Tauben. Riedel sagt, und wohl mit Recht: „Wenn Schönheit, Farbenwechsel, schnelle Vermehrung, Anmuth und Nützlichkeit bei irgend einer Vogelgattung sich mit einander verbinden, und darum Liebhabereyen und Aufmerksamkeit erregen, so ist dieses gewiß bei dem Taubengeschlechte der Fall. Die Meinungen sind zwar auch hier über Schaden und Nutzen getheilt, da sich beide nach der ordentlichen Lage und den Verhältnissen richten, und wobei im Allgemeinen bemerkt werden kann, daß die Tauben mehr Vortheil, als Nachtheil gewähren; vorausgesetzt, daß man das Futter für die Tauben nicht kaufen, und solche das ganze Jahr hindurch füttern muß, weil in diesem Falle ein Paar Junge theuer zu stehen kommen. Die weise und sparsame Benutzung des Taubenmistes kann auch bei dem Halten der Tauben in das Mittel treten.“ — Betrachtet man nun den Nutzen der Tauben, so ist hier zuerst deren Vermehrung zu nennen, die um so willkommner ist, da sie in der Küche zur Speise gebraucht werden (s. Taubenspeisen), und dann auch zum Vergnügen auf den Höfen und zum Fluge. Ueber die Vermehrung der Tauben ist schon oben an mehreren

Stellen das Nöthige gesagt worden. Als Nahrung für die Menschen gehört das Taubenfleisch unter die schmackhaftesten, nahrhaftesten und gesundesten Nahrungsmittel, so daß es selbst für Kranke zum Genuß anwendbar ist, wenn man nämlich die Taube, nebst dem Fleische und den Knochen klein haut, und daraus eine Suppe bereitet. Mehrere Aerzte behaupten zwar, daß der zu häufige Genuß des Taubenfleisches dem mit der Gicht Geplagten nicht dienlich sey, und das Podagra erwecke; allein die Mehrzahl der Aerzte pflichten der Erfahrung bei, und halten solches keineswegs für ein Reizmittel. Das Fleisch der jungen Tauben ist eine Lieblingsspeise, die in hohen und niederen Ständen in Deutschland gefunden wird, und so auch in andern Ländern Europas. Für die Bewohner der Bahamischen Inseln, denen ihre nakten Felsen wenig Nahrung geben, ist es ein Bedürfniß. Nur die Russen der niedern Klasse sollen es in der Absicht nicht essen, weil sie den heiligen Geist sich darunter vorstellen, und diesen dann zu essen glauben, wenn sie das Taubenfleisch genießen. Ob dieses noch so allgemein in den untern Klassen sich fortpflanzt, läßt sich nicht angeben, gewiß ist es aber, daß sie sich dieses Fleisches enthalten, weil die Taube für das Symbol des heiligen Geistes gilt. Daher findet man auch ihr Bild über den Kanzeln, Altären und Taufsteinen aufgehängt. Sie dienten anfangs denen, die zum Abendmahle gingen, zur Erinnerung der Anrufung des heiligen Geistes, der die Herzen zum würdigen Genusse vorbereiten möge. Dieses war bei den Griechen gewöhnlich, obgleich die neuere Kirche hierin von der alten abweicht, wenn sie lehrt: man müsse bei Haltung des Leibesmahles den heiligen Geist darum anrufen, damit derselbe den Leib und das Blut Christi mit dem Brode und dem Weine vereinige, welches jedoch in den Einsetzungsworten nicht liegt. Diese Taubenbildnisse aus Holz, Silber, Gold und andern Metallen mußten, als man den Sinn der Worte

veränderte und mißkannte, sagt Riedel, die Behältnisse abgeben, in welchen die Hostien verwahrt wurden, um Kranke damit zu versehen. Noch heut zu Tage finden wir dergleichen Bildnisse, die nicht selten auch den Christen daran erinnern sollen, was Matth. Kap. 3, V. 16, Marcus Kap. 1, V. 10 beschrieben, nämlich, daß der heilige Geist in der Gestalt einer Taube erschienen ist; die Menschen erleuchtet und heiliget. Aus derselben Ursache trifft man schon in dem sechsten Jahrhunderte die Gewohnheit an, eine nachgemachte Taube über die Taufstellen zu hängen, welche nicht nur an des Heilands Taufe, bei welcher der heilige Geist, nach Matth. 3, 16, in Gestalt einer Taube sich geoffenbaret hat, erinnern soll, sondern auch daran, daß man bedenken soll: man werde bei der Taufe nicht durch schlechtes Wasser, sondern durch den heiligen Geist wieder geboren. Ferner findet man ihr Bild in der Kirchen an den Kanzeln, womit die Absicht erreicht werden soll: daß Lehrer und Zuhörer sich daran erinnern möchten, wie sie die Stelle, von welcher im Namen Gottes zum Volke geredet wird, mit heiliger Ehrfurcht betreten sollen. 2. Cor. 2, 27. Auch soll das Bild die Zuhörer an die Worte, Matth. 10, 16, erinnern: Die Lehrer sollen klug seyn, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Daß man auch hier und da gewöhnlich über den Tischen Tauben von Papier oder Pappe und von Holz in den Zimmern aufgehängt findet, soll in frühern Zeiten nicht nur die Stube zu verzieren, sondern wohl nur um die Gegenwart des heiligen Geistes sich zu erinnern, und besonders beim Essen zur Furcht Gottes zu ermuntern, geschehen seyn. Psalm 149, 7. — Auch dienen den Raubthieren die Tauben zur Nahrung, die auch die Eyer aussaufen. Die frischgelegten Eyer gebraucht man in der Küche, wie die Hühnereyer. — Ferner reinigen die Tauben die Felder von dem Unkraute, und sind daher für die Landwirthschaft sehr wohlthätig. Auch sollen sie

nach der Behauptung von Einigen nicht bloß das Unkraut, sondern auch kleine Schnecken, Würmer und Insekten verzehren; dieses wird jedoch von Vielen in Zweifel gezogen; nur die kleinen Schnecken im Sande sollen von den wilden Tauben verzehrt werden, und wahrscheinlich der Verdauung wegen. Was das Ausrotten des Unkrauts auf den Feldern betrifft, besonders auf denjenigen, welche unangebauet oder brach liegen, so soll es jeder unpartheiische und erfahrene Landmann bekräftigen können, daß sie zur Zeit des sogenannten Taubenhungers, in welcher die Feldfrüchte zu schoßen anfangen, und die Aehren noch nicht gekrönt, gekörnt und unreif sind, die Tauben die Felder vom Unkraute reinigen; denn man darf nur zu dieser Zeit einer fliegenden Taube den Kropf aufschneiden, und man wird in demselben vorzüglich das Unkraut finden, das in Menge auf den Brachfeldern, die stark gedüngt worden sind, gefunden, und Taubel genannt wird. Wahrscheinlich kommt der Name von leer, taub, her, indem das Unkraut zwar dem Stengel nach mit dem Rocken oder Korne Aehnlichkeit hat, aber weder Halm noch Frucht trägt. Viele Gutsbesitzer sollen daher nicht mit Unrecht über das Ueberhandnehmen desselben geklagt haben, als man an einigen Orten das Taubenhalten erschwerte. Sie gewähren daher dem Feldbaue einen ansehnlichen Nutzen, mehr aber noch durch das Vermindern des Samens von dem sogenannten Vogelheu, Vogelwicken, der die Winterfrüchte, besonders in nassen Jahren, und bei zu starkem Dünger, gern umwickelt und niederzieht, und so den Wachsthum hindert und erschwert. Die Erfahrung bestätiget hierbei, daß die Tauben lieber das gute Futter liegen lassen, und erst das Unkraut verzehren. Es dient ihnen zur Erhaltung der Gesundheit, und Fütterung der kleinen Jungen; man findet sie auch deshalb mitten in der Erndte auf den Brachfeldern und ödeliegenden Fluren, so daß sie nur aus Noth die Schwaden

angreifen, und die Körner ausschlagen. Sie laufen in den Furchen fort, sammeln aber nur das durch die Sonnenhitze oder den Regen ausgefallene, ausgerüttelte Getreide, und nehmen nur dasjenige auf, was noch liegen bleibt, und in den Boden getreten wird, daß mancher Ueberbleibsel ohne Mühe und Arbeit zwar wieder wächst, aber mit dem Unkraute wieder ausgeackert oder ausgejätet wird. — Der Mist oder der Taubenkoth dient zum Düngen mehrerer Südfrüchte, wie z. B. der Tabaksfelder, Spargelbeete, Leinfelder, zum Weinbau ꝛc., indem er durch seine Hitze das Erdreich erwärmt; auch verlieren die Tauben schon beim Herumlaufen auf den Feldern den Koth zum Dünger. Zur Düngung der Tabaksfelder wird er besonders in den Niederlanden angewendet, indem die Blätter darnach dick und ölig werden, wie am Rhein die Hopfenbeete, Weinstöcke ꝛc. In Persien wird er hauptsächlich zur Düngung der Melonenbeete angewendet, und aus dieser Ursache werden die Tauben daselbst sehr zahlreich gehalten; deshalb auch die vielen Taubenhäuser in der Nähe von Ispahan, wo man deren über dreitausend zählt. Beim Gebrauche wird er am besten fein zerrieben, oder in einem Fasse gewässert, aufgestreut, oder mit der Lauge ausgegossen, nur darf er der Sonne und dem Regen nicht ausgesetzt seyn, weil er sonst seiner Kraft beraubt wird. Schlechte Felder werden durch ihn, gleich kranken Bäumen, verbessert und gesund, sobald man ihn mit Vorsicht braucht, weil er sich nicht entzündet, wenn man solchen auf den Boden naß gebracht und unausgestreuet, haufenweis liegen hat, vorausgesetzt, daß er feucht und naß vor der Aufbewahrung gewesen ist. In Japan duldet man die Tauben in keinem Hause, weil der Dung sich leicht entzündet. In Paris war sein Preis früher hier und da der Gerste, und am Main und Rhein nicht selten den Wicken und dem Rocken gleich, so daß der Sack 1 Guld. 30 Kr. bis 2 Guld. kostete, zumal wenn man die Tau-

ben mit reinem und gutem Futter, z. B. Erbsen und Wicken, gefüttert hatte, weil dann auf dem damit gedüngten Felde sich auch weniger Unkraut einfindet. An manchen Orten sollen die Bäcker den Mist sehr gut benutzen, indem sie aus demselben eine Lauge machen, und solche beim Einweichen des Mehls anwenden. Die Semmeln werden lockerer, und erhalten einen besondern Geschmack und Farbe. In Frankreich soll solches sonst etwas Gewöhnliches gewesen seyn, und eine der vorzüglichsten Ursachen, warum daselbst der Mist der Tauben am Werthe der Gerste gleich gesetzt worden ist, weshalb man auch daselbst viele Tauben antreffen konnte. Besonders werden die sogenannten Fastenbrezeln hier und da, wenn sie geknetet oder gebrochen sind, in einer Lauge von Taubenkoth gesotten, wodurch sie nicht nur locker und schmackhaft, sondern auch gut geröstet werden. — Zum Waschen und Bleichen der Tücher und der Leinwand soll er vortrefflich seyn. — Die Haut von den Taubenköpfen mit glänzenden Federn brauchte man ehemals zum Frauenzimmerputze, als Putzwerk zu Mützen, Müffen und Verbrämung der Kleider, zu Winterwesten, besonders von den schönen Arten; auch zum Füllen schlechter Betten werden die Federn benutzt. — Bei der Warzenkrankheit soll man reines Blut der Tauben auf die Warzen streichen oder laufen lassen, welches dieselbe verzehren und vertreiben soll. — Zum Haarwuchs soll es den Wachsthum der Haare befördern, wenn man Taubenblut unter die Pomade mengt. Auch als Mittel gegen den Jammer der Kinder, oder um das böse Wesen zu stillen. In England will man die Erfahrung gemacht haben, daß wenn Kinder mit dieser Kranheit befallen sind, man nur eine Taube nehmen, solcher die Federn vom Bauche rupfen, und den nackten Bauch der Taube auf den Magen des leidenden Kindes legen soll, so soll die Taube selbst die Verzuckungen bekommen, und oftmals sterben. Auch wird Fol-

gendes diesen Gegenstand betreffend erzählt. In Neustadt bei Schneeberg wurde ein Kind vom Jammer befallen, und man nahm zu den Tauben seine Zuflucht. Die erste Taube bekam starke Verzuckungen, und starb, während die zweite ohne Verzuckungen am Leben blieb. Man muß dazu aber eine völlig ausgewachsene, ein- bis zweijährige Taube nehmen, und nur bei Kindern in der zartesten Jugend sie anwenden, weil es bei Erwachsenen weniger wirksam zu seyn scheint. — Rechnet man nun noch zum Nutzen auch den Handel mit den Tauben, der Manchen ernährt, so hat man einen kurzen Inbegriff von dem Nutzen, den die Tauben gewähren. — Was nun den Schaden betrifft, den die Tauben anrichten sollen, so beschuldigt man dieselben: 1) Daß sie den Feldern Schaden zufügen, indem sie, wie Einige angeben, die Aehren herabziehen, auskörnen, und selbst den Samen ausscharren sollen. Dieses ist zwar wahr, aber geschieht nur in solchen Feldern, wo der Same nicht gehörig eingeackert ist, und deren Samenkörner herausragen, die aber in der Folge ohnehin vertrocknen, und von andern Thieren aufgezehrt worden wären; z. B. von den Krähen, Hühnern, Elstern und Sperlingen, die nicht nur die herausstehenden Körner verzehren, sondern auch mit dem Schnabel und den Füßen ausscharren, und nur die guten Körner nehmen, abgesehen davon, daß Letztere auch noch die keimenden Körner abbeißen und liegen lassen, oder Samen und Wurzel ausreißen. Die Tauben laufen auch sehr selten in die hochliegenden Felder, und sollte auch der Fall eintreten, doch nicht weit hinein, und höchstens nur in den Furchen fort, wenn nämlich einige Körner in denselben liegen. Nach Müller fallen die Tauben nicht gern in das hohe Getreide, es sey denn, daß es niedrig und dünn steht, oder vom Unkraute niedergebeugt wird, sondern nur in die Furchen der Aecker; sie läuft nicht weit hinein, um das auf dem Boden liegende Getreide aufzulesen, welches um so nöthiger ist-

weil Menschen und Vieh während des Vorübergehens nur zu viele Aehren abstreifen und abknicken. 2) Die Behauptung, daß die Tauben der Leinsaat in den Brachfeldern schaden, ist der Erfahrung entgegen, da gerade die Felder, auf denen diese Thiere waren, die schönsten geworden sind, und zwar aus dem Grunde, weil die Tauben durch das Herumlaufen die Erde aufrütteln und locker machen, wodurch der Same eher wurzeln kann, auch wird der eingeegte weniger in seinem Wachsthume gehindert, und der Acker gleichsam schon von der Saat an ausgemerzt, ausgezogen und gedüngt. Auch fressen die Tauben nicht einmal den Lein gern, und wenn sie ihn auch fressen sollten, so hat er Nachtheil für sie, indem er ihnen gar nicht bekommt, wegen seiner klebrigen Eigenschaft, wodurch ihnen die Eingeweide und der Mastdarm verkleistert wird, und wenn man der Taube nicht bald Hülfe mittelst eines Klystiers schafft, so bringt ihnen eine Entzündung den Tod. So lange der Same keimt, geht es an, wo nicht, so leiden selbst die wilden Tauben bedeutend, indem gewöhnlich zur Leinsaat die Jungen umkommen. Nur auf sandigem und rollendem Boden, und wenn die Felder an einem Abhange liegen, schaden die Tauben durch das Herumlaufen und Einklammern der Krallen, indem der Boden solcher Felder gern von oben herabrollt und in der Tiefe sich festsetzt, woran aber die Thiere nicht immer Schuld sind, und in diesem Falle, besonders wenn Wind, Frost oder allzugroße Trockenheit sich damit verbinden, tritt der Fall ein, daß der Same nicht nur entblößt da liegt, sondern auch mit der Erde herabrollt und tief verschüttet wird. Derselbe Fall tritt auch ein, wenn Erbsen, Wicken ꝛc. lange ungesammelt liegen bleiben; denn regnet es auf die Frucht, und scheint bald darauf die Sonne, so springen die Schoten auf, und bieten den Tauben die schönste Gelegenheit zum seltenen und ungewöhnlichen Fraß dar, welches aber der geschickte Landwirth leicht vorbeugen und abhelfen kann. — 3) In

den Wäldern möchten die Tauben wohl noch eher Schaden anrichten, wenn sie in frische und angesäete Schläge kommen, oder in dem Walde gern dem Waldsamen nachgehen, und mit allem Fleiße denselben auflesen. Indessen geschieht dieses nur selten, theils wegen der Entfernung und Dicke des Gehölzes, theils aber auch aus Furcht vor den Feinden daselbst, so ist der Schaden unbedeutend. Dieses, und manche andere unbillige Beschuldigungen gaben auch Veranlassung zum Gesetze: das Taubenhalten zu beschränken, und das Fliegenlassen in gewissen Zeiten zu verbieten, wie z. B. zur Saat- und Erndtezeit, obgleich derjenige gewöhnlich am meisten darunter leidet, der im Schweiße seines Angesichts durch die Ackerwirthschaft sein Brod verdienen muß, und der oftmals durch den Verkauf einiger Paar Tauben und deren Dünger sich einiges baares Geld erwerben kann, wodurch seine häusliche Lage einigermaßen verbessert werden kann, und um so mehr, wenn man bedenkt, daß oftmals die Tauben nur auf den Grund und Boden ihres Herrn sich nähren, und anderes Wild sich ungestört darauf nähren darf, ohne daß für den Schaden ein Nutzen sich abwirft, und so fremdes Eigenthum den Schweiß Anderer verzehrt. Auch kann der Landmann nicht besser den Abgang seiner Frucht benutzen, als zur Fütterung der Tauben. Auch sind die vorhandenen Verordnungen nur wegen des Mißbrauches des Taubenhaltens erschienen, und in solchem Falle nicht mit Unrecht, indem oftmals bei dem Taubenhalten die größte Ungleichheit Statt findet, oft arme unbegüterte Leute solche in Menge halten, ohne zu fragen, woher das Futter kommt. S. auch Taubenverordnung und Taubengerechtigkeit.—4) Sollen die Tauben den Dächern und den Wänden schaden. Dieses thun die Feldtauben nicht so leicht, wohl aber die Haustauben, besonders in den längsten Tagen bei trockner Jahreszeit; denn sie entblößen die Dächer vom Mörtel; sie richten an den Forsten eines Ziegeldaches, auch

an den Kalk- und Lehmwänden Nachtheil an, indem sie da, wo sie ein Loch, eine Ritze ꝛc. bemerken, solches nach und nach zu vergrößern fortfahren, um die kleinen Steine und den mit Salpeter geschwängerten Sand in ihren Magen verschlucken, weshalb man gut thut, wenn man trocknen Flußsand oder klein gestoßenen Lehm vorwirft und ausbreitet. Bei den Strohdächern ziehen sie die Aehren heraus, in welchen noch Körner stecken, und durchlöchern dasselbe, wodurch bei alten Strohdächern der Forst leidet, und bei langen und heißen Sommertagen durch den Aufenthalt darauf, wie durch das Hin- und Herlaufen der Tauben wird das oberste Stroh mürbe und aufgerieben, weshalb solches dann leicht abfällt. Mehr aber noch als die Tauben, schaden die Mäuse einem neuen Strohdache, indem sie solches durchlöchern, verbeißen, und in demselben nisten, und schaarenweise sich aufhalten, weshalb Dolen und Katzen gute Dienste leisten. — In der Medizin (s. oben, S. 726) wurden die Tauben schon in den ältesten Zeiten gebraucht. So z. B. das Blut für Augenkrankheiten; dann öffnete man eine lebendige Taube ihrer Länge nach auf dem Rücken, und legte sie ganz warm auf den Kopf gegen den Schlagfluß, die Schlafsucht, die Tobsucht, und bei bösartigen Fiebern; auch legte man sie unter die Fußsohlen, wenn mit der Tobsucht ein bösartiges Fieber verbunden war, um die Feuchtigkeit von dem Gehirne abzuleiten. Auch in schmerzhaften Fällen des Seitenstechens auf die schmerzhafte Seite gelegt, soll sie nicht ohne Wirkung seyn. Auch soll das Blut zur Heilung frischer Wunden dienen; die innere Magenhaut dient gepülvert gegen die Ruhr. Der Mist zu Salben und Pflastern; auch soll er den Wassersüchtigen und mit dem Steine Geplagten gut bekommen, wenn er mit Wasser aufgelöset und zum gewöhnlichen Getränke bereitet wird. Jetzt ist er aus der Medizin verschwunden; in den Gewerben dient er zum Waschen der Leinwand wegen der reichhaltigen Laugentheile.

— In der Feldwirthschaft dient der Taubenmist, wie schon oben angeführt, zur Düngung des kalten und feuchten Bodens, sowohl in Friesland, als auch in Holland, wo derselbe aus dem zuerst genannten Lande nach Utrecht und Geldern gebracht worden, um die Tabacksfelder zu düngen, wovon derselbe sehr stark wächst und dicke große öligte Blätter bekommt, wie schon oben angeführt worden. Der Scheffel kostet 1 Rthlr., womit man zweimal so viel ausrichtet, als mit einem Karren Schaf- oder Kuhmist. — Auch die Theuerung der Tauben in Samaria, 2 Buch der Könige 6, 25, wird als merkwürdig betrachtet, als der Syrische Könige Benhadad solche belagerte, wo $\frac{1}{4}$ Cab Taubenmist 5 Silberlinge galt. Wenn man nun 1 Schilling für 1 Franz. Livre, und 1 Cab für ein medizinisches Pfund rechnet, und, aller Vermuthung nach, unter dem Taubenmiste die Eingeweide der Tauben versteht, die sonst weggeworfen worden, da sie aber auch für Hunger gegessen und ordentlich verkauft wurden, so hat das Eingeweide einer einzigen Taube fast 1 Speciesthaler gegolten.

Von den Naturforschern werden die Tauben verschiedentlich eingetheilt oder klassifizirt. So rechnet Linné das Taubengeschlecht zur sechsten Ordnung, als zu den Singvögeln oder sperlingsartigen Vögeln, giebt demselben zwei Abtheilungen oder Familien, und nimmt ein und siebzig Arten mit vielen Spielarten an. — Büffon theilt sie in dem natürlichen Zustande in drei Hauptarten: 1) Bergtaube. Diese wird als die Stammmutter der zahmen Tauben, mit allen, durch die Zucht der Menschen hervorgebrachten Spielarten und Varietäten angesehen; 2) Ringeltaube; 3) Turteltaube. — Brisson rechnet die Tauben zur zweiten Hauptabtheilung seiner Vögeleintheilung, und hier zur ersten Ordnung der 26 Ordnungen dieser zweiten Hauptabtheilung. Nach diesem Naturforscher macht die Taube nur ein Geschlecht aus. — Latham nimmt eine eigene Ordnung

und Gattung an, eben so Klein. — Naumann, in seiner Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands und angrenzender Länder, nimmt drei Hauptabtheilungen: Wald-, Feld- und Wasservögel an, und theilt sie in 30 Klassen, darunter ist die fünfte Klasse das Taubengeschlecht. — Bechstein nimmt die Linnéische Eintheilung an. Die Tauben werden hier in zwei Familien getheilt, die dreiundsiebzig Gattungen ausmachen. Zur ersten Familie werden die wilden Tauben gerechnet, und zur zweiten die zahmen und großen Hoftauben. Hier machen die erste Abtheilung die Feldtauben, und die zweite die Haustauben aus. Eine neue Eintheilung der Tauben findet man im Literaturblatte vom 22sten Jan. 1822, Nr. 7. — Beim Cüvier machen die Tauben die erste Ordnung der hühnerartigen Vögel aus. Mehrere einzelne sich auf die Tauben beziehende Artikel werden in dem folgenden 181sten Theile unter den mit Taube zusammengesetzten Wörtern vorkommen, so auch das Taubenregister. Die rauchfüßigen Tauben, und welche alle Monate brüten, gebraucht man im Winter zum Ausbrüten gemeiner Hühnereyer; was davon zu halten, s. unter Huhn, Th. 26, S. 48. — Wie die Tauben von den Erbsenfeldern abzuhalten sind, s. unter Erbse, Th. 11, S. 178. Von den Tauben haben die Menschen das Küssen gelernt, s. Th. 57, S. 140. — Ueber die Tauben sehe man nach:

Nützliches und vollständiges Taubenbuch. Ulm, 1790. — Taubenbuch, oder Unterricht von der Taubennatur, Eigenschaften, Nutzen, Schaden, Verpflegung, Nahrungsmitteln, Krankheiten ꝛc. Ulm, 1790.

Gründlicher Unterricht in der Taubenzucht. Nach dreißigjähriger Erfahrung aufgesetzt, und zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen herausgegeben von einem Taubenfreunde. Berlin, 1798.

Die Tauben, ihre Wartung, Pflege, Haltung und Be-

nutzung. Ein nothwendiges Handbuch für alle Taubenfreunde. Hamburg.

Der Täuber, oder der praktische Rathgeber, insonderheit den Einkauf, die Behandlung, Betriegereyen der Taubenhändler, Kennzeichen beiderley Geschlechter ꝛc. betreffend. 2te Aufl. Leipzig.

Die Täubin, oder die praktische Rathgeberin, sowohl sich, als auch ihre Jungen, vor allen Nachstellungen, Verfolgungen und Zufällen schädlicher Raubthiere zu sichern, und allen bevorstehenden Gefahren durch natürliche Rettungsmittel zu entfliehen. Leipzig, 1806.

Christ. Gottl. Schmidt, der Täuber, oder der vollkommene praktische Rathgeber über den Einkauf, Behandlung und Fütterung aller Arten Tauben, Kennzeichen der Geschlechter und Alters, Erzeugung schöner Farben und Schilderarten, Verfahrung, daß Tauben das ganze Jahr unausgesetzt hecken und Junge erzeugen, Anlegung der Taubenbehältnisse, Ausflug, insonderheit aber, daß jede Taube in ihrem neuen Behältnisse willig verbleibt, nach vier und zwanzig Stunden in Freiheit gelassen werden kann, und ihren Schlag durchaus nicht verläßt, fremde Tauben, junge und alte, durch List herbeizuführen und einzugewöhnen, Tauben, so von Raubthieren aus ihren Behältnissen verjagt worden, in dieselben zum Aus- und Einflug schnell wieder zu bringen; ferner: Tauben ohne Unterschied, der Anzahl nach, sämmtlich und plötzlich aus ihren Behältnissen auf einmal zu vertreiben, nächstdem von Krankheiten der Tauben und den Heilmitteln, Anerkennung und Wegfangung aller Arten Raubthiere, und den Rechten der Tauben. Dritte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig und Sorau, 1821.

Wilh. Riedel, die Taubenzucht in ihrem ganzen Umfange, oder vollständige Anweisung zur Kenntniß des Taubenschlages. Enthaltend eine Beschreibung aller in- und ausländischen Taubenarten, ihrer Eigenschaften, Erziehung, Wart und Pflege, ihrer Krankheiten, Heilmittel, Nutzen und Schaden. Nebst einer Anleitung schöne Tauben auf die leichteste und wohlfeilste Art zu ziehen, um sie zum Vergnügen und Nutzen halten zu können. Ulm, 1824.

Sir William Jardine, naturgeschichtliches Kabinet des Thierreiches, VII. Ornithologie, IV. Theil; auch unter dem Titel: Naturgeschichte der Tauben. Nach Prideaux-Selby Esq. Deutsch bearbeitet von Fr. Treitschke ꝛc. Pesth und Leipzig, 1839.

Büffon, Naturgeschichte der Vögel, Th. 6, S. 144 u. f. Das Taubengeschlecht.

Döbels neueröffnete Jäger-Praktika, oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger. Leipzig, 1783, Th. 1, S. 52, 132 u. f.; Th. 2, S. 231 u. f.; Th. 3, S. 104, und Th. 4, S. 5 u. f.

Vorschläge recht viele Tauben zu erhalten: Leonhardi ökonomische Hefte. Oktober 1795, S. 261.

Ferner findet man über die Tauben Nachrichten in Bechsteins Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, 2 Bde. Leipzig, 1793, Bd. 2.; Gotthards Federviehzucht; Meißners Viehzucht; Breitenbachs Unterricht in der Viehzucht; Riems Encyklopädie, Jan., S. 202; Buchholz, vom Federvieh, S. 239. — Fremde Tauben an sich zu bringen: Journal von und für Deutschland, 1785, 9s St., S. 268. — Berliner Beiträge, 6r Bd., 5s St. — Mittel, durch welche man verhüten kann, daß die Tauben ihre Häuser nicht verlassen, in Nr. 21—23 des Berliner Intelligens-Blattes, 1790. — Hannöversches Magazin, Jahrg. 1781, Col. 1023; 1788, Col. 671; 1791, Col. 343. — Ueber das Taubenhalten auf den Dörfern: Leipziger Intelligenz-Blatt, 1781, S. 181. — Ist es vortheilhaft, Tauben bei einer Landwirthschaft zu halten? Oekonomische Nachrichten der Schlesischen patriotischen Gesellschaft, 1781, S. 111. — Götzes Europäische Fauna. — Dessen Naturgeschichte einiger Vögel, 1782, S. 117. — Gött. Taschenbuch, 1790, S. 123 ꝛc. ꝛc.

**Ende des Einhundert und achtzigsten Theils.**

Gedruckt bei F. W. Krause, in Berlin.

Fig. 9087. S. 298.

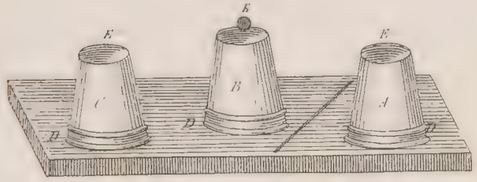



Fig. 9088. S. 299.

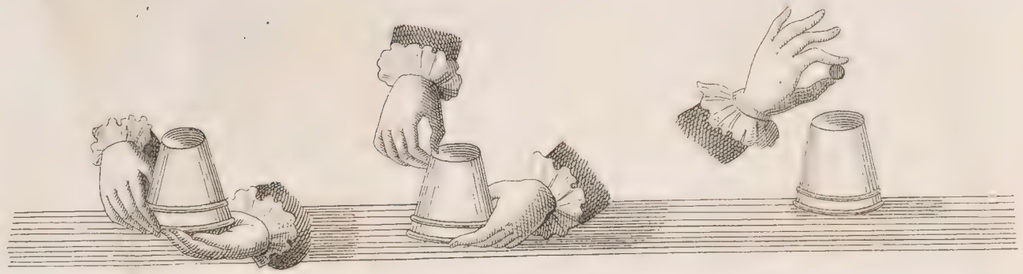
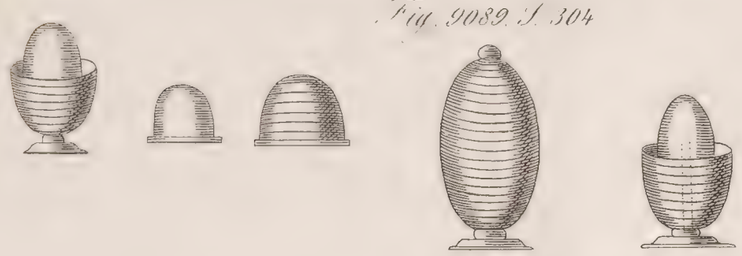


Fig. 9089. S. 304



S. 305

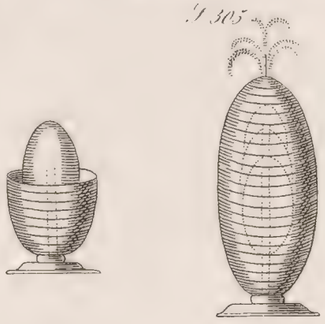


Fig. 9090. S. 306.

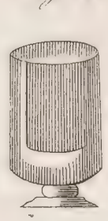


Fig. 9091. S. 307.

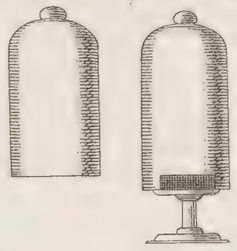


Fig. 9092. S. 308

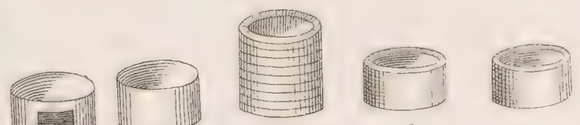


Fig. 9093. S. 309.

Fig. 9094. S. 375

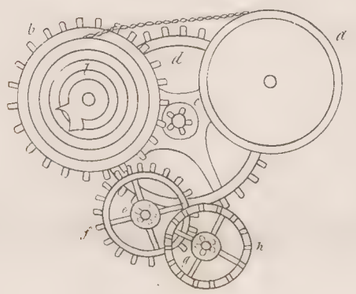



Fig. 9096. S. 382.

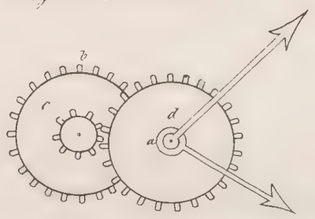


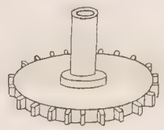

Fig. 9095. S. 376.

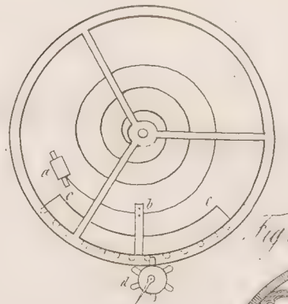
Fig. 9098. S. 383.

Fig. 9099. S. 386.

Fig. 9100. S. 386.

Fig. 9097. S. 382.





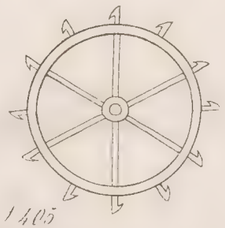



Fig. 9101. S. 391.

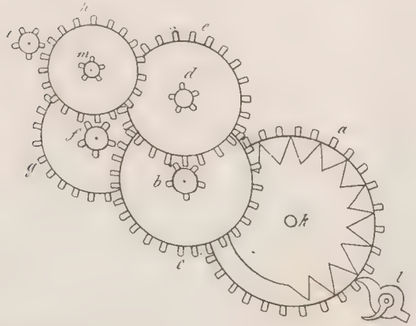
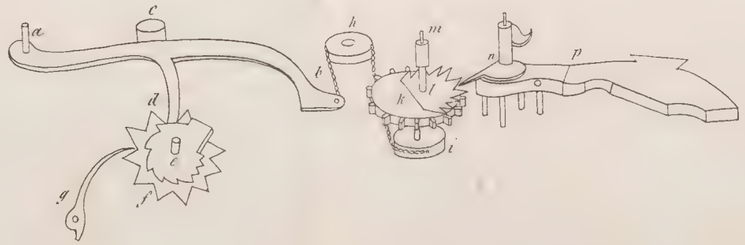



Fig. 9102. S. 392.



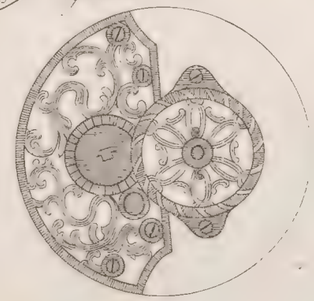


Fig. 9103. S. 405